









VON
OPITZ BIS KLOPSTOCK

EIN BEITRAG
ZUR
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN DICHTUNG

VON

DR. CARL LEMCKE

PROFESSOR AN DER K. TECHNISCHEN HOCHSCHULE ZU AACHEN

NEUE AUSGABE
DES ERSTRN BANDES VON LEMCKE'S GESCHICHTE DER
DEUTSCHEN DICHTUNG



LEIPZIG 1882
VERLAG VON E. A. SEEMANN

PT 271
L4
1882

Aus dem Vorworte der ersten Ausgabe.

Die hier behandelte erste Periode der neueren deutschen Dichtung war auch mir bei zersplitterter Kenntniss und der Voreingenommenheit durch das Urtheil Anderer fehr widerwärtig, als der Beruf mich nöthigte, sie eingehender durchzuarbeiten. Wie es immer zu geschehen pflegt, mit der Arbeit wuchs die Lust, und schlieslich empfand ich für Männer und Zeiten ein warmes Interesse und Bedauern, auf die ich früher mit der Verachtung gefehen hatte, welche seit den Urtheilen der Romantiker nur zu allgemein gang und gäbe geworden und in diesem und jenem der gebrauchtesten Handbücher der deutschen Poesie noch immer genährt wird.

Da ich gewahrte, dass meine Auffassung hinsichtlich wichtiger Fragen mit derjenigen anderer Forscher nicht zusammenfällt, so habe ich diese Zeit nach meiner Art und Weise darzustellen unternommen, um ihr die geschichtliche Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen, die ihr nach meiner Ansicht gebührt.

Kenner dieser Periode werden mich nicht zu herbe beurtheilen, wo es mir nicht gegückt ist, mich in der Jahre langen Arbeit des durchgängig so trocknen und nebenbei gesagt so schwer zugänglichen Stoffes frisch und geschmeidig zu erhalten, und man die Rückwirkung desselben auf die Darstellung merkt.

Vermochte ich es, die Einsicht in die Entwicklungen der neueren deutschen Dichtung und dabei die Aufklärung über den

Gang großer geschichtlicher Entwicklungen zu fördern, so ist meine Absicht erreicht.

Dass ich bei meiner Behandlung aufbauend und erklärend und nicht zerstörend zu Werke gegangen bin, brauche ich in einer geschichtlichen Arbeit wohl nicht zu entschuldigen.

Ueber einen Punkt habe ich hier Rechenschaft zu geben. Ich habe weder die sämmtlichen Werke der von mir besprochenen Dichter genannt, noch die bezüglichen beihülflichen Bücher citirt. Mit gutem Bedacht. Denn ich wollte nicht Gegebenes wiederholen. Alles Bibliographische findet man so sorgsam, wie es nur der Fleiss eines deutschen Gelehrten vermag, gesammelt in dem auch in kritischer Beziehung ausgezeichneten «Grundriss der deutschen Dichtung» von Karl Gödeke, einem Werke, welches in keinem Hause fehlen sollte, wo das Interesse für deutsche Literatur sich über das gewöhnliche Gymnasialmaß erhebt.

Auf die verdienstvollen Werke von Gervinus, Koberstein, Kurz, Cholevius u. A., welche diese selbe Zeit behandeln, brauche ich nicht besonders zu verweisen, da sie allgemein bekannt sind.

Vorwort zu der neuen Ausgabe.

Bald nach dem Erscheinen dieses Bandes, welcher die in sich abgeschlossene Periode unserer deutschen Dichtung von Opitz bis Klopstock behandelt, folgte ich einer Berufung nach Holland. Neue Arbeiten auf anderen Gebieten, die damit verbunden waren, und der Mangel an den nothwendigen literarischen Hülfsmitteln, wie sie nur unsere deutschen Staats- und Universitäts-Bibliotheken bieten, hinderten seitdem die Fortsetzung des begonnenen Werkes.

Es soll nun keine völlige Verzichtleistung auf solche Fortsetzung bedeuten, wenn dieser Band jetzt unter einem neuen Titel als selbständiges Werk herausgegeben wird. Ich will gestehen, dass die Worte K. Goedeke's, mit denen dieser Meister-Kenner unserer Literatur die Leser seines Grundrisses auf das vorliegende Buch für die in demselben charakterisierte Periode verweist, meinen geehrten Verleger, Herrn E. A. Seemann und mich zu dieser Neu-Ausgabe trotz des immerhin Bedenklichen eines solchen Titel-Tausches veranlasst haben.

Im Übrigen werden die Jahre des Wartens in einer Beziehung der Fortsetzung dieser Geschichte zu Gute kommen; nicht wegen neuen Materials, das seitdem herbeigebracht ist und hier nicht in erster Linie von Wichtigkeit ist, wo es sich um das wirklich Geleistete handelt, sondern wegen des neuen Geistes, welcher seit einem Decennium vollständig durchgegriffen hat und jetzt erst die Goethe-Schillersche Zeit rein historisch würdigen lässt. Die Epigonen-Periode ist vorüber.

Aachen, im März 1882.

C. L.



INHALT.

	Seite
EINLEITUNG	1
1. Die deutsche Dichtung der Opitzischen Zeit. Widerspruch zwischen Dichtung und Wirklichkeit. Das Wesen der Poesie. Ihre Ent- wicklungen	3
2. Die Entwicklungen in der deutschen Dichtung bis zur neueren Zeit .	16
3. Das Zeitalter der Reformation	72
I. VON OPITZ BIS GOTTSCHED	113
1. Die poetischen Strömungen zu Anfang des 17. Jahr- hunderts	115
Fürstenthum. Gelehrtenthum. Geistlichkeit. Reges Leben zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Frische poetische Bestrebungen. Re- naissance. Neue Lyrik: Theobald Hoeck. Deutschthümelei der Barockzeit. Gelehrte Renaissance. Der Neu-Katholicismus. Eine Renaissance im Protestantismus: Joh. Arndt. Glaube, Philosophie und Naturwissenschaft: Jacob Böhme. Volksthümliche Dichtung. Jacob Vogel. Satire. Sittengedicht. Anekdote. Volksthümliche Dichtung von Gelehrten. Joh. Val. Andreae. Allegorische Dichtung. Volksthümliche religiöse Dichtung: Anna Hoyer. Schelmenroman.	
2. Die Vormänner und Genossen von Opitz	148
Weckherlin. Der Zincgref'sche Kreis. Barth. Werder. Hude- mann. Lund. Plavius. Heermann.	
3. Die Fruchtbringende Gesellschaft und die Universitäts- Poetik	172
Stellung des deutschen Adels zur neuen Cultur. Reisen. Kriegsdienste. Einfluß der Fremde. Gründung des Palmen-Ordens. Der Palmen-Orden. Tobias Hübner. Ludwig von Anhalt-Cöthen. Die Universitätspoetik: Buchner.	
4. Martin Opitz	185

	Seite
5. Aufnahme der Neuerung in Süddeutschland und bei den Katholiken	221
Die aufrichtige Tannengefellschaft: Rumpler von Löwenhalt und Schneuber. Friedrich von Spee. Jacob Balde. Der Nürnberger Pegnitzorden: Harsdörffer. Poetischer Trichter. Klaj. Sigmund von Birken.	
6. Die freieren Lyriker. (Sächsische Schule)	238
Paul Fleming. Olearius. Finckelthaus. Brehme. Homburg. Wasserhuhn. Greflinger. Schwieger. Schirmer. Schoch.	
7. Norddeutsche Schulen	254
Albert. Roberthin. Dach. Titz. Tscherning. Schottel. Zesen. (Deutschgefinnte Genossenschaft). Rist (Elb-Schwanen-Orden).	
8. Fortwirkungen. Die religiösen Dichter. Dichterinnen	275
Neumark. Albinus. Scultetus. Scherffer. Franke. Gerhardt. Scheffler (Angelus Silesius). Knorr von Rosenroth. Kuhlmann. Dichterinnen. C. R. v. Greiffenberg.	
9. Die Satiriker	295
Die Satire. Die Prosa. Moscherofsch. Schupp. Lauremberg. Rachel. F. v. Logau. J. H. v. Traunsdorff.	
10. Das Drama (Gryphius)	310
11. Epos und Roman	319
Wieland. Freinsheim. Hohenberg. Buchholtz. A. U. v. Braunschweig. Ziegler. Grimmelshausen. Happel. Rückblick.	
12. Hofmannswaldau und Lohenstein oder die sogenannte zweite schlesische Schule	332
Hofmannswaldau. Lohenstein. Anhänger der zweiten schlesischen Schule. Lohensteinismus.	
13. Anti-Lohensteiner: Die Gelehrten	343
Weise. Morhof. Omeis. Durcheinander der Schulen. (Stockmann. Grob).	
14. Anti-Lohensteiner: Die französische Schule. Günther	359
Canitz. Neukirch. Führer von Haimendorff. Ceremonien-Dichtung: Besser. König. Heraeus. Pietsch u. A. Günther. (Schmolke).	
15. Die Hamburger Poeten. Brockes	368
Die Oper. Postel. Andere Poeten des Kreises. Wernicke. Weichmann's Sammlung. Richey. Brockes.	
II. VON GOTTSCHED BIS KLOPSTOCK	379
1. Gottsched	381
Die Poesie. Absolutismus und Aufklärung. Aufräumende Geister. Einfluss der englischen Poesie und Kritik. Englischer und	

französischer Einfluss. Gottsched und die Schweizer. Aesthetik. Kritische Untersuchungen. Gottsched, Lohensteiner und Hofdichter, Weiseaner und Lehrdichter. Gottsched, das Drama und die Oper. Gottsched's Erfolge. Gottsched und das Wunderbare in der Poesie.

2. Die Poetik der Schweizer	406
Bodmer und Breitinger. Breitinger's Dichtkunst. Der Streit mit Gottsched.	
3. Die neuen Bewegungen in Gottsched's Kampf. Das satirische Geschlecht	417
Gottsched und die Neuberin. Liscow. Rost. Pyra. Frau Gottschedin. Schwabe u. A.	
4. Hagedorn und Haller	431
5. Die Hallische Schule	454
Halle gegen Leipzig. Pyra. Lange und Frau. Die Anakreon-tiker: Götz. Uz. Gleim. — Gesner (Idylle).	
6. Die sogenannte preussische Schule	483
Friedrich II. Ramler. Willamov. Karschin. E. v. Kleist.	
7. Die Leipziger Schule	497
Kästner. Mylius. Joh. Elias Schlegel. Rabener. Gellert. Zachariae. Andere Dichter der Bremer Beiträge. Lichtwer. Klop-stock. Beginn einer neuen Zeit.	



EINLEITUNG.

I.

Die deutsche Dichtung der Opitzischen Zeit. Widerspruch zwischen Dichtung und Wirklichkeit. Das Wesen der Poesie. Ihre Entwicklungen.

In der Geschichte der deutschen Dichtung gilt die Periode von Opitz bis zu den Vormännern Klopstocks für die unerquicklichste. Für den, der poetischen Genuss sucht, mit Recht. Es ist durchgehends eine unerfreuliche, oft widerwärtig langweilige Schul- und Vorbereitungszeit, in welcher nach Muster und geistloser und unrichtiger Vorschrift Dichtungen verfertigt werden, die der verkehrten Behandlung gemäfs ausfallen. Was mit solcher Schulmache nichts zu thun hat, ist meistens eigenthümlicher, lebenswahrer und interessanter, leidet aber gewöhnlich so sehr an innerer oder äusserer oder innerer und äusserer Unfertigkeit oder Rohheit, dass ein reiner Genuss selten ist. Auch das Beste, was diese Zeit poetisch bei uns hervorgebracht hat, muss noch von besonderen — nationalen, culturhistorischen oder religiösen Gesichtspunkten aus betrachtet werden; voll schön, von allgemeinem bedingungslosem ästhetischen Werthe ist darin im Großen und Ganzen nichts.

Und doch kann auch diese Periode ein tiefes Interesse erwecken, vergleichbar demjenigen, mit welchem man die Metamorphosen des schönen Schmetterlings durch die Zustände des Raupen- und Puppenlebens verfolgt.

Wer den Wandlungen nachspüren mag, wie aus Altem Neues wird, wer lernen will, was es heisst, eine neue Kunst heranzuleben und zu gestalten, wer Einblick gewinnen will in die Schädlichkeit falscher Lehrsätze, wie sie Jahrhunderte hindurch zu Ab- und Irrwegen und stets an den richtigen Zielen vorbeiführen, wer die Wahrheit auch aus Irrthümern zu erkennen und sich einzuprägen liebt, der soll getrost die deutsche Dichtung dieser Zeit zu seinem Studium erwählen.

Eins freilich ist nothwendig: der Lockung zum strengen doctrinären Aburtheilen zu widerstehen und Geschichte und rückwärts nicht

so schwer auszuübende Kritik nicht zu verwechseln. Wohl muss man das Ziel und die besten Wege dahin kennen, um die falschen richtig zu beurtheilen; zur geschichtlichen Würdigung gehört aber, dass man sich mit den Strebenden auf deren Ausgangspunkt stellt, nie vergisst, was gegeben und den Verhältnissen nach möglich war, und die Leistungen der Wegsucher und Bahnbrecher nicht nach dem bemisst, was den Späteren nach den Anstrengungen und Irrthümern Jener ermöglicht ward. Andern Falls verwandelt man die Geschichte aus einer Darstellung des Werdens in eine Kritik des Gewordenen, deren Strenge, an sich so richtig und nothwendig, doch von der geschichtlichen Billigkeit und Gerechtigkeit wohl zu unterscheiden ist und, ohne Rücksicht auf diese ausgeübt, den Charakter eigentlicher Geschichte zerstört.

Auf den ersten Blick hin muss eine Vergleichung des Lebens und der Dichtung in Deutschland zu Anfang unserer Periode mit Verwunderung erfüllen und zum Nachdenken reizen.

Es ist die Zeit des dreissigjährigen Krieges: wildbewegtes äusseres Leben, grossartige und schreckliche Thaten, wunderbare Ereignisse, außergewöhnliche Menschen! Alles, was nach Glück und Unglück, Schuld und Schicksal die Phantasie erregen kann, dringt auf die Geister ein, anfangs noch nicht in dem erdrückenden oder unheimlich überreizenden Uebermaß, welches in den letzten Zeiten und ihren wüsten Kriegswirrnissen die Menschen abstumpfte oder durch Vernichtungs-Phantasien im Gemüth schädigte. Sollte man nicht meinen, die freieste, ungebundenste Kunst müsse mitgerissen werden und in ihren Schöpfungen den Ereignissen und Charakteren der Wirklichkeit mindestens gleichzukommen, wenn nicht sie zu überflügeln suchen?

Gleich der Beginn des Krieges, Welch' ein Drama!

Im Umschwung eines Jahres sieht man ein junges, durch ganz Europa wegen seines Glanzes und Glückes bekanntes Fürstenpaar, wie vom Spiel zum Spiel aus feinen blühenden Erbstaaten ausziehen und zum Churfürstenhut der herrlichen Pfälz sich die Königskrone von Böhmen auf's Haupt setzen und es nach einer einzigen Schlacht flüchtig, verlassen, der Noth preisgegeben im bittersten Exil, während die Königsmacher in Prag ein noch tragischeres Schicksal erwartet. Gegen den siegreichen katholischen Fürstenbund der Liga nimmt ein Glücksfoldat den Kampf auf, Mansfeld, der kühne Bastard, der, als er den Tod nahe fühlt, sich aufrecht halten lässt, um ihn stehend zu

erwarten. Jacob, der König von England lässt seine Tochter und seinen Schwiegersohn schmählich in Stich, aber der wilde frivole Christian von Halberstadt, «Gottes Freund, der Pfaffen Feind» heftet den Handschuh der schönen Winterkönigin an seine Fahne und zieht wie ein fahrender Ritter in's Feld, er, der, in der Schlacht von Fleury durch den Arm geschoffen, diesen sich Angesichts des Heeres unter Pauken und Trompetenschall vor seinem Zelte abschneiden lässt. Der ascetische Tilly, der nie ein Weib angesehen und bis Lützen nie eine Schlacht verloren, ist das Schwert der Katholiken, bis neben ihm Wallenstein, der düstere Freischaaren-General, sich erhebt. Der zähe, bigotte Ferdinand, der bedeutende Maximilian sind die Sieger. Nun kommt Gustav Adolf und ein wunderbarer Umschwung; Thaten, die sich den grössten der Geschichte anreihen, und ein schnelles Ende. Eine Drachensaat des Krieges ist aufgegangen: Menschen zum Kühnsten und zum Schrecklichsten fähig, jetzt in Soldatenehre in Reih und Glied zu fallen bereit, dann wieder entsetzlich und jeder Menschlichkeit baar, kühn und listig, sitten-, glaubenlos, frech, üppig, viehisch im Taumel des Glücks und der Wuth. Stürmische Eisenherzen wie Pappenheim, Johann von Werth, Spork, Fuchs-Löwen, wie die Fremden Banér, Torstenson und wie sie heißen, sind die Führer. Wallenstein, Bernhard von Weimar träumen, planen und wagen; Oxenstierna, Richelieu lenken. Schicksal und Rache oder Verbrechen greifen tragisch ein. Gustav Adolfs, Wallensteins, Bernhard von Weimars Thaten, Pläne und Ende — welche Stoffe für die Phantasie! Mit welcher Kraft, Rücksichtslosigkeit und Ausdauer greifen die Geister um sich und über sich, der frevelnden Gewissenlosigkeit und all' des Dämonischen und Schändlichen, auch der stilleren Tugenden gar nicht zu gedenken, welche auf Schritt und Tritt uns in jenen Tagen begegnen. Das schwingt sich auf vom Reiterbuben zum General, vom armen Edelmann oder nachgeborenen Fürstensohn zum Königsträumer, vom verspotteten Schneekönig zum Anwart kaiserlicher, die Geschicke Europa's verändernder Stellung: Alles durch eigene Kraft.

Aber die deutsche Dichtung? Die poetische Phantasie?

Die herrschende Dichtung ist schwunglos, stöbert in Lehrbüchern, weiss keinen Stoff zu finden. Sie schulmeistert, zählt Silben und ahmt Fremdes nach. Was sie berührt, wird nicht, wie es soll, Gold, sondern Holz.

Zahm, unkünstlerisch, gestaltungs- und farbenlos schleppt sie sich

dahin. Und doch ist es die Zeit Shakespeare's und der grossen und wilden englischen Dramatiker. Es ist die Zeit des Rubens, die Zeit Kepler's, um nur auf Kraft in Kunst und Wissen in germanischen Völkern hinzudeuten.

Und die Deutschen dieser Epoche waren nicht stumpf gegen den Werth der Poesie. Im Gegentheil. Sie zerquälen und zermartern sich nach der Auffindung der Dichtung. Es ist ein Gralsuchen nach ihr, ein Nachspüren auf den verschiedensten Wegen, ein Fragen, Suchen, Ringen mit gutem Willen, unsäglicher Mühe und erschreckend kläglichem Erfolge.

Vier Jahrhunderte waren damals verflossen, seit das deutsche Volk sich auf dem Höhepunkt einer grossen Dichtung befunden hatte. Heut' wie anders!

Eine grosartige poetische Blütthezeit liegt dicht hinter uns. Wir haben Göthe und Schiller gehabt. Wenn das 17. Jahrhundert hungerte und durstete nach Poesie und nicht einmal wusste, dass es schon einmal eine herrliche deutsche Dichtung gegeben habe, so sitzen wir gleichsam an einer überreichen, nachgebliebenen Tafel mit dem stumpfen Zahn und dem Ueberdruss der Uebersättigung.

Aber ist doch nicht wieder eine Aehnlichkeit vorhanden? Wie entsprechen sich heute Wirklichkeit und Dichtung?

Grofses, immer Gröfseres ist rund um uns, dann bei uns, Ungehörtes in der Geschichte ist durch uns geschehen. Bedeutende Männer haben sich Bahn gemacht zu den höchsten Stellungen, um auf Menschenalter, vielleicht auf Jahrhunderte die Geschicke von Millionen zu bestimmen; es giebt kein höheres Steigen, kein tieferes Fallen, als wir es erlebt haben, bald in romantischer Ferne, bald in unmittelbarster Nähe; es giebt keine Zeit, die höheren Opfermuth, mehr Kraft, mehr Kühnheit gesehen hätte. Die kühnsten Hoffnungen sind von der Wirklichkeit überflügelt worden. Thaten, Schicksale, Leidenschaften übergenug. Und die Dichtung? die deutsche Dichtung, um nur von dieser zu reden? Sie tastet wieder herum und weiss keinen rechten Inhalt und damit auch nicht eine ganz zusagende Form zu finden!

So mag denn die Geschichte einer in dieser Beziehung nicht ganz unähnlichen Zeit ein besonderes Interesse für den haben, der nicht blos das Was sondern auch das Wie der Gestaltungen zu erkennen liebt. Eine richtige Einsicht in jene kann dazu beitragen, sich heute in manchen anscheinenden Widersprüchen zurechtzufinden, vielleicht auch Irrwege zu vermeiden. Dem Tröstenden, das sie bringt,

wird freilich ihr Schmerzliches oft die Wage halten, daß Erkennen und Wollen allein noch nichts vermag und Können und Glück Gaben der Gottheit sind, die sie sparsam spendet.

Künstlerisch schöne, wahre Darstellung des Menschen in der Allheit seiner lebendigen Kraft des Anschauens, Empfindens und Wollens ist Inhalt der Poesie. In dem Centrum des Menschengeistes aber spiegelt sich die Welt.

Mittel der Poesie, um von Geist zu Geist dieselben Anschauungen, Empfindungen und Entschlüsse zu übertragen, ist die Sprache. Innerhalb der allgemeinen Begrenzung des für die Künste Möglichen, Ausdrückbaren wird durch die Beschränkungen, welche die Sprache auferlegt, die engere der Dichtung gegeben.

Das Erfassen und Gestalten des Lebendigen, stets im Fluss aus dem Geistigen zum Körperlichen und zurück Quellenden ist der Beginn der wahren Kunst, Ziel für sie, je nach dem Dargestellten dessen Ideal. In der Poesie somit Menschenideale, mitten im vollen Leben gezeigt und nicht im abstrakten, nicht im rein-ethischen Sinn genommen, sondern in Kunstgestaltung. Die Wahrheit oder Falschheit und damit auch die Güte aller durch die Kunst dem Wechsel entrissenen, gefestigten Ideal-Gestaltungen erweist die Zeit. Die Prüfung langer und verschiedener Zeiten gehört gewöhnlich dazu, zu erkennen, ob Ideale natürlich sind und somit ein Unvergängliches in sich tragen oder ob sie Hirngespinste in Unnatur sich abquälender oder ergötzender Zeiten sind. Im letzten Fall werden sie verworfen, wie sehr sich auch Völker und Zeiten in ihnen berauscht haben mögen. Im ersten Fall sind sie classisch.

Die Gebilde der Kunst und speciell der Dichtung, in welchen die menschliche Natur schön-wahren und somit guten Ausdruck gefunden hat, verbleiben dem Menschengeschlechte als höchstes Erbe: wahrer Menschlichkeit Unterpfand nach Anschauung und somit nach schöner Erfassung der äusseren Welt, nach Empfindung und den Weiten der inneren Welt und nach Wollen und charactervollem Streben, gegen Barbarei, Verdumpfung, Kläglichkeit und Unnatur die Zuflucht, zu welcher die Geister und Geschlechter verwirrender, düsterer, knechtender Zeiten sich flüchten, in der sie durch Mit- und Wiederleben des Schönen, Grossen, Wahren, Guten sich stärken und Muth und innere Freiheit gegen das Häfliche, Falsche, Schlechte und Niedere erringen können.

Je lebendiger, reicher, umfassender die Dichtung Menschen und Menschenleben schön und wahr darzustellen weis, je grösster und ewiger ihr Werth.

So lange ein Homer, Aeschylus, Sophokles, Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller verstanden werden, so lange kann die Menschheit zu diesen Gipfeln flüchten, wenn die Sturmfluthen der Barbarei, die Schlammfluthen der Unnatur hereinbrechen. Dichtung der Hellenen! Welche Fluthen hast du schon bestanden! Wie Vieles gerettet! So hiefs Liebe zu Homer immer Liebe zur Natur und förderte Rückkehr zur Natur und förderte Schönheit!

Im engeren Gebiet nationalen Lebens oder einzelner Zeitepochen gilt dasselbe. Die Ideale deutschen Wesens, die in den Dichtungen der ältesten Zeiten und des Mittelalters überliefert worden, haben schon in schlimmen, verflachenden, den Nationalcharacter schwer schädigenden Zeiten dazu beigetragen, dass das deutsche Volk sich selbst wiederfand. Goethe's Hermann und Dorothea und Iphigenie werden noch nach Jahrhunderten als leuchtende Sterne für das deutsche Leben daftehen, Manchem Weg weifend, der den Pfad verloren hat.

An andern Ort, nicht hier gehört die Folgerung hin, welche Rolle die Dichtung für die allgemein schön menschliche, wie für die nationale oder sonstig specielle Erziehung hat und wie sie in der höchstmöglichen Weise auf Anschauung, Empfindung und Character wirkt. Sie bietet Beispiele und Muster für das Leben; sie lehrt Einficht in die Menschen und ihr Treiben; sie befreit, befügelt und erhebt den Geist zu Idealen. Was Erfahrung und Wirklichkeit nur taufendsfach zersplittert, lang hinausgezogen und meistens getrübt entgegentragen, das giebt sie voll, concentrirt und schön.

Je einfacher Culturzustände sind, um so leichter wird poetisch die menschliche Gestaltung und Idealisirung sein. Was im Leben Werth hat für ein Jäger- und Nomaden- oder in bäuerlichen Verhältnissen lebendes Volk, wie Männer und Frauen beschaffen sein müssen und empfinden und handeln und was den Inhalt ihres Lebens ausmacht, das ist dort im Wesentlichen so gegeben, dass sich eine ideale Gestaltung gleichsam von selbst bilden kann. Das ganze Volk wird in naivster Weise daran schaffen. Der einzelne Dichter kann den ganzen Kreis der Lebensanforderungen übersehen und Sitte giebt die bestimmtesten Grundlinien für die poetischen Bildungen.

Schöne, wahre Gestaltungen solcher Stufen bleiben immer wahr und schön und immer anziehend durch ihre einfachen menschlichen Verhältnisse und ihr einfaches Menschenwesen. Voll befriedigend auch stets für die Stufen, welche mit ihnen auf gleicher Höhe stehen. Der deutsche Bauer des 15. Jahrhunderts verlangte von seinen Idealen wenig anderes, als was fünf Jahrhunderte früher gegolten hatte. Zu den Gestalten der Patriarchenzeit können Alle immer wieder mit Liebe zurückkehren, die sich an einfachen Zuständen erlauben wollen. Je mannigfaltiger die Lebensverhältnisse werden, desto schwieriger ihre volle Erfassung und die befriedigende künstlerische Verkörperung.

Die Harmonie zu halten oder zu finden, scheint dann fast unmöglich. Nur Glück der Zeit und höchste Begabung können dazu helfen. Eine wichtige Thätigkeit drängt sich an die andere; Absichten und Mittel gehen wegen der Verschiedenheit der Bestrebungen in Individuen und Ständen auseinander; überall Collisionen, Widersprüche, Vortreten, Zurückbleiben. Das Ganze ist kaum zu übersehen, geschweige zu beherrschen; die Fragen nach dem wahren schönen Menschenwesen führen zu tausend Zweifeln. Aber nur das Harmonische kann Harmonisches erzeugen.

Absichtliches Beschränken, die Zuflucht der Schwachen, reicht nicht aus, und wenn etwa Menschen, daran verzweifelnd, sich in der Wirrheit und Vielheit ihrer Zeiten zurechtzufinden, sich in beschränktere Ideale vergangener Zeiten flüchten, um sich mit ihnen gegen die Wirklichkeit abzuschließen, so schädigt dies bald mehr als es nützt und macht bei eigenfinnigem Beharren lebensuntauglich, unglücklich, wirr und krank.

Auf dem Gebiete engerer Poesie wie der künstlerischen Phantasie überhaupt gilt dies.

Man nehme die religiösen Vorstellungen, in den Göttern oder der Gottheit idealisch concentrirt. Sobald höhere Einsichten vom Wesen des Göttlichen kommen, wandeln sich die Götter oder sinken und vergehen oder behalten nur das poetische Leben, welches ihnen das schöne Menschliche verleiht, das in sie gelegt worden.

Wohin schwand Zeus und die Götter des Olympus? Was ist uns Odin und Thor?

Wie weit genügt der altjüdische und der Gott der mittelalterlichen Auffassung!

Uebermenschliche Ideale, in's Leben gestellt, führen uns in die Heroenwelt. Zeiten, in denen die Tugenden des persönlichen Käm-

pfers das Wichtigste sind, bilden Heldenideale wie die des Herakles und Siegfried. Diese behalten Geltung, denn stark sein ziert und ziemt dem Mann. Aber höhere Cultur kann sich für ihre Männerideale nicht mehr mit Armstärke genügen lassen. Wer den grossen Krieg kennt und zu würdigen weiss, dem genügt nicht mehr Herakles und Siegfried, der kann bei Idealen des persönlichen Dreischlagens der Reckenzeit nicht die volle Befriedigung empfinden und muss, falls dichterische Verherrlichung stattfinden soll, zu neuen Idealen oder Ergänzung der alten schreiten. Wie mehren sich aber dafür poetisch die Schwierigkeiten! Wichtige Thätigkeiten des Feldherrn treten aus der sinnlichen Anschauung, somit aus der Poesie heraus; sie gehören der Abstraction an; Alles, was ein Heer vom Charakter einer grossen Maschine haben muss, desgleichen. Ganz bei Seite kann dies nicht gelassen werden. So steht die Dichtung hier in mehreren Beziehungen an ihren Grenzen; wer sich nicht richtig zu beschränken weiss und über die Grenzen hinaus schreitet, wird stürzen; wer für das Neue nicht neuen Ausdruck findet, wird nicht genügen.

Unfere ritterliche Dichtung des Mittelalters nicht allein, der ganze mittelalterliche deutsche Kriegerstand hat sich bis in's 17. Jahrhundert hinein und länger von den für grosses politisches Leben antiquirten Ideal-Vorstellungen des in Faustgewalt ruhmvollen Heldenthums nicht losreissen und keine neuen finden können.

Jedes Weiter schreiten in Leben und Sitte, ob gut oder schlecht, drängt an sich zu einer Wandlung der menschlichen Ideale und somit zu einer neuen Poesie. Aber es giebt keine absolute Stetigkeit der Entwicklung weder im Leben noch in der Kunst. Im Allgemeinen geht es hier wie mit den meisten Entwicklungen: nach dem Blühen und Reifen folgt eine Zeit des Ueberreifens und schlieflich des Geschmackloswerdens — eine Epigonenzzeit; dann im günstigen Falle neues Keimen, neues Wachsen. Dafs jedes Volk nur eine poetische Blüthezeit habe, darin nach Ideen und Idealen den höchsten Ausdruck finde und danach in seinem charakteristischen Wesen abwärts sinke und der Auflösung entgegen gehe, ist öfters behauptet worden. Doch ist dieser aus einzelnen Erfahrungen und aus dem Bilde des Blühens gezogene Satz nicht allgemein richtig. Es find nicht alle Völker in dieser Beziehung einlebig, wie z. B. die Literaturgeschichte Frankreichs und Deutschlands lehrt.

Auch darf nicht, wie wohl geschehen, geistige und poetische

Kraft eines Volkes gleichgesetzt und der Werth des Volkes nach seiner Poesie geschätzt werden. Je nachdem das Schicksal ein Volk in eine Bahn drängt, in welcher es mit Aufbietung aller Kräfte sich zu erhalten hat, wird es seine Anlagen einseitiger verwenden. Nur auf eine einseitige Anspannung der Kräfte, die es zum Genuss freien, idealisch erschauten Menschenthums nicht kommen lässt, wird man schliessen können, wenn ein Volk von großer Kraft und ausgezeichneten Culturleistungen nicht zu einer bedeutenden Dichtung gelangt. Sparta, Rom, beziehungsweise Preußen und Nordamerica mögen die Blicke darauf lenken. Aber dasselbe italienische Volk, welches im Alterthum in der Kunst abhängig blieb, weil es alle Kräfte nach der politischen Seite und den damit zusammenhängenden Bestrebungen verwandte, und nur in der Architectur, die dem Allgemeinen diente, sich künstlerisch auszeichnete, wird zu andern Zeiten das Volk der Kunst. Nicht die spätere Volksmischung, sondern die veränderten Verhältnisse, Zeit, Schicksal, Glück geben die Erklärung.

Aeufser, politische und materielle Umstände eines Volkes oder der Zeit haben für die Dichtung große mittelbare Geltung, sind aber nicht unmittelbar weder Erwecker noch Objecte der dichterischen Phantasie. Nur in so weit sie auf die ideale Vorstellung eines schönen Menschenthums wirken, werden die äußersten Begebnisse wirksam. Materielle Glückszeit eines Volkes ist daher an sich durchaus noch nicht eine poetische, materielle Unglückszeit noch keine unpoetische Zeit. Ward das Glück aus innerer Kraft errungen, trifft äußerer und innerer Aufschwung zusammen, einer immer wieder auf den anderen wirkend, dann sind allerdings die großen Jubeljahre des Volkslebens gegeben, dann pflegen Menschen zu erstehen, eine Welt im Geist und Drang im Busen und Kraft, dieselbe auszustrahlen.

Jedes kräftige eigenartige Volk gestaltet seine Poesie, d. h. seine Ideale der Anschauungen, Empfindungen und Handlungen eigenartig. In den Zeiten, wo sich die Völker abgeschlossener und feindlicher gegenüberstehen und vom Kosmopolitismus noch keine Rede ist werden nach jeder Richtung die originalen Züge vorschlagen, und was auch durch freundlichen oder feindlichen Verkehr von einem Volke zum andern dringen mag, wird unwillkürlich um- und neu gestaltet werden. So lange inneres Selbstgenügen herrscht, wird dieser Zustand auch bei äußerlich nicht mehr so abgeschlossenen Zuständen

bleiben. Dringen zu einem mit sich zufriedenen, national und poetisch kräftigen Volke aus der Fremde neue Anschauungen und Ideen, machtvoll und berechtigt durch das Bedürfnis der Zeit, so wird das Volk das ihm Zufagende freudig aufnehmen und naiv in sein eigen Fleisch und Blut verwandeln, alles Andere eben so naiv weglassen oder bald ausstoßen. In diesem Fall bleibt die Originalität, während durch die Aneignung der von anderen Völkern und Zeiten fertig ausgearbeiteten Vorstellungen und Formen ein sehr schneller, ja ein wunderbar erscheinender Aufschwung möglich ist. Man denke an die italienische und an die englische poetische Renaissancezeit.

Uebermacht der fremden Welt, die nicht zur genügenden nationalen Verarbeitung kommt, schädigt. Die eigenartige poetische Entfaltung wird dann gehemmt, d. h. das Volk wird in der Entwicklung seiner idealen Anschauungen und Empfindungen unterbrochen und lebt nicht, sondern lernt sich in die neuen hinein, ohne sich recht damit erfüllen zu können. Nun kommen unwahre, damit hohle oder outrirte Zustände. Lange dauert es gemeinlich, das Gleichgewicht des eignen Wesens wieder zu finden. Die höfische Dichtung des Mittelalters, noch mehr die französische Poefie des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts geben die Belege.

Wenn nun aber gar durch Unglück oder Schuld alle guten Vorbedingungen fehlen, wenn ein Volk die Freudigkeit seines ihm eigenthümlichen Lebens und die Sicherheit seines Strebens verloren hat, in seinen alten Ordnungen und Anschauungen sich nicht mehr wohl fühlen kann, wenn es hinter anderen Nationen zurückbleibt und dies felber empfindend seinen nationalen Stolz einbüßt und wenn dann eine fremde, ihm überlegene Idealwelt mit jener Unwiderstehlichkeit herantritt, die sich so wenig wie Völkerzüge und Epidemien durch Verbote und Declamationen an den Grenzen aufhalten lässt, dann kann eine gefährliche Krise eintreten, welche dem Volkscharakter die schwersten Schädigungen zu bringen vermag, ja die Gefahr in sich birgt, dass das Volk sein eigenes Wesen aufgibt und somit zum Aufzehrnen durch andere reif wird.

Es handelt sich dann um Wohl und Wehe des Nationalgeistes, um die geistige Selbständigkeit wichtigster Art, nicht, wie Kurzsichtige meinen, um einige mehr oder weniger gut übertragene oder nachgeahmte Gedichte oder andere Kunstwerke. Zwei Mal hat uns z. B. die französische Poesie durch und durch erschüttert und tiefe

Spaltungen in dem Zusammenhang der Volksbildung nachgelassen, die nur langsam sich schlossen. Es hat die englische Sentimentalität, in der Dichtung herüberdrängend, ganze Volkschichten bei uns verwandelt und neue Character-Variationen erzeugt. Diese Sentimentalität, die sich besonders im Bürgerstande festsetzte und welche man jetzt wohl als einen grundwesentlichen Zug des deutschen Characters ansieht, war bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Deutschen unbekannt. Die idealischen Gebilde der Poesie wirken auf die Menschen, wie Jacobs Stäbe in der biblischen Erzählung auf die Heerden.

Der gewöhnliche Gang unter den angenommenen Verhältnissen ist folgender: Die gebildeteren Schichten erkennen die Vorzüge der fremden Vorstellungs- und Empfindungskreise und unterschätzen gemeinlich nun die eigenen. Zurückbleiben will und kann man nicht. Die eigene zeugende poetische Kraft, die originalen idealen Ziele und das selbstsichere freudige Wesen fehlt. Man ahmt also die fremden Muster nach. Um deren Geist zu erfassen, dazu gehört eine geistige Kraft und ein Verständniss, welches nur Wenige besitzen. Dem Verständniss entspricht überdies nur in seltenen Fällen die nötige künstlerische Begabung. So drängt Alles zu einer äusseren Nachahmung und sclavischen Unterordnung; besonders bietet sich hier die leicht abzusehende Form; durchgängig entsteht die Verblendung, dass man mit der todten Form auch schon das lebendige Wesen habe. Aber die freudige Ekstase und der Stolz darüber ist nicht lange zu halten. Bald erwacht das Gefühl, dass in dem nachgeahmten Werke doch noch nicht Alles in Ordnung sei und es den Vorbildern nicht gleichkomme. Es muss also noch anders gemacht werden. Und die Famuli des Faust-Geistes setzen sich wieder hin, studiren, probiren, leimen und brauen zusammen und quälen sich, das lebensvolle Product zu Stande zu bringen. Im besten Fall giebt es einen Homunculus, Leuchte, Wegweiser für den genialen Geist, jedoch noch unvermögend das volle Leben und dessen Druck und Kampf zu ertragen.

Ein Höhepunkt der Verkehrtheit zeigt sich, wenn die Nachahmer, um gewiss zum Ziele zu gelangen und Schönes zu liefern, nur Stücke aus anerkannten Meisterwerken nehmen und aus solchen ihr ganzes Werk zusammensetzen. Nun müsse es doch schön und geistreich werden, da sie Gedanken für Gedanken, Bild für Bild die Belege bringen können und bringen. Alles Gefühl für die Nothwendigkeit des organischen Wachses in der Kunst ist dann verloren.

Wenn dies unabsichtlich durch Reminiscenzen-Dichtung geschieht, wie es in Epigonenzeiten der Fall zu sein pflegt, wird die Sache natürlich nicht anders und nicht besser.

Im glücklichen Falle arbeitet sich ein Volk formal und schulmeisternd auf das Niveau der von ihm nachgeahmten Völker hinauf. Bis dahin hat es poetisch schlimme Zeiten. Große ideale Dichtungen umfassenden Inhalts können ihm nicht gelingen, denn es ist gerade ein Zustand des Zerfallenseins, des Krankens hinsichtlich der Ideale von schönem, wahrem Menschenthum. Wer die Gesetze der Kunst kennt, weiß, dass auch der Ausdruck der Wirklichkeit dann nicht zur rechten Entfaltung kommen kann, denn mit einer bloßen Schildierung des wirklichen Lebens ist zwar culturhistorisch vieles, künstlerisch aber noch wenig gethan. Der Schluss wird immer mangelhaft sein. Schönes wird also durchschnittlich auf Einzelnes und Subjectives beschränkt sein, am meisten noch im Gebiete des naiv wirksamen Empfindungslebens sich finden. Inniger Glaube, Liebe sind z. B. an sich idealisirende, zur Poesie drängende Gefühle. Liebe ist immer neu, und wo sie sich lyrisch beschränkt, kann sie zu allen, auch den sonst schlimmsten Zeiten Herrliches dichtend bringen, desto schöner, je einfacher und unbefangener sich der Dichter diesem Gefühl hinzugeben wagt und von Allem, worin die Zeit nur im Suchen begriffen ist, absieht. In der Lyrik, namentlich in der Volkslyrik, überhaupt in der naiven Poesie werden daher am wenigsten die erfreulichen Strömungen verschwinden.

Einen solchen Vorgang zeigt die Geschichte der Literatur der vorliegenden Zeit.

Im 16. Jahrhundert verdorrte unsere alte Poesie. Sie scheint todt; unter der Erde behalten glücklicher Weise noch einige Wurzeln Triebkraft. Der Versuch, die Renaissance in Deutschland frisch zu verarbeiten, schlägt fehl. Einedürre Nachahmungsepoke beginnt, in welcher das Formale überwiegt. Das Eigenartige hat in den massgebenden Kreisen keine Geltung mehr, sondern gilt für altfränkisch, lächerlich, häfslich. Es ist die Zeit, welche ,

einstimmig schätzt den neugebornen Tand,
Ward er auch aus vergangnem nur geformt,
Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.

(Shakespeare: Troilus und Cressida.)

Doch die Fäden schießen hinüber herüber auf dem großen Webstuhl der Zeit. In langer Lehrzeit wird unser Volk auf die allgemeine geistige Höhe hinaufsteigen und endlich springen jugendfrische, begabte, dazu aber mit aller Bildung ausgerüstete Geister von den hölzernen Exercitien- und Docir-Bänken hinein ins Leben, wo das Volk glaubt, lebt, leidet und liebt. Und wundersam! Dort wo das 16. Jahrhundert die Fäden liegen gelassen oder abgerissen hatte, dort werden sie aufgenommen und wieder angeknüpft. Was verdammt und verachtet war, wird wieder zu Ehren gebracht; was verehrt war, wird verdammt und verachtet. Man nehme den einzigen Göthe und seine Beziehung zur Poesie des 16. Jahrhunderts: Volkslieder, Götz von Berlichingen, Hans Sachs, das Pöppenpiel, Schwank, Legende, Reinecke Foss, die Volksbücher jener Tage, darin zuhöchst Faust!

Verworfen scheinen alle Bestrebungen und Errungenschaften zweier so mühsam durchgearbeiteter Jahrhunderte. Nach der Antike und ihrer Renaissance hatten diese gerungen; statt der wahren freilich nur die barocken Afterbilder gewonnen. Rücksichtslos drängt der Geist der neuen Dichtung in jugendlichem Sprudelmuth zum Mittelalterlich-Mässlichen, Derben zurück. Gegenüber der Verknöcherung und seelenlosen Mache gilt Alles, wenn es nur lebt, nur Kraft und Volksmäsigkeit zeigt. Roh, launig wie einst Ibsen im Rosengarten tummelt und wälzt sich oft diese neue Dichtung in den Blumen- und Gemüsegärten der Zopfpoesie. Dann aber legt sich der Uebermuth und Sturm und Drang. Denn gerade in dieser Uebergangszeit ist der Riegel zur Antike, wenigstens für die bildende Kunst weggestossen und wirklicher Eintritt zu ihr ermöglicht worden. Sich besinnend schaut der neue Geist um sich. Er nimmt alle Bestrebungen auf, wird erfüllt von Sehnsucht nach der Schönheit der Antike und echten Renaissance; er macht sich auf, sie an ihren Quellen zu suchen, findet sie, und nun erfolgt in Schmerzen und Jubel und Glühen die lebensvolle Verbindung des deutschen Geistes und der klassischen Schönheit: Faust und Helena's Vermählung, das Ziel, nach dem die deutsche Dichtung die Jahrhunderte hindurch gerungen hatte.

Die Geschichte dieser Entwicklungen ist unsere Aufgabe.

2.

Die Entwicklungen in der deutschen Dichtung bis zur neueren Zeit.

Das deutsche Volk gehört zu den poetisch begabten Nationen, welche die Kraft und das Bedürfniss haben, sich und ihr Leben durch Dichtung in schöner Weise wieder zu spiegeln. Nach Anschauungen, nach Empfindungen und nach der Art zu handeln seiner Auffassung des Lebens schönen Ausdruck zu verleihen, ist ihm in verschiedenen Zeiten und Culturzuständen gelungen. Im Epos, in der Lyrik und im Drama kann es sich den Besten anreihen.

Zwei Blütheperioden deutscher Dichtung sind bekannt: die des Mittelalters und die der Neuzeit. Von einer früheren giebt es nur unsichere Kunde; doch spricht für eine solche die Vermuthung.

Zu den ältesten poetischen Ueberlieferungen gehört, was wir von den Gestaltungen der germanischen Götterfage wissen. Dieselbe beweist Gefühl für schönes Maafs und klare Formung, Grundbedingung zur Kunst für ein Volk. Abstruse Idealisirung grübelnden Verstandes, welche Unsmönliches unsinnig ausdrückt, sowie Ungeheuerlichkeiten überwuchernder Phantastik sind vermieden.

Als ein gewaltiges Volk tritt das deutsche in die Geschichte: kräftig, freudig und ureigenartig; dazu angethan, die Welt zu verjüngen. Voll erfüllt und seines Wesens froh, einig mit sich und seinem Thun im Glauben und Wollen, durchaus selbständig in allen Anschauungen, die den Trägern der damaligen höchsten Cultur als die wichtigsten erschienen, tritt es auf und tritt es ein in den Kreis der alten Welt. Es sind Krieger-Stämme, wie die damalige Cultur sie noch nicht gesehen, die auftauchen aus den Wäldern des Nordens, so gewaltig an Leib, so furchtbar in der Schlacht und dabei so einfach menschlich und rein in ihren Sitten. Und ihr Geist? Schauer des Göttlichen voll, das sie gross und schön ahnen und suchen. Eine Idealwelt in diesen Häuptern, die das Schrecklichste für die gewöhnlichen Sterblichen, den Tod, freudig überwinden lehrt. Ihre höchste

Verklärung ist Poesie; Poesie die einzige Form ihrer Ueberlieferung; poetisch ihr Glaube in Mythus, poetisch in Sage ihr Andenken des Geschehenen und der Ruhmreichen unter den Geschlechtern der Vergangenheit und der Thaten der Gegenwart. Dichtung ist im Leben höchste Freude, nach dem Tode höchste Ehre.

Alle Verhältnisse erwogen, sind wir berechtigt, um den Anfang der christlichen Zeitrechnung eine Blüthezeit der deutschen Poesie anzunehmen. Wie dieselbe beschaffen gewesen, vermag allerdings Ahnung kaum zu streifen. Niedrig kann sie nicht gewesen sein.

Wir haben ein Volk vor uns, so voll und freudig in einer so eigenartigen, reinen Cultur, dass deren Geschlossenheit, innere Harmonie und Reinheit den tiefblickenden, ernsten, in den mächtigsten Zeiten des römischen Weltreiches schreibenden Tacitus zur Bewunderung hinreist, ein Volk, welches den Kampf mit dem weltbeherrschenden römischen Staate, da dieser auf der höchsten Stufe äusserer Macht steht, aufnimmt, in langem Ringen *) schliesslich siegt und dann eine neue Ordnung im Abendlande veranlafst.

Schon der Cimbern- und Teutonenzug setzt in den leitenden Schichten eine geistige Höhe voraus, die man sich nur zu selten klar macht. Der Entwurf und die Ausführung so grossartiger strategischer Unternehmungen, wie z. B. der combinierte Doppelangriff von Südfrankreich und Tyrol her, eröffnet einen weiten eigenthümlichen Einblick in die Kenntnisse der Feldherrn dieser sogenannten Barbaren. Der zweite Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen zeigt dort Cäsar, hier Ariovist; Eroberer nach verschiedenen aber bewährten Systemen treffen zusammen, um sich wegen der sicheren Herrschaft in Gallien zu messen. Gross, ernst-kräftig, echt königlich steht Ariovist da; geordnet und den Verhältnissen angemessen hat er das mit dem

*) Raubkriege kurzer Art, Grenzüberfälle, auch Kriegsstürme nomadischer Völker sind von grossen Volkskriegen wohl zu unterscheiden. Freilich finden auch hinsichtlich der Nomadenzüge durchgehends falsche Ansichten statt, als ob ordnungslose Rotten jemals gewaltige Erfolge haben könnten. Man denke nur an die Ordnungen Attila's oder Dschingis-Chans. (Siehe z. B. meinen Aufsatz in Bluntschli's und Brater's Staatswörterbuch: Temudschin.) Die beste Würdigung alles dessen, was grosser Krieg voraussetzt, in specieller Beziehung auf das deutsche Volk, gewinnt man aus E. von Peucker: das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Volks- und Staatsleben. Berlin 1860—64.

Schwert errungene Land eingerichtet. Dem mächtigsten und genialsten Römer muss Verrath zur Besiegung des germanischen Königs helfen. Wenn dann Cäsar ohne Weiteres deutsche Schaaren als Sold- und Hülfstruppen annimmt — und er schätzte sie in einer Weise, dass er die Empfindlichkeit seines eigenen Heeres zu verletzen sich nicht scheute, und gesteht mit auffallender Offenheit, dass die deutschen Hülfstruppen im letzten gallischen Aufstand für ihn den Auschlag gaben — so finden wir dabei nichts in der römischen Ueberlieferung, was auf untergeordnete geistige Zustände der Deutschen schliessen lassen könnte. Nur wenn die Deutschen siegen über Römer, werden von den Besiegten den Siegern besondere barbarische Grausamkeiten zuschrieben. Nach Ariovist haben die Historiker der classischen Welt bald einen Marbod und einen Armin zu nennen, Arminius eine Natur, deren Gröfse den Geschichtsschreiber der Feinde zu einem der erhabensten Nachrufe in der Geschichte begeisterte, der durch den Seitenblick auf das literarische und historische Verständniß seiner Zeit um so merkwürdiger ist.

Waren Marbod und Armin auch hoch hervorragende Männer, so können wir doch von ihnen auf ihr Volk schliessen. Wo solche Geister mit nothwendiger Weise so ausgebreiteten Ideenkreisen walteten, kann eine Poesie, welche höchster Volksausdruck war, die, wie wir wissen, Hoch und Niedrig entzückte und im Leben und zum Tod begeisterte, nicht unbedeutend gewesen sein. Sie muss gross und in verhältnissmäsig künstlerisch schöner Form angenommen werden.

Wie? steht dahin. Keinenfalls niedriger und starrer als die Nachdichtung der Völkerwanderung. Ob vielleicht mehr nach der indischen Heldendichtung hinüber, ob in Hauptzügen der späteren deutschen Reckendichtung gleich, doch freier, mannigfaltiger, bleibt unsicherer Vermuthung überlassen. Aber die Gefänge, welche zu Tacitus Zeiten die Deutschen von Arminius sangen, dem Helden, an dessen Schlachten sich in der Dichtung die Liebe zu Thusnelda und Thusneldens und Thumelikons Schicksal und der Tod durch den mörderischen Grimm der nächsten Verwandten anreihen musste, sie werden nach echt-poe-tischer Fassung und schön menschlichem Inhalt nicht hinter denen des Nibelungenliedes zurückgeblieben sein. Götter und Menschen der Deutschen waren damals noch ungetrübt in alter eigenthümlicher Auf-fassung. — Dabei ist wohl ein allmäßiges Steigen und resp. Sinken der Poesie von den westlichen zu den östlichen deutschen Stäm-

men anzunehmen, je nachdem sie zur Entfaltung ihrer Kräfte gelangten.

Den germanischen Aufschwung wird man von den Cimberzügen an datiren können. Es ist deren Vordringen nach Süden kein bloßer Hungerzug. Um die Zeit des Ariovist sind die Deutschen entschieden in stolzem, hohem Selbstgefühl gegenüber Gallien und der schon ablebenden, verknöchernden Cultur der südlichen und mittleren gallischen Stämme^{*)}. Armin und sein Bruder Flavius geben uns Hinweise, wie die Berührungen mit römischen Ideen wirksam wurden. Je mehr nun aber der zerstörende Einfluss dieser letzteren, der seit den steten feindlichen oder freundlichen Verhältnissen der Kaiserzeit reißend wuchs, Macht gewann bei den damit in Berührung kommenden Germanen, musste auch die ethische und poetische Rückwirkung sich zeigen.

Die Deutschen lernten die Sitten Roms nicht bloß als Feinde an den Grenzen, sondern, was schlimmer, als Söldner an den Hauptstätten der Verderbniss kennen. Die Grenzstämme mussten überdies durch den ewigen Krieg in jeder Weise verwildern und die schlimmen Eigenschaften des Krieges in den Jahrhunderte langen Kämpfen ausbilden, während die Tugenden des Friedens zurücktraten und ihre ausgleichende Kraft verloren. Leben, Sitte, Glaube musste sich allmälig ändern, nicht verbessern, eher verschlechtern. Im 3. Jahrhundert passt das schöne Bild des Tacitus in der Germania von den Deutschen nicht mehr auf die von ungestümem Wirbel der Raub- und Eroberungslust erfassten westlichen und südlichen Schaaren; nur die Kämpfer-Eigenschaften finden noch eine herbe, selbst unnatürlich auf die Spitze getriebene Ausbildung und Verehrung.

Dieser Völkeraufruhr geht dann in die eigentliche Völkerwande-

^{*)} Eine Art Uebercultur ist es, was von der Trennung der Stände, dann besonders von der Ausbildung der hierarchischen Ordnungen in Gallien berichtet wird. Auf Vieles in dem religiös-philosophischen System der Druiden hat sicherlich griechische, von Massilia aus, Jahrhunderte hindurch, sich verbreitende Lehre Einfluss gehabt. Wie weit mag auch die deutsche Dichtung der wissenschaftlich lehrhaften Poesie der Gallier Einfluss gestattet haben? Bekanntlich hatten die Druiden Collegien, in welchen die auswendig zu lernenden Ueberlieferungen der Schule zuweilen eine zwanzigjährige Lehrzeit erforderten. Mancher Edda-Gefang cosmogonischen Inhalts möchte uns in seiner Art eine Anschauung der druidischen Lehrpoesie geben.

rung über, in diese Kette von Kriegen, von Siegen und Niederlagen und Durcheinanderwürfelungen civilisirter und entnervter und anderseits wildkräftiger und fremdartig barbarischer Völker.

Losgerissen von den alten heimathlichen Sitzen, mit denen so manche Symbolik ihres Polytheismus eng verwachsen war, im alten Glauben sich ändernd, den neuen Glauben, der ihnen im Christenthum entgegenkam, recht zu erfassen noch unfähig und somit dem grimmsten Aberglauben zur Beute, auf den Wogen der Völkerwanderung treibend Jahrhunderte lang, in denen Krieg, Verwüstung und Vernichtung auf ewig Besitz von diesem Theil der Erde genommen zu haben schienen, mit allen Verbrechen der Uebercultur und Barbarei vertraut und gezwungen sich gegen beide durch alle Mittel zu wehren, aller andern Zucht als der militärischen sich mehr und mehr entschlagend, konnten die deutschen Völker ihre frühere schöne Charaktereinheit und sittliche Höhe nicht bewahren. Ein Zerfall musste eintreten. Und das beredteste Zeugniß von ihm legt das viele Menschlich-Schlechte, Verrätherische der germanischen Götterwelt und zuhöchst die Vorstellung von ihrem Untergange ab, wonach nicht blos die Menschen, nein die alten Götter selbst wegen ihrer Ungerechtigkeit und Treulosigkeit mit dieser blutigen, verrätherischen Welt vernichtet werden müssen, um einer andern, einer Friedenswelt ohne ewigen Kampf, Lug und Trug und forterbenden Fluch Platz zu machen. Selbst die grimmen Kämpfer, die nur in Kampf und Stärkung zum Kampf ihre höhere Lebensaufgabe und Lebenslust gewahrten, fühlten die Unnatur und Haltlosigkeit eines solchen Zustandes^{*)}. Zu Armins und der Velleda Zeiten herrschten folche Vorstellungen schwerlich.

Die Menschen, wie sie in der Poesie und im Leben der Völkerwanderung sich gestalteten, zeigen diese Einflüsse. Höhere allgemeine Ziele werden bei den poetischen Helden vermisst; die religiöse Auffassung tritt in merkwürdiger Weise zurück oder fehlt oder zeigt Spuren brutalen Trotzes und Verachtung alles Höheren; ethische Motive,

^{*)} Siehe besonders hiefür wie für das Folgende: *H. Rückert*: Culturgeschichte des deutschen Volkes. In den verschiedensten Beziehungen geben die Vorstellungen der Edda Einsicht in die Zustände der Süd-Germanen während der Uebergangszeiten der Völkerwanderung. Zu den Nord-Germanen kam diese Wandlung und mannigfache Zersetzung erst mehrere Jahrhunderte später, als die deutsche Völkerbewegung sich gesetzt hatte und unter den Franken und dem Christenthum vielfältig rückläufig wurde.

wie sie der Dichtung bei den Thaten eines Herakles, Theseus u. s. w. vielfältig zu Grunde liegen, kommen kaum zur Geltung. Es überwiegt in der Dichtung der Charakter wildherziger Kampf- und Todschlaglause, welche im Kampf des Kampfes wegen und in Gewinnung von Schätzen das Ziel sieht, daher auch mehr zu einer Häufung von Abenteuern gefährlicher Art führt als eine schöne künstlerische Abrundung und Verarbeitung des Stoffes begünstigt. Treue gegen den Waffengenossen und sogenannte Mannentreue bildet einen Lichtpunkt, ist aber in dieser Weise eine zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern wiederkehrende, im Krieg aus der Noth entspringende Tugend. Dass es früher anders, besser gestanden, dafür könnte man die Poesie der Angelsachsen, besonders den Beowulf anführen, der nicht so den Charakter eines kaum unter Leitung der Vernunft stehenden Kämpfers, sondern den eines verdienstvollen Helden hat, der das Schädliche principieller um des Guten willen bekämpft. Die Angelsachsen nahmen aber eine Ausnahmestellung ein durch ihre Eroberung des abseitsliegenden, in die Culturzersetzung weniger hineingezogenen Britanniens, in welchem sie selbst die alten Sitten und Ueberlieferungen treuer bewahrten und sich volksmäßig erhielten, auch mit dem Pfluge das Land erfassend und nicht bloß als soldatische Herrscher des eroberten Landes bald von den Wurzeln des Volkslebens aus verorrrend. Wo die Vorstellungen der Phantasie einseitig auf Tötung des Gegners, reiche Beute, gute Waffen u. s. w. beschränkt wurden, können sie der Verknöcherung und Eintönigkeit nicht entgehen. Die Culturgeschichte lehrt das Nähere, den schlimmen Zustand hinsichtlich der Sitten und Charaktere, wie er sich seit dem 4. Jahrhunderte entwickelte, bis langsam, fehr langsam das Christenthum festeren Halt zu geben vermochte. Von der fränkischen Gräuelzeit der Königinnen Brunhild und Fredegunde ganz zu geschweigen, sei für die Männer und die Auffassung von der Ehre und Würde der Frauen nur auf die longobardische Wahrheit-Dichtung von Alboin und Rosamunde verwiesen, in welcher Art diese Königin rücksichts- und schamlos ihre weibliche Ehre der Rache wegen einsetzt: ein von den Auffassungen nach Tacitus fehr verschiedenes Bild.

Befonders das Christenthum musste anfangs die tiefsten Erschütterungen bei den Deutschen hervorbringen, leider nicht gleich so heilsame, wie man meistens anzunehmen gewohnt ist. Zwei entgegengesetzte Welt- und Lebensanschauungen trafen auf einander:

dort eine Religion der Innerlichkeit, aus unterdrücktem, in die Hoffnungen der Zukunft sich rettendem Volke hervorgegangen, einer Geistesrichtung huldigend, die sich von der Wirklichkeit abwandte: Verachtung des Irdischen, Verdienst durch Leiden und Demuth, Vergbung des Feindes, Beschaulichkeit predigend. Hier Anschauungen, in Jahrhunderten der Kriegsfurie ausgebildet, in denen, wie bemerkt, viele ursprünglich sinnigere, innerlichere Züge verloren gegangen waren, welche Kriegerleben und Schlachtentod, Todschlag von Feinden, Rache für das Höchste achten, die nicht in Ergebung sondern in Qualen trotzig lachend sterben lehrten, dem Trotz gegen Schicksal und Götter ihre Achtung nicht versagen konnten und den Himmel der Guten, d. h. der Tapferen, zu einer ewigen Kampf-, Schmaus- und Gelagstätte machten; eine Religion, in der die Götter selbst so schlachtenfroh wie goldgierig und zum Theil unsittlich und trügerisch waren, zumal für die der tieferen Symbolik nicht mehr gedenkenden Geister. Gegensätze wie Feuer und Wasser waren es, die in diesen Religionen auf einander trafen. Wahre religiöse Bekehrung setzte eine völlige Wandlung voraus, wie der taufende Bischof Remigius von Rheims sie dem gelockten Sigamber Chlodwig befahl; aber Chlodwig selbst kann lehren, ob und wie das Wasser der Taufe die alten Anschauungen weg und den neuen Christen von den blutigen Flecken reinzuwaschen vermochte.

Konnten auch einzelne Gemüther sich in die christliche Geisteswelt versetzen, konnten in den fremden, eroberten Ländern einzelne poetische Anregungen noch gewonnen werden, so musste im Allgemeinen doch ein chaotischer Zustand in den Geistern entstehen, in welchem frische Weiterführung der alten Poesie schwer oder unmöglich ward. Die Dichtung der in christliche und römisch-civilisirte Länder ausgewanderten Germanen musste stocken; ihr inneres Gleichgewicht, ihre Unbefangenheit war verloren. Dafs ihre alte Dichtung so schnell verschwand, hatte weiteren Grund darin, dafs gerade sie die alten heidnischen Traditionen überlieferte, ihre Pflege also vom christlichen Standpunkt aus Scrupel erweckte, so lange das Heidenthum noch eine gefürchtete Macht besaß, und dafs deshalb der allmälig allmächtige Bann der siegreichen Religion diese Dichtung traf.

Geschieden von den Stämmen der Heimath, mit wenigen Ausnahmen durch Länder und Meere oder durch den Glauben oder

Stammeshader, oder sich scheidend aus Egoismus als Besitzende, welche von Nachschub und Verstärkung nur Schmälerung des Erworbenen fürchteten, war das Schicksal fast aller ausgestromten deutschen Stämme in der Fremde den an Zahl und Cultur übermächtigen Unterworfsenen gegenüber bald besiegt. Sie erfüllten ihre Aufgabe, die übermäßige politische Einheit des Römerreiches wieder in Mannigfaltigkeit aufzulösen, bewirkten die Bildung neuer Nationalitäten und Staaten, denen die christliche Kirche zum Erfatz einheitlichen Zusammenhang auf geistigem Gebiete gab, und gingen in den neuen Völkerbildungen auf.

Am Ende der Völkerwanderung bot das deutsche Stammland einen gegen die Vorzeit sehr verschiedenen Anblick. Statt an der Weichsel begann es im Osten an der Elbe. Große, zu den besten gerechnete Stämme waren ganz verloren. Die inneren Ordnungen hatten sich vielfach durcheinander geschoben. Halb barbarische Staatenversuche auf der einen, auf der andern Seite barbarische fremde Völker. Von jenen, den einstigen Brüdern, jetzt Fremdherrschern, wie von diesen bedrängt, zusammengeschmolzen, durch Schwert und Glauben zugleich angegriffen, tritt bei den mittel- und süddeutschen Stämmen eine Stockung ein, ein Zwischenzustand, welcher für die idealen Bestrebungen von lähmendem Einflusse werden mußte und jeden höheren Aufschwung ausgeschloß.

Wie die Geschicke sich damals gestalteten, hat für uns seine Nachwirkung gehabt bis auf den heutigen Tag.

Von allen deutschen Erobererstämmen hatten nur die Franken ihre heimathliche Basis nicht aufgegeben. Sie wurzelten in den alten Stammfitzen und zogen immer frischen Saft und ursprüngliche Kraft an sich, wie nachdrücklich sie sich auch keilförmig in Gallien verschoben. Alle ihre deutschen Rivalen im Ausland hatten diesen Zusammenhang verloren; die Stämme waren an den Wurzeln abgehauen. So blieben die Franken, überdies durch die katholische römische Kirche gegen die Arianischen Stammgenossen unterstützt, über ihre deutschen Nebenbuhler Sieger und gründeten Dauerndes. Mehr als Bundesgenossen des letzten gallischen Römerthums gegen jene, denn als Feinde vorrückend, konnten sie die Cultur des blühenden romanirten Galliens, des letzten Halts des Römerthums, als schon Italien darniederlag, um so gemächlicher und ungeschädigter ausnutzen, als die Provinzen, welche sie ursprünglich gegen Sold zu

schützen sich die Miene gegeben hatten, schliesslich ihnen von selbst als Beute in den Schoos fielen.

Durch gedoppelte Kraft wurden sie den Einzelkräften überlegen. Die römisch-gallische Cultur unterstützte ihre germanische wilde Kraft und Kühnheit. Je durch diese oder jene wurden sie über ihre barbarischeren Brüder oder civilisirteren Nachbarn Sieger.

Es ward damals, was schon zu Ende des Römerreichs begonnen, Nordostgallien ein Centralpunkt neuer Macht und neuer Verschmelzungen. Während von dem intact erhaltenen jetzigen Hauptfizt der alten, aber verzopfenden Cultur, von Byzanz, weite Länder und mächtige, wilde Völkerschaften die Deutschen schieden, während Italien, gegen welches überdies die Alpen Deutschland mehr abschliessen, indem die lange gallische Grenze verhältnismässig offen ist, an Einfluss eingebüsst hatte, begann die römisch-gallische Cultur durch das Schwert der Franken unterstützt auf die deutschen Stämme hervorragenden Einfluss auszuüben. Ein wichtiger Rückschlag erfolgte nach all dem Vorwärtsfluthen.

Von Gallien hauptsächlich dringen damals Cultur und Religion mit der ihnen innwohnenden Expansionskraft in das heidnische Deutschland. Der katholisch gewordene, sich romanisirende Franke folgt mit dem Schwerte dem Kreuz oder das Kreuz folgt seinem Schwert in die umsonst widerstreitende deutsche Heimath. Die Franken bilden die verbindende eiserne Klammer für Frankreich und Deutschland, durch welche dieses von dem durch ältere Cultur voranstehenden Nachbarland abhängig gemacht wurde.

Ein Glück, dass die Kirche lateinisch war und doch ihren Schwerpunkt nicht im französischen Königslager suchte, sondern selbständiger für sich bedacht war: andernfalls hätte es mit der Erhaltung des deutschen Wefens gegen die angreifenden Mächte schlimmer gestanden.

Was die siegreichen Franken selbst anbelangte, so war in der Uebergangszeit, während der Unruhe der Eroberung und unter dem Einfluss der gallo-römischen Cultur und der christlichen Kirche eine Blüthezeit der Poesie bei ihnen unmöglich. Wohl aber zeigte sich die poetische Kraft ihres mächtigen Thuns, nachdem der Uebergangsproces der Romanisirung, so wie die Alles absorbirende politisch-practische Expansionsbewegung vorüber war; die wichtige nord-französische Poesie, die einen ähnlichen Eroberungszug über Deutschland

hielt, wie ihre Helden Karl der Große und seine Getreuen gethan hatten, ist ihr Ausdruck.

Karl der Große selbst war noch ein deutscher Mann gewesen, Pfleger der deutschen Sprache und Freund der alten Volksdichtung, deren Sammlung er anordnete. Nach ihm nahm die Romanisirung der Franken in dem jetzt französischen, westlichen Theil des alten Frankenreiches reissend zu. Mit der Theilung desselben, 843, unter die Söhne Ludwigs des Frommen, ward die Romanisirung auch äußerlich zum vollen Ausdruck gebracht. Das neue Volk der Franzosen war auch sprachlich constituirt.

Die Sachsen bis gegen das neunte Jahrhundert ausgenommen, hatten während der siegreichen Epoche der Franken und der mit ihnen zusammenwirkenden christlichen Bekehrungen die deutschen Stämme keinen Anlafs zu poetischem Auffschwung. Ihre Stammeskraft, ihre Sitte, ihr Glauben war im Niedergang; sie selbst zu untergeordneten Stellen verurtheilt. Sie kamen nicht frisch und freudig in die neue christliche Zeit hinüber, nicht mit frohem Stolze, sondern als Epigonen vergangener Zeiten. Den Sachsen ging es dann durch Karl des Grossen Unterwerfungskriege, besonders aber durch das Wüthen gegen den alten Glauben nach dem schrecklichen Siege noch schlimmer. Folge war die Erschütterung und Schwäche des Volkswesens, welche das neunte Jahrhundert hindurch die äussere deutsche Geschichtze zeigt. Die Neuordnungen religiöser und politischer Art erschöpften die Kräfte; in Anschauungen und Gefühlen schien Alles von unterst zu oberst gekehrt, anders das Leben, das Handeln, die Hoffnungen, anders Glauben, Recht, Sitte. Anfangs fand das deutsche Volk kaum die Kraft und den Muth zur Selbsterhaltung gegen die es bedrängenden, in Heidenthum noch ungebrochenen Völker, gegen die nordischen, jetzt zu ihrer Art Wanderung, zur See auschwärzenden Germanen und gegen die andringenden slavischen und in Reiterzügen überstürzenden ungrischen Feinde. Die stolze Schwertnation, die Welt siegerin, der Schlacht und Kriegszug die höchste Lebensaufgabe geschienen hatte, war selber Ziel für die Beutezüge ihrer wilderen heidnischen Brüder und Nachbarn geworden.

Allmälig aber rückten sich die Deutschen auch innerhalb ihrer neuen christlichen und staatlichen Ordnungen zurecht und brachten den alten Charakter damit ins Gleichgewicht. Das Christenthum drang durch und trat seitdem nicht mehr feindlich auf; die deutsche Geist-

lichkeit, die sich heranbildete, wirkte immer unbefangener aus dem deutschen Geiste heraus, nachdem die heidnische Uebergangszeit beendet war; eine neue harmonische Geistesphäre konnte sich bilden.

Der Kampf zwischen den alten und neuen Vorstellungen war freilich lang und schwer. Dort die alte, diesem in der Natur lebenden Volke natürliche Religion, in den Grundzügen erwachsen aus dem Volksgeist, alle Anschauungen der umgebenden Natur und des eignen Wesens tragend; Ueberlieferungen der Sage, mit dem Mythus sich durchschlingend, wunderbar reich und genau, wie wir aus den Bruchstücken und den Wandlungen späterer Zeit ersehen, ganz entsprechend dem Volke, sein eigenstes Werk in jeder Beziehung, nach Thaten und Formung, Alles Poesie, Wonne zu hören, Freude zu lernen, Vorbild des Lebens, erprobt in einem Weltalter des Kampfes. Wie lebte, wie starb es sich leicht mit dem Glauben an die Götter des Muthes und die Freuden Walhalls! Gegen diese ganze Welt eine absolut neue, prosaische Ueberlieferung, hauptsächlich in Formeln und neuen Ceremonien sich darstellend für die Massen, bald allerdings unterstützt durch alle Künste der Fremde, wenn auch poetisch direct nur durch die Lyrik, die aber gegattet war mit neuem wunderbaren Gefang. Hinter dieser Religion aber stand eine überlegene Culturwelt.

Wer der neuen, mit dem Christenthum vereinigten Bildung sich zuwandte, hatte vollauf und wer eine gelehrte Thätigkeit erstrebte, überreichlich mit der neuen Cultur und ihrem Glauben und Wissen zu thun, gegen welches die alten heidnischen Ueberlieferungen nun nicht bloß gefährlich sondern auch durchaus unbrauchbar erschienen. Hinzu kam, dass so viele Fremde an der Spitze der neuen Cultur standen, die für deutsches Wesen und die alte deutsche Poesie kein Herz hatten und haben konnten. Einmal wirklich geglaubt an die Geisteswelt des Christenthums — und die Welt der Aser lag im Nebel-land, unverständlich und deshalb dämonisch und schauerlich gefürchtet. Förderung oder nur liebevolle Erhaltung war unter diesen Umständen in den massgebenden Kreisen wenig oder gar nicht zu erwarten, so lange nicht ein wissenschaftliches Interesse den religiösen Eifer milderte. Große Geister wie Kaiser Karl, der die Heldenlieder sammeln ließ, waren Ausnahmen. Auch Ludwig der Fromme war in der Jugendzeit noch der alten Poesie zugethan; in späteren Jahren hat er sich ihr aus religiösen Bedenken entfremdet. Zu welchem Schaden sicherlich für die Erhaltung der durch Karl gesammelten Lieder!

Von der reichen Poesie der alten Zeit haben wir jetzt nur ein Paar Bruchstücke, wenige Scherben aus so vielen Schätzen der Vergangenheit, Zaubersprüche, die uns in's Dunkel menschlicher Träumereien führen, dann ein Bruchstück aus der Heldenage christlicher, aber unter heidnischen Anschauungen aufgefahster Zeit, dem Kern nach freilich vielleicht bis in indogermanische Urzeit reichend: das Lied von Hildebrands und Hadubrands Kampf. Leider ist auch dieses Bruchstück in sich nicht unbeschädigt und vollständig, so dass es schwer ist, daraus auf das Gefüge solcher Dichtungen sichere Schlüsse zu ziehen. In den Geist der Zeit freilich, welche Perspective eröffnet die eine Rede des alten Hildebrands, da er nun Kampf bewilligt dem Mann, den er für seinen lieben Sohn erkennt!

Wohl gewahrte die Geiftlichkeit die Macht und Wirkung der Poesie auf das Volk und man suchte ihm neue Speise statt der alten zu geben: Christliches für Heidnisches. Natürlich entquoll auch Dichtung den Herzen der Gläubigen. Es heifst, dass Ludwig der Fromme die bedeutendste Dichtung dieser christlichen Poesie in alter Form, den Heliand, veranlaßt habe. Auf sein Ansuchen habe ein sächsischer Dichter, ein Bauer, das Leben des Heilands gedichtet. In dem Bruchstück Muspilli (bairisch) haben wir ein ähnliches Zeugniß dieser, noch die alte Form der Alliteration gebrauchenden Uebergangszeit. Aber die Wirkungen der mit den jahrhundertlangen heidnischen Anschauungen verquickten und zusammengewachsenen Form zeigten sich, auch den Zeitgenossen auffällig, an diesen Dichtungen. Mit der Form war der Gedanke, Anschauung mit der Redensart gegeben. Jeder Vergleich mit Gefängen der Edda lehrt, wie heidnisch alterthümlich sich die neuen Vorstellungen gestalteten. Sobald die Alliteration gebraucht ward, in welcher die frühere Ueberlieferung der gedächtnissstarken Heidenzeit überkommen war, wehte in den neuen Anschauungen ein Hauch aus den heidnischen, jetzt mit Fluch getroffenen Sphären. Welch ein Christus, ein Heerkönig! Welch ein Elias! Welch ein jüngstes Gericht! Welch ein Einblick, wie es in diesen Köpfen mit den Vorstellungen des Lebens ausfah!

Neuer Geist will neue Form. Um aus den heidnischen Phantasien herauszukommen, musste man auch ihre alten poetischen Formen verlassen, um die Anschauungen los zu werden, die sich jene zum Körper gebildet hatten.

Der Franke Otfried, Zögling der berühmten Klosterschule zu

Fulda, Mönch zu Weissenburg, unternahm mit Bewufstsein, wie wir aus seiner Dedication an König Ludwig den Deutschen wissen, die Neubildung. Er dichtete im 7. Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts seine Evangelienharmonie (Krist), sie der Volksdichtung entgegenzusetzen, nicht mehr wie der Sachse den Heliand in Alliteration, sondern in den Formen, die das Christenthum, wenn nicht geschaffen, so doch sich angeeignet hatte, in gereimten oder auch mit Affonanz sich begnügen Versreihen.

Taufend Jahre sind seit Otfrieds unsere älteste Form verdrängender Neubildung vergangen und noch immer bewegen wir uns auf den von ihm zuerst eingeschlagenen Wegen, ungeachtet mehrfacher Versuche, auch sie wieder zu verlassen. Bisher hat man nur Rückgriffe auf einst herrschende andere Formen gemacht; so der Versuch, an dessen Spitze Klopstock sich stellte, die metrischen Formen der griechischen Dichtung anstatt des musikalischen Reims im Deutschen einzuführen, und heutigen Tags gar der Anlauf, über die tausend Jahre seit Otfried zurückzugreifen und wieder in alliterirenden Formen zu dichten.

Aber erst ganz neue Anschauungen werden wieder ganz neue Formen schaffen; der Drang nach diesen verkündet allerdings den Umschwung. Welch ein neues Maafs der Geist wählen wird? Sicherlich nicht die alten, wie sie schon durchlebt worden sind.

Wie später bei Opitz war es bei Otfried nicht die Gröfse dichterischen Genies, welche den Sieg errang gegen die entgegenstehende Dichtung, sondern die Bedeutung des neuen Princips, für welches er, als Dichter kaum ein grosses Talent, aber ein durch und durch vom neuen Geist erfüllter Mann durchzugreifen wufste, nach Inhalt und Form zugleich. Poetisch ist der alliterirende Heliand des sächsischen Landmanns der gereimten Evangelienharmonie des Weissenburger Mönchs unendlich überlegen. Dort Gröfse, lebendige poetische Anschauung der Phantasie, Wucht in Vorstellungen und Worten, hier mehr der poetifirende Geistliche, der sich überdies in den neuen Formen und ihrem fremdartigen Geiste noch mühsam bewegt. Aber fruchtbare Keime, hoher Entwicklung fähig, deren das Zeitalter bedurfte, lagen in dieser Dichtung; hier Einheit, dort zwei Phantasiewelten durcheinander geschoben, in der es einem kundigen Christen unheimlich werden musste.

Im gereimten Vers hatte die christliche Kirche sich ihren poetischen Ausdruck geschaffen. Die innere Gefühlswelt, die inbrünstig

gesteigerte Subjectivität, innerliches Hoffen, Glauben war ihr Ausgangspunkt gewesen. Die Empfindung hatte das musikalische Maß wählen lassen. Nach dieser Seite hin hatte sie das menschliche Wesen unendlich vertieft und erweitert und im Triumph des neuen Gewinns die Fülle der classischen Geisteswelt unbekümmert verworfen. Jetzt traf sie auch mit der germanisch-heidnischen zusammen, hier verdrängend, dort verwachsend, die nächsten Zeitabschnitte bestimmend.

In den Klöstern, den Zufluchtsörtern und stillen Ruhesitzen inmitten der schrecklich wirren, materiell bewegten Zeit, den Geistern nach stürmischem und schwer schädigendem Leben häufig in Wirklichkeit das, was von dem friedlichen, auf die böse Kampf- und Trugzeit folgenden Götterreich die germanische Phantasie geträumt hatte, fand dieser neue lyrische Geist seine hauptsächlichste Pflege. Er verband sich in der Folge besonders mit dem Mariencultus, unwillkürlich zum weicheren Weiblichen drängend.

Von Otfried an wirkte diese neuschaffende poetische Thätigkeit erfolgreich weiter. Die alten Formen verlieren ihre Geltung gegen die neuen. Wohl hält das Volk an früheren poetischen Ueberlieferungen, dem gewaltigen Schatz unabsehbarer Erinnerungen fest. Aber der leitende Geist ist bei der Kirche. Die Geistlichkeit hat das höhere Wissen, ist Trägerin der neuen siegenden Ideen und somit führend.

Die alte Ueberlieferung in alter Form stockt; es wird schändlich und gefährlich ihr Sänger zu sein. Der Edle und Angelehne darf sich ihr nicht mehr widmen, nicht mehr selbst beim Feste die Thaten der Vorzeit verkünden. Zu der Jugend und zum Volk sinken die alten Maeren und wandeln sich danach. Der Mythus, das Höchste wird zum Niedrigsten. Er schrumpft zusammen, bis er zum Märchen geworden ist oder als Aberglaube weiter dämmert. Besser geht es den Sagen der Heldenzeit. Man läfst sie nicht; es ist das Herzblut des Volks, das in ihnen pulsirt. Auch das christliche Volk braucht Kämpfer. So stöfst man, so weit und so gut es geht, das heidnische Element heraus und pflanzt die Erinnerung, wenn nun auch vielfach geändert und verstümmelt, fort; mit welcher Zähigkeit in anderer Beziehung lehren Namen aus Geschlechtsabstammungen und von Waffen, lehren einzelne Züge, oft gerade in unbedeutenderen Dichtungen, welche über viele Jahrhunderte hinweg in Urzeiten hineinweisen.

Sobald eine nationale deutsche Geistlichkeit bestand und das Heidenthum seine direkte Gefährlichkeit verloren hatte, konnte üb-

rigens vieles Alterthümliche sich wieder freier regen und desto mehr Ausicht auf Ueberlieferung durch die Schrift und auf eine gelehrte historische Freude ward gegeben. Durch die Beteiligung der Männer, welche die neue Bildung vertraten, mussten allerdings auch neue Aenderungen der alten Stoffe eintreten. Der gelehrte Mönch, der sich dichtend an eine Sage machte, hatte andere Absichten mit ihr, weil er andere zuhöchst geschätzte Vorbilder hatte, auch wenn ihn keine religiösen Bedenken bestimmten.

Die katholische Geistlichkeit vertrat in ihren bedeutendsten Geistern die Verschmelzung des Christenthums mit der Tradition der classischen Völker, so weit diese hatte bestehen können. Die Sprache der Kirche war Latein, dies das verbindende Band mit dem Alterthum, darin die Kirche noch vor dem Barbaren-Ueberdrang Herrscherin geworden war. Die Tradition von Rom und im Osten von Byzanz war nicht abgerissen; die Kirche war die Erbin des Alterthums, soweit es wissenschaftlich noch existirte.

Kenntniß und Studium der antiken classischen Werke war dadurch immer möglich geblieben. Für jeden Menschen, der eine Ahnung vom Werth der Wissensbildung in sich hatte, blieben jene als Schatz der weiteren Bildung.

Gallien war zur Zeit seiner Unterwerfung ein römisches christliches Land gewesen; Kaiser hatten dafelbst residirt. Dort war durch die Franken durchaus nicht der ganze antike Boden zerrüttet und überschüttet. Karl's des Großen Renaissance der römischen Kaiserherrschaft, seine Bestrebungen im antiken Sinn, hinsichtlich Verbreitung von Kenntnissen und in Künsten zeigt diesen Zusammenhang, aufgenommen durch einen genialen, umfassenden Herrschergeist, der mit der Einfachheit des großen Mannes das Verschiedenste zu einem wußte, alles Nützliche und Schöne zu einen suchte.

Was um das Jahr 800 im Frankenreich Ausdruck gefunden, wirkte auf die Bildungsstätten im christianirten Germanien. Die aus Alcuin's Schule hervorgegangenen Gelehrten standen in vielen Beziehungen dem römischen Alterthum näher, als es nach ihnen bis zum Humanismus der Fall war. Erst mit der mittelalterlichen Romantik oder Minnezeit kam der Geist, der mit dem antiken in Nichts mehr Gemeinschaft, für ihn gar kein richtiges Verständniß mehr hatte. Von jenem alten romanischen Geist ist der neue romantische, nach Analogie aus der Baukunst gothisch zu nennende, wohl zu unterscheiden.

Sobald in dem neuen deutschen Reiche seitlere Ordnung und die Freude der Sicherheit gewonnen war, sehen wir in den leitenden Kreisen eine ähnliche Renaissance-Bewegung wie die Karls des Grossen im Frankenreich: Otto I. und die Kaiserkrone, die Studien seines Bruders Bruno, Kunßbestrebungen, Latein als Hoffsprache, lateinische Schriftsteller, Dichter und Dichterinnen, die Familien-Verbindungen mit Italien und Byzanz, zumeist dann die sonderbar erscheinenden, in der Idee so grossartigen Bestrebungen des jungen Kaisers Otto des Dritten zeugen dafür. Wie wenig ist leider diese Periode nach diesen eigenthümlichen idealen Bestrebungen bekannt, die so verschieden sind von Allem, was wir seit dem Beginn der Kreuzzüge als höfischritterliches Mittelalter kennen.

Seit Heinrichs I. Siegen, seit Otto's I. Gröfse gewann der Deutsche wieder Freude und Zutrauen zu sich und seinem Reich. Am Hofe Otto's nicht allein, auch an andern Höhepunkten deutscher Cultur hatte man das Gefühl eigener Bedeutung und damit auch Frische und Freudigkeit und einen Wagemuth, der spielend sich an Schwierigkeiten macht. Deutsche Könige trugen die Cäfarenkrone Roms. Warum nicht deutsche Helden sage in römischen Formen geben?

In den damaligen hohen Schulen las man römische Dichter, vor Allen gern Virgil, den die Sage des Mittelalters zu einem Vorschauer der christlichen Herrlichkeit gestaltet hatte. Poetische Geistliche in der Blützeit St. Gallens unternahmen es deutsch-virgilisch zu dichten, deutsche Sage als Inhalt, lateinisch die Sprache und die poetische Formung.

Es ist das 10. Jahrhundert, welches uns derartige — für unsre Literatur so wichtige — deutsche Helden sage und Bruchstücke sonstiger Ueberlieferungen, wie der alten Thierfrage, hinterlassen hat. Das Wichtigste des Erhaltenen ist das Waltherlied, gedichtet von Ecke-hard in St. Gallen, von einem zweiten späteren Eckehard ebenda gebessert: das Lied von der Flucht des als Geifsel an Etzels Hof gegebenen westgothischen Königsohnes Walther von Aquitanien und der ebenfalls als Geifsel bewahrten Königstochter Hildegund, und von Walther's Kampf mit den ihm im Wasichenwald den Weg verrennenden Burgundenrecken, von denen nur Gunther und Hagen den Kampf überleben.^{*)}

^{*)} Rückübertragungen müsten nicht in der Nibelungenstrophe, sondern in Alliteration geschehen.

Welche Freude, Klarheit, poetische Lust ist vorauszusetzen zu einer solchen sicheren, in sich so fertigen Bearbeitung! Welche Perspective eröffnet diese eine Dichtung!

Auch ein Nibelungenlied ist damals lateinisch gedichtet, gewidmet dem (urkundlich 991 verstorbenen) Bischof Pilgrim von Passau. Leider ist Meister Konrad's Werk nicht erhalten.

Dagegen andere Bruchstücke: interessant das des Ruodlieb (etwa um das Jahr 1000 gedichtet), weil darin ein poetischer Realismus anhebt, der das wirkliche Leben mit Geschick zum Hintergrund benutzt: eine Strömung, die leider das ganze Mittelalter hindurch nicht zum rechten Durchbruch kommen konnte, sondern mit wenigen Ausnahmen bald in Gemeinheit, bald in Nüchternheit, bald in Kritiklosigkeit oder Aber-glauben verfielte.

Walthari und Nibelungen zeigen uns einen Lieblingsstoff dieser Zeiten.

Die schrecklichen Verwüstungszüge der Ungarn, dieser vermeinten Nachkommen der Hunnen, hatten den Erinnerungen an Attila und Hunnen neue, gesteigerte Bedeutung gegeben. Ob wohl die Siege der Deutschen bei Merseburg und auf dem Lechfelde Einfluss auf die spätere Schilderung der Hunnen und ihres in Wahrheit so mächtigen, geistesgewaltigen, in der Dichtung so schwach erscheinenden Königs gehabt haben? Die Sage ist freilich in dieser Beziehung unberechenbar und spottet aller geschichtlichen Verlässlichkeit; möglich dass das Bild Etzels schon in der älteren Sage so feststand.

War einmal alte Heldenfrage in dieser Weise auch von den leitenden Kreisen verwendet und somit eine Verföhnung mit dem neuen Geiste eingeleitet worden, so musste das bedeutende Rückwirkung auf die Liebe und Pflege der alten Ueberlieferungen haben. Was die gerühmten Meister des Klosters St. Gallen gethan, was der Passauer Bischof gefördert, das konnte überall Widerhall finden. Die Heldenfrage ward gleichsam neu geadelt.

Nun entsteht eine poetische Bewegung und Neubildung des Alt-Volksthümlichen, wachsend mit dem Ruhm des deutschen Volkes in diesen ersten, romanischen Zeiten seines Kaiserreichs, die zu den großen Schöpfungen des Volksepос, vor Allem zum Nibelungenlied hinführt.

Daneben, nach den Anschauungen der Zeit darüber, geht die Poesie, die mit dem Christenthum, mit dem neuen gelehrten geistigen

Leben gekommen war. Vor Allem die religiöse Lyrik. Einfach, schön, tief in der neuen Gefühlserrungenschaft ist, was hier, anfangs lateinisch, dann auch deutsch geleistet wurde. In den Zellen und Hallen, in den Kirchen der friedlichen, alle Künste und die Wissenschaften pflegenden Klöster ist damals die schwärmerisch schöne Gefühlseligkeit, jetzt noch für Gottesminne allein, ausgebildet, welche wir für ein ewiges Erbe deutschen Gemüthes zu halten pflegen. Vor der irdischen Minne sang diese himmlische, und neben der irdischen hat sie sich das ganze Mittelalter hindurch erhalten, nachzitternd noch heute in den religiösen Liedern der in sich und ihre Phantasien des Friedens und der himmlischen Glorie sich verckenenden Seele.

Auch das kraftvolle Zeitlied — wie das von Ludwig und der Normannenschlacht — war angestimmt zu Ehren Gottes und seiner Helden. Auch die Geschichte ward später im Annolied, der Weltchronik u. s. w., poetisch behandelt, die Wissenschaft desgleichen oder was man darunter verstand. Alles das vom höchsten Interesse für die Nachzeit in sprachlicher und culturhistorischer Beziehung, doch ohne tieferen poetischen Werth vom allgemeinen künstlerischen Gesichtspunkte aus: unausgebacken, die verschiedenen Interessen der Poesie und der Wahrheit sich gegenseitig schädigend, Trockenheit und Phantastik, Nüchternheit und kritikloser Mischmasch wechselnd.

In Frankreich gelangte man im 11. Jahrhundert zu einer neuen Phantasiegestaltung, die durch die Art, wie die moderne, führende Macht, die christliche Religion, darin zur Geltung gebracht wurde, einen grossen Vorsprung vor der deutschen volksthümlichen Heldenfage gewann, wie überlegen diese auch an sich in vielen Beziehungen war: die Heldenwelt der Zeit Karls des Grossen und seiner christlichen Ritter ward dort in der Phantasie gestaltet; in ihr klaffte nicht, wie in der deutschen Volksfage, der Spalt zwischen dem Reckenthum und dem Christenthum. Niemand hatte Veranlassung gegen sie eingenommen zu sein, jeder sie zu fördern; sie schmiegte sich den neuen Zeitforderungen an.

Wie die deutsche volksthümliche Heldenfage in dieser Beziehung sich gestaltete, das macht einerseits ihre Grösse aus, wie es andererseits ihrer Entwicklungsfähigkeit schadete. Das Heidenthum kam noch in den neuen Formen, in der merkwürdigsten Weise die christlichen Einflüsse abschüttelnd, wieder zum Vorschein. Das Nibelungenlied, die Bernersagen geben dem Kampfe zwischen Kaisern und Päpsten

ein eigenthümliches Relief. Was liegt Alles in dem Gefang des Nibelungenliedes, wo Hagen den Kaplan vom Heilighum wegreifst und in die Donau wirft, um die Wahrheit der Schwanenjungfrau zu erproben! Wenn im dreizehnten Jahrhundert der alte Reckengeist noch so wie in den Nibelungenhelden verstanden wurde in seiner erbarmungslosen, diamantenen Kampfhärte, dann sah es mit dem Christenthum dieser Männer seltsam aus! Welch ein Christenthum war es? Das Nibelungenlied ist der Höhepunkt dieser epischen volksthümlichen Poesie. Ende des 10. Jahrhunderts hat, wie gesagt, die alte Sage eine lateinische Fassung erhalten; im 12. Jahrhundert hat ein deutscher Dichter die Dichtung in neudeutschen Formen, in der sogenannten Nibelungenstrophe, nachgedichtet. Wie viel alsdann noch als Zusatz und Einschaltung eines oder einiger Anderer in der höfischen Uebergangszeit hinzugekommen ist in der Form, darin es uns erhalten, steht dahin.

Das Nibelungenlied gleicht den Domen der romanischen Baukunst. Es ist nicht Gotthik, nicht höfisches Ritterthum, nicht französischer Geisteseinfluss, sondern Reckenthum, altgermanische Lebens-Anschauung und Empfindung, kein Minnewesen, sondern Ehewesen, nicht Ehr-, Ruhm- und Turnier-, sondern Hab und Gut- und Golddurst- und Todschlagszeit, kühn und fest neben den neuen Ideen sich bewegend, so viel möglich sie vermeidend, mit imponirender Ruhe die nöthigen Aenderungen oder Auslassungen sich gestattend.

Wir wissen aus der Edda die Geschichte des fluchbeladenen Sühnhortes, der Jugend Siegfrieds, der Valkyre Brunhild, ihrer Stellung zu Siegfried, des Zaubertrankes und des Todes Brunhildens mit dem geliebten, getöteten Mann. Es war ein kühner sicherer Dichter, der hier zu schweigen, dort einzuschalten wagte, um das Heidenthum nicht leitend vortreten zu lassen.

In welch' eine Ideenwelt führen die Nibelungen! In welche Charactere, welche Anschauungen lassen sie blicken. Und wie sicher und in sich abgeschlossen ist diese Welt, vor deren harten Riesenfeelen wir mit unserem virtuos verfeinerten Gewissen förmlich erschrocken stehen müssen. Auch auf folche Menschen schien das Sonnenlicht, und es galt für ein herrliches, großes, es war ein ideales Geschlecht! Es war es und ist es noch für das deutsche Volk. Aufser der Iliade und Odyssée giebt es keine Dichtung, d. h. keine grossartige Verewigung des Volksgeistes, die sich an Idealen mit den Nibelungen messen könnte.

Nehmen wir die Sage von dem jungen Siegfried beim Schmied hinzu, so haben wir in dem wilden Lehrling, dem Ambofszerschmetterer und Lindwurmtödter, das Ideal des deutschen Knaben der alten, auf Manneskraft gestellten Zeit, welches lachenden, ungestümen, nie blinzelnden, kecken, auch ungefügigen Muthes!

Für das Jünglings- und jugendliche Mannesalter steht der erwachende Siegfried des Nibelungenliedes, edel, sonnig klar, ein Volsungaugiger Halbgott von übermenschlicher Kraft und Leibesgestalt. Dazu treten der junge, sittige, tapfere Geiselherr, der ungestüme Wolfhart. Der Mannesbildungen eine schöne Reihe: Dankwart, Gernot, der herrliche trotzig-heitere Volker, der im letzten Kampf königlich gesteigerte Gunther. Ruhig, edel, harmonisch, Vorbild der Zucht und Treue Rüdiger von Bechlaren. Ideal des königlichen reifen Mannes nach Kraft und Würde, Dietrich von Bern, ernst, ruhig, besonnen, aber gereizt schrecklich, Löwenkraft und Löwenfinn. Ihm zur Seite das Männerideal Hildebrand, der ergraute, vielkundige, getreue. Zuhöchst in bewundernswerther Ausbildung der grimme Hagen von Tronje.

Dazu die beiden Frauen Brunhild und Chriemhild, das herrisch-schöne und das mild-schöne Weib, jedes, zum Aeusersten getrieben, Rächerin bis zur Vernichtung des Nächsten und Liebsten auf der Welt. Dies waren poetische Gestaltungen des eigenen Volkscharakters, die seit Jahrhunderten Geltung gehabt hatten, die sie dem Kern nach noch heute haben und haben werden, so lange ein deutsches Volk existirt. Unten im Volk lebt und webt noch immer von jenem Geist.

Der Inhalt selbst riesengewaltig, mit einer unerbittlich zu nennenden Objectivität hingestellt, im zweiten Theil auch mit grösster Gedrungenheit componirt. Das Ganze trotz seiner einzelnen, man weiss nicht wem zuzuschreibenden Mängel, die sich besonders in der ersten gleichsam als Vorhalle dienenden Hälfte zeigen, ein poetisches Werk erster Gröfse.

Und eine solche volksthümliche Idealwelt in hoher Kunstfassung nach Composition des ganzen Stoffs wie nach Ausdrucksweise konnte von fremdländischen Vorstellungskreisen bei Seite geschoben und herabgedrückt werden, von Dichtungen, die in verschiedenen Beziehungen nicht werth waren, ihr die Schuhriemen aufzubinden? Solchen Trank der grossartigsten Poesie, Odins Flug werth, von sich losen, um nach den gewürzten, süßlichen Mischtränken aus Frankreich und Bretagne zu greifen?

Dass es geschah ist tief zu bedauern. Aber die Erklärung ist nicht schwer.

Im 12. Jahrhundert hatten sich die Geister in Deutschland, in den höheren Ständen wenigstens, in Anschauungen und Gefühlen einer neuen Epoche entgegengearbeitet, die in seinen letzten Decennien zum Austrag, leider nicht mit glücklichem Verlaufe kam.

Die Menschen und, aus ihren Charakteren erwachsend, ihr Schicksal, wie sie das Nibelungenlied zeigt, sind an sich grofsartig, gewaltig, aber einseitig. Es ist Reckenthum, nicht schönes Menschenthum — in dieser Beziehung ist das Nibelungenlied den homerischen Dichtungen weit nachstehend. — In herber Weise hatte sich der alte Volksgeist wieder zusammengefäßt: Charaktere gleichsam aus der Steinzeit, unbiegsam, unerschütterlich, schrecklich, reuelos, wie Adler und Falken, wie Bären und Wölfe in mordlichen, blutigen Thaten. Mit den Erweiterungen des seelischen Lebens, so wie den Aenderungen der socialen Auffassungen musste diese Einseitigkeit erkannt und von denen, die ihr nahe standen und an eine Besserung dachten, mit noch ganz anderen Augen angeschaut werden, als etwa von uns und Allen, die dieser Wirklichkeit fern sie von geschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkten aus betrachten. Diese grimmen, von Rache und Ehrgeiz beherrschten Seelen, Mord und wieder Mord, des Schwagers durch die Schwäger und die von Eifersucht verzehrte frühere Geliebte, der Brüder durch die Schwester, alle die alten starren Auffassungen von Pflichten und Sitten, in denen kaum von Recht in eigentlichem Sinne zu reden ist, kamen in Leben und damit schliefslich auch in dessen ideellem Ausdruck, in der Dichtung, mit den neueren Anschauungen in Conflict. Man begann die Sitten und Charaktere, die noch dem alten Kämpferleben entstammten, für das zu halten, was sie auch wirklich waren, für barbarisch.

Mit der Aenderung der Anschauungen und der Art und Weise der Empfindung musste auch die Behandlungsweise des Stoffes in der Poesie sich ändern. Das Neue ward betont und in den Vordergrund gerückt. Was den alten Volksdichtern dagegen als das Wesentliche gegolten und was sie deswegen mit Zurückdrängung des von ihnen als Nebensache Geschätzten allein gebracht hatten, das galt jetzt nicht mehr und wurde seinerseits zur Nebensache. Bisher hatte keine Erzählung geherrscht, gleichsam eine blofse Umrisszeichnung. Die Thaten waren die Linien für die Phantasie der Hörer und

wurden von diesen in eigenem Phantasieproces je nach dem mit allen Farben geschmückt. Dies ging um so eher, weil es sich um Allen bekannte Sagen, um bekannte Persönlichkeiten handelte, deren Aussehen, Art, Charakter u. s. w. zu schildern überflüssig war. In allen Dingen, welche wie das Kampfleben und die Hauptpersonen den alter Erzählern und Sängern mit der Lebendigkeit des Wirklichsten vor der Phantasie standen, war trotz der einfachen Erzählung die plastisch-lebensvolle Wirksamkeit groß, auch für diejenigen, die nicht so mitten in der Phantasiwelt jener Zeit stehen. Lebendige Anschauung hat Leben gegeben.

Der wahre Fortschritt, der nun weiter nothwendig war und eine neue vollschöne Poesie ergeben hätte, wäre gewesen, wenn die deutschen Dichter, Stoff und Charactere der alten Dichtung in den Grundzügen beibehaltend, das einseitigere Thun des Reckenlebens in breitere volle Veranschaulichung des Allgemein-Menschlichen geführt und statt reliefähnlicher Zeichnung nach Tiefe des Raums und Colorit durchgeführte Bilder gedichtet hätten. Ilias und Odyssäe geben die Beispiele.

Der Dichter oder vielmehr der Bearbeiter des Nibelungenliedes hatte ein Gefühl für die neuen Forderungen; die ganze volksthümliche Epik hatte es. In dem Wettkampf mit Brunhild, bei Siegfrieds Tod, in der Leichenscene, beim Eintreffen der Burgunden in Bechlaren, dem Ausbruch des Kampfes u. s. w. hat der Nibelungendichter sich freier und breiter innerhalb der einfachen Erzählung bewegt und die Situationen und die seelischen Bezüge der Handelnden darzulegen begonnen.

Hier hätte man weitereschreiten müssen.

Der Dichter Gudruns versuchte es in der That. Die Werbescene und Horants Gefang, die Königstochter waschend am Meere u. s. w. versprachen so viel. Hätte nur der Dichter Gudruns nicht mit Binnenlandsphantasie die Maeren der Nordseegegäde gesungen, in welcher er sich oft mit ganz vager Phantasie behelfen musste. Wer von den Hegelingen und Normannen die Sage meldete, musste die Dünen und Gestade der Nordsee und die Klippenküsten des Kanals, vor Allem das Meer des Nordens kennen. Ein Meerlied ohne Meerhauch! Aber soweit Gudrun den Nibelungen an poetischer Grösse nachsteht: der Fortschritt war richtig angestrebt. Kraft und die Kühnheit, die jede Neuerung erfordert, hatten freilich nicht ausgereicht.

Sehr auffällig in dieser und anderer Beziehung ist noch die

Dichtung eines Wernher: Meier Helmbrecht; inmitten der Heldenfage und höfischen Poesie gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts ein treffliches Stück wirkliches Leben in poetisch-realistischer Fassung, mit Szenen aus dem lateinischen Ruodlieb und aus Reinecke Voss eins der wenigen Zeugnisse, daß man aus dem Leben der Wirklichkeit poetisch etwas zu machen vermochte, und dadurch eine der interessantesten Schöpfungen der deutschen Poesie für die Culturgeschichte des 13. Jahrhunderts.

Der richtige Fortschritt in der Behandlung des Epos ward verfäumt, oder wenn man will, gehemmt. Statt in lebensvolle Breite zu gehen, nicht bloß die Thatsache zu erzählen, sondern die Menschen vor unsfern Augen handeln zu lassen, die Darstellung zu vertiefen, Alles plastischer hervortreten zu lassen, warf man sich in die Gefühlseligkeit des Minnewesens. Gleichsam statt der früheren festen, charakteristischen Zeichnung grossen Stils verschwimmende, schlechter gezeichnete Formen, ein oft bewundernswerthes Colorit; alle sonstigen Mängel dieselben.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts überdrang das sogenannte höfische Wesen auch Deutschland und der romantische Geist verdrängte den alten romanisch-germanischen. Nun verliert das klassische Alterthum, soweit es im Wissen der Gelehrten, besonders also der Geistlichkeit bestand, die Führung; die romanischen Völker Frankreichs übernehmen im geistigen Leben die Spitze.

Jene Gefühlserweiterung und Durchbildung, welche sich im Christenthum entwickelt hatte, war etwa seit Anfang des 11. Jahrhunderts in den blühenden Ländern Südfrankreichs, angeregt durch die spanisch-maurische Nachbarschaft, zum Durchbruch von der religiösen Empfindung zur irdischen gekommen, war vom Himmel und der geistigen Liebe auf die Erde und zur Liebe irdischer Schönheit geführt worden. Nicht bloß in der Religion und in der Verzückung der Phantasie, Glanz, Herrlichkeit, Wonne lag rund herum in Welt und Menschen. Seele zu Seele, Mann zu Weib konnte die Entzückung gehen und das Gefühl kofend, jauchzend, leidend, schwärmend sich verlieren. Eine neue Welt der Empfindung öffnete sich im Leben; Göttliches und Irdisches war nicht mehr getrennt, sondern rann in einander. Zwischen Herrendienst und Gottesdienst trat jetzt für den Ritter, beide verbindend, Frauendienst.

Von dieser Entdeckung in der inneren Welt an nahm die Cultur eine neue Wendung. Gesichtspunkte wurden maßgebend, von denen

aus die alte Welt den Blicken entzogen war und man in neue Gegen-
den blickte. Merkwürdige Wandlungen, wie sie sich in den Begriffen
des höfischen Ritterthums und des romantischen Mittelalters zusammen-
fassen, traten mit den veränderten Anschauungen und Empfindungen
für die verschiedensten Lebenskreise ein, langsamer wie immer in den
Massen, schneller in den schon vorbereiteten höheren Kreisen.

Frankreich war der Fackelträger des neuen als Licht begrüßten
Geistes. Zündete der erste Funke in den Ländern der Provençalen, so
schlug die Flamme doch gleich über zu dem Ritterthum Nordfrank-
reichs, des romanisirten Frankenthums wie der dadurch beeinflussten,
jetzt in höchster Kraftentfaltung begriffenen Normannen. Der neue
höfische Geist war so vorbereitet, dass es eben nur des leichten
Anstoßes bedurfte. Hier in Nordfrankreich und England trat der
neue Geist in Verbindung mit der, germanischen, namentlich angel-
sächsischen Wesen fremden altbritischen Phantasie der Bretagne und
von Wales.

Eine neue Poesie ging auf für West- und Mittel-Europa.

Während das volksthümliche deutsche Epos, wie die mächtigste
Bergwelt, allerdings mit schroffstem Abfall gegen das flache Land vor
den Blicken liegt, erhaben, rauh, furchtbar sogar in seinen Höhen-
punkten, aber in den Thälern so viel Schönes, Fruchtbare bietend,
aller Cultur fähig, öffnet sich den Blicken der höheren deutschen
Stände jene neue, lauliche, farbenprächtige Welt des Westens, und
Alles wendet sich, das Heimische vergessend, ihr zu.

Es traf jetzt Deutschland der weitere Rückschlag seiner früheren
Thaten. Wunderbar greifen die Räder der Weltgeschichte ineinan-
der ein.

Die germanischen Sieger hatten in den eroberten Provinzen des
zersprengten Römerreichs jene Art Volksknechtschaft eingeführt, die sich
zum Feudalwesen entwickelte und zum Kastenwesen im Volksleben
drängte. Ihren alten Neigungen gemäfs als Besitzer von Feld und
Wald über das Land vertheilt, welches ihnen der Heerführer und
das Loos als Beute gegeben, ursprünglich durch Race, Sitte, Sprache
von der Volksmasse geschieden, als Rechtstitel die Eroberung und
die Macht, stellten sich diese Fremden über das Volk als eigner
kriegerischer Stand; nach Innen wie nach Außen stets auf den Schutz
und die Erhaltung durch das Schwert angewiesen, haben sie anfangs
nicht einmal Zeit, auch durchgängig wenig Lust zur Arbeit, sondern

leben von den Abgaben und der Arbeit der Unterworfenen. Sie sind nur herrschende Soldaten fremder, siegreicher Race und sehen sich als solche verschieden vom Volk an. Als einzige Beschäftigung erachten sie den Krieg; trotzig auf ihren Sieg, ihre Kriegertüchtigkeit und ihren Muth, stolz auf ihr andersartiges, von ihnen natürlich als besser geschätztes Blut und ihren, eigne Arbeit unnöthig machenden ländlichen Besitz, entwickeln sie nach Tugenden und Verderbtheit, nach edlen wie menschenwidrigen Seiten die Eigenthümlichkeiten soichen Kriegerthums und specieller des Feudalwesens.

Diese Anschauungen und Institutionen waren mit der Franken-herrschaft aus den eroberten Ländern zu den heimischen freien Deutschen zurückgekommen und hatten im Anfang langsam aber stetig die Begriffe und Anschauungen verkehrt, wie sie unter den Deutschen geherrscht hatten, so lange man als geschlossenes Volk beisammengewohnt hatte. Edle Geschlechter hatte es immer gegeben, frei aber war das Volk als Masse; darunter standen Knechte und Sclaven. Nun aber sollte die Masse zu Halbfreien erniedrigt und von der mächtigsten oberen Schichte, die sich als Adel absonderte, abhängig werden (wogegen die eigentliche Sclaverei schwand).

Im Laufe der Jahrhunderte war dies vieler Orten gelungen und auch in Deutschland eine Ständespaltung und Knechtung eingetreten, wie sie altdeutschen Begriffen direct entgegenlief *).

Mitte des 12. Jahrhunderts herrschte in Deutschland eine in Stolz und Vorurtheilen sich von der Volksmenge loslöfende Schichte.

Die Hohenstaufenzzeit, deren bedeutendster Kaiser selbst diesen fremden Anschauungen huldigte, stärkte sie und verlieh ihr während der glücklichen Periode äusseren Nimbus. Unter Friedrich Barbarossa begannen auch durch Heinrich den Löwen die grossen deutschen Eroberungen jenseits der Elbe, durch welche das Feudalwesen in den eroberten, von einem fremden bezwungenen Volke besessenen Ländern

*) Wie weit dieselbe schon zur Zeit Heinrichs IV. in Deutschland ging, zeigt die verruchte Schändung, welche die gegen den Kaiser aufständischen Lehnsherren an den für den Kaiser als ersten und höchsten Lehnsherrn in Massen sich erhebenden Bauern verübtten (*Wachsmuth, Culturgeschichte II*). Ganz frei erhielten sich nur die Friesen bis gegen Ende des Mittelalters in ihren alten Freiheiten und Ordnungen. Die Schweizer Bauern in den Waldstätten warfen bekanntlich bald nach dem Jahre 1300 das Feudaljoch muthig und glücklich ab und lehrten die Ordnungen alter deutscher Volksitte und Rechte.

getragen wurde und hier in dieser Weise einen gesteigerten Ausdruck gewann, der bis auf den heutigen Tag seine Wirkungen auch für das übrige Deutschland übt.

Der deutsche Adel, wie er sich jetzt entwickelte, sah der Natur der Dinge nach auf das Ritterthum Frankreichs als auf sein Vorbild. Durch die Kreuzzüge war man überdies in einen für Westeuropa seit Jahrhunderten unerhörten Zustand friedlichen Verkehrs und der Mittheilung getreten, wo Normannen, Franzosen, Deutsche, Italiener unter einander und mit den Völkern des Ostens zusammentrafen. Durch ganz Deutschland ging das Gefühl der Ueberlegenheit der westlichen Nachbaren an ritterlicher Ausbildung und höfischer Sitte nach Geist und Formen. Die höheren Stände in Sachsen z. B. am Hofe Heinrichs des Löwen sahen nach dem französisch-normännischen Hofe in England; die deutschen Länder des Westens nach Frankreich und den von französischem Geist beherrschten Zwischenländern des alten Lotharingiens.

Es blühte aber dort, wie gesagt, die ritterlich-höfische Poesie. Wie eine Trunkenheit, vor welcher die Regeln gewöhnlicher Vernunft fehr oft aufhörten, war es über die Geister gekommen. Lyrik und lyrisches Epos wurden Verkünder des neuen Geistes und seiner Phantasien und Ideale; Weisen, in dieser Form und nach diesem Inhalt den Deutschen bisher fremd; nur in der lateinischen Klosterpoesie gab es schon eine Vorarbeitung*).

In den letzten Decennien des 12. Jahrhunderts kam diese Geistes- und Gefühlsinvansion in Deutschland zum Durchbruch. Der Adel, die Fürsten an der Spitze, war hingerissen. Als bärisch ward das alte Wesen verachtet. Hier fand man eine neue Empfindungswelt im eignen Innern, neue, schöne, zeitgemäßse, den Standesvorurtheilen schmeichelnde, sie glorificirende Ideale, entzückende Formen. Höfisch erzogene, gefühlselige, von Minne durchglühte, tapfere Ritter, eine Wunderwelt für die durch die Religion daran gewöhnnte Phantasie, Anschauungen voll Feinheiten und willkommenen Freiheiten, von provençalischer Glut und südlicher Sinnlichkeit durchweht, von französischer Schärfe und Keckheit durchgeistigt, von normannischem Stolz und Ungestüm durchstählt — auch der deutsche Adel war berauscht, und Inhalt und Form der neuen Dichtung ward Muster.

*) Siehe *Carmina burana* (Gedichte aus dem Kloster Benedictbeuern) herausgegeben durch *Schmeller*.

Wie unter dem Hauch des Süd- und lauen Westwindes die Eisrinden springen und Laub und Blumen sprühen, wenn der Nordwind die Herrschaft verloren hat, so fühlten jetzt in poetischer Beziehung die höheren, leitenden Stände. Die lyrische Blüthezeit begann, im Minnesang gleich Blüthen und Blumen zuhöchst den Triumph des Geschlechtslebens feiernd. Was Maria für den Himmel wurden Frauen und Jungfrauen auf Erden: die gefeiertsten, die angebeteten. Gegen die früheren derben, materiellen, herberen Auffassungen steigerte man sich poetisch in das Extrem. Eine Gefühlsbegeisterung schlug vor, welche die ganze Welt von ihrem Standpunkt aus auffasste, die Frauen, die süßen und seligen, und die Liebe zum Mittelpunkte des Lebens machte und sich bei sonst so gesunden Nerven in eine fast unglaubliche idealistische Affectation hineinschrob, der sich die tiefgreifendsten wichtigsten Verhältnisse fügen mussten; die Ehe z. B. so gut wie die geschichtliche Wahrheit wurden nach dieser Minne-Auffassung behandelt. Herren- und Gottesdienst hatte schon gegolten, aber nun schwelgte der Ritter auch noch im künstlich hergerichteten Frauendienst. Der grösste Gegensatz gegen die antiken Vorstellungen war erreicht, der Höhe-, damit auch der Wendepunkt dieses, des romantischen Mittelalters.

Bollwerk gegen das Feudalwesen, für die älteren, auf Civität gestellten Anschauungen wirksam, waren und wurden die Städte. Politisch und geistig herrschte in ihnen die Gegenströmung. Kein Wunder, dass das wieder städemächtig gewordene und damit die alten classischen Traditionen erhaltende und wieder auffrischende Italien am wenigsten von der ritterlichen Standespoesie überdrungen ward, nur eine wirksame Anregung von ihr übernahm und sie dann überwand. Dort kam die *Vita nuova*. Dort erwuchs die Renaissance.

Die Kreuzzüge waren äußerlich der grossartigste Ausdruck der neuen Idealität, des phantasievoll und phantastisch alles Reale dahinterlassenden Geistes, eines Gemüthzustandes, in dem man selbst das Gut vielfach opferte, das man halbbarbarisch so lange theurer als Alles, als selbst das Blut geachtet hatte. Sie setzten in echter Ueberleitung mit dem geistlichen Paroxismus ein, brachten den ritterlichen auf seinen Höhepunkt und endeten mit einer gewaltigen Ernüchterung, in welcher gegen die Phantastik die Vernunft grössere Rechte gewann.

In der deutschen Dichtung hatte man bis zur höfischen Poesie eine reine Lyrik ohne epische Stütze nur ausnahmsweise gekannt oder

war doch über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Dann aber hatte man gegen Ende der alten und den Beginn dieser neuen Zeit, augenscheinlich nach der ersten Anregung, vielversprechende Versuche gemacht, in eigenartiger Weise die volksthümliche Lyrik zu steigern. Wie schön sind die wenigen erhaltenen derartigen Gedichte, z. B. des Kürenbergers! Welchen gefunden, Entwicklungsfähigen Aufschwung versprachen sie! Aber die Nachahmung kam mit verderblicher Eile und Macht. Nur wenigen Lyrikern unter der grossen Schaar war es gegeben, den sicheren Boden des Volksmäfsigen und Originalen nicht zu verlieren und sich von der fremden höfischen, mit Modegewalt andringenden Lyrik nicht zu Nachahmern machen zu lassen. Diese brachte eine ungekannte reine Gefühlslyrik, aus welcher jedoch bei den provençalischen und französischen Originaldichtungen die lebendige Subjectivität der Dichter häufiger und kräftiger hervorschlug. Die subjectivste Lyrik aber verlangt, dass hinter dem Gefühl der Träger desselben als Charakter oder als bedeutendes Individuum geistig empfunden werde, mit welchem der Hörer sich selbst beim Empfinden vereinigt und freudig vereinigen mag, oder die Lyrik wird bald wie Kunstphrase und fade erscheinen. Jetzt warf man aber in der neuen Lyrik mit Vorliebe jede epische Stütze, die wohl vertraute Anschaulichkeit weg und wagte sich doch in der Empfindung nicht kühn und originell genug vor. Bald schwebte diese Gefühlsdichtung in der Luft und verlor jede Körperhaftigkeit. Gefühle, wieder Gefühle, auch diese bei der grossen Schaar der Dichter abgesehen, angelernt, nachgeahmt, Modesache! So natürlich schnell zu Phrasen werdend! Als Ergänzung und Stütze statt des epischen Elements Gedankenhaftigkeit und Lehrhaftigkeit herangezogen — wie immer bei mangelnder künstlerischer Gestaltungskraft. Wenige Decennien vergehen, und man ist am Rande. Wohl kommt eine grosse äussere Formdurchbildung, aber dafür tritt Phantasielosigkeit in der Erfindung ein, ewiges Variieren und Wiederholen der überkommenen Themen, die man nach keiner Seite auszudehnen versteht. Die Folge ist eine Virtuosität in etlichen Empfindungen, vor allem des Minnelebens, und allgemein in den Formen, aber auch unausbleiblich Kälte und Langweile.

Die früheren Minnesänger sind durchschnittlich die interessantesten. Walther von der Vogelweide war der wirklich grosse Lyriker. Aber die Epigonenzzeit war lang mit all' den ihr ankliebenden Bestrebungen

und dem ihr eigenthümlichen Selbstbetrug, als ob mit ihren Widerholungen etwas gethan sei und ihre sauber geputzten Formen, Tüfteleien und Verkehrtheiten gar eine poetische Steigerung brächten.

Im Großen und Ganzen steht die deutsche höfische Lyrik bedeutend hinter dem provençalischen und französischen Minnegesang zurück, dem sie folgte. Als der erste Schwung vorüber war und man nicht weiter wusste, sollte die Reflexion der Lyrik den Werth verleihen, den man der bis zum Ueberdruss durchgearbeiteten, Phraseologie gewordenen Gefühlsdichterei nicht mehr beilegen konnte.

Und da die Zeit sich kühl abwandte, klagten die Dichter, wie Epigonen immer zu klagen haben, die nicht einsehen, dass man in der Poesie nicht neue Verse, sondern neue Menschen, neue Gefühle, neue Anschauungen will, die sie, weil sie Epigonen sind, nicht zu bieten haben.

Nicht bloß wir, auch die nächsten Decennien nach 1200 schon wurden von der immer gleichen Süßse und Verschwebelung des höfischen Minnesangs übersättigt und freuten sich in offner und versteckter, in bewusster und unbewusster Weise der dagegen auftretenden Reaction, als ein derber Lyriker, Nidhard, aus dem Bauernleben und dessen draufsichen Weisen sich handgreiflichen Stoff holte. Man verspottete anscheinend die «Dörper»; im Grunde war man froh, an ihrer roheren aber concreteren Lust Theil zu nehmen und sich von den ins leere Blau verhimmelnden, schöntönigen aber langweilig werdenden Weisen des vornehmen Tons zu erholen.

Mit diesem Gegensatz war vor der Hand freilich nicht viel gethan und die harmonische Ausgleichung nicht gewonnen.

In der Epik kam der Widerstreit zwischen Altem und Neuem zu noch schärferem Austrag.

In ihr lag vor die große volksthümliche Sagenpoesie reiner alterthümlicher Art, losgeschält, so weit es ging, von Allem, was mit der christlichen Geistlichkeit Fremdartiges über das Volk gekommen war.

Sodann eine Epik, wie sie unter dem specifisch geistlich-gelehrten Einfluss sich gebildet hatte und die ihre meisten Anhänger unter den dahin neigenden Classen, also besonders dem Bürgerstande, fand: eine Epik, die wie Heliand und Otfrieds Evangelienharmonie ihren Stoff aus der Bibel nahm oder die gelehrt Richtig vertrat, indem sie Stoffe des classischen Alterthums oder nach dessen Vorbild der Geschichte und was man unter Geschichte verstand, verarbeitete, hier besonders an-

geregt durch die Kreuzzüge und ihre grofsen Züge und Schlachten und die Anschauungen oder Berichte von dem wunderbaren Morgenlande, für die man in den Erinnerungen an Troja, besonders aber in den poetisirten Geschichten Alexanders des Grofsen das antike Gegenstück fand.

Diese unter gelehrtem Einfluss entstehende Epik litt durchgehends so sehr durch die Befangenheit der Dichter in religiöser und allgemeiner Kritik, durch Wunderglauben und Unwissenheit oder Kinder- und Köhlerglauben, dass eine richtige Entwicklung auf Schritt und Tritt gehemmt war. Einzelnes mochte lebendig und selbst schön und grossartig werden; im Ganzen blieb alles Dahingehörige für jede höhere Ansforderung ungenießbar. Wo Glaube und Gefühl freischaltete und die Phantasie sich in keiner Weise durch Kritik verkümmern ließ, erblühte auch Schönes. So in der Legende, der Sage der christlichen, geistlichen Helden des Glaubens und des Martyriums.

Erfüllten die volksthümlichen Ideale und Erzählungen nach 1150 nicht mehr mit voller Befriedigung die Phantasie und den Geist der höheren Stände, so konnte es diese ältere, den Geistlichen- und Lehrtenkreisen angehörige oder unter dahin gerichteten Einflüssen gedichtete Poesie, z. B. eine Dichtung mit den Wundern des Orients, wie sie in Herzog Ernst mit trockener Phantastik versucht war, auch nicht viel mehr.

Nun wurden die phantastischen, zumeist um die Artus und Gralsage sich drehenden Dichtungen der französisch-bretagnischen Kreise bekannt: die neuen Ideale des Ritterthums, Männer, wie schöne Frauen, Phantasiekreise, neu nach den Stoffen, neu nach den Gefühlen, Alles so golden glitzernd, blendend und wirklich des Neuen und von der Zeit Verlangten und ihr Nothwendigen so viel enthaltend!

Wer bedenkt, dass die Periode der subjectiven Entfaltung, des vollen Aufblühens des Gemüthslebens auch für Deutschland gekommen war, der kann sich nicht wundern, dass die von der neuen Strömung ergriffenen Kreise nach einer Poesie von Erec und Tristan und Ifolde und Parcival griffen und von der längst durchgefösten von Siegfried und Dietrich und Gudrun grade jetzt nicht viel hören mochten.

Man schwelgte; man war felig in den neuen Phantasien, in denen die ganze Welt im veränderten Licht erschien, wie die neuen Liebes-

Empfindungen sie sehen lehrten^{*)}), durch die Tugend und Laſter ein anderes Ausfehn bekamen, vor deren Forderungen alte Rechte und Sitten zerſprangen, durch die das Gemüth wie in's Schrankenloſe ſtrömte!

Jede Vergleichung etwa Trifstans und Ifoldens von Gottfried von Straßburg oder des Parcival von Wolfram von Eschenbach mit dem Nibelungenliede lehrt die Unterschiede der volksthümlichen und der höfischen Epik nach Inhalt und Form, Unterschiede, die guten Theils ganz allgemein für die objective und subjective epische Dichtung gelten.

Die höfische Epik hatte nach der Gefühlsseite groſſen Vorsprung. Sie war durchgängig eine lang gesponnene Erzählung, der in subjectiver Weise Glanz und Colorit nach den neuen beliebten Anforderungen gegeben wurde. Der Dichter trat als führende Hauptperson voran und warf seine Persönlichkeit, seine Anſchauung und sein Wiffen in die Wage. Viel, so z. B. der freie Humor, ward gewonnen; die Schattenseiten blieben nicht aus: subjeetives, das Maaf des Schönen überschreitendes Verweilen, Breite, Ausmalen, Belehren, Effeetwaschen. Dadurch litt die einheitliche, ſtraffe Entwicklung und Verkettung der ohnehin dünn-erzählten Handlung, die man als groſſe Maffe nicht zu behandeln wußte und nicht zu behandeln liebte. Die Composition ward ſomit nachläßig und zerfahren; die einheitliche Auffaffung und Uebersicht trat zurück.

Die dem geſteigerten Gefühlsleben entsprechende nach Verſen und Bau des Verſes muſikalisch-lyrischere Form ward fehr schön ausgebildet, aber auch fehr oft Zweck, statt Mittel.

Die gröberen Motive und Züge fielen bei den neuen Characteren fort: die wilde unbändige Raufluſt und berferkerhafte Wuth, die naiv-materiellen Antriebe der barbariſchen Besitz- und Habsucht. Aber die Charactere werden überſpannt und verlieren die Wirklichkeit unter den Füßten. Unſinnig-idealiftiſche Motive werden vorwiegend. Mit mancher guten Sitte dringt auch viel Unſitte dieser neuen Denkart und Phantastik ein. Mit dem Verfeinern der Empfindungen kommt

*) Liebe ist ein alſô fälec ding
Ein alſô fäleclich gerinc,
Daz niemen âne ir lêre
Noch tugende hât noch êre.

(Tristan.)

ein Uebermaas bis zum Verweibischen, mit ihrer Steigerung und der Ausbildung des Gewissens auch viel lügenhafte Dialectik und unsittlich dem Gefühl Alles verzeihende Willkür.

Schroff stand dies Alles gegen die idealen Auffassungen alter Art. Helden, blos der Liebe lebend, um unerlaubte Liebe sich drehend, so schmachtend, so giftkrank wie Tristan, dies Suchen in's Blaue hinein, dies Verfliegen des Idealismus in's Uebersinnliche, wie in der Gralpoesie, solches willkürliche Herumtaumeln der Phantasie — wie fremd das Alles der deutschen Sage, der rechten volksthümlichen Epik! Was hätten Chriemhild und Brunhild zur Königin Ginevra gesagt! Wie würde Siegfried auf seiner Fahrt zum Hort oder der auf die Heimkehr in's Amelungenland sinnende Dietrich von Bern einen dieser zu Ehren der Herzendsame durch die Länder abenteuerten, auf den Kreuzwegen haltenden Ritter angeschaut haben! Mit welchem Faustschlage hätte der alte Hildebrand einen Wölfling und selbst seinen königlichen Zögling Dietrich aus der Verzückung geweckt, wenn Einer sich hätte einfallen lassen vor Blutstropfen im Schnee an die weisse und rothe Geliebte zu denken und die ganze Welt und sogar die anrennenden Feinde zu vergeessen!

Viel Neues, Schönes, Nothwendiges brachte die höfische Poesie. Ihre Ideale sind lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag oder haben wenigstens die Lebenskraft zur neuen Erweckung durch die Romantik gezeigt. Aber auch wie schwer sie mit dem realen Leben in Einklang zu bringen sind, zeigt sich noch heute.

Was sie damals Alles brachten, wie sie für eine grosse Stufe des Fortschritts gelten mussten, dafür mag eine Hinweisung genügen.

Fortan war es unmöglich geworden, dass der herrlichste Held und König der herrlichsten Gattin und Königin, die daherging vor anderen Frauen, wie der lichte Mond vor den Sternen geht, dafür den «Leib zerblät»t, dass sie sich mit ihrer königlichen Schwägerin auf der Strafse gescholten und Geheimnisse verschwätzt hat. Ein Dichter konnte solches an seinen Idealen nicht mehr läblich finden; alle derartige Handgreiflichkeit, die sich mit älteren Auffassungen für Götter und Menschen, wie die Sage lehrt, vertrug — und bekanntlich in niederen Culturstufen noch mit der Liebe verträgt — war zur Rohheit gestellt. Ideell war eine neue Gemüths-, Lebens- und Bildungsweise gewonnen, die den höfisch Erzogenen und den jetzt bärisch genannten Menschen alter Anschauung schied. Feinere Empfindung trat gegen alte

Sitte und alte, starre Characterauffassung ein. Was vor dieser romantischen mittelalterlichen Periode liegt, das kann von uns nur aus Analogien unseres heutigen Bauernlebens lebendig angechaut werden, im Verhältnisse von Mann und Weib, zu Hab und Gut und Erbe, zu Freunden und Feinden.

Von den fortwirkenden wohlthätigen Einwirkungen abgesehen, war der directe Verlauf nicht erfreulich, den dies Aufeinandertreffen der einheimischen und fremden Anschauungskreise für das deutsche Volk nahm. Ein Bruch kam in den Zusammenhang der Bildung. Nicht das Ganze wurde mit neuem Geist durchgossen, nicht von Innen, von Aufsen kam die Wandlung. Was lehrt Alles die Vergleichung der höfischen und altepischen Poesie in ihrer Entwicklung!

Die fremde Epik brachte uns die Werke eines Gottfried von Straßburg und eines Wolfram von Eschenbach, einen Tristan und einen Parcival! Aber sie kam nun doch nicht über die Standespoesie hinaus. Sie kam zu uns in Sonnenzeit wie ein ausländisches Gewächs, schnell erblühend, von farbiger Pracht, von berauschendem Duft, aber, sobald die rauen Tage der Hohenstaufenzzeit eintraten, kränkelnd, vergehend und, zur Treibhauspflanze gemacht, ausartend.

Zu dünn war die Geistesenschicht, in welcher sie volles Gedeihen fand, zu bald ausgeflogen.

Der volksthümlichen Epik — wie ließe sich von ihr aus auf die allgemeinen religiösen, politischen und sozialen Bestrebungen blicken, die in der Hohenstaufenzzeit Deutschland bewegten und so unglücklich endeten, weil in ihnen fremdartig-idealistiche Ueberspannung oder fremdartiger Zwiespalt der Ideen zwischen dem neuen Geiste und dem Volksgeiste grade in den leitenden Kreisen zur Geltung kam — der volksthümlichen Epik war unterdessen Boden, Saft, Pflege entzogen gewesen. Die großen Dichter der deutschen höfischen Poesie hatten die edelsten Kräfte ihr entzogen und der neuen Kunstweise gewidmet. Von der tiefen Schädigung, welche die volksthümliche Epik erlitt, konnte sie sich nicht wieder erholen.

Als die höheren Stände sich, die Fremde nachahmend, von den alten Idealen und Stoffen abwandten, ließ freilich das Volk in der Masse nicht von diesen. Zäh hielt es fest, stutzig und abgestoßen durch das Fremdartige der neuen, obendrein noch kastenmäßigen, im Grunde volksfeindlichen Poesie, welche ihm in wesentlichen ethischen Punkten so unnatürlich und unsittlich erschien, wie ihm z. B. auch

heute wieder die Auffassung der Ehe, Ehre u. s. w. in modernen französischen Romanen erscheint. Ueber die Cameliendame ist sicher nicht mehr der Kopf geschüttelt worden wie seiner Zeit über Ifoldens traurigen Betrug.

Stemmtten sich nun aber auch die mittleren und unteren Schichten in Deutschland gegen die neuen fremden Anschauungen und Ideale und suchten ihre eigenen festzuhalten, so wurden sie doch gestört und verwirrt, sobald die gebildeten und höchsten Stände dieselben mit dem Makel des Rohen, Gemeinen, Bäurischen belegten. Die rechte Freudigkeit hört dann auf. Sobald die höheren Stände sich abwenden, nimmt die Entwicklungsfähigkeit der betreffenden Anschauungen nach den neueren Ideen ab; ein wichtiger geistiger Zufluss ist dann abgeschnitten. Die höheren und feineren Motive und Ausführungen und Formen schwinden. Das heranwachsende Geschlecht, schon an sich von den neueren Ideen beeinflusst, wird den alten dadurch immer mehr entfremdet, ja leicht mit Verachtung gegen sie erfüllt. Wie in Zeiten des Aufschwungs Eins das Andere vorwärts reifst, so zieht in Zeiten des Sinkens Eins das Andere niederwärts.

Während die der Neuerung Zugewandten in solchen Zeiten, wo zwei große Anschauungskreise ohne lebensvolle Vereinigung gegen einander stossen, mit oft unglaublicher Verblendung und modischer Befangenheit den Werth des Alten verkennen, die bei diesem Beharrenden darin erstarren, kommen die talentlosen Vermischer und Ausgleicher der Mittelmäßigkeit. Es wird das Eine oder Andere geistlos oder unpassend herübergenommen.

Die volksthümliche epische Poesie ward seit dem Sieg der höfischen innerlich und äußerlich verschlechtert, durch üble Nachahmung in dem Kurz-Kräftigen, der Charakteristik und sicheren Zeichnung geschädigt und nahm von dem fremden Stil jene gedehnte, schon mit dem Lesen zusammenhängende Erzählungsweise, dann jene Verwaschenheit und Langweiligkeit durch die Einschiebungen der Halbbildung an, welche ihre meisten späteren Erzeugnisse für den poetischen Genuss so unerquicklich macht.

Den späteren volksthümlich epischen Gedichten ging immer mehr der innere Adel ab, der die alte Sage durchdrang, so lang sie dem gesammten Volk vom Bauern bis zum König und den besten Sängern, nicht blos armen Fahrenden und den unteren Ständen zum freudigen idealen Ausdruck gedient hatte.

Dass nach einer Dichtung des Nibelungenliedes eine solche Verschlechterung und Verkennung echter epischer Gröfse eintreten konnte, steht übrigens in der germanischen Dichtung nicht einzig da. Das englische Drama kennt ein ähnliches Schicksal, gleichfalls unter dem Einfluss französischen Stils. Man denke, wie es ein Paar Menschenalter nach Shakespeare um die Würdigung des herrlichsten volksthümlich-englischen Drama's in England stand. Man bedenke, welche Erniedrigung diese hohen Muster dramatischer Kunst ohne Weiteres in den deutschen Haupt- und Staatsaktionen erleiden konnten.

Natürlich hätten bei einem fortgesetzten lebendigen Durchdringen und Entwickeln der neuen Ideen und ihres ganzen Geistes in den höheren deutschen Ständen und von ihnen zu den unteren die Verhältnisse sich anders gestalten und hätte ein durchgreifender Fortschritt eintreten müssen. Aber es ging doch mit der höfischen Cultur den deutschen Fürsten und dem deutschen Adel nur zu vielfältig so, wie wieder zur Zeit Ludwigs XIV. Nur zu oft war die neue Höflichkeit doch nur äußerlich angelernt und zum Theil baare Nachlässerei, eine schlimme Halbheit begünstigend und erzeugend. Die Schminke und vergoldete Tünche dieser fremden Courtoisie und Idealistik wusch die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ vom deutschen Adel schnell herunter. Ein erschreckendes Missverhältniss zeigte sich zwischen Wahrheit und Schein; vergebens nun die Versuche, die schöne Vermittlung zu finden.

Bis zu welchen Narrheiten das Auseinanderfallen der Phantasie und Wirklichkeit führte, lehrt Ulrich von Lichtenstein und seine grossartige Don Quijoterie, die poetische und überdies verschrobene, vollständig unwahr gewordene Fiction gegen das reale Leben darzuleben, ein Bestreben, lächerlich und erbarmungswürdig zugleich, das so recht die Nüchternheit, Oede und nach dem Ideal verkehrt suchende Angst des Epigonengeistes und die Verschrobenheit einer gequälten Phantastik offenbart. Unsere Neu-Romantik zeigt ja Ähnliches.

Verschoben und zerrüttet war nach den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts die eigenartige deutsche Entwicklung, natürlich nicht blos in poetischer Beziehung.

Als Mitte des Jahrhunderts bei uns der Idealismus im äusseren politischen Leben, wie in der Poesie vollständigen Bankrott gemacht hatte, trat im Gegenschlag der nüchternste Realismus grade bei den bisher zu hoch Gespannten ein. Nach grossem Aufschwung, glänzenden

Erfolgen, kühner Ueberspeculation ein schwerer Fall und müdes Dahinschleppen.

Dass die Ueberlieferungen des höfischen Geistes nicht noch mehr vergingen, dagegen schützte, von ihrem inneren Werth abgesehen, Frankreichs Einflus. In diesem seinem Stammlande setzte er sich kräftiger, wenn auch in veränderter Weise, fort, bald in den profaischen Romanen weithin wirkend. Als das Mittelalter in seinem Ausgange den letzten grofsen Auffschwung im Kampf gegen die Neuzeit zu nehmen suchte, wurde der alte, nur verwandelte, höfische Geist noch einmal durch die Amadis- und ähnliche Romane mächtig, Schönes, Edles, wie das Barockste wirkend: die spanische Ritterschaft, die franzöfischen Helden der alten Gensd'armes, Bayard, Franz I. bei Pavia, der sich bis zur Gefangenschaft herumschlägt, weil er seiner Dame gelobt hat, nicht zu weichen, auch in abgeschmackterer, spielerischer Weise unsere mantenirenden Fürsten und Adligen, die ihre Phantasien in Caroussels verpufften, und einen Schritt weiter der edle Ritter der Mancha sind Nüancirungen desselben Geistes, seiner veredelnden und erhebenden Einflüsse, seines unnatürlichen Idealismus und des daraus hervorgehenden Unsinns. Die weiteren Wandlungen bis zum heutigen Tage werden wir kennen lernen.

Seit Mitte des 13. Jahrhunderts wurde es in Deutschland an Höfen und auf Schlößern stiller und stiller von Poesie. Ihre Phantasie wurde abgedankt. Das Streben und Bedürfnis eines künstlerisch-schönen Lebensausdrucks hörte auf. Die Freude an den dichterischen Werken der grofsen Vergangenheit schwand nie ganz, aber der frühere gute Ton höfischen Wesens, die Poesie zu lieben und zu pflegen, ward immer mehr Ausnahme, die den jetzigen Epigonendichtern gegenüber obendrein nicht so fehr zu verargen war. Langsam wich die alte Höfischkeit über den Osten und Norden Deutschlands zurück, wo sie und ihre Poesie hie und da einen spärlichen Nachglanz brachte.

Im wüsten Durcheinander des Interregnums, der durch die angeführten Wandlungen in Geistern und Ordnungen, durch Uneinigkeit und Haltlosigkeit selbstverschuldeten anarchischen Zeit hatte man nicht Zeit noch Lust, den Genossen der Tafelrunde, den Rittern des Grals und den Paladinen Charlemagnes nachzuleben. Egoismus und Materialismus schlügen vor. Der frühere Idealismus ward höchstens das Abenteuern ausgenommen, lächerlich. Statt der

Thaten für Ehre, Liebe und Religion kamen die lohnenderen Heldenthaten des Fehde- und Stegreiflebens. Statt des grossen politischen Schwungs, wie er unter den Staufen in Gute und Ueblem geherrscht, musste nach schrecklicher Verwirrung die nüchterne Sorgfamkeit eines Rudolf von Habsburg als Wohlthat empfunden werden. Und wie sah es in Wirklichkeit mit dem Minneleben aus! Auf welche Laster leuchtet Lichtensteins Klage über die jetzigen Männer und Frauen! Der Geist der Minnezeit und des höfischen Ritterthums war verflogen und es trat jetzt auch der Adel die Führung im Geistesleben und in der Poesie ab, in welchen er der Geistlichkeit gefolgt war.

Eine neue Macht hätte die Erbschaft fogleich antreten müssen. Sie war leider noch nicht vorhanden, sondern erst im Werden.

Es war das städtische Bürgerthum.

Weder in der volksthümlichen, noch in der höfischen Sphäre konnte dieses sein volles Genügen finden. Aus jeder musste Einzelnes gefallen, Anderes abstoßen.

Der nächste Bundesgenosse war dem auf friedliche Entwicklung und bessere sociale Ordnung angewiesenen Bürgerthum die Kirche; neben dieser war es vielfach erwachsen; die Geistlichkeit hatte, anfangs wenigstens, Alles besessen, was es an Wissenschaft und nützlicher Ueberlieferung in vielen technischen und künstlerischen Kenntnissen gab; zu ihr zog der democratiche Geist, der nirgends anders in dieser Weise herrschte und dem ärmst und niedrigst Geborenen bei Talent und Glück die höchsten Würden ermöglichte; trug doch auch jeder Gemeine des geistlichen Heeres Bischof- und Erzbischoffstab und, wenn er sich es noch höher träumen wollte, den Fischerring im Messgewande. Selbst wenn Hader, wie oftmals, zwischen Kirche und Bürgern in einer Stadt ausbrach, so stand der Clerus als solcher und abgesehen von autocratischen herrischen Kirchenfürsten dem Bürger näher als der ihm gleichsam von Natur feindliche neidische Feudal-Adel.

Die Kirche war denn auch in dieser Zeit des deutschen Städterästhetischer Mittelpunkt; auf sie wandte sich der Ausdruck seiner idealen Kraft, zuhöchst in jener Kunst, welche mit ihrer Ordnung und Regelrechtheit dem bürgerlichen Ordnungsfinn zumeist entsprach: in der Baukunst. Dann aber auch je nach Vermögen in allen andern Künsten, in Plastik, Malerei, Kleinkunst, nach musikalischem und poetischem Bedürfnis. Die Religion und die durch sie geschaffene Phantasie-

Welt mit ihren friedlichen Idealen und Vorstellungen befriedigte das ideale Bedürfniss des von seiner Arbeit des Handwerks oder Handels ruhenden, Erhebung suchenden Bürgers vollkommen. Wenn er in die Kirchen trat, die er sich mit unvergleichlicher Kunst gebaut und aufs prächtigste geschmückt hatte, und für seinen Verstand, sein Gemüth und seine Phantasie höchste Anregung fand, welche ideale Erhebung um sich herum hatte er dann zu beneiden?

Wäre die deutsche Geistlichkeit des 12. und 13. Jahrhunderts nicht durch die Kämpfe des Kaiser- und Papstthums tief geschädigt worden in ihrer innern und äußern Wirkksamkeit und wäre sie noch von dem frischen wissenschaftlichen Drang besetzt gewesen, der sie im 9. und 10. Jahrhunderte auszeichnete, so hätte das Hand in Hand gehen mit dem Bürgerthum in so vielen wichtigen Lebensfragen immer sich steigernde Erfolge erzielen müssen.

Die deutsche Geistlichkeit war auch um 1250 noch vorzugsweise der gelehrte Stand, aber Einzelne ausgenommen jetzt im Wissen weit zurück. Eine Wissenschaft hatte eigentlich nur die Theologie und in ihr herrschte die des lebendigen Geistes ermangelnde theologisch-philosophische Schulgelehrsamkeit der Scholastik; durch sie waren die Blicke, die einst klarer sich auf das Alterthum und dessen Geisteswelt gerichtet hatten, getrübt und das Urtheil befangen. Der Gegenstoss dagegen, das Versenken in die eigene Brust, statt in den scholastischen Wust, ging, wie es zu geschehen pflegt, seinerseits zu weit und führte nicht zur Klarheit, sondern wieder darüber hinaus in Mystik. Von diesen beiden Extremen konnte das Bürgerthum zwar Anregung, aber keine directe Förderung bekommen. Am schlimmsten wirkte der Bildungszustand der Masse der Geistlichkeit, die in jeder Beziehung jetzt ungelehrt und ohne geistige Triebkraft war und mit dem Bürgerthum selbst auf einem Niveau stand, wenn sie nicht gar darunter sank.

Eine Vergleichung der deutschen Städte mit den Städten Italiens zeigt am besten, wo es den Deutschen fehlte und warum in Italien der Fortschritt zur neuen Literatur jetzt kräftig vor sich ging, während bei uns ein langsames Entwickeln stattfand, welches zu keiner poetischen Blüthe führte.

In Italien reichten einzelne Städte und reichten die städtischen Erinnerungen über das Feudalwesen in die klassische Zeit, deren Cultur in Denkmälern und Ueberlieferungen mahnend vor Augen

stand. Ueberdies hatten verschiedene Städte den Habs gewaltfam Unterworfsener gegen die Eroberer bewahrt. Wider das ihnen feindliche Feudalwesen hatten sie sich, sobald sie wieder er starkt waren, kräftig gefräubt und sich dagegen wie gegen die fremden feindlichen Gewalten erhoben und mit Glück und Kraft behauptet. Der Kampf des lombardischen Städtebundes gegen die feudalen Gewalthaber und den deutschen Kaiser war ein glorreicher patriotischer Kampf gewesen. Hier hatte man vollen städtischen Stolz wieder bekommen, der vor den höchsten Feudalgewalten nicht mit dem Gefühl der Unterwürfigkeit, sondern des Trotzes stand.

Die deutschen, kaum dem Namen nach aus der früheren Zeit herübergekommenen Städte, wenn sie nicht ganz junge Schöpfungen waren, standen im Anfang ihrer Entwicklung.

Zum schnellen Emporwachsen gehört immer das Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände. Das italienische Städthum hatte in sich, dann aber besonders durch die Stellung zwischen Papst und Kaiser Kraft und Nachdruck bekommen in seinen freien Bestrebungen. Es hatte in wichtigen nationalen Kämpfen voll grossartiger ruhmvoller Thaten die Unterstützung des Papstthums und ging einig mit dieser damals gewaltigsten Macht vor. Geschickter als die deutschen Kaiser gegen das Fürstenthum auf die deutschen Städte, wussten die Päpste sich gegen die Kaiser auf die italienischen Städte zu stützen, sobald es sich um den Einfluss und die Macht in Italien handelte.

In den wichtigsten, den städtereichen Theilen Italiens hatte die Sitte der antiken Zeit, wo die Macht des Staates in der Civitas, im städtischen Wesen gewurzelt hatte, frühzeitig gesiegt gegen die germanische, dem Stadtwesen abholde, zu kriegerischem Landadel führende Gewöhnung, sich auf dem Lande zu vereinzeln und das Stadtwesen und seine Allgemeinheit und damit verbundene Beschränkung zu fliehen. Die kleinen adligen Herrscher hatten sich in den städtereichen Bezirken bald dem städtischen Leben mehr eingearbeitet und der gewöhnliche Adel der Lombardei und Mittelitaliens kannte in der Folge nicht die Abneigung des deutschen Edlen gegen Wohnen in der Stadt und jede, wenn auch nur leitende Thätigkeit in Handel und bürgerlicher Fabrikbetriebsamkeit.^{*)} So trat dort kein scharfer

^{*)} Darüber z. B. Cesare Cantù: J. Milanesi. In Deutschland sieht erst unsere Zeit Aehnliches.

Bruch zwischen Adel und Bürger ein; der Geist der höheren Stände strömte kräftig ins städtische Wesen und trug seine grössere Freiheit und mit Erziehung und Musse zusammenhängende Kühnheit und Geschmeidigkeit der Lebensanschauungen und Formen ins Bürgerthum.

In Deutschland geschah die städtische Entwicklung durchgehends einseitig aus kleinbürgerlichem Getriebe heraus; die Ergänzung kam zu ausschliesslich von unten; das deutsche, städtische Patriciat ward nur in wenigen Gegenden eine ergiebige Leitung frisch zuströmender Kräfte. Es klebte dem schwer sich emporringenden, durch keine grosse Erinnerung gestärkten deutschen Bürgerthum das Spießbürgerliche. Beschränkte einer solchen Entwicklung an, allerdings auch mit mancherlei Vorzügen des Zähen, Unverwüstlichen derselben.

Nach jeder Richtung konnte sich das italienische Städethum daher eher auf eigne Füsse stellen. Aehnlich in alten französischen, wieder zu starker Bevölkerung gelangten Städten. Frühzeitiger erstarke dort denn auch die Wissenschaft, soweit sie den verwickelteren Verhältnissen grösseren städtischen Lebens zu dienen hat, die Jurisprudenz, sodann nach dem Vorgang muhamedanischer Staaten und durch die Gesundheitsverhältnisse der Kreuzzüge besonders veranlasst, die Medicin. Jurisprudenz und Medicin lösten sich als besondere Wissenschaften für Laien ab. Die Folge war die Gründung von hohen, über den Rahmen der Klosterschulen hinausgehenden, von ihnen unabhängigen Lehranstalten, von Universitäten. In Salerno war eine hohe Schule der Medicin seit 1075; Bologna's Universität, der berühmte Sitz der Jurisprudenz, wurde gegründet 1158, Paris 1209, Neapel 1219, Padua 1222, Toulouse 1228. Andere folgten, fast Alle aus eigentlichem Bedürfniss erwachsend, während die ersten deutschen Universitäten erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts an (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386) und zwar in Nacheiferung durch Fürsten gegründet wurden. Eine wissenschaftliche Sphäre bildete sich somit in Italien, in welcher der Zusammenhang mit der antiken Zeit gepflegt wurde.

Als Untergrund für Alles diente der Reichthum der italienischen Städte durch den seit den Kreuzzügen gewaltigen Aufschwung nehmenden damaligen Welthandel des mittelländischen Meeres, als ein Sporn die Einwirkung des Verkehrs mit den ersten Culturstaaten damaliger Zeit, mit dem griechischen Reich und mit den blühenden Staaten des Islam. Pisa, Venedig, Genua, Mailand, Florenz, was war diesen

verhältnissmäsig nah beisammen liegenden Städten andrer Orten um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu vergleichen.

Um dieselbe Zeit rangen sich die deutschen Städte empor, nirgends in solcher Weise begünstigt, durchgehends noch auf eine Politik der Erhaltung und Sicherung beschränkt. Nur in den Niederlanden herrschten günstige Handels-, im Nordosten besondere Handels- und zur Colonisation einladende Verhältnisse; von Lübeck und der Elblinie aus fand eine gewaltige Ausdehnung des deutschen städtischen Wesens nach Norden und Osten statt, die aber auf eine niedere Culturstiefs, deren Bezung nur ein ausdauerndes, nüchternes, praktisches Wesen durchsetzen, aber keinen idealen Schwung geben konnte.

Wohl setzten die deutschen Städte, sowie sie erstarckten, in allen Künsten eigenthümliche Bildungen an und rangen sich im Lauf der nächsten Jahrhunderte den italienischen entsprechenden Zuständen entgegen. In den Niederlanden siegt ihre Cultur. Zu Anfang der Reformation war in Deutschland Ausicht dazu. Doch der Abschluss rechter Art blieb aus. Die Bewegungen des 16. Jahrhunderts, obwohl größten Theils aus dem deutschen städtischen Geist hervorgehend, verschoben die eigenthümliche Cultur-Entwicklung und den Sieg des Bürgerthums, dieselbe allgemeineren Ideenkreisen ein- und unterordnend.

Wenn also auch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das deutsche Bürgerthum vortrat und Geistlichkeit und Ritterthum in der Literatur ablöste, wenn es auch wirklich einen neuen Geist repräsentirte, so war es doch zu schwach, um eine neue schöne Poesie sogleich an die Stelle der sich auslebenden höfischen Phantasie zu setzen.

Für große Poesie trat damit ein langes Interregnum ein. Was um 1250 nicht gelang, gelang nach verschiedenen Versuchen erst 1750!

Woran konnte der Pfahlbürger Mitte des 13. Jahrhunderts in der ihm überkommenen Poesie sich voll ergötzen?

Die volksthümliche Epik war ihm die der Bauern, und mit städtischem Dünkel sah er auf sie herab. Die Todschlagspoesie des Reckenthums, die Reckenphantasie überhaupt konnte in ihrer erstarrenden Form nicht die Poesie sein, die den für Stadt und Hab und Gut zwar tapferen, sonst aber in friedlichen Entwicklungen den Fortschritt sehenden Bürger voll befriedigte. Hätte das Epos sich in breiterer Lebenswahrheit entfaltet, wäre es freilich anders gewesen!

Die Turnier- und Todschlagspoesie der höfischen Epik mit ihrem

Kastendünkel und der Zugabe so vieler Sitten und Anschauungen, die dem nüchternen Manne des Handels und Handwerks fehr unnütz oder unvernünftig oder strafbar erscheinen müfsten, waren dem Inhalt nach nicht besser, eher schlimmer.

Sich ganz aus der Kampfphantasie zu reissen, konnte freilich Niemand in Deutschland einfallen, wo das Recht der Stärke immer ungefügter zu herrschen begann. Sobald es sich um Ideale handelte, müfsten die persönliche Kraft, Muth, List u. s. w. und die Tugenden, welche besonders der Krieg auszubilden pflegt, in's Gewicht fallen.

Das Streben nach Wirklichkeit und Vernünftigkeit rief nun im Anfang seltsame Erscheinungen hervor, bis der realistische Weg gefunden und ungenirt betreten ward.

Das Bürgerthum setzte gerne jene Epik der Geiftlichen fort, in welcher man keine blosse Sage sondern einen geschichtlichen oder sonst wissenschaftlichen Grund und Boden unter den Füßen zu haben glaubte. Beliebt werden jene Mären von fremden Ländern, besonders seit den Kreuzzügen vom Orient und dem griechischen Reich^{*)}, Reisen, Weltbeschreibungen, weltliche und biblische Geschichte, Alles noch in Dichtung und Alles natürlich im Stil der Zeit in der seltsamsten Phantastik und Kritiklosigkeit, so dass bei der Vermischung weder die Dichtung noch die Wahrheit zu ihrem Recht kommen konnte.

In Stoffen, wie die Bearbeitungen der Aeneide, der Thaten Alexanders des Grossen, von Herzog Ernst und seinen Abenteuern im Wunderland des Ostens, berührte sich der Geschmack der verschiedensten Stände, wodurch der Werth der Dichtung freilich kein gesteigerter wurde. Geiftliche und Ritter waren darin vorangegangen.

Wenn der bürgerliche Dichter der volksthümlichen Sage treu blieb, so war doch fast unvermeidlich, dass nicht Lehrhaftigkeit oder derbe Scherhaftigkeit einfloss, als Zeichen, dass der Städter über dem

^{*)} Die mit Byzanz zusammenhängenden Sagen aus der Ostgothen- und Longobardenzeit erhielten sich frisch in den süddeutschen Gebirgs-Grenzländern; sie konnten im 10. Jahrhunderte durch die Verbindungen des Kaiserhofes mit Konstantinopel neue Auffrischung und allgemeines Interesse bekommen. Später wirkten die Kreuzzüge ein. Wie seltsam doch die Sage dichtet! Peredeus, der starke Mörder des Alboin, von dem Paulus Diaconus berichtet, dass man „erzählt, dass er bei den Volksspielen vor dem Kaiser einen Löwen von ausgezeichneter Grösse erlegt habe“ wird zu dem einen Löwen an die Wand werfenden Riesen am byzantinischen Hofe. Asprian und Genossen sind aus Peredeus erwachsen.

Gegenstände stehe: eine von dem Humor der gläubig echten Sage fehr verschiedene Manier.

Anders als zum Inhalt stand der Bürger zu der Gefühlsausbildung und der schönen Form der höfischen Poesie. Jene, in den gewöhnlichen Lebensbeziehungen der Geschlechter, allerdings mit durchgehender Dämpfung, entsprach seinem zur höheren Cultur und wohlgeformten Sitte drängenden Geist, diese seinem, jetzt im Kunsthantwerk sich auszeichnenden Formeninn.

Nach dieser Seite hin fuchte denn auch das Bürgerthum den poetischen Fortschritt, wo es die bisherigen ideal-poetischen Bestrebungen aufnahm und weiterführte. Leider in einseitiger Weise.

Wenn es in der bildenden Kunst aus diesem Geist heraus Herrliches schuf, namentlich in der Architectur, so kam ihm dabei die Gebundenheit derselben durch den Zweck und das Material zu statthen, obwohl es auch dann noch in das Extrem zu gehen wusste, wie die Entwicklung der Gothik zeigt. In der Poesie hielt den Dichter nichts in der Art von den Abwegen, sei es einerseits in Phantastik, andrerseits in das Verstandesmäßige, ab, und man konnte so ungestört wie in keiner andern Kunst in's Trocken-Unpoetische und in's Ueberspannte und Abgeschmackte, Dunkle, Gesucht-Verworrrene und Verständig-Ausgetüftelte gerathen.

Die Liebes-Lyrik der höfischen Dichtung einfach herüberzunehmen, dazu war der deutsche Bürger durchgehends noch zu grob, waren auch die vorausgesetzten Verhältnisse derselben vielfach zu widerstrebend. Nur die Formen konnten ihm voll gefallen.

Sobald aber der rechte Inhalt fehlt, muss die Formfreude zur Unnatur führen. Was man nach den älteren Formen, des früheren Geistes ermangelnd, behandelte, litt an innerem Widerspruch und ward kalt oder barock übertrieben, oder jene hölzerne Kunstschnitzelarbeit der Form stellte sich ein, für welche sich von dem noch großen Epigonen Konrad von Würzburg an, den ganzen Meistergesang hindurch, so übermäßig viele Beispiele finden.

Das tiefe, zarte, lyrische, phantasievolle Gefühl, welches der Adel kühn in die Welt getragen hatte, scheute sich der deutsche Bürger im Grunde des Herzens noch anders als im religiösen Leben zu zeigen. (Und von den Ausnahmen abgesehen, hat sich in den sechs Jahrhunderten für die Massen noch nicht so sehr viel geändert.) Selbst dort, wo man auf dem besten Wege zu neuen Entwicklungen

war, wie bei der Pflege des Dramas, gelangen die entscheidenden Schritte nicht.

Aus innerstem Wesen heraus neigte sich die Poesie des Bürgerstandes zum Besonnenen, Lehrhaften. Andrerseits hatte sie, dem neuen Geist, der sich regte, entsprechend, den Zug zum Realen. Didactisch setzt sich die Spruch- und Weisheitslehre, ein stetes und zum Theil so schönes Schaffen der Laien-Katechismen der Lebenslehre fort. Dort aber, wo man die ältere phantasievolle Gestaltung gegen den Realismus nicht aufgeben wollte, kamen jetzt die eigenthümlichen Verquickungen aller Art solcher Zeiten: sobald man für die überfinnlichen Fictionen zu nüchtern und grübelnd wird und den poetischen Glauben daran verliert, schiebt sich die Vernünftigkeit in der Weise ein, daß man der lebendigen Phantasiegestaltung eine Verstandeserklärung unterlegt — eine oft sehr nüchterne, oft auch falsche Rückübersetzung der aus dunkel wogenden, ahnungsvollen Ideen geborenen Ideale — und sie somit zur kühlen Allegorie wandelt. Phantasie und Verstand sollen dadurch verföhnt werden, und kommt doch nichts als unlebendige Halbwelt heraus.

Dies geschah seit Mitte des 13. Jahrhunderts in ausgiebigster, bald besser gelungener, bald trauriger Weise. Der Gebrauch der Allegorie — Liebe und Tugenden und Laster, Glückliches und Unglückliches als Göttinnen und Personificationen — erhielt sich für ideale Poesie die ganze folgende Periode hindurch im Schwung, ja folgerichtig bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, bis der neue Geist, der jetzt zu arbeiten begann, aber nicht voll-künstlerisch in dieser Periode sich durchringen konnte, siegte.

Die nächste Zeit zeigt uns das Auseinanderfallen des Idealismus und des neuen realistischen Geistes. Keine rechte Verbindung kam trotz verschiedener Versuche zu Stande. Bald zog sich der Idealismus deshalb auf andere, umgrenztere Gebiete zurück, zurückkehrend wieder in das religiöse Gemüthsleben, aus welchem er hervorgetreten war, dem ewigen Gesetz des Wechsels gemäß in neuen Erscheinungen zu neuen Erscheinungen. Während der deutsche Geist sich in dieser Weise abringt, tritt Italien ein und bringt die neue Literatur und Kunst.

In Florenz und zwar aus dem Geistlichkeit und Adel ablösenden Bürgerstande heraus thut ein edler Florentiner Dante Alighieri (1265—1321) um das Jahr 1300 den entscheidenden Schritt in die neue

Literatur und Ideenwelt, ein Bürger, ein Mann der Wissenschaft. Virgil, die classische Literatur und Poesie wird sein Führer.

Die italienische Poesie war durch die provençalische höfische Minnedichtung so gut wie die nordische angeregt und befeuert. Feine, frohe Gefühlsbildung und Formkunst war wieder verbreitet und gefördert worden. Aus ihren ritterlichen Sphären ertönte Schönes, Nacheiferung erweckend. Der Minnesang der Staufen in Italien seit Heinrich VI., unter Friedrich II. und seinen Söhnen ist bekannt. Musik und Sang als Kunst hatte auch in den Städten Einlass gefunden.

Dante erwächst in der reichen, stolzen, Geist und Character aufregenden, Rittern, Fürsten, Päpsten und Königen trotzenden, democratichen Stadt Florenz.

Für die Florentiner dieser Tage gab es noch Anderes als höfisches Ritterthum und Minne-Fiction, damit das Leben Werth habe. Sie hatten ihre eigene städtische Welt; nach Wissenschaft und Kunst ging grossartiges Streben. Wo Wissen und Poesie sich berührten, traten auch hier Verquickungen der Allegorie ein, neben welcher jedoch der reinere Realismus machtvoll in der democratichen Strömung zum Durchbruch arbeitete.

Gehobene, idealisirte Wirklichkeit und die Erhöhung des Geistes aus dem Glauben und Empfinden zum Wissen: darin lag der Fortschritt.

Mit der Einfachheit des Genies eröffnet Dante die neue Poesie in feiner Vita nuova (um 1300); es ist eine einfache bürgerliche Geschichte, sein Jugenderlebniss, seine Liebe, geschehen zu Florenz, bekannt den Bekannten, eine durch alle Kraft und die Formen des neuen gesteigerten subjectiven Empfindens gesteigerte Art dichterischer Selbstbiographie. Flos und Blancflos war darin in die moderne bürgerliche Wirklichkeit übertragen. Auch eine Lösung in der Art des Ei's des Columbus.

In der göttlichen Komödie stösst dann Dante die Pforten der neuen Zeit weit auf und führt Italien hinein. Das Gedicht ist eins der ewigen im Ganzen. Im Einzelnen gehört es nach der Behandlung des Stoffs noch dem Mittelalter an in der Formung der Fabel, in der allegorischen Weise. Neu ist der waltende Geist, der nicht mehr mit der Subjectivität des Empfindens sich begnügt, sondern die Subjectivität des Denkens einsetzt gegen die ihm entgegenstehenden Gewalten.

Das geistige Recht des Individuums, zu welchem die ganze sub-

jective Gefühlsentwicklung hinführte, bringt Dante mit einer Unbefangenheit, Rücksichtslosigkeit und Schroffheit zur Geltung, dass hier gleich zu Anfang ein Höhepunkt erreicht wird. Er geht, wie oft bei solchen Zeitführern geschieht, bis hart an die Grenzen des Krankhaft-Ueber-spannten, wo Selbstgefühl und wahrer Stolz in Schlimmeres umschlagen. Seine Ueberzeugung kennt keine Möglichkeit des Irrthums, seine Leidenschaft keine Grenze, beide, man möchte sagen, keine Barmherzigkeit. Welch' eine That, wie dieser Sohn des 13. Jahrhunderts aus seinem Geist heraus, gleich dem schroffsten, durch die Traditionen der Kirche verhärteten Papst, gleich einem Minos, Vergangenheit und Gegenwart vor seinen Richtersthul zieht, ohne alle Autoritätsbefangenheit, wie er nicht Krone, nicht Tiara achtet, wie ihm Harnisch und Wamms einerlei ist, und er die nackten geistigen Menschen mit seinen ehernen Worten zu Hölle und Fegefeuer verdammt oder sie mit inbrünstiger Anerkennung in's Paradies setzt.

Damals hat Deutschland nur einen Heinrich von Meissen (Frauenlob) und einen Regenbogen! Und ein Frauenlob konnte sich rühmen, dass Reinmar, Wolfram und Walther nur den Schaum der Dichtung geschöpft hätten, seine Kunst aber aus des Kessels Grunde gehe, und wenn er des Konrad von Würzburg «geviolierte Blüthekunst und seines Brunnen Dunst und die geröset flammenreiche Brunst, die wurzelhaftes Obst hatte» feierte mit solcher, den Liebhabereien des gothischen Stils entsprechenden, gesuchten Geistesverschnörklung, dann bildete er sich ein, das Höchste in der Poesie geleistet zu haben.

Aber kein Dante ohne das mächtig emporstrebende, heissblütige, gährende Florenz, welches sich neue Menschen zeugte, indem es zur democratichen Gleichheit rang und damit auch äußerlich ein Mittelpunkt aller aus dem Mittelalter herausstrebenden Kräfte ward. Hier beginnt deswegen auch die Vorrenaissance, die neue Kunst, die neue Poesie und ihre Vertreter: grosse Menschen.

Auf Dante folgten für Italien Petrarca (1304—74) und Boccaccio (1313—75). Boccaccio weitet die Anecdote zur Novelle, das ist zur Schilderung des — seiner Zeit — modernen, jüngst Geschehenen, und zwar eines heiter freien, in ästhetischer Behaglichkeit dargestellten, im Genuss der Wirklichkeit sich unterhaltenden Menschenthums. Dies und der entsprechend schöne Ausdruck in geschmeidig dahinfließender Prosa, nicht die Schnurren oder die witzige und kitzelnde Leichtfertigkeit in vielen Anschauungen geben dem Decamerone die hohe Bedeutung.

Was Dante in der *Vita nuova* in der Verklärung seiner Liebe zu Beatrice begonnen, zwischen Prosa und Lyrik wechselnd, nimmt Petrarca rein lyrisch auf. Die Liebe zu Laura wird für ihn der Ausgangspunkt, um alle Weiten und Tiefen des Gefühls, der lyrischen Seelenstimmungen mit virtuoser Kraft zu durchmessen, nicht als ritterlicher Sänger, sondern als hochgebildeter, dem Geistigen zugewandter Mann. Eintönigkeit kommt in die Lyrik Petrarca's durch diese übermäßige Einheit, aber die Mannigfaltigkeit der von einem lyrischen Gesichtspunkt behandelten Ideen war für seine Zeit erstaunlich. Die Zartheit, Gluth, Fülle der Empfindungen, die Noblesse und Harmonie des Geistes und Gefühls überwog und überwiegte die Schwächen, die der virtuosenhaften Wiederholung und immer neuen Durcharbeitung desselben Themas ankleben. Die Italiener mussten stolz sein auf einen solchen, der innern Gefühlskraft so königlich gebietenden, sie so schön austönenden Dichter. Er ward den Gefühlsdurftigen ein unversiegbarer Brunnen, der in schönster Marmorfassung feinen lauteren Trank spendet.

Hoher idealer, durch die neuauftrebende Wissenschaft gestärkter Geist, Zartheit der Empfindung, Schönheit der Form, Erfassung der Wirklichkeit und ihre Idealisirung: all das kam für die neue italienische Poesie zur vereinten Geltung.

Wie dies auf die Stoffe und Formen der ritterlichen Dichtung einwirkte, wie sich die Gestaltungen der höfischen Epik danach veränderten, ist nicht hier auseinanderzusetzen. Der Hinweis auf Bojardo und Ariosto genügt.

In dieser Weise gewann Italien seit Dante die Wege neuer gewaltiger Entwicklung, die für seine bürgerlichen und geistig strebenden Schichten maßgebend geblieben sind.

Es gab vor Dante keine große andersartige italienische Poesie. Die neue konnte sich somit freier gestalten. In Deutschland kam dagegen der neue Geist mit den herrschenden Ueberlieferungen in langen Kampf, in welchem er nur mühselig endlich Fuß zu fassen vermochte. Realismus heißt dieser neue Geist; Drang zur lebensvollen Wirklichkeit im Gegensatz zu den in Ueberspannung gerathenen Fictionen der höfischen Poesie.

Wie in den volksthümlichen Epen die Fäden zur Anknüpfung bereit lagen, wie in den lebensvollen Schilderungen etwa eines Tristan, in den Erzählungen eines Hartmanns von Aue, wie in Walthers von

der Vogelweide Zeitgedichten der Uebergang auf der Hand liegend schien, wie im lyrischen volksthümlichen Lied, in Meier Helmbrecht, in Nidhart, und durch einige Epigonen, unter diesen vor Allen durch Rudolf von Ems die Verbindungen geschürzt wurden, ist interessant. Aber es kommt kein lebensvoller Fortgang in Folge des geschilderten Zustandes des ganzen deutschen Landes und des jetzt zur Herrschaft berufenen dritten Standes.

Es fehlt die geistige Kraft, und die Frische und Lust, die geistige Kühnheit. Die Vermittlung des Realismus mit den idealen, ihm Aufschwung verleihenden Gewalten bleibt aus. Man hat gegen die frühere Poesie das Gefühl der Unbefriedigtheit; öde und langweilig oder zu starr und unnatürlich erscheint die überkommene Phantasiewelt. Man will Aenderung, Besserung. Aber hier tritt, statt richtiger Versöhnung und immer wachsender Hineinarbeit des Zeitgemässen in das Frühere, klaffender Zwiespalt ein. Der idealeren Welt wird crasser Realismus nebengeordnet.

Man wird Epigone der älteren Dichtung und sucht in Einseitigkeit in Gefühl, Gelehrsamkeit, Form den Fortschritt, oder man huldigt einem derben, von aller Kunst absehenden Realismus, über den die Kunst schliesslich vergessen worden ist. Was in Mittelgattungen und im Einzelnen Gutes geleistet wird, vermag die ganze Entwicklung nicht zu ändern.

Zu Anfang also in höfischer wie in volksthümlicher Epik wie in Lyrik die Verbreiterungen, Wiederholungen und sonstigen Bestrebungen jeder Epigonenepoche. Man lebt das Alte nach den verschiedenen Seiten durch und lebt es aus, wie der Lichtensteiner zeigt. Da man nicht vorwärts kommt, tritt Lahmheit, Ueberdruss, Langeweile ein, bis man in vielen Kreisen von der Poesie und ihren Vertretern nichts wissen will.

Einige suchen — was auch die zweite Epigonenzzeit nach Göthe liebte — die unvollendeten Werke der grossen Meister zu vollenden, wie z. B. den Tristan Gottfrieds von Straßburg, oder durch Zusammenstapelung, Ausführlichkeit, durch Länge und Breite höheren Werth zu erzielen. Viele Worte, wenig Geist; die Anschauungen sind schon verwandelt, der poetische Glaube hat abgenommen oder wird nur hervorgezwungen festgehalten. Selbst das bloße Weiterdichten kann deshalb nur halb gelingen.

Am längsten noch erhielt sich, wie schon bemerkt, die Pflege

der höfischen schönen Literatur im Osten und Norden Deutschlands; im Nordosten bei den deutschen Ritterorden in Preussen dauerte dieser ihr Nachsommer noch am längsten. In den deutschen Alpenländern kam durch italienische Einwirkung später noch eine kurze höfische Wiederauflebung (Wolkenstein, Montfort), ohne jedoch gegen die dann herrschende bürgerliche Poesie Süddeutschlands aufkommen zu können.

Von 1250 bis zum Reformationszeitalter hin waren es nur einzelne Kreise, welche die höfischen Epen weiterlasen und auf Schlössern oder in Städten deren Erinnerungen bewahrten. In der Masse, selbst des Adels, wie war ihr Geist vergangen! Gottesdienst, Herrendienst und Frauendienst, wie anders ward er jetzt aufgefahrt! Die Vergangenheit war wie eine versunkene Welt, deren Spuren nur die Jugend und Träumer an schönen Tagen unter den Wellen erblicken, war wie die verschwundenen Städte, deren Glocken nur Sonntagskinder an stillen Tagen aus ferner Waldeinsamkeit läuten hören.

In den unteren Volkschichten wanderte der Spielmann umher, der Erzähler von Dietrich und Siegfried, vom Rosengarten und der Rabenschlacht, von Riesen und Zwergen: in der Dorfhütte vom Bauern, auch am städtischen Heerdfeuer wohl noch gern gesehen. Aber so fest das Volk die Stoffe hielt, und allmälig wurden auch manche höfische Stoffe durch die Dauer der Zeit volksmäsig, ähnlich wie Moden zur Volkstracht, so war es doch unmöglich, die alten Dichtungen in ihren älteren Formen zu halten. Sie müssen den niederen Bildungsstufen der Hörer, zu denen sie sinken — zu den Kindern bei den höheren Ständen, zu den Bauern, den Knechten und Mägden, zu den Kreisen der niederen Herbergen —, sie müssen den Bedürfnissen und den Bildungsstufen ihrer Erzähler sich anpassen.

Hatte man sie unter der ersten Einwirkung der höfischen Epen auseinandergezogen, verbreitert, durch Zusammensetzungen von Sagen vergrößert, so trat allmälig das Umgekehrte ein, und man kürzte sie, um sie, wie die Absicht ganz einfach ausgesprochen wird, auf einen Sitz vortragen zu können. Manche schrumpften in dieser Weise wieder zu Balladen zusammen, wie z. B. das Hildebrandlied, welches uns am Schluss des Mittelalters balladenmäßig zu erzählen weiss, wie der Ausgang des Kampfes zwischen Vater und Sohn war, den das alte Bruchstück verschweigt.

Andere schrumpfen wie der Mythus zum Märchen zur kurzen

prosaischen Erzählung ein, ganz volksthümlich dabei sich gestaltend und damit naiv und vielfach so schön. In dieser Form hat die Buchdruckerkunst sie später festgehalten und sie dauern nun in den Volksbüchern und sogenannten schönen Geschichten fort: der hürnene Siegfried lebt darin weiter mit dem Riesengeschlecht wie das Geschlecht der fremden Sage, wie Tristan und Haimonskinder und der Kaiser Octavianus.

Am reinsten erhielt sich in ihrer Zurückgezogenheit von der äusseren stürmischen Welt die Legende; in der christlichen Erzählung, die Hartmann von Aue geliebt, die Rudolf von Ems besonders schön fortsetzte, lag sogar eine grosse Entwicklungsfähigkeit auch für die nächstfolgenden Zeiten.

Unter den Dichtern, welche in dieser Epigonenzzeit die Dichtung hochzuhalten suchen, zeichnet sich durch Versuche des Fortschritts Meister Konrad von Würzburg aus; vor Allem sucht er den Fortschritt in der Ausbildung der Form, sodann durch einseitige Steigerung des Gefühls und in direchter Anwendung der Gelehrsamkeit: die alte Art aller Epigonen. Besonders auf die städtischen Dichter ist sein Einfluss nachhaltig gewesen. Von feinen Wegen aus gelangten seine ihm weit nachstehenden Nachfolger zur versuchten Steigerung durch immer höhere Formkünstelein, Grübeleien und Spitzfindigkeiten, zur Mystik und Verstandes-Phantastik, zum Suchen des Fremdartigen, Ungewohnten und damit zum verschrobenen Gemisch von Nüchternheit und Phantastik. Es ist die nüchtern werdende poetische Gothik in ihren Ausartungen und Uebertreibungen, die wir z. B. in Heinrich's von Meissen (*Frauenlob*) Dichtung wiederfinden.

Der neue, dem Realistischen zugewandte Geist, der sich, allerdings in seiner Zersplitterung und in seiner Verlassenheit hinsichtlich höherer Ideen, so rege in der deutschen Geschichte dieser Zeit zeigt, hier zum Besseren, z. B. in der städtischen Entwicklung, dort zum Uebeln führend, hatte sich feinen Ausdruck in der Poesie erst zu schaffen.

Für das Epische wird die Ballade und die ihr annähernde Erzählung jetzt die Form. Von den reinen Phantasie-Dichtungen wendet man sich seit dem 14. Jahrhundert zu den Ereignissen der Wirklichkeit mit steigender Vorliebe. In der Masse des Volks hat man zur geschichtlich-einfachen Fixirung in Prosa noch wenig Lust, und selbst wo man sie hatte, war bei der mündlichen Ueberlieferung von Einem zum Andern der besonderen Auffassung und ergänzenden Phantasie-

thätigkeit im Einzelnen noch Thor und Thür geöffnet. Was Unge- wöhnliches sich ereignet, wird somit nach Inhalt und Form, möglichst einfach, poetisch zugerichtet. Es ist dies die immer wiederkehrende Form epischer neuer Gestaltung. Mit der Zeit erwächst hieraus eine Fülle von kleinen historischen Dichtungen, die dem neuen Geschmack entsprechend gestaltet eine Zukunft hatten.

Der realistische Geist zeigt sich noch freier, ungebundener in jenen Geschichten, die nicht so sehr mit der Phantasie als mit der Belustigung des Verstandes oder gewöhnlicher Lebensanschauung zusammenhängen, und die das Gepräge des Drafischen der Wirklichkeit behalten sollten: die Schwänke und Späfse des gewöhnlichen Lebens,² die Darstellungen des Bruchs zwischen Ideal und Wirklichkeit nehmen zu und gewinnen an Beliebtheit. Feinerer und gröberer Witz, mit der Derbheit das Derbe wachsend¹, zum Unfläthigen, Zötigen sich steigernd, aus dem Versificirten in Prosa sinkend, aus der Prosa in besseren Zeiten und von künstlerisch angelegten Gemüthern wieder in Poesie übertragen, so schiebt sich die Masse von Erzählungen feinerer und gröberer Art, von Anecdoten, Schwänken u. dergl. vorwärts.

Die Lust des Volkes daran bringt auch seine gestaltende Kraft in Thätigkeit. Vieles wird gruppirt und bekommt durch persönliche Träger selbständiges Leben. Der Striker ist um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon mit dem Pfaffen Amis vorangegangen. Die Geschichten und Personen des Pfaffen von Kalenberg, des Till Eulenspiegel folgen. Der Zwiespalt zwischen Verständigem und Dummem, Hohem und Niederem wird gern geknüpft an Salomon und Morolf und ähnliche Gestaltungen. Hier schafft sich das Volk nach der komisch derben, wie auch nach der satirischen, nur zu oft überplumpen Seite volksthümliche Typen.

Eine besondere Gunst erfuhr, wie in allen Uebergangszeiten, die Didactik. Je ungewohnter die Zustände und je mehr die schöne Phantasie fehlte, desto wichtiger drängte sich die Lehre vor. Alle Arten der Didactik von der schön-poetischen Vermittlung bis zur trocknen Verstandesthätigkeit, die sich Poesie glaubt, weil sie versificirt, sind vertreten.

Unmittelbar an die Blützeit des Minneliedes reiht sich der Freidank. Die Erfahrungen einer großen, reich bewegten Zeit sind hier in schöner Weise des Spruchs und Epigramms niedergelegt. Erfahrungen, Einsichten in Menschenherz und Charakter und Welt-

getriebe konnten längere Zeit als das Einzig-Positive der ganzen Vergangenheit aufgefasst werden. Je weniger die Zeit zur Ruhe kommen konnte, je mehr sie sich zwischen entgegengesetzten Strömungen abrang und nach dem neuen befriedigenden Wesen suchte, ohne zu finden, desto mehr musste die Didactik nach ihren verschiedenen Formen sich berechtigt fühlen. An Lebensregeln und Sprüchen der Weisheit, sowie an Beispielen, zu denen die Fabel mit besonderer Beliebtheit trat, kein Mangel, vom Winsbeken und Welschen Gast angefangen, mit wachsendem Einfluss der Gelehrsamkeit die ganze Zeit hindurch; besonders bekannt des Schulmeisters Hugo von Trimberg (1300) Renner. Gegen Ausgang der Zeit, wo die Gegensätze immer schärfer gegeneinanderstehen, gesellten sich Ironie und Satire immer lieber hinzu; Sebastian Brant ist der bedeutendste dieser Dichter. Die nächste Zeit, die mit positiv-neuer Kunst nicht durchbrechen kann, setzt diese Richtung noch fort.

Erfreulich verbindet sich Didactik und poetische Anschaulichkeit nirgends im Großen, aber oft im Kleinen, in der Fabel, als Beispiel der Lehre, und der kleinen Erzählung. Der Stricker ging Mitte des 13. Jahrh. hier voran. Boner's Edelstein (etwa 1320—30) ist eine wirkliche Schatzfammlung, die spätere Zeiten ähnlicher Art zu nutzen wußten.

An Rüge und Klage fehlt es nie in Zeiten, in denen Scheidung und Neubildungen herrschen. Diese Periode ist denn auch reich daran.

Gegen ihren Ausgang hat sie als Erfreulichstes aus diesem Geist der scharfen realistischen Beobachtung und damit in satirischer Laune das alte germanische Thierepos wieder sich neu und zeitgemäß herangebildet: den Reinecke Voss mit seiner tiefen Satire. In niederdeutscher Form fand er trefflichsten Ausdruck. Kein einzelner Stand, sondern das ganze Volk hatte dafür Sympathie.

Nicht blos Bürger oder Bauer, sondern Bürger und Bauer fanden darin gegen die leitenden fürstlichen und geistlichen Gewalten für den Lauf der Welt den Spiegel.

Im Zusammenhang mit der Ermattung der inneren producirenden Kraft und mit dem dadurch wachsenden Stoffbedürfniss stand die Zunahme der Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die im 14. Jahrhundert nicht mehr wie zu Anfang der höfischen Poesie aus dem gleichartigen geistigen Phantasiebedürfniss, sondern aus stofflicher Noth geschah. Man übersetzte aus dem Lateinischen, Italienischen

und Französischen. Das Stoffliche, Draſtische ward gesucht. Dante konnte man nicht verstehen. Aber Anekdoten, Wunderbarlichkeiten, dann die Novellen und Romane boten sich dar.

Je weniger wirklichen Nahrungsstoff Werke enthalten, desto schneller ist ihr Verbrauch, desto mehr müssen Massen herbeigeschafft werden. An einem einzigen großen Kunstwerk, aus umfassendem, großem Geiste hervorgegangen und daher in jedem Einzelnen einen Blick ins Große, Ganze gestattend, laben und stärken sich Völker Generationen hindurch.

Konnte die deutsche Poesie damals keine großen epischen oder dramatischen Werke erzeugen, während das deutsche Volk sich so langsam gegen die neue Zeit vorschob, so war glücklicher Weise die lyrische Kraft nicht ganz gehemmt. In der Lyrik schuf das Volk sich eine eigenthümliche neue Weise. Das Volk als Ganzes verlor seine alte epische Phantasiewelt. Die Ereignisse des äußeren Lebens boten ihm nicht genug Stoff; so wandte es sich, durch die Zeiten des Minnesangs nach Gemüthstiefe und in der Form gefördert und gewandter gemacht, mit früher nicht bekannter Vorliebe zur Lyrik. Man griff zu den inneren, subjectiven Erlebnissen, in die Fülle des Gemüthlebens, wie Leid und Freude, Liebe, Sehnsucht, Heimweh, Abschied, Zechlust, Kampflust und was das Herz bewegte, sie ergaben.

Man blieb dabei der älteren episch-lyrischen Weise in so weit getreuer, als man den äußeren Halt nicht ganz aufgab, sondern eine halb-balladenmäßige Weise liebte. Bei der frischen naiven Empfindung brauchte man deshalb keine falschen Surrogate, um dem Gefühl Stütze zu geben. Man griff dadurch unwillkürlich zurück auf die erste Zeit des Minnesangs, gleichsam auf den Kürenberger und Dietmar von Eist. So erwuchs, mit dem 14. Jahrhundert immer reicher anschwellend, das deutsche Volkslied. Wenn wir in manchen Erzeugnissen der deutschen Poesie die niederen, roheren Neigungen des deutschen Volks studiren können, so zeigt das Volkslied das Edle, Sittige, Reine seines Charakters und Gefühls, ein tiefer, unerschöpflicher Born. Ritter und Bürger und Bauern schlügen, wo sie ihrem Gefühl folgten, ziemlich denselben Ton an. Selbst das religiöse Lied ward davon ergriffen.

Wo das Bürgerthum freilich für sich auftrat und mit seiner handwerksmäßigen Gelehrthuerei und zunftmäßigen Arbeitsamkeit die Poesie anfasste, da sang und dichtete es beeinflusst durch die

Zeit, in welcher es sich zuerst mit der Poesie als Kunstleistung befafst hatte und in welcher Frauenlob's Künstelei und gelehrte Weise leider für das Höchste galten, nach den Weisen des Meistersangs, für welchen es in eignen Schulen poetische Bauhütten errichtete. Was für die Architectur so vielfach Dienste leistete durch Uebertragung mathematischer und technischer Regeln, dieser Geist mit seiner Gesetzmässigkeit und seinen Formeln konnte für die Poesie natürlich nicht gleicher Weise entsprechen, ja ward ein schweres, einschnürendes Hemmniss, welches durch Einhaltung falscher Gesetze schädigte. Die Mittelmässigen wurden dadurch zu Ehren gebracht und fühlten sich befriedigt. Die Begabten wurden missleitet und konnten sich nie ganz wohl fühlen. Wohin Didactik und Formbehagen ohne Inhalt führen hat sich im Meistergesang gezeigt. Eine allgemeine poetische Anbändigung des Bürgerthums zur Poesie wurde darin geleistet. Im Ganzen steht die poetische Mache der Handwerker dieser ganzen Periode auf derselben Stufe mit derjenigen der Gelehrten in der Opitzischen Zeit.

Zwischen dem Volkslied und dem mit grosser Ehrbarkeit, ja religiöser, Davidischer Wichtigkeit genommenen Meistersang ging eine Art Poesie, wie sie sich für bestimmte Zwecke ausbildete, für Feste, Gelage und dergl., derb, oft niedrig, oft aber auch voll wirklicher kecker Laune, die dann in ihrer unbesorgten, wenngleich noch so ungefüglichen Lust anzieht. In Weingrüfsen und Herolds- oder Pritschmeisterdichtung ist manches Frische, Wohlgemuthe und Anziehende, und wäre noch mehr, wenn nicht auf der einen Seite Plumpeit, auf der andern didactisches Bestreben oft den Genuss trübten.

Ging man in Ballade und Volkslied auf epischem und lyrischem Gebiete in einer neuen, der Zeit entsprechenden Weise vor, so hätte nach der gewöhnlichen, im Allgemeinen richtigen Entwicklungstheorie nicht blos ein Fortschritt bedeutender Art, sondern der Fortschritt auf dem dramatischen Gebiete geschehen müssen. Epos und Lyrik war ausgebildet gewesen. Das Drama blieb noch übrig.

Es fehlte in der That nicht an Bemühungen und dramatischer Freude, aber noch weitaus an Reife. Zwei Hauptbedingungen blieben aus. Hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Charakter und Handlung ward man sich zwar klarer, aber, befangen durch religiöse Anschauungen, nicht klar. Ehe nicht die Nabelschnur zwischen Religion und Kunstwerk zerrissen war, war das nicht ganz möglich,

che jene Befangenheit aufhörte, wieder nicht das Selbständigkeitshinstellen des Dramas.

Nun half die Ausbildung der grossen geistlichen Spiele und alle Lust und Theilnahme des Volkes nicht. Nirgends kam man zur vollen dramatischen Durchdringung der Personen und zur freien Entwicklung ihrer Handlungen. Erzählung, Gefühl, Handlung gingen nebeneinander. Kein kühner, Schranken durchbrechender Geist wie Aeschylus erstand.

Der Volksgeist suchte neue Wege; in instinctiver Art versuchte er es auch hier mit dem Realismus. Wo es ging, schob er diesen, selbst in die heiligsten geistlichen Stücke ein. Aber er that dies in einer im Ganzen niederen Weise, nicht aus Princip und grossstrebend. In diesem Fall wäre der Sieg gewonnen gewesen. Aber mit Spafs und plumper Ergötzlichkeit war wenig gethan. Die Gegensätze schoben sich dann unvermittelt neben und durch einander.

Mehr Ausicht noch schien der Realismus auf Fortschritt zu haben, wo er frei vom älteren Geist und dessen Gewohnheiten sich bewegen konnte. So im dramatisirten Schwank, im Fastnachtspiel. Er drängte hier zum Lustspiel und Schauspiel. Bei höherer Pflege schien der Erfolg unausbleiblich. (Plautus und Terenz gaben mannigfache Anregung und Entschuldigung für Derbheiten und niedere Späfse.) Leider zeigte sich hier die Kehrseite des deutschen Wesens damaliger Zeit. Es häufte sich in diesen Spielen ein Schmutz, der wahren Fortschritt, der da hintüber musste, übel aufhielt. Die Gemüther gewöhnten sich in zu beklagenswerther Weise, Ergötzlichkeit in der allerniedrigsten Weise, ja in der unfläthigsten Schweinerei zu suchen. Die Fastnachtsspiele zeigen einen Mangel an Noblesse im deutschen Volk. Zum richtigen Austrag kam es auch hier in der Folge nicht. Falsche fremde Noblesse ward Gegengift.

Die ganze Periode von der höfischen Poesie bis zur Reformation hin ist poetisch nicht bedeutend, doch ist sie im Ganzen, wie man sieht, voll mannigfachen Ringens und erscheint nicht öde, sondern hie und da frisch genug. Grosses ist freilich nicht zu verzeichnen. Wie dies dem politischen Zustand entspricht, den traurigen Verhältnissen, insoweit es sich um die grossen Angelegenheiten, um das deutsche Reich handelte, den frisch strebenden in einzelnen Schichten, besonders im Bürgerthum und mannigfach auch im Bauernstand, bedarf nur des Hinweises. Eines solchen auch nur, wie der subjective Geist,

der im ästhetischen Leben nach der höfischen Epoche vergebens nach dem Fortschritt rang, mit dem entstehenden Ueberschuss bei den ernsteren Geistern vielfach zurückschlug und sich ethisch festsetzte. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beginnt nach dem äußerlichgewordenen Treiben die Gegenströmung, die, als Mystik im Anfang auftauchend, dann sich anders und anders gestaltend, je nachdem sie gegen die rohfinnliche, materielle oder nüchterne Zeit auftrat, schliefslich zu der grossen geistigen Bewegung anwächst, die in der Reformation dann mit so gewaltiger Kraft siegreich wird. Die Mystiker um das Jahr 1300, die grossen Prediger, die mit ihnen zusammenhängen, haben in ihrer Art die Errungenschaften der Innerlichkeit und der Sprachgewalt (prosaisch) verarbeitet, welche die höfische Zeit gebracht hatte. Die Taufende und Taufende, welche sie um sich sammelten, forderten sie nicht mehr auf zum kriegerischen Kreuzzug in die Ferne, um Palästina's Gebirge und Städte und Jerusalem zu gewinnen, sondern zum Kreuzzug in die eigene Brust, in die Tiefen des Gefühls, in diesem das Göttliche zu erschauen und zu erliegen.

Die Verhältnisse der nächsten Zeit, der Reformationsperiode, welche das eigenthümliche realistische Streben dieser Epoche in schöner Weise hätte zum Austrag bringen sollen und durch die Art und Weise, wie der Versuch misslang, für die nächste Zeit bestimmend wirkte, machen ein tieferes Eingehen in die Bewegungen der Geister und die Kämpfe der Zeit nöthig.

3.

Das Zeitalter der Reformation.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts begann in Europa die neue Zeit zu kreisen; nirgends stärker ihre Wehen als in Deutschland. Auf allen Gebieten Zerfall oder Auflöckern des Alten und frische Neubildung. Die Buchdruckerkunst, in Deutschland erfunden, gab dem ganzen geistigen Verkehr eine andere Gestaltung; schneller und schneller ergossen sich neue Anschauungen in weitere und weitere Kreise. Der zunehmende Gebrauch und die geschicktere Verwendung des Schießpulvers, die Siege des um Sold dienenden Fußvolks erschütterten die alte, auf das Feudalwesen gestellte Staatsordnung in allen Fugen und machten Änderungen über Änderungen nötig. In Recht und Sitte Neuerungen, im Glauben entsprechende Bewegungen, die schon in den Hussitenkriegen religiös und politisch ihren blutigen Ausdruck fanden. Die Traditionen der antiken Welt werden mit dem größeren städtischen Leben und durch die ganze Zeit begünstigt wach. Der Humanismus mit seinem der kirchlichen Tradition und Autorität entgegengesetzten Geist untergräbt oder befehdet offen das Mittelalter; er durchlöchert es nach allen Beziehungen, in religiöser, allgemein ethischer, politischer und sozialer Auffassung; er stellt seine Menschen-, seine Gott-Auffassung gegen die mittelalterlich-kirchliche. Die Kühnen stellen die Religion jetzt unter die Philosophie, ja gehen so weit, das Christenthum gegen Plato's Lehre hinzugeben. Nur was im Alterthum sich findet, hat Geltung. Fanatikern scheint Alles in der antiken Welt erlaubt oder gut: Tugenden und Laster.

Der Drang aus den alten Schranken heraus zu Neuem bethätigt sich auch äußerlich. Von Portugals Gestaden steuern kühne Schiffer südwärts, den wirklichen und vermeintlichen Gefahren der unter der Linie liegenden africanischen Westküste trotzend, dringen von Vorgebirge zu Vorgebirge vor, den Weg nach Ostindien suchend, endlich findend. Ruhelos treibt es den Genuefer Columbus um, westwärts

in das Weltmeer, wo er Ostindien vor seiner Phantasie und nach seiner Berechnung liegen sieht. Einen Wahnwitzigen glaubt seine Zeit in den bei Republik und Königshöfen um Schiffe bettelnden Mann zu sehen, der in die unerforschte See sich wagen will. Endlich erhält er die Mittel und America ist entdeckt. Eine Revolution ist durch diese kühnen Seefahrer im Völkerverkehr eingeleitet; die Bedeutung der Länder und Völker ändert sich. Eine neue Völkerwanderung kann ansetzen; kriegerische, Gold suchende Abenteurer-Schaaren vorauf; Freiheit und weiteren Raum suchende Massen sollen folgen.

In allen Gebieten strebt man, wie unsicher auch noch zu Anfang, aus dem Glauben und Phantasien zum Wissen. Die Bedeutung aller Ueberlieferungen wird geschwächt; Zweifel herrschen, Kritik beginnt und tritt mit der Macht der Berechtigung auf. Die Auffassungen kehren sich vielfach um: genug, wenn die Theorie des Copernicus genannt wird, die mit einem Schlag die ganze Himmelsordnung des alten Meinens verrückt.

Deutschland, jetzt das Land der realistischen Gährung, steht in mehrfacher Weise an der Spitze der Bewegung, als wolle es mit seiner derben aber machtvollen Frische nach den verschiedensten Seiten hin durchgreifen. In Wissenschaft, in Kunst, in politischer und socialer, dann besonders in religiöser Beziehung ist ein mächtiger Drang nach Vorwärts. Große Geister erscheinen, frisch, kühn, anfangs mit Siegesgefühl vorwärts stürmend. Leben und Regen überall.

Jeder Blick auf die Poesie zeigt aber deren Eigenthümlichkeit. Je größer die Gährung, je unsicherer noch in den allgemeinen Zielen, desto sonderbarer die Dichtung der zwischen Altem und Neuem suchenden Gemüther. Diese sind aufgeregt, angespannt, aber hinsichtlich neuer idealer Anschauungen keineswegs sich irgend wie klar. In Jahrhunderten hat man die poetische Schönheit und ihr Wesen so gut wie verlernt.

Gerade die Geister, welche einen höheren Trieb, aber nicht die geniale Kraft, das Neue zu gestalten, haben, sind in solchen Zeiten oft sehr wunderlich oder sehr unglücklich. Immer wiederkehrend ist die Erscheinung, dass sie in dem Neuen den Zerfall sehen und sich von anwidernder Wirklichkeit, in welcher sie die Harmonie und mit Recht vermissen, zu älteren Zeiten zurückwenden und einer falschen, nicht aus dem Herzen kommenden Idealität huldigen.

Welche Kraft und Kühnheit, mit dem Alten zu brechen und der

besseren Einsicht zu folgen im deutschen Volke steckte, zeigte bald die Reformation. Aber auch, wie sehr es auf den Mann ankommt, welcher mit dem Geist den Muth hat zu wagen! Wie es mit poetischer Kraft und Weisheit bestellt war, dafür nehme man das berühmteste Werk der deutschen Literatur um den Beginn dieser Epoche: Sebastian Brant's Narrenschiff (1494). Es zeigt die grosse künstlerische Ungeschicklichkeit, Eintönigkeit und Trockenheit der Behandlung, eine Dichtung, jenen Schlachtenbildern der deutschen Schule gleich mit den hunderten von deutlichen, portraitartig gemalten Figuren in der äußerlichsten Neben- und Gegeneinander-Stellung. Alles Einzelne ist grundtückig und war in seiner Lehrhaftigkeit sehr nützlich, aber sein poetischer Werth? Nirgends ein Begriff vom organischen Leben der Kunst; nüchterne Verbindung von Didactik und trockenem Realismus. Oder man vergleiche, um die größten Gegensätze einer freien künstlerischen und einer hölzernen Auffassung und Behandlung kennen zu lernen, die fast zu gleicher Zeit erschienenen Dichtungen eines italienischen Poeten und der gemeinschaftlichen Arbeit eines deutschen Kaisers und seines gelehrten Rethes: den Orlando furioso von Ariosto (1516) und die Thaten des läblichen, streitbaren und hochberühmten Helden und Ritters, Herrn Theuerdank's (1517) von Kaiser Max und Melchior Pfintzing. Hier eine Unbeholfenheit wahrhaft betrübender Art, die in einer kläglichen moralischen Allegorie dem Stoff einiges höhere Leben und dichterische Einheit und Ordnung zu geben sucht, ihre Erzählung aber so ungeschickt und dürfsig ableyert, dass sich kaum ein besseres Object zur Vergleichung kecker Thaten und grosser Gefährdungen und nüchterner Schilderung derselben findet. Der Dichter klebt am Stoff; das Interessanteste wird zur einförmigen Relation. Das Gegentheil, bis in's Extrem hinein, bei Ariost: freie, spielend humoristische Behandlung des Stoffs; ein wie heiter-trunkenes Schwärmen schönheitsberauschter, Alles klar, leicht, flüssig gestaltender Phantasie; das Ganze schliesstlich ein wunderbarer Ausdruck leichtlebiger freudiger Menschheit.

Gerade so fah es auf dem religiösen Gebiete aus. Geiler von Kaisersberg (1445—1510) steht auf derselben Stufe mit seinem Freunde Brant: des Ruhms seiner hohen Verdienste würdig. Aber der wagende, das Alte durchbrechende, feurige Geist musste kommen, um den Geistern und Dingen neue Gestaltungen zu geben. In der Dichtung kam ein folcher Genius nicht.

Mit Luthers Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg 1517) brach die religiöse Bewegung durch und wurde in Deutschland die leitende. Der durch die innerlichsten Kämpfe hindurchgegangene Augustinermönch und Professor, ein Genius der volksthümlichsten deutschen Art nach Glanz- und Schattenseiten, fasste die ethischen Strömungen, wie sie seit dem 13. Jahrhunderte sich gestaltet hatten, zusammen und fand für das religiöse Leben gegen den Druck und die Verdumfung, die Veräußerlichung und Usurpirung der nicht katholischen, sondern römischen Kirche das befreiende Wort und die Kühnheit der That. Seine Lehre war vollster Ausdruck der neuen Zeit und all' ihrer befreien Regungen: grössere Freiheit, damit aber auch Selbstverantwortlichkeit des Individuums, schroffe Verwerfung aller äusserlichen Sühne und Vermittlung, der Lösung durch die Geistlichkeit und fremder Fürsprache der Heiligen u. s. w.; einzige Geltung der inneren Reinigung durch den Glauben; Gleichheit vor Gott; Niederbruch der Schranke zwischen Geistlichkeit und Laien; Gewinnung eines klaren Verhältnisses damit zwischen Menschen und Gottheit, zu welcher der Zugang nicht mehr durch die verschiedener religiös-aristocratischen Kreise von Heiligen, Engeln, der Jungfrau u. s. w. ging, und wie nun alle die grossen, ganz dem Drang der Zeit entsprechenden revolutionären Neuerungen heißen. Echt humanistisch dabei das Zurückgehen auf den richtigen Text der Bibel, auf das Wort. Darin auch Luthers Schranke.

Aus dem tiefsten Bedürfnis der Seelen war diese Neuerung langsam herangewachsen; sie stimmte mit dem sonstigen Drang der Zeit, vor Allem der deutschen Mittel- und unteren Stände; das ganze religiöse Feudalwesen, welches sich in der Kirche herangebildet hatte, wurde mit einem Schlage über den Haufen gestossen und im himmlischen Reich in der Art aufgeräumt, wie man es im politischen, im deutschen Reich wünschte und gern gethan hätte. Durch dies Zusammentreffen, durch das instinctive Schöpfen des grossen Reformators aus dem lebendigen Quell des Zeitgeistes in lauterer Art gewann die Reformation ihre siegreiche Kraft. Andere, weniger lautere Absichten haben sie dann unterstützt und haben ihr so vielen Schaden wie Nutzen zugefügt.

Was die italienische Renaissance in ihrer Art leistete: Zurückgehen auf die volle, freie Natur, gegen ihr Ende mit dem Höhepunkt und Abschluss in der Antike, das geschah hier in grossartiger Parallele

für das innere religiöse Leben: Zurückgehen auf die einfach schöne, von allen mittelalterlichen Entstellungen und scholastischen Ueberladungen gereinigte Herzensreligion mit dem Haltmachen vor der Ueberlieferung der Bibel.

Das Streben der folgenden Jahrhunderte musste sein, in beiden grossen, nothwendigen, edle Menschheit fördernden Bewegungen das Rein-Schöne, Wahre und Gute zu fassen, die noch bestehenden Einseitigkeiten zu heben und eine harmonische Einigung zu finden.

Wie in Italien einseitiger die Renaissance zur Blüthe der Kunst geführt hatte, die Reformation aber nicht zum Austrag kam, wenngleich auch da Bedürfnis, Kräfte und Streben vorhanden waren, so umgekehrt in Deutschland. In Deutschland siegte die religiöse Bewegung zu einseitig; die Verschmelzung mit den andern grossen Ideen der Zeit gelang nicht; so brach die eingeleitete frische Renaissance in Cultur und Kunst ab. Als man sie wieder aufnahm, war sie zu einem ganz Anderen geworden.

Auf einem Punkt nur, in der Nordwestecke des deutschen Landes, siegte jener Geist, den wir seit dem 13. Jahrhundert mit dem Bürgerthum haben wachsen sehn; ganz voll, nicht blos in der Reformation, sondern auch im politischen Leben und in der bildenden Kunst kam er zum Ausdruck. Die Niederlande werden protestantisch, bewahren ihre bürgerlichen Freiheiten, erweitern dieselben staatlich, gründen im Kampf auf Leben und Tod gegen das katholische, absolutistische Spanien Philipps II. ihre vereinigten Republiken und bringen in der Kunst der Malerei den Realismus zum vollen Ausdruck; die ideale Weihe fehlt ihnen nicht auf der Höhe ihres Strebens, wie solche Erfolge schon an sich lehren könnten. Es zeigt dies Stückchen deutscher Erde, zeigt dieser Bruchtheil des deutschen Volksstamms dessen Kraft, Wesen und Geist in einer Weise, dass die größten Erinnerungen Griechenlands und Italiens in Heroismus und Kunstsinn ihr Seitenstück finden.

Unglück und Schuld hinderten in Deutschland den durchgreifenden Aufschwung auf allen Lebensgebieten. Wurde auch auf einem Gebiete der Sieg, aber auch hier nicht vollständig errungen, so folgte dafür auf andern ein Rückschlag; die Vorwärtsbewegung auf der ganzen Linie ward zurückgeworfen, der Zusammenhang zerrissen; rückläufige Bewegungen auf sehr vielen Punkten. Die Folgen für die Dichtung sind klar.

Vor Allem rächten sich bei dem Versuche der Neugestaltung die politischen Untugenden der Deutschen, welche in übertriebenem Individualismus dahingeführt hatten, das Volk gegen jede große, im politischen Leben höheren Idealismus voraussetzende, schöne Ordnung widerwillig zu machen, um die mitsleitete Freiheitsliebe schließlich einem kleinlichen, erbarmungswertigen Egoismus, dem Despotismus, der abgeschmacktesten Schlagbaumspolitik und dem Einfluss der Fremden dientbar zu machen. Dieser traurige, eines höheren Standpunkts unfähige Geist mit seiner inneren Eifersucht im Gefolge hatte in der wichtigsten Zeit, im Beginn der Reformation dahin geführt, nach Maximilians Tod den Fremden, den Spanier-Niederländer Karl V. zum Kaiser zu wählen. Die deutsche Verblendung bekam ihren traurigen Lohn. Das fremde Oberhaupt, dessen Hauptinteresse war, Deutschland zu Gunsten seiner Stamm- und Erbländer zu nutzen, setzte sich aus persönlichen und politisch-egoistischen Gründen gegen die Reformation, gegen welche Karl seinen ganzen Einfluss moralischer und weltlicher Gewalt aufbot. Religiöse und politische Zerspaltung ist die Folge. Die Reformation im Widerspruch mit der obersten weltlichen Gewalt greift nicht durch und verfällt politischem Parthei- getriebe. Rom-Spanien sitzt in Deutschland fest, hemmt dessen Bewegung mit allen Mitteln. Das Land theilt sich. Der Glaube führt zum Bruderkrieg. Religion und Politik, unter dem Deckmantel der Religion, treiben die Partheien fremden, schlimmen Bundesgenossen in die Arme. Die Katholiken nehmen ihren Rückhalt an Italien und Spanien. Die Reformation ruft bei ihnen im Gegenschlage den Neu-Katholicismus hervor; ihre Höfe öffnen sich dessen Einflüssen, namentlich dem im äußersten Gegensatz gegen die deutschen, ungebundener freiheitlichen Bewegungen stehenden, soldatisch disciplinirten Jesuitismus. Die Protestanten dagegen suchen gegen den Catholicismus und dessen Vorkämpfer Habsburg-Spanien den Rückhalt bei Frankreich, das aus politischen Gründen sie unterstützt. Franz I. von Frankreich sieht mit Lust seine protestantischen Ketzer brennen, aber er hat und fürchtet Karls V. und Habsburg-Spaniens Weltmacht. Der allerchristlichste katholische König von Frankreich unterstützt somit die Protestanten, um seinen politischen Feind besser in Schach halten zu können — wie er ja auch der getreue Bundesgenosse der damals schrecklichen, auf dem Höhepunkt ihrer Macht stehenden und Süddeutschland (Oesterreich) schwer bedrohenden Türken war — und die Protestanten hin-

wieder unterstützen Frankreich, so weit es Gegner Habsburg-Spaniens ist! Der Einfluss der Bundesgenossen wird je gröfser, je nöthiger sie sind. Das zerspaltene Deutschland ist natürlich der leidende Theil. Diese Politik beginnt im 16. Jahrhundert, soll unter Heinrich IV. von Seiten Frankreichs ihren höchsten Triumph feiern, der aber durch die Ermordung des Bearners vereitelt wird, gewinnt auf der andern Seite durch den Einfluss der Jesuiten den schärfsten Ausdruck, führt zum dreissigjährigen Kriege und in diesem zur gänzlichen Niederlage des deutschen Wesens, über welches seit Richelieu sich nachdrücklich, seit Ludwig XIV. siegreich der französische Einfluss erhebt. Im Gefolge dieser Politik nistet an den protestantischen Höfen der französische, an den katholischen Höfen Süddeutschlands der spanisch-italienische Geschmack sich ein, dringt von dort in die höheren Klassen^{*)} und entfremdet diese wichtigen hohen und höchsten Stände dem deutschen Wesen. Der französische Geschmack herrscht schließlich seit dem geistigen Aufschwung in der großen Literatur Ludwigs XIV. despatisch. Das ist der Verlauf.

Karls V. Kaiserthum hatte auch in dieser wichtigsten Entwicklungsphase des deutschen Geistes einen hervorzuhebenden Einfluss. Freilich waren die Deutschen schon seit der Hohenstaufenzeit nicht mehr gewohnt gewesen, an ihrem Kaiserhause den höchsten Ausdruck für das deutsche Wesen zu finden: schon dies ein Zeichen, dass nicht Alles in Ordnung war im staatlichen Organismus. Denn es gehört nicht zu den unwesentlichsten Aufgaben und Pflichten jener höchsten Stellung, welche das Volk sich selbst als concentrirten Ausdruck setzt und erhält, dass dieselbe in hoher, würdiger Weise zum Regulator für das geistige Getreibe so gut, wie für das politische dient. Nun aber ein Zustand, dass der Deutsche Jahrzehnte hindurch an seinem Kaiserhause, falls Karl sich in Deutschland aufhielt, seines deutschen Wesens halber Missgunst, Zurücksetzung, Missachtung oder Spott^{**)} zu gewartigen hatte und doch eigentlich nur für einen Halbbarbaren galt. Selbst in günstigen Zeiten hätte ein solcher Zustand lähmend sein

^{*)} Diese wichtigen Einflüsse sind besonders hervorgehoben in *Barthold*: Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Den Einfluss Frankreichs behandelt a. A. *Sugenheim*: Frankreichs Einfluss auf Deutschland 1517—1789.

^{**)} Bekannt ist Karls V. Classification der Sprachen. Die deutsche schien ihm geeignet, um mit den Pferden zu sprechen. Damals übersetzte Luther darin die Bibel.

müssen, wie in dieser wichtigen, aber so schlimmen, der Ermunterung, Unterstützung und Concentrirung bedürftigen! Das Kaiseramt blieb in der Folge wieder bei Oesterreich und grade der Oesterreichische Hof wurde seit Karl V. und den damit zusammenhängenden Einflüssen so verspanischt und verwelscht, dass er nicht mehr in, sondern neben der deutschen Cultur stand und diese, man kann sagen, nicht eine einzige Förderung durch ihn erhalten hat.

Der Verlauf der grossen Bewegung, von welcher die Reformation nur eine, freilich die hauptsächlichste, dann die auschliessliche Strömung war, kommt natürlich vor Allem in Betracht.

Sie tritt machtvoll auf, den Freiheitsgeist und Muth des deutschen Volkes wieder in welterschütternder Weise bewährend. Dies Mal trifft sie mit Wucht zuerst das geistig knechtende Rom, welches in Deutschland die grossen geistbefreienden Niederlagen erleidet. Die Legionen der Hierarchie mit all' ihren schrecklichsten Einschüchterungsmitteln — den schrecklichsten, wie es die Befürchtungen der Phantasie und des Traumes sind — mit Fegfeuer und Hölle, zu welchem der kirchlich geschleuderte Blitz und Fluch verdammte und womit die Menschheit sich so lange schon unter dem Fuß des Papstthums hatte halten lassen in ihrem seltsamen, aller Vernunft spottenden Wahn, sie werden durch den Mönch, der aus ihnen hervorging und auch in Rom die Römer kennen gelernt hatte, und durch die sich um ihn sammelnden freien Streiter geschlagen: eine geistige Varuschlacht. Die Deutschen, Luther und Zwingli voran, brechen die erdrückende Macht des katholischen Absolutismus. Leider stockt der Sieg auch dies Mal bald durch innere Zwietracht *).

Zuerst, wie oben gesagt, an den Folgen des politischen Jammers, d. h. der Schuld. Die Hemmnisse, die überall aus dem Widerstreben der geschädigten Kreise sich ergeben, treten natürlich auch hier ein.

*) Aber die Wirkung könnte und kann noch in der Zukunft vielleicht mit derjenigen, die auf politischem Gebiete durch den Sieg Armins eingeleitet ward, verglichen werden. Jahrhunderte dauerte auch damals Roms Herrschaft noch in einem grossen Theile des deutschen Landes. Dann dringen die Deutschen über die Grenzen und ändern doch die Welt, anfangs in nicht erfreulicher Weise in mancher Beziehung. Dasselbe wiederholt sich mit dem deutschen Geist und der Reformation in Bezug auf den Glauben der romanischen Völker. Das heutige Demühen des Papstthums wird jenen nicht aufhalten. Mit alten Mitteln bezwingt man einen neuen Geist nicht.

Zu Schuld kommt Unglück hinzu. Während der wichtigsten Kriis erleidet die Stellung und der Wohlstand Deutschlands durch den veränderten Weltverkehr eine grofse, schlimme Veränderung, die in erster Linie den Bürgerstand trifft, in welchem der Schwerpunkt der neuen Bewegung lag und die zu fehlschlagenden Versuchen der Besserung führte, in denen viel Kraft sich umsonst verzehrte.

Mit dem Rückgang im Wohlstand und dem Verlust der Theilnahme an dem grofsen Handel verlor das deutsche Bürgerthum aber allmälig an Frische, Stolz und Unternehmungslust; es ward matt und lahm gelegt; es sank nach kühnem Auffschwung mehr und mehr in engherzige Philisterei. — Die Ausnahme und gute Wendung der Dinge zeigen die niederländischen, durch die veränderten Zeitverhältnisse noch begünstigten Städte).

In Folge der politischen Constellation hatte sich die Reformation mit dem Fürstenthum verbündet — bona fide allerdings in mehreren Fällen seitens der Fürsten wie der Reformatoren, aber eine Hülfe, eine Bundesgenossenschaft, die wegen eines tiefen inneren Gegensatzes verderblich hemmend ward. Eine Verbindung war da: dort wie hier Ringen nach mannigfaltigerer Selbständigkeit, dort gegen Rom, hier gegen Karls V. Weltmacht. Aber die Triebe der Reformation kehrten sich der Freiheit zu und waren echt demokratisch; die der Fürsten gingen im egoistischen Drange der Zeit nach dem Absolutismus.

Das deutsche Volk in der Masse war von vornherein durchaus nicht gewillt gewesen, sich auf eine Besserung im Glauben und Kirchenwesen und auch diese nur innerhalb der von den Hauptführern angegebenen Grenzen zu beschränken. Es gab auf allen Gebieten genug des Strebens und der zum Himmel schreienden, Abhülfe verlangenden Uebel. Der deutsche Adel (Hutten, Sickingen) nahm einen Anlauf, sich wieder aufzuschwingen; sein erster Versuch ward niedergeworfen und er war bald zufrieden, im Fahrwasser des Fürstenthums sich von diesem nachschleppen zu lassen. Das Bürgerthum, besonders aber der Bauern-Stand, suchte Abhülfe der Schäden und Besserung. Letzterer forderte seine Menschenrechte; man wollte die Knechtschaft des ungermanischen Feudalwesens nicht länger tragen.

Anderseits gab es Geister genug, die nicht wie Luther beim Buchstaben der Bibel Halt machen wollten.

Zu Viel auf einmal wollen, schädigt meistens Alles und hat für jede Revolution schlimmste Reaction im Gefolge. Das ist der Lauf

der Dinge, weil dann stets zu viel Interessen verletzt werden, zu viel Angst und Egoismus hemmend und feindlich wachgerufen wird! Was schliesslich freilich schädlicher sei, die Schädigung, welche aus Ueberdrang oder die, welche sich durch die Furcht des Zuviel herauszustellen pflegt, wer kann es abwägen?

Sobald das überall glimmende Feuer in der Reformation in helle Flammen auschlagend an die Luft gekommen war, ergriff es auch die socialen Verhältnisse und entloderte in den Bauernkriegen.

Wie immer stürzten auch die unsauberer Elemente hinzu: Rohheit und Rachdurst, Ueberspanntheit, die in solchen Zeiten bis zur Verrücktheit sich geltend machen darf, ohne dass die Massen wagen, sich gegen sie zu erklären, Uebermaß aller Art, um wo möglich die Spitze zu nehmen und den feindlichen egoistischen Gewalten Gelegenheit zu geben, mit ihnen das Gute, Vernünftige um so rücksichtsloser bekämpfen zu können.

Ein verhängnisvoller Zeitpunkt war gekommen, als so neben der Reformation und über sie hinaus die Revolution erwuchs. Jetzt musste jene Stellung nehmen zu dieser. Ihr Geist, ihr Streben war im Grunde, war nach dem Guten, Eins. Was die Revolution dritt-halb Jahrhunderte später in Frankreich erstrebte, das Alles wollte man in Deutschland jetzt schon zum Austrag bringen. Griff die Bewegung durch, wer kann sagen, was sie erzeugt hätte! Aber es fehlte an innerer Kraft und an Glück, und nun war ein Rückschlag sicher, der bis auf die nächste Revolution ging und gegen den erst 1848 wieder eine grössere Vorwärtsbewegung zu verzeichnen ist.

Die Lutherische Reformation hatte sich, wie bekannt, auf das deutsche Fürstenthum gestützt, durch die Hülfe dieser, mehrfach egoistisch bewegten weltlichen Macht, Schutz und Förderung erhalten, aber sich auch damit in mancher Beziehung abhängig gemacht. Die Raserei und Rohheit in den Schwärmer- und Baueraufständen trieb sie dem Fürstenthum ganz in die Arme.

Die grosse Schaar der Geistig-Aengstlichen und die wichtigen Schichten der im Besitz der Macht und Vorrechte Befindlichen wurden seit dem Ausbruch der Revolution gegen die Reformation kopfscheu. Die vorwärtsfluthende Bewegung, die sie auf religiösem Gebiete freudig, voll Ueberzeugung oder als Nutzen bringend begrüßt hatten und die ihnen bisher viel Freiheit und Vortheile gebracht, aber nichts gekostet hatte, sie schien zum Alles verschlingenden Strudel zu wer-

den, der fortriss, Niemand wußte wohin? alle fürchteten, Abgründen entgegen.

Die Reformatoren sahen ihre eigenen Bestrebungen überstürzt, in einem ihnen fremden Sinne missbraucht und auf andere Gebiete abgeleitet.

Sie suchten die neuen Bewegungen zu meistern. Dann aber, als dies nicht mit dem Wort gelang, scheute ein so von seinen Ueberzeugungen erfüllter Feuergeist wie Luther sich nicht, gegen die neuen Bewegungen mit aller Wucht sich zu wenden. Der Verkünder der Freiheit in der Religion sah sich genöthigt, diese bewaffnete Revolution, die in ihren Auschweifungen Alle mit Schrecken erfüllte, zu verdammen, und die conservativen und in ihrem Egoismus als Sieger nicht weniger schrecklichen Mächte zu unterstützen. Für die Revolution ein Schlag, der sie betäubte und zu Bodenwarf. Fürchterlich traf das vae victis nun die Aufständischen, in ihnen den ganzen dritten Stand. Hatten die deutschen Bauern damals den Ruf nach Menschenrechten erhoben, denen erst die französische Revolution wieder antworten sollte, hatten sie für das deutsche Reich Vorschläge, wie eine Münz-, Maafs- und Gewichtseinheit in ihre Forderungen aufgenommen, so sollte ihnen nun auf Jahrhunderte hin Geist und Muth zu Dergleichen ausgetrieben werden.

Die Uebertreibung sectirerischen Wesens, gipfelnd in der Verücktheit eines Johann Bockold und dem Unfinn und Frevel der Wiedertäufer in Münster, rächte sich gleichfalls verhängnissvoll wie alle derartigen Auschweifungen. Sie wurden der wahren Geistesfreiheit gefährlich, führten innerhalb der eignen grossen Parthei, mit welcher sie zusammenhingen, zur ängstlichen Beschränkung, gaben den Gegnern Waffen in die Hand und schreckten die Schwachen von jeder Aenderung zurück.

Die Folge war, daß was zu üppig und wild hatte sprüessen wollen, nicht beschnitten, sondern zum Theil an der Wurzel abgehackt und mit Feuer vernichtet ward.

So lange war die Reformation im freieren, kühnen Sinn vorgegangen. Jetzt verlor sie die Unbefangenheit. Gegen die Ausschreitungen der Sectirerei mußte die Besorgniß wachsen. Das starre Festhalten am Buchstaben, dem Luther an sich zugewandt war, wurde Grundsatz. Mit der Fürstenmacht hatte man sich jetzt in der Furcht noch enger verkettet; aber das Bündniß war oder blieb nicht für beide Theile gleich; die Religion ward dadurch vielfach Dienerin der

Macht, welche sie stärkte, und der Absolutismus ward Herr auch in den deutschen protestantischen Ländern.

Eine rückläufige Bewegung war damit eingeleitet. Die Vorwärtsbewegung und der Sieg war abgebrochen worden, die Hitze gedämpft. Die Einen wollten weiter, Andre wollten sthn bleiben, Viele sahen hinter sich und gingen zurück. Jetzt kam Unsicherheit, Stocken und überall das Warten auf die obersten Führer.

Nicht genug! der Protestantismus spaltet sich in zwei Lager, die sich immer schroffer gegenüberstehen und bald mit der gewöhnlichen Partheileidenschaft sich schlimmer hassen als den gemeinsamen Feind: Lutheraner und die in den Consequenzen, welche sie ziehen, der Neuzeit gemäss weiter schreitenden Reformirten heben ihre Kraft gegeneinander auf und verlieren ihre Wucht gegen den römischen Katholizismus. Und verlieren den grossen geistigen Schwung! Es beginnt der Zank, der Buchstabenstreit, der Dogmenkampf, womit geistige Beschränktheit und Verbissenheit unfehlbar verbunden ist, ein Geist, in dem jedes schöne Leben von vornherein für unwesentlich geachtet und niemals gedeihen wird.

Von weiterer, von der tiefsten Einwirkung war das Verhältniss der humanistischen zu den anderen Bewegungen.

Um das Jahr 1500 war der Humanismus, die freigewordene Wissenschaft, die Renaissance der Antike auf gelehrtem Gebiete, in Deutschland der Geist gewesen, der sich als den Führer der neuen Zeit betrachtete und betrachten konnte. Die bedeutendsten Kräfte waren ihm ergeben; kühn ging er vor, den feindlichen Gewalten der Kirche trotzend, als Träger des Fortschritts von verhältnissmäßig grossartiger Majorität aller Gebildeten anerkannt.

Sebastian Brant, Conrad Celtes, Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, diese Namen genügen für verschiedenartige Bestrebungen.

Ein eminenter poetischer Geist hätte den Geist dieses Humanismus mit dem des deutschen Realismus verschmelzen müssen. Danach ging das Streben der Zeit. Was Dante für die italienische Literatur geleistet, wie er die neue in's Leben gerufen und sie bestimmt hatte, das hätte sich dann in ähnlicher Weise wiederholt. Machtvoll regten sich in Deutschland dahin zielende Bewegungen. Die ganze nächste Zeit zeigt das Streben nach der deutschen Renaissance. In Wissenschaft und Künsten wie im Staatsleben zielen die bedeutendsten Bestrebungen darauf ab.

Aber kein Geist wie Dante erstand in der Literatur. Ulrich's von Hutten Feuergeist verzehrte sich zu schnell. Die Geister dieser Art wurden abseits in die Strudel der Zeit gerissen und gingen darin kämpfend unter, ohne in den ruhigeren Strom zu gelangen. Hastiges Dahintoschen treibt Mühlräder, aber der länderverbindende Strom fliesst stetig und tief.

Die religiöse Bewegung schlug seit 1517 vor; der Humanismus, die Renaissance wurde zurückgedrängt aus ihrer hohen Stellung. Die Führer des Humanismus, erfüllt von der Größe ihres Berufes, von der Nothwendigkeit ihrer die derbe Gegenwart zu adeln berufenen Bestrebungen, Feinde des religiösen, anfangs für mönchisch erachteten Streites und Gezänkes, Feinde der mittelalterlich-religiösen Anschauungen und Bestrebungen überhaupt, sahen bald ärgerlich auf die sich stets weiter verbreitenden Bewegungen der Reformation und zogen sich dann selbst zurück oder wurden zurückgedrängt. Aus frischen Führern wurden, als die Menge den religiösen Leitern folgte, missvergnügte oder resignirte, sich in ihren Schulen abschließende Gelehrte, die mit dem specifischen christlichen Glauben und seinen Streitigkeiten oft schlimm genug standen.

Der Humanismus zieht sich in seine antike Welt, Anschauung und Sprache und giebt den directen, frischen Einfluss auf die Neugestaltung des Lebens auf. Die Folge ist, dass er selbst allmälig, schulmeisterlich dem wirklichen Leben entrückt, zusammenschrumpft, dass aber der neuen Cultur die edelsten geistigen Kräfte entzogen werden. Der Gelehrtenstand Deutschlands spricht, denkt jetzt wieder lateinisch. Diese nothwendige, adelnde Kraft der Antike wird dem deutschen Geistesleben entzogen. Da es darauf ankam, die neue hoch-deutsche Sprache in ihrer Bildung für alle Geistesarbeiten zu fördern, ziehen sich die tüchtigsten Geister in die schon fertige, in allen Formen bereitliegende lateinische Sprache zurück, Barbaren in ihrer eigenen Muttersprache werdend.

Ulrich von Hutten, später Frischlin, die sich auch in deutscher Sprache versuchen, sind Ausnahmen. Eoban Hesse (1488—1540), Petrus Lotichius (1528—1560) und wie die allgemein berühmten Lateindichter dieser Zeit heißen, welche poetischen Kräfte gingen dafür die deutsche Dichtung und direkte Culturförderung verloren!

Mit all diesen Stockungen und Hemmnissen war die Möglichkeit eines schnellen eigenthümlichen, neuen Volksaufschwungs mit gros-

artigen Folgen für das ganze ästhetische Leben abgeschnitten. Wo sollte, in welcher Schichte, in welchem Stand, die grosse poetische, befreiende und aufbauende, sichtende und schöpferische Kraft erstehen, welche die Zeit voll in sich einsaugen, kühn, verwegen über die neuen Schranken hinwegschreiten und für freiere, aber mit Acht und Schwert getroffene Bestrebungen und Wünsche den schönen, lebensumfassenden Ausdruck oder freudigen Hinweis hätte finden können? Wie inmitten des politischen, materiellen und geistigen Wirrwarrs zu einer hohen, der grossen Dichtung unentbehrlichen harmonischen Lebensanschauung gelangen, von welcher aus sich Alles ordnete, ohne doch den Stempel religiöser Partheibeschränkung zu tragen oder in der alten, mittelalterlichen Weise der äusserlichen Autorität blind zu folgen?

Die Ideen, die hätten zusammenwirken, zeugend den neuen Geist gebären sollen, traten feindlich auseinander.

Wenn zum Beginn der grossen, in der Reformation gipfelnden Bewegung ein seltsamer poetischer Drang die Gemüther in allen Ständen erfasst hatte, so dass Kaiser, Fürsten, Ritter, Gelehrte, Geistliche, Handwerker, Soldaten und Bauern dichteten und Jeder das Schlagwort für Freud' und Leid, Lust und Streit poetisch zu finden suchte, so nimmt nun aus den erwähnten Ursachen diese dichterische Freude von Jahr zu Jahr ab; das Feuer brennt in sich zusammen; nur in seinem eigentlichen Heerde glüht und brennt es weiter. Alle die zum Theil höchst bedeutenden Bestrebungen haben einen Verlauf gleich jenen Strömen, welche, von Gletschern und Quellen hoher Gebirge gespeist, zu Anfang mächtig niederwärts stürzen, dann aber in weite dürre Ebenen ohne Zuflüsse tretend, mehr und mehr abnehmen, um schliesslich in Rinnfalen langsam dahin zu fliessen und Salzseen und Salzstümpfe zu bilden, in denen sie verdunsten. Die einzige Ausnahme bildet, Dank Luther, das religiöse Lied. Es geht in die neue Zeit direkt über und erlebt eine Blüthezeit; eine so hohe und so wichtige allerdings nicht, wie Viele preisen.

In der bildenden Kunst ja Gleiches oder Ähnliches.

Man denke an Albrecht Dürer († 1528), Peter Vischer († 1529), Hans Holbein († 1543) und Lucas Cranach († 1553). Mit genialer Kraft, an Phantasie, Fülle der Production und künstlerischem Umfang ein Wunder, dringt Dürer in selbständiger Weise vor, erkennt dann den Werth der Renaissance-Schönheit, fasst sie nach Wesentlichem und

gewinnt in den letzten Werken eine Höhe, die zu dem Grofsen und Characteristischen das Voll-Schöne versprach. Peter Vischer zeigt nach Klarheit, die sich mit der Innigkeit des deutschen Wesens gattet, in eigenthümlichster Weise eine deutsche Renaissance. Holbein tritt auf eine Stufe, von der man ein Zurückgehen für unmöglich halten sollte, da seine Zeit hier sich selbst und den Fortschritt fand. Es nützt nichts. Jene sterben, ohne Nachfolger zu finden. Dieser geht Deutschland verloren; er sucht in England Raum und Lohn für seine Kunst. Die andern Meister und ihre Schulen sterben ebenfalls ab, ohne weiterbauende Nachfolger zu finden. Mitte des Jahrhunderts ist unsere volksthümliche Kraft der Phantasie ausgelebt oder matt und müde und sinkt in langen Schlaf. Die Nachahmung der fremden Renaissance wird dominirend. Nur in den unteren Schichten und in den geringe Ansprüche machenden Erzeugnissen setzt sich der alte Stil fort: in der bildenden Kunst besonders im billigen Holzschnitt für das Volk, im Handwerklichen u. s. w.; auch hier wie in der Poesie mehr und mehr sinkend, weil die höhere Theilnahme fehlt. Dürer's Geist muss bis Göthe-Cornelius ruhen, ehe an seine Wiedererweckung gedacht wird.

Der deutsche Geist, wie er sich zur Reformationszeit künstlerisch zeigte, war viel umfassend, realistisch, kraftvoll, derb, aber auch wieder tieffinnig, durchgängig auf das Charakteristische, nicht auf das Schöne gerichtet. Den Mangel an Idealität und Schönheit sollte Phantastik und Verstandesmässigkeit Allegorie u. s. w., wie wir gesehen) ersetzen.

Schlimmer noch als in andern Künsten sah es in der Poesie aus, wo man über falsche Theorien, denen gerade sie so leicht ausgesetzt ist, alle Erkenntnijs ihres schönen Wesens verloren hatte.

Je einfacher man sich gehen ließ, desto besser. Kunst war Künstelei und Verkehrtheit geworden. Sobald man nach solcher Kunst strebte, ward es um so schlimmer. In der Masse jedoch dachte man kaum an eine innere künstlerische Durchdringung, wenn man auch die poetischen Formen Zwecks der verschiedenartigsten Tendenzen zu gebrauchen liebte.

Hinweisungen auf einzelne Männer werden genügen, die Entwicklungen wenigstens anzudeuten.

Als erster Repräsentant seines Volkes seiner Zeit stehe auch hier

voran Luther.) Der Mann ist eine gewaltige, volle Persönlichkeit nach Geist, Empfindung und Charakter, ein Centralfeuer schöpferischer Kraft. Solche Personen sind an sich poetisch, weil der volle Mensch, nie der abstracte Gedanke oder eine einzelne Geistesfähigkeit hinter Allem steht, was sie sagen und thun. Zu seinem Wissen, Glauben und Wollen kam, dass er sprachlich ein Genie war. Ein Künstler wollte er nicht sein, sondern hatte nur die Sache im Auge, wenn er in Beredsamkeit und Poesie überströmte. Uebermäfsige Derbheit und die unserer Zeit antediluvianisch erscheinende Grobheit jener groben Tage verunzieren für uns Dies und Jenes bei ihm und zeigen ihn zu fehr als Sohn seiner Zeit, aber auch darin mag der Schwung und die Sicherheit dieses Fernhintreffers, Papst, Könige und Bauern mit gleicher Rückfichtslosigkeit behandelnden Mannes imponiren.

Jeder Reformator giebt und nimmt.

Indem Luther mit der katholischen Tradition brach, brach er auch mit ihrer Phantasiewelt, die so reich, so vielgestaltig war und das Leben von Anfang bis zum Ende begleitete. Jedes Thun auf Erden hatte seinen Vertreter in Glauben und Vorstellung. Ueber und unter dieser Welt noch andere Welten, teuflische und himmlische.

Die Vernunft hatte, im humanistischen Gewande, ihre Zuflucht zu den antiken Vorstellungen genommen und in deren Phantasiewelten Ersatz gesucht für die nicht mehr geglaubten religiösen.

Der Reformator verwarf diese ihm frivol erscheinende Welt nicht minder. Ihm blieb nichts als Bibel und Leben.

Es hätte gegolten, sich voll und freudig auf das wirkliche Leben zu stützen, dies zu idealisiren — ähnlich wie es die den Bruch zwischen Gott und Welt nicht kennende Antike gethan hatte und auch die Renaissance that. Der jugendkräftige Luther hätte hiezu in eigenthümlicher Weise die Kraft, Frische und geistig klare Sicherheit gehabt, der alternde, kranke, in den Wirren und Kämpfen müd gearbeitete Mann, der so viel im Innern zu ringen hatte, hatte sie nicht mehr. Im Gegentheil: die Welt blieb für ihn im Gegensatz

^{*)} Martin Luther, geb. 1483 zu Eisleben, studirt seit 1501 in Erfurt, wird 1505 Mönch, 1508 Professor in Wittenberg, reist 1510 nach Rom, schlägt 31. Oct. 1517 die 95 Sätze gegen den Abläss Tetzels an, wird 1521 nach Worms citirt und zur vollen Reformation gezwungen. Er stirbt 1546. — Die Bibel übersetzte er von 1521—1534. Zuerst erschien 1522 das neue Testament.

zu Gott. Der Teufel blieb und die Welt blieb als in teuflischer Neigung. Keine ästhetische, nur eine theologische Brücke führte nach diesen Anschauungen von der Welt und ihrem Wesen zum Göttlichen.

Eigenthümliche Entwicklungen, Rückläufe, Nebenwege, seltsame Verbindungen des ästhetischen Dranges und der herrschenden Mächte waren die Folge.

Nur in zwei Punkten trat Luther über diesen Kreis kräftig hinaus: in der Musik und der Lyrik. Sein großer Geist ließ ihn freilich nie in die Irrthümer und Abgeschmacktheiten seiner meisten Nachtreter fallen hinsichtlich der Künste, aber zur Ueberwindung des Gegensatzes kam er nicht.

Luther, durch und durch volksthümlich von Geburt, Anlage und Gesinnung, erfasste als gewaltiges Hülfsmittel in einem Drang, den er mit seiner Zeit theilte, das gefungene Lied. Die innige, freudige, feurige Kraft seines religiösen Gefühls strömte gluthenvoll, stark, treu, tief darin über.

Er erfand nicht das deutsche religiöse Lied. Seit Jahrhunderten hatte der ähnliche Drang gewirkt und manches schöne Lied geschaffen, welches als Trost in Schlacht und Gefahr, auf Pilger- und Seefahrt war gefangen worden. Aber er ist, der das Begonnene vollführt und das Kirchenlied dem Volke als ein Gemeingut giebt. Es war ihm dabei auch nicht im Geringsten darum zu thun, als Erfinder zu erscheinen. Psalmen und die schönsten alten lateinischen Kirchenlieder sind es größtentheils, welche er deutsch, volksmäßig bearbeitete. Aber sein Geist fluthete voll und feurig hinein und machte dies evangelische Kirchenlied fähig, die nächsten Zeiten der Unnatur zu überdauern. Es ist das Einzige aus der Poesie dieser Tage, welches ohne Unterbrechung in lebendiger Ueberleitung aus dem alten und ältesten Geist bis zu unseren Tagen herüberkam.

In derselben Zeit, wo Luther Anlass ward, dass die religiöse Einheit Deutschlands sich löste, brachte er den Deutschen die sprachliche Einigung, die man seit den Hohenstaufenzeiten nur noch in den Canzleien kannte. Es gab keine allgemeine, nur provinzielle Schriftsprache.

In der Bibelübersetzung, beendet 1534, leistete Luther das Gewaltige: die neue allgemeine deutsche Sprache, aus dem alten zum neuen Geist geführt in voller originaler Kraft, frei von allen

Nachahmungen anderer Sprachen, ein Wunderwerk der Kraft des Meisters. Luther verband dabei die höchste Genialität mit der auferstehenden künstlerischen und wissenschaftlichen Sorgsamkeit und Schärfe.

Gemacht, wie Manche noch meinen, hat Luther die neuhochdeutsche Sprache nicht, nicht erfunden, was an sich unmöglich gewesen wäre, aber das Vorhandene durchdrang, verschmolz, erweiterte er, machte er lebendig und führte es aus der einseitigen Uebung zum allseitigen Gebrauch, mit allgewaltigem Genie diese Sprache zu Allem geschickt machend.*)

Wo Licht ist, ist Schatten. Auch hier kann der Einheit dieser Schriftsprache gegenüber als Schaden angeführt werden, dass diese neue Schriftsprache verschiedenen deutschen Volksstämmen unbequem, ja erst von ihnen zu erlernen war und ist, dass z. B. bei mangelnder Doppelbildung des Dialects und des Hochdeutschen erst ein förmliches Uebersetzen aus jenem in dieses stattfinden muss, dass Frische und Beweglichkeit darunter leidet, ja dass ganze und die zahlreichsten, nicht im Hochdeutschen erzogene Volkschichten dadurch an der unmittelbaren Theilnahme gehindert sind, ihre sprachliche, oft so bedeutende, im Dialect lebendige Kraft brach gelegt ist, keine höhere eigenthümliche Förderung findet und nicht sich feiner entwickeln kann. Der Nachtheil, den dieser Zustand besonders der in der neuen Schriftsprache gedichteten Poesie der Niederdeutschen gebracht, ist meistens viel zu wenig hervorgehoben worden. Dieser Nachtheil selbst ist nicht zu leugnen, aber er ist nirgends bei gröfseren Völkern

*) Luthers Tischreden. Cap. 70: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, dass mich beide Ober- und Niederdeutsche verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei. Darum ist's auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Friderich, Herzog von Sachsen u. s. w. haben im Römischen Reich die Deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“

Mit welcher Sorgsamkeit Luther zu Werk gegangen, wie er auf Markt und Strassen, bei Bürgern und Bauern herumgehörcht und oft wochenlang sich mit seinen kundigen Freunden abgemüht, das richtige deutsche Wort und die echte deutsche Wendung zu finden, erzählt er uns gleichfalls selbst.

Dass er aus einem Lande der Sprachgrenze zwischen Ober- und Niederdeutschen stammte und danach eingriff, ward von Einfluss bei der neuen Schriftsprache, in welche jetzt verschiedene niederdeutsche Einflüsse drangen.

zu vermeiden. Eine Hauptstadt oder eine Gegend wird dominiren; nur in ganz kleinen Bezirken (z. B. in Athen) kann ein volles Durchdringen der gebildeten und der VolksSprache geschehen. In Deutschland, seiner politischen Zersplitterung gemäfs, dominirte fürderhin sprachlich keine einzelne Stadt, auch keine Gegend, sondern eine Klasse, die der Schriftkundigen.

Ulrich von Hutten (1488—1523), Thomas Murner (1475 bis um 1536) zeigen neben Luther ihre eigenthümlichen Begabungen, jener eine verlöschende Hoffnung nach der humanistischen Kraft, dieser ein in Streit und Neid ins Gemeine sinkendes Talent.

Hervorragend in der Dichtung seiner Zeit steht ein deutscher Handwerker, der Nürnberger Schuster Hans Sachs (1495—1576), ein echter Sohn dieser deutschen Renaissance und der Reformation. An dem einen Manne wären alle Kräfte und Bewegungen seiner Tage klar zu machen und wie keine zum vollen kühnen Austrag kam. Hans Sachs, hochbegabt mit künstlerischem Geiste, drang in seinen besten Dichtungen bis dicht an die Grenze, wo die wahre Renaissance der deutschen Literatur begonnen hätte. Er ist dem grossen Albrecht Dürer in feiner Weise zu vergleichen.

Einmal, möchte man bei ihm ausrufen, einmal die bisherige Weise auf den Kopf gestellt, einmal vom andern Ende angegriffen, einmal der Leidenschaft gestattet, das Herkömmliche zu durchbrechen, die Schönheit vorangestellt, im Drama die Individualität und vom subjectiven Menschen aus die Dinge construirt, die Thaten gefolger und die Pforte zur neuen Zeit war aufgestossen.

Aber wo follte nach 1530, geschweige nach 1550 der Nürnberger Schuster die Kraft und den Schwung dazu finden?

Alles hat Hans Sachs im Einzelnen, nur den neuen Menschen sah er nicht vor seiner Phantasie und so mag er schaffen und schaffen, Hübsches, Gutes, Wahres, Frisches, auch Schönes. Er kann die weiterringende Zeit doch nicht befriedigen und fällt endlich ab wie eine überreife welke Frucht; der Same darin sollte lange ruhen, bis er in fruchtbaren Boden gelangte.

Neben dem bekannten hochverdienten Nürnberger Meister sei hier ein Anderer genannt: Jörg Wickram aus Colmar (schriftstellerisch etwa thätig 1535—60), der, wenn er in dem vielgelesenen Rollwagen, dem Schwank- und Geschichtenbüchlein «auf den Rollwagen oder in Schiffen die langweilige Zeit und Unmuth damit zu vertreiben»,

das Stoffbedürfniss seiner Zeit in der beliebten gewöhnlichen Weise zu befriedigen suchte, in seiner Erzählung Goldtfaden, um nur diese hier anzuziehen, sich höher schwang und in bemerkenswerther Weise einem, der neuen Zeit entsprechenden Roman entgegenarbeitet und daran ist, demgemäßs Ideale aufzustellen.

Ein Bauernsohn Leufried ist Held des Stücks. Er besucht die Schule zu Salamanca, handelt hier im Spiel ähnlich wie der junge Cyrus, muss die Schule verlassen, wird Küchenjunge bei einem mächtigen Grafen, entzückt Alle durch sein schönes Singen, ist voll idyllischer Sehnsucht nach dem Hirtenleben, wird Page bei des Grafen Tochter Angliana, gegen welche er von tiefster, inniglichster Liebe entbrennt, thut durch Thaten sich hervor, besteht die Verfolgungen seiner Neider und des ergrimmten Grafen, zeichnet sich im Krieg aus, wird geadelt und zum Ritter geschlagen und schliefslich Gemahl der Angliana und Erbe des Grafen und lebt friedsam und freundlich mit Angliana, mildthätig gegen alle Untergebenen — ein Bauernsohn als Held, idealisiert, aber ohne die Uebertreibungen der Amadisromane, fleissig, sittsam sich in die Höhe ringend — war denn hier nicht der richtige Weg beschritten? Der Löwe ist in der ganzen Geschichte das Einzig-Romanhafte im Stil der alten, phantastischen Zeit. (Der Bracke, die Erzählung vom Jäger, der Leufried ermorden und die Nachricht bringen soll: ein hauend Schwein habe ihn geschlagen, klingen an Nibelungen und an Schionatulander. Der ganze geistige Standpunkt hat etwas Ruhiges, Gediegenes, freilich nichts Hervorragendes. Aber in jeder Hinsicht ein trefflicher Anfang, nach welchem man einen Fortschritt hätte für unfehlbar halten müssen.*)

*) Es mag interessant sein, die Ideale der Jungfrau und des Jünglings kennen zu lernen, wie der Colmarer Schriftsteller und Meistersänger sie für diese Zeit aufstellt. Angliana „war von einer ziemlichen Länge, mit einer wohl geschickten Proportion, ihr Haupt aufrichtig, ihr Haar gelb und etwas gekräuselt, ihr Stirnlein rund und breit, mit lichtbraunen, wenig gebogenen Augbräulein gezieret, ihre Aeuglein nach Falkenart, klar und geswind, das Näslein ein wenig gebogen in ziemlicher Schärfe, die Wänglein mit schönen Grüblein und mit Rosensarb gezieret, das Mündlein einem Rubin gleich an der Farb, allzeit sich ein wenig lachend erzeigte; dem Elfenbein gleich weiss waren ihre Zähnlein, schmal und klein nach rechter Ordnung gesetzt, das Kinn doppelt obeinand an den oberen Kinn ein wohlgeschicktes Grüblein, ihr Hälslein rund und länglicht, weiss als der Schnee, ihre Brust war stark und breit, ihre Arme und Händlein ganz wohl formirt, die Weich

Es kam auch hier Niemand, der bessernd fortgebaut hätte.

Die alten Volksbücher, wie sie aus den früheren Zeiten überkamen oder danach zusammengearbeitet wurden, dann aber eine Fluth von Geschichten neueren Stils oder im neuen derben Geschmack behandelt, füllten die Leere.

Je weniger in der Reformationszeit das Schönheitselement bei den Deutschen zur Geltung gekommen war und in den Gemüthern Wurzel gefasst hatte, desto ungebundener warf man sich nach dem Erlahmen vom anfänglichen grossen geistigen Schwunge in den crassen Realismus, zu dem Aberglaube und innere Unruhe freilich, wie immer, die Kehrseite bildeten. Die ganze vorhergehende Periode hatte, wie gesagt, nach dem Realismus hingedrängt; dieser hätte Anfang des 16. Jahrhundert seine Idealisirung finden und somit eine Blüthezeit gewinnen müssen. Da dies misslang, schlug er zurück und ward roher, niedriger. Das Derbe, Crass-Materielle, Zotige schien das Einzig-Ergötzliche werden zu wollen. Es florirten der Eulenspiegel, die Rollwagen-Literatur, derbe, launige, nur zu oft aber schmutzige, unfläthige Geschichten, deren Geist auch in der Streit-Literatur der Zeit sich so breit macht und der bei Hoch und Niedrig, bei Männern und Frauen Gunst und Gelächter findet. Sieht man das Bild auf dem Katziporus (1558) von Michael Lindner an, so weiss man, was ein Anecdotensammler dieser Zeit zu bieten wagen durfte: dem Holzschnitt entspricht der Inhalt. Die gegenstandlos aufgeregte Phantasie, die nirgends ideell sich anklammern konnte, verfiel mit Vorliebe jetzt auch auf die — gern satirische — Lügengeschichte. Im Katziporus ist eine an des Rabelais Gargantua (1. Band 1533) erinnernde Erzählung vom unerhört grossen Mann. Der Finkenritter macht den Anfang zu den Münchenhausiaden.

Andererseits kamen auch Gestaltungen, die dem tiefunruhigen, umsonst nach vollem Durchbruch des Verstandes und der Vernunft

schwanger und rhan, in Summa ihr ganzer Leib hätte von Apelles nicht zierlicher gemalt werden mögen; sie war auch mit Herzen und Gemüth ganz gleichförmig ihrer Schöne, züchtig und berdfittig, freundlich mit Jedermann, getreu und gerecht. Nicht minder Schöne hat an sich Leufried der Jüngling, dabei eines Löwen Muth, aber gegen Jedermann freundlich; die Gerechtigkeit fordert er allezeit; so haffet er auch die Schalkheit, hatt grossen Lust zu Pferden, zu aller Zeit war er geneigt, Frauen und Jungfrauen zu dienen. Zum Vordersten aber forcht er Gott und half den Armen nach seinem besten Vermögen, denn er vergaß nie seines Herkommens.“

ringenden Streben der Zeit entsprachen. Auch die Reformation löste die Geister noch nicht vollständig. Eine religiöse Grenze blieb gesteckt. Der Teufel und der mit dem Dualismus zusammenhängende Angstglaube florierte im Protestantismus ärger als bei den Katholiken, die sich hinter ihre Heiligen flüchteten. Die Lehre der Kirche, welche Gott und die Natur gegenüberstellte, hinderte und schreckte, wo die Geister nach Erkenntnis rangen. Die Forschungen, welche man nicht offen zu treiben wagte — wie fast alle Naturforschungen — bekamen durch die Geheimniskrämerei von vorn herein den Fluch des Aberglaubens. Mit geheimem Grauen wandte man sich den Kräften der Natur zu; Aberglaube wucherte, wie immer bei dem dunklen Treiben; die Verwirrung, welche jeder Dilettantismus im Gefolge zu haben pflegt, machte die Sache noch schlimmer. Mit dem Glauben an persönlich böse Kräfte ist Versuch der Abwehr derselben, Beschwörung und Magie, so eng verbunden, wie mit dem Glauben an persönlich gute Mächte religiöser Cultus. In Teufels- und Hexenfurcht, Zauberei, Sterndeuterei u. s. w. sprach sich dies inmitten des plumpsten, gröbsten Realismus und seiner Freude über Niedrig-Komisches aus. Hier lag ein Abgrund von Zweifel und Düsternis. Die Volksphantasie fand, an Persönliches anknüpfend, für all dies Ringen der Menschenseele nach Wahrheit und für ihre Verzweiflung die Geschichte vom Dr. Faust. Wahrheitsstreben, abstractes Ergreifenwollen derselben und Genuss stehen sich darin gegenüber. Was der Zeit fehlte, die Helena, die Schönheit, erblickt Faust im Zauber Spiegel! Tieffinnig hat sich die Zeit in Faust nach ihrem Wollen und ihrer Ohnmacht, wie sie vom idealen Streben ins Materielle taumelt und zu Grunde geht, charakterisiert. Später schloss sich an die Faustfrage die vom Ewigen Juden, fast noch trüberer Fassung. Dieser Geist des Mittelalters, dem das Heil so nahe gewesen war und der jetzt so handwerklich sich dahinschleppte, konnte auch nicht recht leben und nicht recht sterben. Es waren Probleme in diesen Volksphantasien aufgestellt, die erst spätere Jahrhunderte zu lösen vermochten.

Auch diese neuen Ideen bildeten sich in innerlich zwar verbundenen, äußerlich aber nur anreichenden Formen aus gleich der Eulenspiegel-, Lalenburger-Historie u. dergl.

Eine frische Strömung ist auch hier zu verzeichnen. In edlerer didactischer Weise die Freude am Kurzen, Schlagenden, Humoristischen,

an der kleinen Geschichte festhaltend, trat Fabel und entsprechende moralische Erzählung auf, ward beliebt und tüchtig ausgebildet. Erasmus Alberus, Burkhard Waldis u. A. zeigen, wie die ähnlichen Verhältnisse jetzt wieder, wie zur Zeit des Strikers und dann Boners, wie später zur Zeit Gellerts, ähnliche Erscheinungen hervorrufen: Ersatz des Hoch-Idealen durch das Moralische und Befriedigung der Phantasie wenigstens durch kleine, rund heraus gebildete, lebhafte, allgemein verständliche, anschauliche Dichtung.

Die eigentliche Aufgabe wäre gewesen, die Lust und Kraft in diesen humoristischen, lebensverständigen Geschichten der Wirklichkeit zusammenzufassen zum realistischen, humoristischen Roman: künstlerisch also einheitlich, nicht blos aneinanderreihend, ein größeres Lebensbild zu gestalten. Aber die Deutschen waren wie von all' und jedem Kunstgeist jetzt verlassen. Auch diesen Roman müfsten sie erst lange hernach von den Fremden absehen. Die Spanier schufen ihn. Von da her ward er zu uns gebracht, im ersten Viertel des nächsten Jahrhunderts.

Die Plumpheit und Grobheit der Zeitsitten findet ihren Gegen-schlag in der Satire. Diese blieb aber selbst in der Sphäre, mit welcher sie zu thun hatte; auch hier unkiünstlerisch didactisch, ohne selbständigen Inhalt, in der Weise Brant's verharrend. Ihren Hauptausdruck fand sie im lateinischen *Grobianus* von Dedekind (1549), den Caspar Scheid, Fischart's Verwandter und Lehrer, dann aus dem Lateinischen deutsch frei bearbeitete. Diese *Grobianus*-Literatur giebt zusammen mit den Schwankgeschichten einen wichtigen, aber nicht erquicklichen Einblick in das Treiben ihrer Tage und den Zustand der Gemüther.

Gegen dies im Allgemeinen wüste Gebahren in Sitte und Wort, wie es des Erfreulich-Ideellen, Erhebenden so wenig bot, konnte eine Gegenströmung nicht ausbleiben. Sicherlich müfste man sich aus Streit- und Lehrgedicht, aus wohlgemeinter aber kalter Allegorie ohne rechtes Fleisch und Blut, aus Schwank ohn' Ende und Fabel und dergleichen sehnern nach einer consistenteren und die Phantasie mehr erfüllenden und feineren Unterhaltung, wo möglich nach Gestaltungen, bei denen man in der Phantasie verweilen, mit denen man idealisch empfinden, zu denen man sich hinräumen konnte.

Wein mit der Religion nicht Alles gegeben war, wo sollte der dergleichen finden?

Das Alte nicht mehr genügend, gutes Neues nicht vorhanden.

Ja, die Zeit war für grosse schöne Poesie in feinerer poetischer Form jetzt nicht durchgebildet genug und in ihrem poetischen Formgefühl zu stumpf. Wenn jetzt z. B. auch Ariosto's rasender Roland, wenn bald Tasso, Camoens übersetzt worden wären, wenn von ihnen gute Uebersetzungen möglich gewesen wären, nichts der Art hätte Befriedigung gewährt.

Als nun aber von Frankreich in den letzten Decennien des Jahrhunderts die Amadis-Romane kamen, Mittelmässigkeiten, nach der Form Prosa, nach dem Inhalt outrirt ideal, (in Uebersetzung seit 1569) da hatten Viele trotz und selbst wegen der Mängel, was das Herz begehrte.

Die Vorgänge des 12. Jahrhunderts erneuerten sich jetzt, wenn auch in schwächerer Weise mit diesen Gebilden der mittelalterlichen Reactions-Phantasie, in welcher der aristocratische idealisirende Rittergeist gegen den democratichen plump-realistischen erneutes Leben und neue Kraft zu gewinnen schien und jetzt wenigstens modische Gewalt erlangte. Aller Mängel ungeachtet — erst Corneille fand von ihm aus den Fortschritt zum Ideal des modernen Cavaliers — hatte man hier doch für die Phantasie Personen in Handlungen mit einem Geiste edlen, feurigen Bestrebens, von feinerer Sitte, aller Rohheit feind, gegen gemeinen Ton und niedere Empfindung in das Extrem gehend. Die Frauenverehrung wird erneut; eine Empfindsamkeit wird beliebt, welche in der Liebe die Helden gleich ohnmächtig werden lässt. Unnatürlich! aber im Gegensatz zu dem Grobianuswesen und bestialisch-sinnlicher Behandlung der Geschlechtlichkeit beliebt. Die Abenteuer dieser Romane sind meistens unkünstlerisch zusammengestapelt, die Helden sind fast immer Taufendmännertödter, Alles ist manierirt; aber Extrem ließ eben Extrem erwünscht sein. Das alte Uebel aller anerzogenen Bildungen war übrigens auch hier gleich wieder zu spüren: man schob in diese Werke Didactik ein. Doch der Fehler zog zu Anfang mehr an, als er abstieß; in der störenden Ausführlichkeit der feinen Reden und Sitten der Herrn und Damen hatte man ein erwünschtes lehrhaft bildendes Element. Die laxere Moral störte nicht Viele. Leufried in Wickram's Goldfaden ist keusch. Für Amadis ist absolute Keuschheit nicht für nöthig erachtet, was für Manchen natürlich eine bequemere Idealität war.

Diese Reaction gegen den plumpen Realismus war selber mangelhaft, gefährlich und ein Nothbehelf.

Zwischen diesen volksmäfsigen und modern-fremdländischen Stromungen, schob sich die humanistische, Renaissancefuchende der gelehrten Stände weiter, hier mehr nach dieser, dort mehr nach jener Seite sich wendend, im Grundzug ein didactisches Element festhaltend.

Rollenhagen (1542—1609) ist in mehrfachen Beziehungen ein guter Repräsentant.

Er hat 1566 auf der Universität in der Nachahmung des von ihm und Freunden gelesenen Homerischen Froschmausekrieges seinen Froschmauseler gedichtet, diese Dichtung aber erst, sicherlich nicht immer zu ihrem Vortheil didactisch erweitert, 1595 herausgegeben, auf Anlass von Freunden, dass er damit gegen die Bücher wie «Eulenspiegel oder auch andere Schandbücher, Pfaff von Kalenberg, Katziporus u. s. w.» wirken solle.

Die Blicke zeigen sich völlig befangen, dass man Würde der Dichtung und Didactik nicht mehr auseinander zu halten vermochte, wie man denn auch die Satire durch die darin enthaltene Lehre stützte. Ergötzliches und Nützliches neben einander zu bringen, nicht in lebensvoller Durchdringung des Wahren und Schönen, wird für die Poesie ganz von selbst Grundsatz, ohne dass schon der Spruch des Horaz als unumstößlicher Grundsatz Theorien nach sich modelte.

Es ist nicht zufällig, dass man sich jetzt und in den nächsten Decennien so viel mit Thiererzählungen zu schaffen machte. Man war mit dem Menschen in satirischen, humoristischen, lehrhaften Erzählungen gleichsam fertig, und je näher bei der Thiergegeschichte Scherz und Satire lag, je mehr Reinecke Voss und Thierfabel ansprachen, je eher kam man darauf, sich förmlich in das Thierreich zu flüchten, um es als ein neues Gebiet auszubeuten. Man war darin der nackten Wirklichkeit entrückt und doch mitten im beobachteten Leben, konnte sich freier bewegen, andeuten, versteckt lehren und strafen, ohne doch so allegorisch kalt zu versifizieren oder gar in den Streit der Wirklichkeit hineinzutappen.

Rollenhagen giebt nach dem classischen Vorbild seine frei bearbeitete, mit Didactik und Satire untermischte Erzählung, die Lust der Zeit und die eigne am Fabuliren verwerthend. Schält man die eigentliche Handlung aus der unendlich breiten, aber oft überraschend verständigen und kräftigen, weitblickenden, ernsten, vielfach von einem Zug der Trauer umflorten Didactik heraus, so ergiebt sich ein echt poetisches Werkchen voll Naturfrische und Naturliebe, trefflicher

Characteristik, Lebendigkeit, tiefer Empfindung und nicht selten prächtig humoristischer Erzählungsweise.

Die Freude, sich in die Natur zu versenken, wirkt hier schon entsprechend der sich jetzt ausbreitenden Landschaftsmalerei; Wald und See und Thier- und Pflanzenleben ist warm geschildert. Der Froschmäuseler zeigt weiter das Bedürfniss, die neue Poesie aus einer eingehenden psychologischen Behandlung zu entwickeln. Nur findet Rollenhagen die richtige Lösung nicht, weil er Anschauung und Lehre zu fehr nebeneinander hergehen lässt, die Ansichten der handelnden Helden in zu breiten Reden und Gegenreden ausspricht, wozu er nun noch eine im Einzelnen zwar oft fehr hübsche, das Ganze aber überladende Fluth von moralischen, die Tendenz unterstützenden Nebengeschichtchen hinzufügt, wodurch die Einheit und der poetische Eindruck zerrissen und der eigentliche Inhalt erdrückt wird. Wie viel des Unbefangen-Klaren, Guten, Verständigen, Einsichtigen aber in dieser zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland vorhanden war, mag man wohl nirgends besser als aus dem Froschmäuseler ersehen. Ein geniales Durchgreifen statt der Didactik^{*)}, und glücklicher Anstoß hätte so Manches ändern können!

Der launigen und satirischen Thiergegeschichten entstanden noch eine Menge. Hier sei nur noch hingewiesen auf Spangenberg's Ganskönig (1607), der die Auflösung der Thiergegeschichte zum freien

^{*)} Die Theorie der nächstfolgenden Gelehrtenzeit ist bei Rollenhagen schon vollständig vorgebildet, wie er die lehrhafte Wahrheit als sein Ziel ansieht und hinstellt. Man sähe Mann, Weib oder Pferd, Salomo, Judith oder Bucephal lieber in ihrer besten Herrlichkeit denn nackt im Bade oder Stall, so auch die bloße Wahrheit nicht so gern, sondern mit sonderlichem Schmuck und Pracht. Gleich den alten Historien solle auch seine sein, um Weisheit und Tugend daraus zu lernen. So auch „haben die alten Deutschen des Dieterichs v. Bern, des alten Hildebrandes männliche Thaten gereimt. Item des Herzogen zu Braunschweig Historien und andere mehr. Dessen man in welscher und franzöfischer Sprach noch mehr findet.“ Sein Buch sei auch wie der Reinecke Voss gemeint. — Die Anschauungen über Religionsveränderungen, Revolution, die besten Staatsformen, ob Monarchie, Aristocratie, Democratie, Einschränkung der Monarchie, die Berechtigung der geistlichen Lehrer in die Staatsangelegenheiten einzugreifen, die Uebergriffe der sich einschleichenden Geistlichkeit (Kröten) und Luthers (des muthigen Frosches Elbmarx) Auftreten, die allgemeine Freiheit, wie sie in den Hanfstadten und bei den Schweizern herrschte u. f. w. sind bei aller Lehrhaftigkeit, abgelöst vom Poetischen, sehr interessant, die Belege in Thiergegeschichten oft sehr drollig und characteristisch.

Phantasiespiel unter der didactisch-satirischen Einwirkung zeigt, ein Werkchen, das namentlich durch seine Vorrede eine Ueberleitung von den Anschauungen und Principien Rollenhagens zu denen der nächsten Periode der Gelehrtenpoetik giebt*).

Wie die Poefie sich unter den Händen weniger vom Hauch der Renaissance und des Humanismus berührter gelehrter Männer gestaltete, wie sie hier den alten hölzernen Reimstil der Pritschmeister fortsetzte, im günstigen Falle an Sebastian Brants Weise gemahnte, das lehrt niemand besser als der biedere Bartholomeus Ringwaldt, der auch gegen den Teufel und das Aergerniss der Welt kämpfende Dorf-

*) Spangenberg liefert in der Vorrede des Ganskönig eine für seine Zeit interessante Abhandlung über die Kräfte der menschlichen Seele und den Nutzen der Poefie, die er gegen ihre Verächter vertheidigt. Er theilt mit seinem alten deutschen Gewährsmann jene ein nach Geift, Vernunft und Phantasie, worin der Geift nach dem Heil, die Vernunft nach dem zum ehrbaren und gesunden friedlichen Leben Nothdürftigen strebe. In der Phantasie aber trachte die Seele dem nach, was sie christlich belustige und Schwermüthigkeit vertreibe (diese in ihren Idealen so zerfallene, unglücklich suchende Zeit, die unter dem Bann falscher Principien sich abkämpfte, musste die Gemüther vielfach zur Schwermüthigkeit oder zum Anklammern in Einseitigkeit, an Dogma oder Gefühl, zur schroffsten Härte oder zur Mystik treiben, wenn man sich nicht aller Gedanken entschlagen und wild in den Tag hineinleben wollte); es werde darunter die finnreiche Seele verstanden. Aus dem Geift entspringe die Theologia, aus der Vernunft die Philosophia, aus der Phantasie die Mythologia. Ueberschreitungen ergeben Ketzerei, Sophisterei und Phantasterei. Die Phantasie wird von der gesundheitsmässigen Seite aus vertheidigt. „Denn durch rechtmässige Phantasie wird viel Unwillen, so grosse Schwermuth und gefährliche Krankheiten verursacht, aus dem Sinn getrieben“. Gegen die Schandbücher richtet sich auch Spangenbergs Zorn „die unter dem Schein der Phantasie schändliche unzüchtige Lieder, grobe Zoten, Pasquillen und des Geschmiers, so nicht werth, dass man es nennen soll, mehr leider als wohl gut ist“ bringen. Ehrliche Phantasie und ihre Uebung werde zwar von Vielen, vielleicht wegen Missverständns und unmöthiger Verachtung des Namens verspottet, welche nicht zu unterscheiden wüssten und also Poeten oder Dichter und Phantasten für eins hielten. Man könne aber durch Poefie die Melancholie vertreiben und viel Wucher, Wunderbücher, Goldmachen, Freffen, Saufen, Buhlen, Zoten, Sauglockenläuten u. f. w. Deswegen habe er nach Verrichtung der ersten Hauptpunkte auch die dritte Uebung nicht unterlassen wollen. Bei Spangenberg erscheint Frau Phantasie dann zur Einleitung dem Dichter, und Phantasie herrscht wirklich betreffs der eigentlichen Erzählung. — Zu Opitz kommt Frau Phantasie nicht mehr; er wagt nur auf sie hinzudeuten, deren Name schon im üblichen Geruch stand. In vielem Andern sind Opitzens Theorien von Poetik von denen Rollenhagens und Spangenbergs nicht so fehr verschieden.

pfarrer zu Langfeld in Brandenburg, wenn er, den allegorischen Stil bei Seite setzend oder doch nur im allgemeinsten Umriss festhaltend, seinen Auserwählten den Spiegel ihres Thun und Treibens hinhält und ihnen die Moral in Knittelversen predigt.

Ringwaldt repräsentirt grosse Schichten des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Gottesfürchtig in seinem Protestantismus, beschränkt, von der Cultur nicht beleckt, aber auch geschmacklos ist er hölzern, biderb, es durch und durch ehrlich meinend, nüchtern, aber im Stil der Meistersänger nach Höherem strebend und in solchem Gemisch von wunderlicher steifer Phantastik; er hat zwar eine im Dreschflegelstil treffende Ausdrucksweise, aber ist ohne all' und jede Ahnung poetischer Sprache, wenn ihn die Lehrhaftigkeit packt, und ist dann ohne es zu wollen, so ergötzlich, wie für die Culturgeschichte der Zeit lehrreich. Beliebt, didactisch wirksam war er seiner Zeit ungemein *).

Interessant ist bei ihm der allegorische Anlauf, den er hinsichtlich

*) Wie seinem Dichten das Verbreitern schadete, sehe man übrigens an seinem getreuen Eckart, der aus der 1. Auflage (Neue Zeitung, so Hans Fromman u. s. w.) um mehr als das sechsfache ausgedehnt wurde, so dass häufig der Inhalt eines einzigen Verses der älteren Fassung seitenlang auseinander gezerrt ist. Was er in unkünstlerischem Dahinreimen leisten kann, dazu muss man sein Epithalamium (1595) lesen. Die lautere Wahrheit hat er gedichtet, weil der jüngste Tag nahe sei (Prophezeit war von Johann Regiomontanus für das Jahr 1588 ein schreckliches Nothjahr und diese Prophezeihung hat viele Gemüther geängstigt); er wolle zur Busse mahnen und lehren, wie ein Christ sich verhalten folle:

Welches ich denn fein nach meiner Macht
Hab in ein lustig Bild gebracht,
Dafs einem Jeden ist bekannt
Und oft gebrauchet wird zu Land,
Als nämlich einen Christian
Vergleichen einem Kriegesmann,
Der seine Sach' wohl nimmt in Acht,
Dafs er nicht werd um's Leben bracht.

Am characteristischsten und bekanntesten sind seine Mahnungen wider die Trunkenheit der Deutschen:

Ach wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wär'n,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.

Die Beschreibung des Vollsaufens und dessen Folgen gehört zum Draftischsten, was wir in diesem fliegenden Blätterstil besitzen.

der Fabel seiner gröfseren Dichtungen nimmt und der gegen Schluss des Jahrhunderts wieder auf Kaiser Maximilian und Johann von Schwarzenberg († 1528), zurückweist. Die Zeit in ihren Kämpfen, in ihrer Zerrissenheit und Leidenschaft hatte manche Aehnlichkeit mit der Dante's, dessen Nachklänge in seltsamer Gestaltung und Abschwächung man hier wiederfindet. Aber wie eng, beim besten Willen, ist die Geisteswelt dieser deutschen Himmel- und Höllen-Dichter zu Ende des 16. Jahrhunderts, wie einseitig ihr Muth, wie schwach ihr Schwung, wie gering ihre Phantasie, die das hölzerne Gerüst der Fabel kaum mit grünen poetischen Reisern bedecken und verbergen kann!

Derfelbe Ringwaldt aber, der so selten sich in seinen gereimten Werken über das Niveau, meistens nicht über das Triviale, Bänkelsängerische erheben kann, hat bezeichnender Weise als Liederdichter einen nicht unverdienten Ruf. Der ehrbare, gottesfürchtige Mann fand, wenn er kindlich innig mit seinem Herrgott und nicht im Kanzelton zu seinen poetischen Hörern sprach, manches treue, wahre, vom Herzen kommende, zum Herzen gehende Wort. Auch den sinnigen Volkston trifft Ringwaldt in manchem Lied. Wenn auch er «in eines Galliardes Thon» dichtet, so wird es doch ein deutschthümliches Lied. Wie aber die Gelehrten-Weisheit und Lehrhaftigkeit schon überall hineindringt, andererseits das Bemühen, die mangelnde Phantasiewelt durch die wirkliche Naturanschauung zu ersetzen — in den ältesten christlichen Hymnen war schon ein ähnlicher Zug gegenüber dem Heidenhimmel und dessen Gestaltenreichthum — das zeigt z. B. sein «fein Sommerlied: 'Gottlob es ist vorhanden die fröhlich Sommerzeit,' wo eine Reihe ländlicher Bilder vom Frühling, vergehenden Schnee, Spriesen, von Lerche, Storch, Hase u. s. w. dann aber auch der Medicus kommt, der Kräuter braut, Ader läfst u. drgl.

Die weitaus hervorragendste Erscheinung aber unter all' den deutschen Schriftstellern und Dichtern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Johann Fischart (geboren gegen 1550, gestorben 1589).^{*)} Er ist in sprachlicher Beziehung vor Allem und als Satiriker eine eminente Kraft; er hat eine unversiegbare Fülle der Anschauungen, wobei ein wunderbares Gedächtniss ihn unterstützt; bei umfassender humanistischer Gelehrsamkeit ist er kerndeutsch nach Gefühl und

^{*)} Nach Wackernagel: J. Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm — geboren zu Straßburg, nicht zu Mainz.

Sprache; er ist voll Ernst wie voll Witz und Humor, worin er vom Einfach-Lächerlichen und Derben bis zum tollsten Ausbruch ungebundener Phantasie die ganze Lust und Kraft des deutschen Volkes seiner Zeit wie in einen Brennpunkt in sich zusammenfasst. Er ist Freund des Lichts, Hasser der Verdämpfung, befeelt vom glühendsten Patriotismus, voll Leidenschaft und Herzenswärme, weit gereist, vielseitig gebildet, auch der wichtigsten modernen Sprachen mächtig und ihrer Literaturen kundig, von außerordentlicher Arbeitskraft und raschloser Wirksamkeit — er hat alle Kräfte, welche seine Genossen vereinzelt besessen und doch weiss auch er die deutsche Dichtung nicht aus den alten Geleisen heraus und vorwärts zu bringen.

Bei allen grossen Talenten fehlt ihm gleichfalls die künstlerische und die neue Idee und so sucht auch er im Ungewissen herum oder vielmehr kommt nicht einmal zum rechten Bewusstsein, wo und wie er seine gewaltige Begabung hätte verwenden müssen. Und deshalb war seine Wirkung in der Folge so gering. Seine Werke werden, obwohl anfangs vielfältig nachgeahmt, nach ein Paar Decennien so gut wie vergessen^{*)}), während Männer, die weder an poetischer noch an sprachlicher Kraft irgendwie an ihn reichen, siegen, weil sie ein neues Princip aufzustellen und durchzuführen wissen.

Fischart blieb den alten Stoffen und deren Weisen getreu und zeigt darin seine Kraft, seinen Witz, seine Persönlichkeit nach all' seinem Wissen und Können, aber, fortgerissen durch seine natürliche Begabung und die ihm zuströmende, sich von selbst ergebende Fülle, nie Kunst und echtes künstlerisches Streben. Streitgedicht, Thiergedicht, Lehrgedicht, erklärende Reimerei, Erzählung u. s. w., was die Zeit hat und liebt, hat er, Alles durch seine Individualität gesteigert, durch sein Talent besser, Einzelnes grosartig; aber sich einmal zu sammeln, die Einsicht und die Kraft, sich «aus dem wogenden Gedränge zu retten, das zum Strudel zieht», fehlte ihm. Er hatte den Einklang nicht, der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurückeschlingt; er wusste nicht aller Wesen unharmonische Menge aus dem verdrießlichen Durcheinanderklang zu ordnen und das Ein-

^{*)}) Wenn Theobald Höck 1601 noch einige seiner Werke als vielgelesen, aber nicht in bester Gesellschaft anführt, so stellt ihn Zincograf 1624 in jener Gedichtsammlung, welche unsere neue Poesie einleitete, zu den Alten eines überwundenen Standpunktes, ihn freilich in der patriotischen Weise der damals Mode werdenden Deutschverherrlichung preisend.

zelle zur allgemeinen Weihe zu rufen. So lässt er sich vom Stoff beherrschen; Maafs halten ist ihm unbekannt. Er so wenig wie die Andern weifs, dass dieses Maafshalten als Geschmack mitzusprechen habe, um die Fülle zu beschränken und zu sichten, dass es auch beim Kecken und Derben gewisse Grenzen gebe und wahre Dichtung noch etwas anderes als Ergötzung und Belehrung oder ein fliegender, scharf treffender Bolzen zum spöttischen und höhnenden Verwunden oder das beliebteste Mittel des Preifens sei; dass das Schöne der Mittelpunkt für den Dichter bleibe, aus dem er, wie centrifugal auch fein Bestreben sein möge, wirken müsse, davon hat er kaum eine Ahnung oder mag sich doch danach nicht richten. Weder bewusst noch unbewusst übt er echte künstlerische Kritik. Und deshalb zeigt er sich zuweilen so langweilig, so breit, so ungebildet-grob, ja unfläthig, wie seine gewöhnlichsten Genossen oder Feinde. Deshalb fehlt seinen Schriften alles architektonische Element. Deshalb lehnt er sich für seine grösseren Werke so gern an Andere, wie denn gerade das Bedeutendste freie Bearbeitung ist. Wenn Fischart es hoch und würdig geben will, dann weiss auch er nichts Besseres als Didaktik. Wäre er noch eine mächtige Persönlichkeit gewesen, dass innere Leidenschaft und Kraft ihn, wie Luther, über die Schranken hinausgetragen hätte! Aber war er auch hoch begabt, in sprachlicher Beziehung ein Phänomen, ein mächtiger Charakter war er nicht und dessen Eigenthümlichkeiten konnten sich also auch nicht zeigen.

Mochte er darum auch ein Wunder sein in tausendkünstlermässiger Gewandtheit, die Sprache zu handhaben nach Ernst und Scherz, mochte er tiefes Gefühl und mancherlei richtige Einsicht haben, wie seine lyrischen Gedichte zeigen, selbst Schönheitsinn, dass man an Holbein zuweilen durch ihn erinnert wird, unendliche Frische und Lebendigkeit — wie z. B. viele Stellen der Flöhhatz in so drolliger und pikanter Weise darthun, — mochte er den ehrbaren, treuen Sinn mit hoher Anschaulichkeit und wahrer Poesie so rührend vereinigen können, wie dies im Glückhaften Schiff von Zürich geschieht von der Stelle an, wo der Rhein zu den Eidgenossen spricht bis zu der Ankunft in Straßburg und der damit beginnenden Pedanterei, mochte er als freier Satiriker, wie im Gargantua oder als streitender Satiriker, wie gegen die Jesuiten und ihren Anhang, sich nach Talent und Muth und Laune zu den besten Humoristen aller Zeiten stellen,

mochte er in seinen didaktischen Schriften noch so verständig und zumal verständig-patriotisch sich zeigen, er konnte bei alle dem seiner Zeit nicht mehr werden, als er ward, konnte der nächstfolgenden nicht mehr nützen, wenngleich er für uns nach den verschiedensten Seiten hin eine Fundgrube bleiben wird.

Fischart's Arbeiten sind ein Versprühen — das letzte grosse kecke Ausprühen der Geister älteren Stils! Zum vollen künstlerischen Bewusstsein ihrer Aufgabe, zur Sammlung und damit zur Selbstbeschränkung mit Rücksicht auf das, was die Hauptfache war, kamen sie nicht. Die nächste Zeit schon stellte Fischart's Werke im Großen und Ganzen in die Rubrik nicht blos des alten Stils, sondern auch des groben und possenhaften alten Stils, und nur bedeutendere Geister wußten das Höhere in ihm als Poeten zu schätzen. Die Neuerer gewöhnlichen Schlages wandten sich natürlich ganz von ihm ab. Zu gleicher Zeit mit Fischart lebten und dichteten Camoens († 1578) und Tasso († 1595). Welche Abstände in Leben, Geistesart und Dichtung!

Der Meistersang war als Schablonendichtung in dies Jahrhundert hineingekommen; der Geist der Reformation drang auch in sein Handwerk hinein und regte Einzelne an, aber die Poesie ward nicht aus dem Zünftigen, Handwerklichen gelöst, und Ehrbarkeit und gute Absicht und Genauigkeit machen sie nicht. Der Meistersang ging nach der Mitte des Jahrhunderts nur immer mehr zurück; abwärts vertrocknend vegetirte er fort.

Das deutsche religiöse Lied war, wie gesagt, gleich zu Anfang dieser Periode durch den neuen Geist und Luthers Kraft so gut wie geschaffen worden. Mit volksthümlicher Kraft, aus tiefer Empfindung quellend, wirkte es fort. Die Religion war schließlich für Viele der einzige Halt des Lebens, der Ruhepunkt, die Erfrischung der Seele. Es ist manches Schöne denn auch aus diesem religiösen Gefühl geschaffen worden. Die Schattenseiten sind freilich nicht zu vergessen. Im Allgemeinen drang in das Kirchenlied zu viel vom lehrhaften Ton und bei dem Uebermaaf des Dichtens, zu dem Jeder sich berufen glaubte, zu viel Trivialität; dagegen fiel die Dichtung hymnischer Begeisterung schwach aus. Verhältnismässig sind es wenige Dichter, welche über die Masse hervorragen, wie, von Luther abgesehen, Paul Speratus, Nic. Decius, Just. Jonas, Nic. Hermann, Helmbold, Paul Eber, Matthesius, Nicolai u. A. Ungeheuer ist die

Menge der trivial zu ihrem nicht minder trivial aufgefassten Gott sich wendenden beschränkten Naturen, deren Frömmigkeit recht lobenswerth sein mochte, aber niemals Poesie ergeben konnte. Die Reformirten wehrten sich, nach Vorgang ihrer französischen Glaubensbrüder, gegen diese seichte, versandende Ueberschwemminung dadurch, dass sie später nur den Psalmenübersetzungen eigentliche Berechtigung für den Gottesdienst gestatteten.

Gewiss soll der Werth des evangelischen Kirchenliedes nicht unterschätzt werden, aber meint man, dass der deutsche Volkscharakter, speciell der des protestantischen Theils, ohne diese beschränkte, spießbürglerische, demüthig-knechtische Kirchenlyrik, die mit dem höchsten Ansehn ausgestattet war und die von Kindheit an einwirkte, so zahm, unterwürfig, trivial, phantasielos geworden wäre, wie es geschah?

Wenn die Massen immer und immer wieder mit solchen Verfassungen eines im Durchschnitt wahrlich nicht edlen Stils geistig gefüttert wurden in Kirche, Schule und Haus, so konnte eine schlimme Wirkung so hoch geschätzter trivialer poetischer Erbauung nicht ausbleiben. Ja, wenn der Geist der Dichtung sich neu und neu erzeugt hätte, wie er nach Kraft und im geistigen hinreissenden Siegs- und Schlachtenmuth und nach altem Gefühl der Gottesminne durch Luther einzetzte! Wenn beseligende, erhebende Hymnen ertönt wären, wie in den älteren christlichen Zeiten! Aber wie selten solche Klänge!

Mystiker und religiöse Genossenschaften, in denen es weiter gährte, waren noch die Hauptträger dieses Geistes, von den böhmischen Brüdern an bis hinein in die späteren Herrnhuter und ähnliche Sekten und Gemeinden.

Das Volkslied, welches gegen die Zeit der Reformation eine so sprudelnde Kraft gezeigt hatte, nahm Theil an dem nachfolgenden allgemeinen Stocken und allmälichen Verfall. Wohl erzeugte es noch immer manches Schöne; da es aber nicht vorwärts kam, sank es; so ganz entschieden seit Mitte des Jahrhunderts. Die Production war ungeheuer, ging aber nicht aufwärts, sondern abwärts in's Bänkelfängerische gewöhnlicher Art. Das reine Gefühlslied wie die Ballade verwilderte.

Es galt auch in der Lyrik ein neues Element zu entwickeln. Man konnte beim Naiven und Allgemeinen nicht stehen bleiben.

Das Bedürfniss der subjectiven, gesteigerten Individualität, eines höheren Geistes von weiter Lebensauffassung und fein durchgebildetem Gefühl, eines hinsichtlich des ganzen Lebens concentrirten lyrischen Ergreifens der Natur und des Geistes und eines demgemäß gebildeten Ausdrucks machte sich geltend. Ganz abgesehen von dem Gemeinen und Rohen, welches auch im Volkslied anschwoll, musste man endlich gleichsam der Feldblumen genug bekommen. Mag nichts entzückender sein als ihr freies Sprießen und Blühen und Duften: es sind auch die höherer Pflege bedürftigen Gartenblumen schön, farbig, duftend. Ohne künstliche Zucht und allmäßige Acclimatisirung, wie viel würde bei uns — und überall gilt das Gleiche — nicht blühen und erfreuen, was wir jetzt guten Glaubens für echtheimathliche Pflanzen ansehen! Es ist im Geistesleben nicht anders.

Der Mangel im angegebenen Sinn drängte schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, da man in selbständiger Weise nicht zum Fortschritt in der Lyrik, weder zur Veredlung im Rein-Lyrischen, noch im Lyrisch-Epischen gelangte, zur Anlehnung an die Fremde, wo man nach Inhalt und Form entsprechendere Weisen fand, als Meistersang und Volkslied dem Verlangen der Gebildeten und Neuerungsbedürftigen gaben.

Die Versbildung zog eine große Schranke gegen die metrische lateinische Lyrik. Dessenungeachtet fehlte es gegen Ende des 16. Jahrhunderts nicht an dahinstreifenden Gedanken, auch dies Versmaass vielleicht für deutsche Lyrik zugänglich zu machen. Näher lagen freilich die Ergebnisse der Renaissance in anderen Ländern.

Einzelne gelehrte, poetisch begabte Männer ließen sich direct durch die Poesie der Fremden anregen, um nach Inhalt und Form eine Weiterung zu versuchen. Die französische Poesie lag den Westdeutschen zunächst. Fischart durch Geburt, Melissus durch Wohnort, Männer, als Reformirte zu den französischen Reformirten in näherer Verbindung stehend, begannen nach den neuen Weisen (in Sonettform u. s. w.) zu dichten. Einen besonderen Einfluss gewann jetzt die Musik auf die Lyrik. Jene hatte seit der Reformation, theils der neuen Gefühlsausbildung entsprechend, theils im Bedürfniss des Gegensatzes zu dem Materialismus des äusseren Lebens, auch in Deutschland hohen Aufschwung genommen. Der mehrstimmige Gesang ward allgemein beliebt. Die Instrumentalmusik ward ausgebildet. Die französischen Reformirten hatten die Psalmen (nach Marot's Uebersetzung)

zum Kirchenlied gewählt; diese Art der Bearbeitung und ihre Composition ward hoch geschätzt. Paul Melissus und Ambrosius Lobwaffer (1515—1585) übersetzten danach wieder in's Deutsche, der Composition wegen sich genau an das französische Versmaafs (fünffüßige Jamben) haltend. Lobwaffer's Uebersetzung wurde bei den deutschen Reformirten die maafsgebende!

Paul Melissus (Schede, 1539—1602), hochberühmt als Gelehrter, lateinischer Dichter und Staatsmann, von Elisabeth von England für ihren Dienst umworben und der ebenfalls von Elisabeth geschätzte, als Humanist und Poet hochgeachtete Petrus Denaifius (1560—1610), beide längere Zeit in Heidelberg wirkend, wurden später von der neuen Heidelberger Schule, welcher Zincgref vorstand, für die Beginner der neueren deutschen Poesie erklärt. Melissus wie Denaifius zeigen in den Liedern, welche Zincgref in seiner Gedichtsammlung mittheilt, das richtige Renaissance-Bestreben, von der Volkspoesie aus eine lyrische Entwicklung, eine Verschmelzung mit dem neuen Ton zu versuchen. Des Denaifius Hochzeitlied ist frei und frisch; Melissus hat Rein-Volksthümliches, Inniges, Frisches; auch den italienischen-pompöseren Ton schlägt er an.

Zincgref, später in dem mit Denaifius befreundeten Lingelsheim'schen Hause verkehrend, classisch gebildet und derselben Richtung huldigend, knüpfte gern an diese beiden als Gelehrte so hoch geachteten und zum Nachstreben auffordernden Männer an, wenngleich dieselben in ihrem Bestreben durchaus nicht einzig dastanden und außer Fischart die Liederbücher der letzten Decennien des 16. Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl nicht unbedeutender poetischer Leistungen ähnlicher Art zeigen. Zur directen Nachbildung der italienischen und französischen Formen und ihrer lyrischen Art führte die Musik wie bei dem reformirten Kirchenlied, so auch im weltlich-lyrischen Gesang. Man nahm fremde Melodien herüber und bildete freiere oder strengere Uebersetzungen ihrer Texte. Dies in den gebildeteren, musicalischen Kreisen. In den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts mehren sich die derartigen Liederfassungen. Der aufgebauthe mythologische Stil der fremden Spätrenaissance, ihr subjectives Element, ihre Formen (Gaillarden, Villanellen u. s. w.) drangen immer häufiger in das deutsche Lied ein.

Es bleibt in mancher Beziehung sogar merkwürdig, wie man zu Opitz Zeit die Verse des sogenannten neuen Stils so anstaunen konnte,

als ob nicht seit Decennien schon Gedichte in fünffüßigen Jamben, nach fremder Cäfur getheilt, Terzinen u. s. w. gedichtet worden wären, so manche darunter in ansprechender Renaissance-Empfindung*). Die Aufstellung des Prinzips fehlte freilich und die Prinzipmänner rissen später Namen und Einflusß, wie es gewöhnlich geht, an sich. Die Vormänner wurden darüber vergessen.

Schon 1250 hätte das deutsche Drama, Epos und Lyrik ablösend, vorantreten sollen; jetzt zur Reformationszeit hätte es den Bann der alten Anschauungen im neuen freien und im realistischen Geiste durchbrechen müssen. Es nahm auch einen Aufschwung, als ob hier der Durchbruch zu der neuen Poesie eintreten folle, wie es zum Eingreifen in die neuen Bewegungen benutzt wurde, aber grade hier zeigt sich das Steckenbleiben so dastisch. Trotz Nicolaus Manuel, Hans Sachs, Paul Rebhuhn, Nicod. Frischlin u. A. kein durchgreifender Fortschritt, kein Durchdringen zur dramatischen Kunst, kein Erfassen, statt vom Stoff allein, von dem Charakter der handelnden Personen aus und damit gegenseitiges Erzeugen und Bestimmen von Charakter und Handlung, von Wollen und Geschehen. So lange dies aber vom dramatischen Dichter nicht erkannt oder unbewußt getübt wird, hat man dramatische Aufführungen, dramatisirte Geschichte oder dramatische Lyrik, kein rechtes Drama.

Jener gab es denn auch genug und der verschiedensten Art. In mannigfacher Weise dabei das Bestreben der Erweiterung, der Entwicklung.

Hemmniss auf den alten Wegen und damit Anstoß, neue Wege zu suchen, gab der Umschwung durch die Reformation, durch welche die dramatischen Mysterien-Spiele alten Stils bei Seite geschoben wurden, um nur in einzelnen katholischen Gegenden weiter zu dauern. Aber das dramatische Bedürfniss und die Freude am Schauen, an lebendiger Wechselrede u. s. w. war groß. Der aufgeregten, streitsüchtigen Zeit entsprach an sich schon der auch in den Streitschriften gern gehandhabte, der Antike nachgebildete Dialog. Sowohl vom ernsten, wie vom schwankhaften Spiel ging man vor, vielfach mit satirischen, auf die Zeitfragen bezüglichen Nebenabsichten. Selbst in der Wahl der gewählten Stoffe sieht man ein richtiges Streben, sich künstlerisch

*) In: Gödeke und Tittmann: Lieder des 16. Jahrhunderts — wird man deren viele finden.

freier zu stellen. Das alte Testament liefert jetzt die meisten: von Adam und Eva an bis auf die vielbeliebten von Susanna, Haman und Esther, Tobias u. s. w.; in solchen Geschichten konnten die Dichter sich freier ausbreiten und religiös unbefangener ihrer psychologischen Erkenntniss Rechnung tragen. Wäre nur die geistige Kühnheit so gross gewesen, wie die Unbefangenheit, mit welcher man Alles nach der eignen Zeit behandelte und Patriarchenthum oder erstes Christenthum oder Heidenthum in Ton und Zucht des jeweiligen Heute behandelte! Zeigte dies einerseits ein frisches Verarbeiten an, so doch anderseits auch das rücksichtslose Sichgehenlassen; nicht aus künstlerischen, sondern aus Motiven absichtsloser Unwissenheit getübt, ist eine derartige Behandlung nicht des Preisens werth, welches oft daran verschwendet wird.

Aufserdem aber wählte man auch für das Schauspiel Stoffe aus Novellen und selbst älteren Volksüberlieferungen: es war der Weg, der in England zum selbständigen volksthümlichen Drama führte. Bei uns fehlte jedoch die wahre künstlerische Nöthigung. Das Eingreifen gelehrter Dichter nach Aeuferem (Eintheilung, Benennung, Versformen u. s. w.) wie nach sonstigen Versuchen konnte daran nicht viel ändern. Rebhuhn kam in der Hauptsache nicht viel weiter als Hans Sachs, und Frischlin, der ein christlicher Terenz zu werden im Sinn hatte, löste ebenso wenig das dramatische Problem.

Im Großen und Ganzen spaltet sich das Drama nach Schul-drama im eigentlichen Sinn des Worts als Drama für die Schule und dramatisch-draftischem Spiel für das Volk. Jenes beschränkt sich mehr und mehr im Ueberdrang der Gelehrsamkeit auf die lateinische Fassung. Schulmänner dichten, vor Allen an die lateinischen Komiker knüpfend, lateinisch; Lateinschüler führen die Stücke auf; Schulfestlichkeiten geben die Veranlassung; als Zweck gilt Gelegenheit zu schaffen für fließenden lateinischen Conversationsstil und Gedächtnissübung. Mufste hier in der Gelehrsamkeit und fremden Sprache das echte dramatische Leben schwinden, — verlaufene Gelehrte, welche als Schauspieler und Schauspiel-dichter ihre Studien verwertheten, wurden für Deutschland erst später wirksam — ward das Holz hier dürr, so blieb der andere Zweig, der des Volksdramas, grün untauglich. Auch aus diesem gestaltet sich nichts heraus; es wird Vaganten-, Posen-reisser-Arbeit oder bleibt Handwerker-Unterhaltung im alten Fast-nachtsstil.

Ende des Jahrhunderts dringt das englische Drama herüber; durch Sprache und Geschmack der deutschen Hörer von vornherein beschränkt.

Trotz der Anregungen, welche es giebt, die sich für die volksthümliche Dramenverfertigung Jacob Ayrer's und die im Renaissance-Geschmack gedichteten Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig besonders wirksam zeigen und die das Drama bis an die Schwelle der neuen Zeit führen, keine weitere Entwicklung, kein Durchbruch.

Das deutsche Publikum war für das große englische Drama, wie es Shakespeare und seine bedeutenden Genossen gestalteten, nicht reif. In Deutschland war kein London; in Braunschweig und Kassel, wo englische Schauspieler in Hofdienst standen, fehlte dem Hof das Volk; anderwärts fehlte dem Volk der Hof, um wie in England das Kräftige, Volksthümliche mit dem Feineren, Schwungvollen, Idealeren zu vereinen.

Die englischen Komödianten waren in fremden Landen, wenn sie auch Uebersetzungen gebrauchten, besonders auf das Schauen der Zuschauer hingewiesen. Auch bei ihnen hing das Schauspiel als Handwerk vielfach mit dem alten Jongleurwesen zusammen: fechten, tanzen, springen, Clownstücke kamen aus diesem vielfach herüber (und setzten sich in Deutschland bis auf Schröders Zeiten fort). Für die Masse war dies neben der Action ein wichtiges Anziehungsmitel.

Die Folge war, dass man alles auf das Schauen Berechnete ausdehnte und eine wüste Stoffanhäufung seltsamer, burlesker und schrecklicher Thaten einriss, die durch entsprechende himmelschreiende oder niedere dialogische Rednerei zusammen gehalten ward *).

Pedanterie und Rohheit, um es scharf nach den Extremen zu bezeichnen, waren auch im Drama gegen Ende des Jahrhunderts herrschend.

Die Gegenströmungen, resp. Ergänzungsbemühungen fehlten nicht.

*) Marx Mangoldt in seinem Marktschiffs Nachen zur Messe von Frankfurt, von „Teutsch-Athen“ (1596) berichtet z. B. von der Comödie von Susanna, Kaiser Octavian, dem Ritter Galmy wohlgethan, über das englische Spiel mit Jan dem Narren, der mit Possen so excellent ist. Mit sehr derbem speziell auf die Frauen geführten Hieb sagt er: Viele gehen nicht wegen der lustigen Comödie oder der Musik und des Seitenspiels (!) hinein, sondern wegen der Possen des Narren und des Springers glatten Hosen.

Bei den Katholiken nahm neben den, gleichfalls von der Schule ausgehenden Restaurationsversuchen des Jesuitenschauspiels die öffentliche, dramatisirende Proceßionslust wieder zu. Unter Wilhelm V. von Baiern wurde z. B. das Fronleichnamsfest mit ungeheurem Aufwand gefeiert *) und Adam, Eva, Heilige des alten und neuen Bundes, Gott Vater und Sohn, 16 Gottesmütter, dazu Götter, Riesen, Pharaonen, Phariseer u. s. w. hatten mitzuwirken. In Süddeutschland schoben sich an die katholischen Höfe italienische Schauspieler vor, z. B. unter Albrecht V. von Baiern.

Die Höfe und höheren Kreise suchten durch Mummereien, Laternen- und Schwerttänze u. dgl. zu ergänzen, was ihnen neben den etwaigen Schul- und englischen Dramen abging — von Jagden, Hetzen, Saufgelagen u. dgl. abgesehen. Auch die Musik mit ihrer idealeren Macht ward wirksam und nach italienischem Vorbild von den Höfen gepflegt. Besonders aber sprach sich die idealistische Reaction in diesen Kreisen aus in jenen feftsamen, gleichfalls nachgeäfften, mit ungeheurer Pracht gefeierten Ringelrennen und dabei gehaltenen Aufzügen und Dramatisirungen, in welchen eine neue Ulrich von Liechtenstein-Don Quijotiade sich entwickelte — eine Vergeudung von pecuniärem Aufwand und Phantasie, in dem Ernst, womit dies Spiel getrieben wurde, so lächerlich, in der unblutigen Amadisvornehmheit so unsinnig, dass sich nichts Unnützeres denken lässt.

Die volle künstlerische Reaction tritt aber im Drama erst zur Zeit des Martin Opitz ein und zwar aus der Fremde herübergemommen, im extremsten Gegensatz sowohl gegen die langweilige Lehrhaftigkeit des Schuldramas wie gegen den Realismus und halbkünstlerischen Mischmasch des Volksdramas: in der Oper.

Sieht man auf all diesen Gebieten die ungelenken Bemühungen der Deutschen der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, dann fallen Einem die Verse des Marx Mangold ein, die er bei Gelegenheit des Rühmens deutscher Kunstfertigkeit in Uhren, Goldschmiedsachen, Instrumenten, Büchern u. s. w. zum Besten giebt:

Wie wohl d' Italiener sagen,
Dafs die Teutsch'en ihr Hirn tragen
Auf den Fingern, ihr Witz, Verstand
Allein erweisen mit der Hand,
Seien ungelehr't und unerfahren.

*) Sugenheim Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert.

Der Vorwurf follte noch auf lange hin, nur noch uneingeschränkter, von den Fremden wiederholt werden.

Das war die Lage der Dinge in Deutschland hinsichtlich der Poesie. Man war stecken geblieben in dem, worauf die Strömung gegangen war und ging den andern Nationen gegenüber zurück, statt vorwärts. Eine Zeit lang, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts trat sogar auch äußerlich eine Pause ein, dass in größeren poetischen Werken etwas zu leisten auch nicht einmal ein Versuch gemacht wurde.

I.

Von Opitz bis Gottsched.

— — — — —

1.

Die poetischen Strömungen zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Aus dem grossen Ringen des 16. Jahrhunderts und der dann eintretenden Erschlaffung war auch in Deutschland, wie fast überall, das Fürstenthum gegen alle anderen Gewalten hoch gesteigert hervorgegangen. Die errungene Macht sollte erst der Anfang zu einer immer wachsenden Ueberhöhung sein, die für ein in Wahrheit freiheitsliebendes, bis dahin nicht blos gegen jedes Joch, sondern nur zu fehr auch gegen vernünftige politische Beschränkung des Selbstwillens widerstrenftiges Volk beschämend ward. Die Gegensätze mussten sich gegenseitig strafen und vernichten.

Die Kirche hatte sich bei Katholiken und Protestanten in den Schutz des Fürstenthums geflüchtet, stärkte dadurch dessen Macht und ward vielfach die Seelenpolizei für den Absolutismus; so lange sie mit dem helfenden Bundesgenossen zusammenging, beugte sie die Gemüther mit aller Kraft in das Joch der Gewalt, durch welche sie Nutzen erhoffte, wie die Staatsgewalt ihrerseits ihre Angehörigen dem Geisteszwang der Kirche mit aller Gewalt unterwarf. Die Jesuiten dominirten nur zu fehr an den katholischen Höfen. Aus den protestantischen Besserern der ersten Zeit wurden Hoftheologen. Die Reformirten unterhielten, ihrem Ursprung gemäfs, noch zumeist einen andern Geist, der in Genf und den Niederlanden wirksam war und in Schottland und England seine mächtigen Wirkungen üben, auch in Deutschland in anderer Weise in den Bestrebungen der grossen Fürsten des Hauses Brandenburg erkennbar werden sollte.

Der deutsche Adel in seiner politischen Ziellosigkeit und in seinem Privilegien-Eigennutz, der ihn von der Masse des Volkes trennte und zu den Privilegirtesten drängte, schleppte mehr und mehr im Fahrwasser der Fürstlichkeit nach.

Das Volk, von Staat und Kirche zusammen bedrückt — auch bei den Protestanten die Leitung seiner religiösen Angelegenheiten aus der Hand gebend und dem Staat und dem kastenmässig sich gerirenden Predigerstande überlaffend — verlor der obrigkeitlichen Gewalt gegenüber sein altes Freiheitsgefühl, den bürgerlichen Stolz und den bäuerlichen Trotz.

Nur ein Stand hatte neben dem Fürstenthum und bald mit ihm sein Ansehen nicht blos gewahrt, sondern seine Macht gesteigert. War jenes mit dem Schießpulver, so war das Gelehrtenthum mit der Buchdruckerkunst zu seiner Macht gelangt. Die Veränderungen der neuen Zeit, welche in so vielen Beziehungen auf die Ordnungen der antiken Welt zurückgingen, machten nicht blos im Wissen, sondern auch für das politische Leben das classische Wissen zu einer Macht und die Gelehrten zu unumgänglichen Lehrern, Rathgebern und je nachdem brauchbaren Beamten. Der Nachtheil, der aus folcher, doch stets halbtodten, heranstudirten Bücherweisheit floß, konnte nicht ausbleiben, wo ihr ein derartiger unmittelbarer Einfluss gestattet wurde. Dort, wo ein grosses Volks- oder Staatsleben herrschte, war derselbe nicht zu fürchten; das Heilsame ward aufgesogen und fruchtbar gemacht. Aber er musste eintreten, wo von unten herauf nicht selbständige Kräfte entgegenwirkten und statt Förderung eine Beherrschung durch die todte Weisheit eintrat. Weil in Deutschland die Gegenwirkung fehlte, gelangte ein bureaukratisches Gelehrtenthum zu einer übermässigen Herrschaft, wie sie nicht in England, nicht in Frankreich, nicht in Holland stattfand, obwohl gerade in Holland der Humanismus seine Blüthe auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete des Wissens fand.

Unter dem Einfluss dieser Mächte, der Geistlichkeit, des Fürstenthums und des dem Volksleben entfremdeten Gelehrten sollte denn auch die nächste poetische Entwicklung Deutschlands stehen. Da die geistliche Bewegung lahm geworden war, da Fürsten und Gelehrte sich im Fremdwesen befangen zeigten, war auch das Schicksal dieser Entwicklung besiegt. Nicht ein junger Privatgelehrter Martin Opitz oder ein Professor der Literatur Buchner oder eine Clique wie die der Heidelberger Freunde von Opitz hat die neue Literatur gemacht. Sie ist geworden und unter den leidigen Verhältnissen, aus denen sie sich entwickelte, kann, muss man die einreissende geschmacklose Fremdherrschaft befeuksen, aber darf nicht Einzelne, geschweige

einen Einzelnen anklagen, als ob er nun Schuld daran trüge. Das ganze Volk trug die Schuld. Was 1624 siegte, konnte nur siegen, weil die Deutschen sich nicht auf der nothwendigen geistigen und Character-Höhe gehalten hatten.

Um das Jahr 1600 beginnt man allerdings sich nach einer kräftigeren Entwicklung zu sehnen und zu regen. Und eine Zeit lang scheint es, als ob man auf eine schönere Renaissance in Cultur und speciell in der Poesie rechnen könnte, als die ist, welche den Sieg gewinnen sollte.

Vor dem dreissigjährigen Kriege hatte Deutschland eine verhältnismäsig glückliche Zeit. Das politische Leben war bewegt, unruhig wühlerisch, zum Theil leichtfinnig, aber ohne schwere Schädigungen; es gab keine grofsen inneren Kriege. Man war über die chaotischen Zustände auf der Grenze von Mittelalter und Neuzeit in den wichtigsten Beziehungen hinüber gekommen und die Verhältnisse begannen sich zu ordnen und zu klären; die siegreichen Elemente drängten vorwärts; die andern fügten sich oder suchten Erfatz.

Im Fürstenstand, bei den Gelehrten, auch im Volk setzt man zu weiteren Bildungen an; dort wie hier scheinen die durch die religiöse Bewegung so lange aufgehobenen Mächte, jetzt allerdings modifizirt, wieder kräftiger eingreifen zu wollen. Es ist die alte Renaissancebewegung, in manchen Beziehungen unter modischeren Einflüssen der jetzigen Barockzeit, in andern wieder ziemlich selbständige, hier einseitiger, dort umfassender, hier ernster und inhaltsvoller, dort lockerer, zufälliger oder leichtfertiger, hier freier, dort durch religiöse Ansichten und Absichten beschränkter.

Am durchgreifendsten mag sie unter den Fürsten bei dem Landgrafen Moritz I. von Hessen gefunden werden*); vor ihm aber hat sie schon seit Mitte des Jahrhunderts an den Höfen von Heidelberg, München, Dresden, Prag, Stuttgart u. s. w. sich bethätigt.

In deutscher Sprache poetisch wirksam fahnen wir sie schon bei dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dem Dramendichter.

Aber auch die Gesammtmasse des deutschen Volkes trat an-

*) Rommel's Geschichte von Hessen IV. 2. (Landgraf Moritz I) gewährt die trefflichste Einsicht in diese Renaissancebewegung. Das Studium dieses Werkes wird sehr förderlich sein für diejenigen, welche eine Leere in ihren Anschauungen hinsichtlich der deutschen Zustände um das Jahr 1600 gewahren.

geregter in das 17. Jahrhundert hinein. Es hatte Zeit und Muſe gehabt bei dem längeren Friedenszustande sich zu sammeln und fremde Ereigniffe, die Strömungen der Zeit auf sich wirken zu lassen. Verschiedentlich pulsirte ein regeres, froheres Leben, das sich ästhetisch zu gestalten suchte. Durch Vermittlung der Religionen kamen Anregungen von Außen. Ganz allgemein hatte der Protestantismus durch die Freiheitskämpfe der Niederlande, durch Heinrich IV. in Frankreich, durch die Seesiege Englands über Philipp von Spanien einen kräftigen Impuls in Bezug auf die Sicherheit seines politischen und religiösen Lebens bekommen; vor Allem die Reformirten. Zu ihnen drangen, zumal von den Niederlanden her, mannigfache anregende Einflüsse. Kraftvoller, lebendiger sah man den Zeitkämpfen entgegen; beherzter nahm man sie auf, dem Glück vertrauend. Bei den deutschen Katholiken wirkte dagegen der neukatholische Aufschwung; die ganze geistige und zumal künstlerische Regsamkeit von Italien und Spanien stand hinter den süddeutschen Katholiken und machte im Allgemeinen das früher dem völligen Abfall zugeneigte oder mit Gewalt beim alten Glauben erhaltene Volk seines mit allen Mitteln und nach allen Richtungen des Geistes und der Phantasie wirkenden Glaubens wieder froh. Die Jesuiten besonders waren es, welche die Richtungen der Zeit für ihre Zwecke zu nutzen und deshalb die Leitung an sich zu reißen wußten. Sie hemmten nicht; sie gingen anscheinend voran, sie machten die Bahn, um die Strömung so zu fassen, so zu leiten, wie sie sie haben wollten. In dieser Weise machten sie dieselbe sich dienstbar; die heutige Zeit sah und sieht Aehnliches auf politischen Gebieten.

Sonderbar genug und schwierig, sie nach dem Neben- und Ineinander- und Gegeneinanderlaufen in ihren älteren und neuen Flussbetten zu zeichnen, sind die Bestrebungen, welche von 1600 bis zu den traurigen Einwirkungen des 30jährigen Krieges poetisch Ausdruck suchen und finden.

Sieht man von Melissus und Denaisius ab, durch welche der Ruhm der neuen Literatur an das schöne Heidelberg (auch in der Architektur eine Hauptstätte der Renaissance) geknüpft wurde, so begnnet uns zu Anfang des Jahrhunderts ein Dichter, der seiner Zeit weit vorauf in vielen Beziehungen die Lösung der Lyrik gefunden hat, nach der man später so emsig studirend sucht. Sonderbarer Weise ist er seinen Nachfolgern nicht bekannt oder ward doch von

Keinem genannt und anerkannt. Er dichtete in dem jetzt noch so reichen, bewegten, von einer glänzenden Aristocratie und kühnen Neuerern beherrschten Böhmen. Es ist dies der Pfälzer Theobald Höck (1573 bis nach 1618), eine der interessantesten Erscheinungen der deutschen Poesie dieser und der nächsten Zeit, ein Geist, der, wie wenn es sich von selbst verstände, nun plötzlich mit seinem subjectiven Denken und Empfinden die Welt und die Dinge ergreift, mit einer geistigen Freiheit und nach einer innerlichen Gährung, dass ihn darin kein deutscher Lyriker seines Jahrhunderts, auch Paul Fleming nicht übertrifft.*)

Unwillkürlich wird man, wenn man in 'den Geist eines Höck zu dringen sucht, an die merkwürdigen Vorläufer der neuen mit dem 17. Jahrhundert sich entwickelnden Philosophie erinnert, an die kühnen selbständigen Denker und somit Ketzer, die wie ein Giordano Bruno auch die deutschen Geister erregten.

Höck kennt die italienische und französische Poesie, schliesst sich ihren Formen an, ist aber durchweg frisch naiv. Wie er angefangen, mit Besserung seiner Schwächen und Vermeidung seiner Fehler, hätte man fortfahren sollen, versuchte man freilich auch hie und da.

Er ist ein Mann der neuen Zeit und des neuen, aus dem groben Realismus der Sitten und Auffassungen hinausstrebenden Geistes, sein Geschmack renaissancemäsig-vornehm, mehr höfisch als schulgelehrte. Er dichtet mit vollem Verständniß der Lage und der Geschmacksrichtungen.**) Es bedurfte seines mehrfachen Spottes gegen die Bauern nicht, um zu wissen, dass er für die neue feinere Cultur,

*) Er dichtete in Böhmen, wo er als Sekretär angestellt war, sein „Schönes Blumenfeld“, unter dem verstellten Namen Otheblad Oeckh. Sicherlich schadete die Unkenntniß seines wirklichen Namens seinem Ruf; ging es doch auch Fischart wegen seiner Namenverkleidungen ähnlich. Zincgref kennt Hoeck nicht. Die Kreise, in welchen Opitz erwuchs, konnten des in Schlesien mit Männern der Wissenschaft und Literatur befriedeten Höck's Gedichte und somit auch seine Bemerkungen hinsichtlich des Metrums u. s. w. kennen. Opitz erwähnt seiner nirgends.

**) Als beliebteste damalige Lectüre nennt er: Rollwagen, Gartengesellschaft und ihr Wesen, Nachtbüchlein voll Poffen, Wendunmuth, Fortunat, Faust, Pfaffen von Kalenberg, Hürnen Siegfried, Marcolph, Eulenspiegel, Centonovellen, Narrenschiff, den Spitzn Pantagruel und aller Prackkumeter, dann Plautus, Martial, Naso, Terenz, Juvenal. Die deutschen wie die lateinischen Bücher zeigen die Vorliebe der Zeit.

gegen das Grobianunwesen und dessen Geleit einsteht.* Manchmal erinnert er an die gute mittelalterliche Lyrik, manchmal durch seinen Rhythmus an die Italiener. Wie er das Gedankenhalte verarbeitet, ohne allen Schwulst, ohne alle Tirade, fern von der herkömmlich breiten didactisch-moralischen Weise, ist oft geradezu merkwürdig. Von den letzten geschichtlichen Gedichten abgesehen, findet sich bei ihm keine Spur lehrhafter, spießbürgerlich-moralischer Pedanterie; es ist ein freies, modernes Wesen, ein heiterer, lebenskräftiger Epicuräismus, abwechselnd mit ernsten, über Leben und Tod, die Mühseligkeit des Menschenlebens, die Nothwendigkeit der Arbeit, Unterschied von Mensch und Thier u. s. w. philosophirenden, wehmüthigen Gedanken, über welche dann doch wieder frischer Sinn und Humor sich erhebt. Nichts darin von nachgeahmten oder abgeschriebenen Sentenzen, von philosophischer Wichtigthuerei, sondern echte Gedankenhaftigkeit, und doch wieder so verschieden von den späteren Klagelitanenien, wenn er über Leben und Tod in Scherz und Ernst spricht, das Leben beweint, wie er gleich im Bad hätte ertränkt werden mögen oder wünscht, todt geboren zu sein, wenn er die Dauer der Männer aus Cadmos Drachenzähne-Saat preist, oder sich wundert, dass die Thiere der Circe, (ein beliebter Vorwurf, auch bei Rollenhagen eine hübsche Stelle) wieder Menschen werden und in das Elend des Lebens, welches sie doch kannten, zurückkehren möchten, wenn er den Menschen und das Thier nur als im Reden und im Kleiden unterschieden nennt und den Menschen dafür auf die Bestrafung seiner Sünden, trotz all' seinem Geschlecht, seinen Aemtern und seiner Weisheit verweist, wenn er dem Hofleben das: langer Hofmann, alter Bettler — entgegenhält, oder die Vergäng-

*) Ein Ton Neidhard's geht hie und da durch seine höfischen und philosophisch-lyrischen Weisen. Nr. 49 singt an Riden Wendlen, sonst an Lienl Baurn:

So denn ein grober Baur von Art
Ein' folche edle Rose zart
Abbrechen schier, das wär kein Zier,
Die einen Ritter zieren thut,
Was foll der Kuh die Muscat gut —

Ei, in ein Kummt gehört ein Stroh — und: Ei'm Efel thun's Diestel wohl lautet der Schluss der nächsten Verse, in denen er dem Bauern räth, eine tüchtige Viehmagd als für ihn allein passend zu heirathen.

lichkeit aller Dinge hervorhebt und, was er gern thut, an den Tod mahnt, der über alle käme, wir mögen weinen oder lachen.

Im Jammer und Jubel der Liebe ist er reich.^{*)} Wie er gedacht, er könne von Amor's Sucht frei werden:

*) Gleich das erste Gedicht: Unglück thut die Augen auf — mag eine gute Anschauung seines Stils geben. Es sind fünffüßige und dreifüßige Jamben, wie man trotz der Elisionen und der Freiheit der Betonung sogleich erkennt, in italienisch weicher Form, oft wie Uebersetzung.

Alle, die ihr habt ghört hie oder gesehen,
Was mir vor Zeiten gschehen,
Was ich in Lieb für Freud und Leid ausgestanden,
Und mir oft kam zuhanden,
Da ich noch war ein anderer Mensch besunder,
Als der ich bin jetzunder.

Ja ihr, die ihr mein elends Leben und Wesen
Mein Klaggedicht habt glezen,
Mein Seufzen, Weinen, Singen, Angst und Schmerzen
Auch ihr die ihr oln Scherzen
Verliebt seid und das Spiel auch habt erfahren
In euren jungen Jahren —

Wundern soll euch, wie Gott so seltsam handelt,
Dass ich so gar verwandelt,
Auch bin verkehrt, als wär ich der nie gwesen,
Der g'lebt in Liebes Wesen,
So gar hab ich von Lieb durch Gottes Güte
Abgewandt mein Sinn und Gemüthe — — —

Dann folgen aber viele Lieder —, aus denen, die er „vor gedichtet, von Lieb und Liebes Art, von Frauenlieb so zart“? — wie:

Selig und aber selig ist der Leibe — —
In Summ, wo die Brust, Mund, Augen zusamm' sich schmucken,
Auf d' Füßlein treten und die Händlein drucken,
Da frag, was ghört zur Sachen,
Die Freud ganz zu machen,
Das man möcht lachen.

Keckes läuft darunter; für die Zeit aber ist er merkwürdig decent.

Ernst singt er: O Recht, o Recht, o Gerechtigkeit!
Wo soll man dich jetzt finden! — Oder:

Zwei Augen, zwei Händ, ein Rosenfarbener Munde
Mich täglich machten wunde.

Acht Jahre habe er irrend umgeschweift am wilden Meer der Liebe, gleich wie Ulysses, bis er den Faden aus dem schweren Orden gefunden habe. Jetzt aber sieht er: all' Lieb und Freud der Weldte, sei gleich dem Gras am Felde. Vergessen kann er aber den alten Orden doch nicht und Keckes und Ueberkeckes weiss er noch daraus zu melden.

Die Freiheiten, welche er sich in Vers- und Wortbehandlung nimmt, sind für uns anfangs fehr unbequem und Eindruck störend. Doch wird man bald finden, dass man es bei ihm durchaus nicht mit der damals grassirenden Knittelvers-Willkür und -Ungeschicklichkeit zu thun hat und dass er rhythmisiche Gefügigkeit, Ohr für Melodie besitzt und Metrum, Cäsur u. s. w. beobachtet, wo man es auf den ersten Blick nicht vermutet. Ist auch durch Provinzialismus das Verschlucken der stummen «e» übermäßig, so befolgt er

Lafs jeden bleiben, wer er ist,
So bleibst auch du wohl, wer du bist,
Es heisst, schweig du, so schweig ich auch,
Was dich nicht brennt, das blas nicht b'hend,
Nachreden ist ein böser Brauch. —

Trotz Freidank kennt er Leben und Welt:

O Welt, o Zeit, o Glück, o Lieb, o Todte,
Wie bringt dein Pfeil uns oft in Angst und Nothe
Fragen nach keinem Spotte,
Was foll'n wir denn draus machen,
Wir müssen sterben, wir weinen oder lachen.

Für die Gleichheit (Jeder ist aus der Arche Noä geboren und jeder muss sterben), gegen die Bevorzugung des Adels u. s. w. tritt er mit echten politischen d. h. mit dichterisch wohlverarbeiteten Versen ein. Sein Humor zuckt oft seltsam:

Christus im Evangelio uns lehret,
Wer sein Wort hält, ihm glaubt und fleifsig höret,
Der wird erhöret
Und darf auch nicht erschrecken
Vor'm Tod, er wird ihn ewiglich nicht schmecken.

—
Sterben ist zwar leicht den Frommen,
Nur's fertig machen hart uns an thut kommen.

anderseits noch metrische Regeln, die in Nibelungen und Minnedichtung galten, für uns aber seit Opitz in der Praxis spurlos verloren gegangen sind. Das Ganze ist zu lesen nach der italienischen und französischen freischwebenden Betonung.

Aber nicht blos, dass man es seinen Gedichten ansieht, dass er nicht unwissend ist hinsichtlich der Formfragen; er betont sie ausdrücklich. So in dem sonst nicht inhaltschweren Gedicht: Von der deutschen Poeterei. Er fragt, warum wir denn unsere deutsche Sprache nicht auch «in g'wisse Form und Gfatz» mögen machen und deutsches Carmen schreiben? Sei doch unsere Sprache schwerer als die andern und «mache mehr Mühe zu observiren, die Silben recht führen, den Reim zu zieren.

Man muss die Pedes gleich so wohl scandiren,
Den Dactilum und auch Spondeum vieren“.

Wo das nicht gehalten, seien die Reime gespalten, krumm und voll Falten. Und was noch schwerer sei, es sollten die Reime zuletzt grade zusammengeh'n, was schwerer sei als lateinisch dichten (rein metrisch); unseren Poeten käm's freilich nicht darauf an, wenn nur die letzten Silben reimten, Gott gebe, wie die Wörter sich überstülpten; sie kümmerten sich weiter nicht.

Das Bewusstsein und die Erkenntniß des einzuschlagenden Weges hinsichtlich der neuen Form tritt darin klar zu Tage.

Liebe, Hof- und Lebensphilosophie giebt ihm hauptsächlich den Stoff. Zum Schluss muss auch er der Zeit seinen Tribut zahlen, indem er in barocker Gelehrsamkeit nach Tacitus Germania über deutsche Sprache, deutsche Namen und Schrift, über Tuiscons Polizei, König Ingewon und die Begebenheiten zu Zeiten König Istaevons und König Harmans deutschthümelnd versificirt. Es ist die langweilige Parthie seines «schönen Blumenfeldes», die seinem Patriotismus grosse, seinem Dichterruhme keine Ehre macht.

Wie bei seinen Vorgängern und Nachfolgern ist der Inhalt ganz vage und je nach der Zeit modern zusammengedacht, ohne jedes phantasievolle Eindringen in die poetisirten Zustände und Charactere. Die gesammte deutsche Renaissance zeigte übrigens diesen Zug zur Verherrlichung der Vorzeit, zu welcher Tacitus die Anleitung gab. Was der grosse Römer gepriesen hatte, das zu erheben fühlten sich auch die Männer gedrungen, welche in der römischen Literatur das

höchste Vorbild erblickten. Hier war ein Punkt, wo sie auch im Sinn des Römerthums nicht nöthig hatten, sich ihres Barbarenthums zu schämen. So finden wir denn schon das ganze 16. Jahrhundert hindurch Armins Lob und den Preis der Deutschen, ihrer Ehrenfestigkeit, Treue u. s. w. im Sinn des Tacitus; nicht blos bei den Dichtern, sondern auch bei Historikern, Staatsmännern und Soldaten wird auf die alte glorreiche Zeit zurückgewiesen. Ein Leonhart Fronsperger z. B. lobt unter seinen grossen Kriegshelden vor Allen den Arminius. Höck setzt diesen Ton nur fort. Wie bei ihm klingt es dann wieder bei Opitz und Moscherosch, bei Schottel und Lohenstein bis zu Bodmer und Klopstocks Dramen, bis nach der letzten Verwirrung in der Auffassung der deutschen Zustände der Vorzeit durch Ossian die strengere Wissenschaft dem barocken poetischen Schwärmen ein Ende machte.

Es liegt nahe, von dem Dichter an das Land zu denken, in welchem er dichtete. Von Höck würden unsere Blicke fallen auf das böhmische Land, wo dazumal ein reicher, kecker Adel, lebenslustig und von politischen und religiösen Zeitfragen erregt, der neuen Zeit huldigend und für sie frondirend den Katastrophen des Jahres 1618 mehr entgegentrieb als entgegensteuerte.

Schade, dass wir von Höck und seinen Verhältnissen noch immer nichts Näheres wissen. Er ist mit Weckherlin und Werder einer der wenigen Dichter, welche uns einen Einblick in die kühnen und zugleich gebildeten und phantasievollen, höfischen Geister des grossen Kriegs gewähren. Sein Geist war nicht schulbefangen, nachahmend. Aber von ihm gilt, was für weitere Kreise galt. Man fühlte in sich die Triebe des neuen Menschen, einer neuen Cultur und war in folchem Gefühl auch kühn und keck. Doch es ist nicht genug, neu zu empfinden und hie und da aus der neuen Empfindung heraus zu handeln. Eine gewisse Schroffheit und Einseitigkeit ist immer nöthig für den, der durchgreifen und Andere sich nachreissen will. Die Masse merkt dadurch erst, was denn der Neuerer eigentlich bezweckt und versteht dann auch, ihm zu folgen. Am deutlichsten geschieht dies, wenn kurz und bündig die Grundsätze und die Methode aufgestellt werden: immer ein Zeichen, dass derjenige, der dies, ob mit Recht oder Unrecht thut, sich klar geworden ist über das Alte, was entfernt, und das Neue, was errungen werden soll. Nicht immer find es die grössten Geister ihres Gebietes, die solches thun. Nicht Galilei,

sondern Baco stellte die neuen Grundsätze in der Behandlung der Naturwissenschaften auf. Aehnliches in seiner Weise zeigt uns Opitz.

Höck repräsentirt um das Jahr 1600 eine Renaissance der Poesie von allgemeinerem weltmännischen Gepräge, die durchaus auf der neuen Bildung fußte und frei und modern neuem Inhalt und neuen Formen entgegenstrebe.

Daneben ging eine reiner classische Strömung. Ist Höck der Vorfänger eines Weckherlin, so haben auch Zincgref und Genoffen ihre Vorgänger noch außer Denaifius, Melissus und Fischart, welche sie allein anzuführen pflegen.

So erstrebten z. B. Spangenberg, oben schon mit seinem Ganskönig genannt, und andere gelehrte Männer eine directere Einwirkung durch die Antike. Spangenberg hat Dramen des Euripides und Sophokles bearbeitet. Man versuchte reine, nach Quantität gebildete Jamben und Hexameter, ja alkäische Oden zu bauen. (Im Hexameter war schon Gefsner vorangegangen.) Keiner dieser Männer vermochte durchzugreifen und die siegreichen Neuerer übergehen sie wissentlich oder unwissentlich mit Stillschweigen, wie sie es auch mit Höck machten. Und doch möchte man vermuten, dass die genannten Bestrebungen für Zincgref, Opitz u. s. w. nicht ganz verloren gewesen sind und diese nur als Männer, wie es oft geht, nicht ganz eingestanden, woher ihnen die fruchtbaren Anregungen gekommen sind und was auf sie als Knaben eingewirkt hat.

Allgemein weltmännische und classische Bestrebungen ergaben sich somit für die Poesie im ersten Decennium des 17. Jahrhunderts. Die wichtigen religiösen und wissenschaftlichen Bestrebungen bleiben dahinter nicht zurück.

Im Katholicismus war die alte Phantasiewelt orthodox geblieben. Dieselbe war in der grossen italienischen Renaissance durch antike Anschauungen und Phantasien vielfach verschoben und seltsam gemischt worden; mit der Reformation aber war die Reaction des Neu-Katholicismus erwacht und hatte besonders von Spanien aus neuen Schwung und neue Ordnung bekommen, wo man mit einem feindlichen Glauben als einer sehr realen Macht religiös und staatlich zu rechnen hatte.*)

*) Für den spanischen Katholicismus, seine Kunst und seine Politik, sein Gutes und sein Schlechtes darf man die besonderen spanischen Zustände nicht ver-

Nachdem der grosse realistische Drang in Deutschland nach der Mitte des 16. Jahrhunderts sich allmälig zu legen begonnen hatte, bekam die idealistisch-katholische Reaction auch in Deutschland erhöhten Einfluss auf ihre Kreise und gegen Ende des Jahrhunderts durch ihre Phantasie-Befeurung einen für den Protestantismus gefährlichen Erfolg, da dieser ihr jetzt an Schwung und Ausdehnungskraft schlecht gewachsen war.

Der Geist des Protestantismus ist der der freien Vernunft, in der Religion auf das Göttliche gewendet. Wo er kühn und frei auftritt, ist er siegreich; wenn er stockt und den Katholicismus nachahmt, dessen Phantasiegewalt er nicht theilt, so hat er wie alles Halbe keine siegende Kraft.

Damals war er in Deutschland beschränkt, dogmatisch, ohne edles Freiheitsstreben, voll Worthader und Gezänk, voll Aberglauben und roher und niederer Sucht, die sich besonders in dem Hexen- und Teufelsglauben manifestirte, schönheitsverlassen, aus Gegensatz gegen den Katholicismus kunstfeindlich zu nennen. Es galt, sich mit Gewalt loszuringen aus diesem Treiben, was dadurch erschwert war, dass die Buchstabengläubigen, wie immer, jeden freier Gläubigen fogleich als Ketzer verschrieen und verfolgten und durch ihr Pochen auf den Buchstaben zur Sectenbildung nöthigten.

Das Schwärmerische, Verzückte, das Weiche, Süßliche war im Neu-Katholicismus mit Vorliebe ausgebildet worden. Diese Gefühle wurden gegen den groben deutschen Realismus, wie schon ähnlich vor Jahrhunderten, von besonderer Wirksamkeit. In der Form, wie sie nach Deutschland hiniüberkamen, hatten sie wirklich etwas Vornehmeres in sich, als der Protestantismus im Durchschnitt bieten gessen, welche je nachdem auf einen Karl V., Philipp II. und die Inquisition, einen Loyola und einen Calderon und einen Murillo ihre Einflüsse übten. Südspanien war maurisch und ward erst Ende des 15. Jahrhunderts der christlichen Obergewalt unterworfen. Der Religionshabs war fanatischer als je in den Vernichtungskämpfen geworden. Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Türken auf der Höhe ihrer Macht. Die ganze afrikanische Küste gehorchte ihnen. Die Eroberung Malta's hätte verhängnisvoll für Südspanien werden können, wo eine zahlreiche maurische Bevölkerung den Glaubensbrüdern freudig die Hand gereicht hätte. Bis zur Schlacht bei Lepanto konnte die Angst solcher Invasion dauern. Die Bigoterie und die Politik eines Philipp II. und die Angst der Inquisition finden dadurch für Spanien eine besondere Erklärung, ohne dass natürlich die zur Selbstvernichtung führenden Massregeln gerechtfertigt werden.

konnte, und sie begannen auch gleich einen derartigen Einfluß auf diejenigen Kreise zu üben, welche in einer solchen Vornehmheit der Gefühle oder in deren phantasievoller Erregung eine Stufe des Heils erblickten.

Es war ein Niederländer, geboren in Deutschland, der den kraftvollen Schwung des neuen Katholicismus frisch und frei aufnehmen und mit vollster künstlerischer Selbständigkeit verwerthen sollte: Peter Paul Rubens. Niederländische Dichter, auch ein deutscher Dichter nahmen in der Folge diese Richtung des Neu-Katholicismus auf; vor der Hand waren es aber mehr die Guido Reni- und Carlo Dolce-Geister, denen man in der katholischen Poesie am liebsten nacheiferte und welche den größten Effect machten. Das Weich-Manierirte und Süßliche und Süßliche des italienischen Stils lag den deutschen Katholiken am nächsten.

Die meistens aus Uebersetzungen bestehende Sammlung: Paradeisvogel, des Jesuiten Conrad Vetter (1613, in der ersten Auflage: Rittersporn genannt) kann vortrefflich in diese neukatholische Bewegung einleiten. Sie hat innigen Ton; oft herrscht wirkliche Verzückung in den Liedern des Lobgesanges und solcher Betrachtungen, «dadurch das Herz mit Macht erlustiget, von der Erden zum Paradiese und himmlischen Freuden gelockt, erquickt, entzünd't und verzückt wird.» In diesen Uebersetzungen alter und neuer schöner lateinischer Hymnen, dem Abdruck von Schwarzenberg's Kummerrost u. s. w. findet man den Ausgangspunkt und manche Erklärung für den anscheinend so einsam auftretenden späteren Friedrich von Spee*) und zum Theil noch für Petrus Balde.

*) Philomena praevia des h. Bonaventura:

Nachtigall, dein edler Schall
Ist ein gewisses Zeichen,
Dafs es Sommer überall,
Winter, der muß weichen:
Berg und Thal dein süsse Stimm'
Lieblich thut durchstreichen,
Sei gegrüßt, wie ich vernimm,
Ist nicht Deinesgleichen.

Mehrere Strophen in dem neunzigstrophenigen Gedichte sind freilich sehr ungefüige. Doch kann hieran auch ganz äußerlich Spee's Trutznachtigall anreihen.

Schon bei Vetter zeigt sich, daß die Poetik in den Jesuiten-Schulen mindestens so gut wie bei den Protestanten gelehrt wurde. Die Wirkung von Samm-

Des Schraubens und Ueberspannens gab es fortan genug und übergenug. (An die bis zum mörderischen Wahnsinn gesteigerten Schwärmer dieser Jesuiten-Periode braucht nur erinnert zu werden.) Ein krankhaftes Element lag, wie in allen solchen reactionären und forcirten Wiedererweckungen auch in dieser Art Neu-Katholicismus, gegen welchen der damalige Protestantismus nüchtern, schönheitsbaar und voll der oben angeführten Fehler, aber bei alledem im Kerne gefund war. Die Gegensätze des Schwärmerischen bis zur Albernheit und füßlich-widerlichen Kinderei und des Pedantischen standen sich dort und hier scharf entgegen.

Die protestantische Geiftlichkeit und Laienwelt hatte ein Gefühl dessen, was ihr fehlte. Aber wo angreifen, ändern, bessern? Wenn man sich aus der Dürre retten wollte und das Bedürfnis hatte, sich eine weitere Welt- und Gottesanschauung zu bilden, statt innerhalb der Schranken des Buchstabens seinen Lebensweg dahinzugehen, wohinaus sich wenden, wenn man in der religiösen Sphäre bleiben wollte?

Der Katholicismus zeigte uns outrirte Rückkehr zu einer geisteigerten Phantasiethätigkeit, die sich eine überirdische Welt und Gegenwelt schaffte, der Protestantismus taucht wieder in das innere Gemüthsleben und seine mystischen Tiefen. Aehnliches, wie seit 1250 in den Mystikern sich zeigte, wird gegen das Jahr 1600 aus ihm herausgeboren, mit directem Anschluss an die mittelalterlichen Bewegungen.

Johann Arnd (aus Ballenstädt; 1555—1621), der Verfasser der auf lange hin und weithin einflussreichen vier Bücher vom wahren Christenthum und des Paradies-Gärtleins, knüpft in Glauben und Worten an die alten grossen Mystiker des Mittelalters Tauler, Kempis u. s. w. Durch Andreea und die späteren Pietisten fügen sich an ihn wieder neue Ringe in der grossen Kette.

Wie bei seinem theosophischen Zeitgenossen Böhme finden wir auch bei Arnd die besonderen Einwirkungen der damals im Gegensatz gegen die religiösen Maafslosigkeiten mit aller Macht aufstrebenden Naturwissenschaften. Es ist die Zeit eines Baco von Verulam (1561 bis 1626) und Galilei (1564—1642) und Kepler (1571—1630). Der

lungen und Gedichten in der Weise des Paradeisvogel auf phantasievolle und gefühlreiche Gemüther, namentlich auf Frauen ist aus der Sammlung und auch schon aus der Dedication leicht zu ersehen.

protestantische Geistliche, der nach einer allgemeinen und neueren Weltanschauung vom religiösen Standpunkte aus ringt, kann sich dem Einflusse der neuen Wissenschaften nicht ganz entziehen, den die Faustfrage schon verarbeitete; doch ist die naive Art, wie er sich religiös half, nur interessant als Einleitung für die späteren Bestrebungen, die mit diesem Problem sich abmühten oder darüber strauchelten.

Arnd's ganzes Wesen ist erfüllt von seinem Glauben, der wieder ein schöneres, freieres Verhältnis des Menschen zu Gott, gleichsam das ursprüngliche kindliche Paradies-Verhältnis vor Augen hat: der Gegensatz gegen die prächtige Hof- und Staatswirthschaft des neu-katholischen Glaubens und auch im Gegensatz gegen jene herbe protestantische Anschauung, die jetzt dominierte und den Menschen als Knecht, Gott den strengen Herrn fürchten lehrte.

Der Gedanke an einfache schöne Zustände und Verhältnisse erfüllte damals — wie immer, kann man freilich sagen — die Zeit. Bei den ernsten, zum Großen ringenden Geistern sind es von Michel Angelo bis Milton Paradies-Phantasien. Bei Andern verstecken sie sich schäferlich-idealistic. Der Realismus schafft sich bald gleichfalls seine Formen.

In seinem reineren, klaren und schöneren Glauben war Arnd von bewegender Kraft; der ganze Mann ward dadurch poetisch und poetisch wirksam. Er war ein Erleuchteter unter den Buchstaben-eiferern und Dogmabohrern. Aber der sinnige Prediger, der den Reichen und Geizigen zuruft, dass sie wären wie die Kamele und Maulesel, welche kostbare Sachen trügen, aber am Ende des Wegs abgeladen würden und nichts davon hätten als Schläge und Striemen und Müdigkeit und dass sie im Stall allein gelassen würden, der geistvolle klarfchauende Theologe, welcher dem Protestantismus neue Verinnerlichung und Erwärmung geben sollte und seine zankfützigen dogmatischen Collegen daran erinnert, dass «über dem vielen heftigen Disputiren, Strafpredigten, Schreiben und Wiederschreiben, des christlichen Lebens, der wahren Busse, der Gottseligkeit und christlichen Liebe gar vergeffen ist, gleich als stünde das Christenthum nur im Disputiren und Vermehrung der Streitbücher», der sieht in den Dingen die mystischen Signaturen und lässt die Sterne die Wolken hervorbringen, weil — Sirach es sagt.

Poetisch fehlt Arnd, was den meisten lehrhaft angelegten Schrift-Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung.

stellern fehlt: die Einsicht von der Nothwendigkeit der (aristotelischen) Fabula oder des bestimmten organisch entwickelten Inhalts. Auch er ist lehrhaft-herumredend, da ihm jede Lehre im Augenblick das Wichtigste scheint, während der künstlerische Geist Alles dem Gesammt-Eindruck unterordnen soll. Er ward bei seinem hohen Ansehen dadurch kein gutes Vorbild.

Aus der Theologie trat ein Mann heraus, kühner, umfassender als der gelehrte Arnd, ein Laie aus den unteren Schichten, der sich den Beinamen philosophus teutonicus errang, ein wunderlicher Zeuge dieser wunderlich ringenden Zeit.

Es ist bezeichnend, dass in derselben Epoche, wo in England Baco von Verulam durch principiellen Auspruch mit der mittelalterlich-aristotelischen Auffassung hinsichtlich der Naturwissenschaften bricht und die Sinnenerkenntniß neu einsetzt, wo in Frankreich der kühne Denker heranwächst, der mit aller Ueberlieferung tabulam rasam macht, um aus reinem Denken den Menschen und die Welt zu begreifen, wo anderseits einem Shakespeare das reine Menschenwesen idealisch-poetisch, einem Rübens es malerisch frei und kräftig hinzustellen gelingt, Deutschland den größten Mystiker erzeugt, in dessen tieffinnige Speculationen Wenige nachzutauchen vermögen.

Es ist derselbe Drang. Es ist das Ringen und Schaffen einer neuen Zeit. Wie verschieden aus den Umständen die Ergebnisse! Aber viele Fäden erst bilden ein Gewebe, wie es der Webstuhl der Zeit zeigt.

Ein armes Bauernkind, welches vom Viehhütten in die Schusterlehre kam und nach etlichen Jahren Wanderschaft sich in Görlitz als Schuster niederließ, von aufserordentlicher Denkanlage, hoher innerer Anschauung, dem nur Bibel und protestantische Predigten als Lectüre zugänglich gewesen waren, über die Feindschaft der verschiedenen Religionsparteien brütend in die Zeitströmung des Nachdenkens über die Kräfte der Natur gerissen, in keiner Weise geschult, überall von unklaren oder für seine Forschungen falschen Voraussetzungen ausgehend, so suchte Jacob Böhme (1575—1624), von unwiderstehlichem Drange getrieben, sich seine Erklärung der Welt und der sie leitenden Mächte zu bilden. Böhme hat nie Poesie, sondern Philosophie geben wollen, aber er hat auf die mystische Phantasie großen Einfluss gehabt bis auf den heutigen Tag. Vom inneren Schauen und Gefühl, welches in ihm das im Einzelnen merkwürdig anschaulich-kräftige

Denken noch überwog, machte er sich an die schwierigsten Probleme des Denkens, auf die undeutlichsten empfangenen Anregungen hin oder rein durch eigne Kraft; was er geleistet, bleibt wegen seiner Originalität und Kühnheit eine Fundgrube für alle folgenden derartigen Speculationen. Der Mann baute sich in seiner Schusterlube seine eigenartige, halb religiöse, halb naturphilosophische, ganz mystische Welt. Aber es fehlte ihm für seine Ideen an Schulung im weitesten Sinne des Worts; er gewinnt nirgends einen festen Ausgangspunkt, sondern geht mit seiner mystischen Anlage von Phantasien Anderer aus und übersetzt seine Gedanken gerne wieder in mystische Vorstellungen (Erzengel u. s. w.); er kann sich nicht beschränken, wagt sich an die unendliche Mannigfaltigkeit der wirklichen Dinge mit der immer gleichen, alles wirklichen Wissens entbehrenden, jede eigentliche Forschung verschmähenden subiectiven Grübelei. Mit der Bibel und auf sogenannte Offenbarung sich stützend, die Naturphilosophie in Angriff nehmen — je grösser die ursprünglichen Kräfte und der Trieb, desto chaotischer musste sich das Ergebniss gestalten. Wer nicht durchbrach und Ein oder das Andere bei Seite warf, wer vereinen wollte, was in dieser Form unvereinbar ist, dem musste schliesslich selbst der Kopf schwindeln, und ein Ueberschnappen musste die Folge sein eines solchen nirgends real gestützten Grübelns und Philosophirens.

Jacob Böhme ist ein außergewöhnlicher Geist, aber ein Stich solcher Verrücktheit eines sonst im Zusammenhang denkenden Wahnsinnigen ist über den armen gewaltigen Denker gekommen, nur dass sein Wahn sich nicht in Angst und Verfolgungsfurcht äusserte, sondern ihn still und heiter für sich hinspätisiren ließ. Mit dem trauernden Grübeln über den Zwiespalt in den verschiedenen Confessionen hatte er seine Speculation begonnen gleich so vielen Andern, die aus denselben Betrachtungen zu den verschiedensten, atheistischen oder pantheistischen oder hyperorthodoxen Ansichten gelangten. Auch er forschte nach dem göttlichen Kern in der Religion und damit nach dem göttlichen Wesen; der Zug der Zeit und die mystische Ueberlieferung führen ihn darauf, Gott auch in der Natur zu suchen. Er ist ein nervöser Mensch, über den drei Mal erschütternde Erleuchtungen kommen, wie er denn auch liebliche Musik hörend vor dem inneren Ohr verschieden ist. Glücklicher Weise in seinem Bette verschieden. Als er im Jahr 1612 seine «Aurora im Aufgang d. i. die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie, aus rechtein

Grunde oder Beschreibung der Natur, wie Alles gewesen und Alles worden ist» herausgegeben, ward ihm von seinen Magistratsherrn zu Görlitz das Schreiben verboten, aber sie behandelten ihn glücklicher Weise nicht als Ketzer sondern als einen «Idioten» und ließen ihn mit dem Verbot, Bücher zu schreiben, in Ruhe leben, nach sieben Jahren aber, als ihn der Geist unwiderstehlich wieder zum Schreiben drängte, auch ruhig schreiben.

Des «Philosophus teutonicus» Werke geben eine Mischung der bedeutendsten inneren Anschauungen und geistigen Erfassungen, die ihre Wirkung nicht verfehlten*) und namentlich seit Schelling in der deutschen Philosophie auch anders als spöttisch genannt worden sind; anderseits aber geben sie ein Gemisch von Unfinn und beschränkter Kraft. Böhme ist genial im Denken des Göttlichen und was auf das Verhältniss der menschlichen Seele zu Gott Bezug hat, abgeschmackt und verwirrt, sobald er sich auf die engere Naturphilosophie einlässt und mit seinem mystischen Hocuspocus die Erklärung der Kräfte der Materie auszudrücken unternimmt, an seine niedere Sphäre gebunden in der Phantasie, wo er das Schöne schildern will. Dass ihm die rechte künstlerisch-schöne Phantasie fehlt, zeigt sich z. B. bei seinem Gott und seinen Engeln; es ist ein halbphilosophisches Anschauen. Die Engel sind in schönen Farben wie Menschen ohne Zeugungs- und

*) Die grosse unveränderliche Natur ist das, was man von Gott sieht. Im Mysterium magnum heißt es: die geistliche Welt ist in der sichtbaren verborgen wie die Seele im Leibe und sehen daran, dass der verborgene Gott allem nahe und durch alles ist und dem sichtbaren Wesen doch ganz verborgen. An dem sichtbaren Wesen der Creation sähe man eine Figur der inneren geistlichen Wirkung der Kraftwelt und daraus könne man das Wirken und Wesen der verborgenen göttlichen Welt ergründen. Und sollen von Gott nicht anders denken, als dass er der inwendigste Grund aller Wesen sei und doch also, dass er von keinem Ding mag ergriffen werden aus des Dings eigner Gewalt.... Er ist das Eine gegen der Creatur als ein ewig Nichts. Er hat weder Grund, Anfang noch Stätte und besitzet nichts als nur sich selber. Er ist der Wille des Ungrundes, er ist in sich selber nur Eins. Er bedarf keinen Raum noch Ort; er gebähret von Ewigkeit sich selber in sich. Er ist keinem Ding gleich oder ähnlich.... Das Wort (*λόγος*) ist nun das gesaffete, das im Willen ein Nichts ist.. Denn das Nichts hungert nach dem Etwas und der Hunger ist die Begierde, als das erste Verbum, fiat oder machen.... Dies ist der ewige Urstand der Finsterniss, denn wo eine Eigenschaft ist, da ist schon etwas und das etwas ist nichts als das Nichts. Die freie Lust als die Weisheit ist keine Eigenschaft.. Aber die Begierde ist eine Eigenschaft.

Verdauungsorgane, aber wenn sie zu einander kommen, sind sie wie die Kinder, freundlich, lieblich zu einander. Höher geht doch auch seine Phantasie nicht.

Bibel, talmudische, mystische Ueberlieferungen wirken auf ihn ein, wenn er in mittelalterlicher Weise daran geht, die Welt zu konstruiren und nach ihren Schöpfungs-Sphären auseinander zu legen, jetzt aber unter den Einflüssen einer vagen Träumerei über die Kräfte der Materie. Wunderlichere Versuche sind selten gemacht worden: das Verwirrende und Verrückte gegenüber anderen Theorien entspringt aus dem Gemisch von Genialität und Halbwissen und Glauben und Aberglauben. Unter neuen Formen und Benennungen ist er daran, die alte Phantasiewelt nach Dreieinigkeit, Erzengeln, Geistern aufzubauen; wo die neue Philosophie sich mit den Abstractionen von Quantität, Qualität u. s. w. begnügt, da tritt bei ihm die Forderung der Anschaulichkeit und des Symbols ein, wie es das Mittelalter gewohnt war, und nun beginnt jener, für Geister anderer Auffassungsart wunderliche und hirnverrückende Mischmasch von Wahrheit und Unfinn, wo Gedanke und Symbol und Bild, Philosophie und religiöse Ueberlieferung und mystische Anschauung sich fortwährend durcheinanderwirren.

So z. B. ist Gott Urgrund als ruhendes noch «Nichts seiendes» Sein; dessen Entfaltung aber geschieht nach den drei englischen Königen oder Großfürsten. Deren erster ist Michael (Gottes Stärke), Lucifer, geschaffen nach der Qualität, Art und Schönheit Gottes des Sohnes ist der zweite und Uriel (hat seinen Namen vom Blitz oder Lichte; das bedeutet Gott, den heiligen Geist) ist der dritte. Gott selbst aber besteht in den sieben Geistern in ganzer Tiefe und ist nicht natürlich.

Volle künstlerisch-schöne Phantasie hatte Böhme nicht; sie würde ihn befreit haben. Es ist ein Halbdanken, ein Halb-Anschauen, bald im Abstracten, bald im Kindischen stecken bleibend. Seine Sprache und Ausdrucksweise ist ihrem Kern nach schön zu nennen; er drückt sich einfach, kühn, sicher, erfinderisch und augenscheinlich fließend aus, aber wo die volle Mystik einfsetzt, kann natürlich auch seine Sprache nur einen mystischen und verworrenen Ausdruck gewinnen.

Zeichen der Zeit ist die Stellung, welche er gegen die Angestellten und Gelehrten einnimmt, besonders auch gegen die hohen Schu-

len'). Eh' die Gelehrsamkeit alleinherrschend wurde, zeigte sich im Volke in den verschiedensten Gestalten die Gegenbewegung.

Jacob Böhme war keine einzelne Erscheinung. Er repräsentirt für uns die sonderbaren Bestrebungen in den Schichten, denen er angehörte, nach ihren Anlagen voll Kraft und Tiefe und Sehnsucht und unklarem, mifsleitetem, stets auf sich selbst zurückgeworfenem Geistesdrang.

Ein Seitenstück in feiner Art zu dem dunklen Philosophus teutonicus ist der halbgelehrte als Salbader verewigte Barbier Jacob Vogel zu Stößen an der Saale, der seit Mitte des zweiten Decenniums die Welt mit seinen Reimereien belehren und bekehren will und ärgert oder ergötzt, und der sich dann auch den «poeta laureatus» Titel erwirbt. Denn man hält auf Poesie. Man wünscht sie und fördert sie, allerdings am bequemsten durch Titel.

Das allgemeine Urtheil über Vogel giebt trefflich der Spitzname Salbader: er salbadert über Alles. Ein Halbdenkter, ein Halbkünstler! Auch er hat aus wissenschaftlichem Drang und Ehrgeiz, durch wirres

*) Er vergleicht sie wegen ihres Disputirens u. s. w. mit des Teufels Schulen. Er beruft sich — aus dem richtigsten Gefühl heraus, — im Zusammenhang mit dem, was in Arnd wirkte, auf die einfältigen Leute der Vorzeit, geringe, verachtete Leute, wider welche die Welt und der Teufel wüthete und tobte. Hier kann er stolz, fest und scharf und sehr grob werden. Er sei nicht in den Himmel gestiegen, „sondern derselbe Himmel ist in meinem Geist offenbaret, dass ich im Geist erkenne die Werke Gottes: auch so ist der Wille dazu nicht mein natürlicher Wille, sondern es ist des Geistes Trieb, ich hab auch manchen Sturz des Teufels müssen hiemit erleiden“. Sein Buch Aurora nennt er selbst ein Wunder der Welt. Dann steigt das Närrische in ihm auf: „so du aber — sagt er zornig — als ein Epicuräer und Teufels Maß-Sau aus des Teufels Anregen wirfst dieser Dinge spotten und wirfst sagen: Der Narr ist nicht in Himmel gestiegen und hat's gesehen oder gehöret; es sind Fabeln: So will ich Dich in Kraft meiner Erkenntniß vor das ernste Gericht Gottes citirt und gerufen haben“. Er ist weniger, als man gewöhnlich denkt, mild und mystisch-geduldig, wenn er sich des Hochmuths der Gelehrten gegen den „Layen und einfältigen“ erinnert.

An Burleskem fehlt es nicht, um auf den Zug des Sonderbaren, häufig Komisch - Gesteigerten in der mystischen Dichtung zu verweisen, wofür ja noch heutigen Tags viele religiöse Lieder der Gesangbücher zeugen. Wenn er z. B. von der grossen Herrlichkeit der drei englischen Könige spricht, heifst es: Das ist der rechte Knittel, den man nach dem Hunde wirft, dass er fleucht, bei diesem Gesange möchte ihm wohl Herr Lucifer seinen Bart ausraufen vor Leid“. Seine Ansichten und Ausprüche über die Engel und über die Menschen vor dem Sündenfall etc. sind draftisch.

Vielstudiren bei mangelnder Grundlage das bekommen, was man «einen Sparren» nennt. Er ist hinsichtlich seiner, Religion, Philosophie, Geschichte, Politik u. s. w. behandelnden Gedichte oft nur mit dem Wort Narr zu kennzeichnen, wie er sich an Alles wagt, was es auf Himmel und auf Erden giebt, ohne irgendwie zur Sichtung und einflichtsvollen Tiefe zu gelangen. Jacob Böhme darin ungleich, will er Dichter sein und hat keine Ahnung von künstlerischer Führung. Er versteigt sich, wo es irgend angeht, über seine Sphäre und ist dann immer ein langweiliger und unerträglicher Schwätzer, obwohl er viel gedacht oder vielmehr an Alles hingedacht und auch stets aufmerksam beobachtet hat. Die eigentlichen Gelehrten beneidet und hasst er, aber der arme vor Ehrgeiz halb närrische Dilettant stürzt sich kopfüber in ihre Fehler, um sie zu schlagen und citirt z. B. gleich in seinem Lasterbeller gegen hundert oder mehr Werke, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Er ist die durch Gelehrsamkeit und lehrhaften Hochmuth aus dem Häuschen gebrachte, durch alle Fehler des Didactischen verkehrte Carricatur von Hans Sachs, den er aus einem richtigen Gefühl heraus zum Vorbild hat.

Man muss etwa seine «Wandersregeln, was ein Reisender von Gottes dreieinigem Wesen und Willen, ewiger Vorsehung und Gnadenwahl, Christi Person und Amt u. s. w. glauben soll» (1619) kennen, um aus diesem Jacob-Böhmisch aufgestützten, im Einzelnen oft von gefundem Sinn zeugenden, von Eitelkeit strotzenden, das Schwierigste mit knittelversmässiger Handwerksrefolutheit behandelnden, dramatischen Sammelfurium von Geschichten aus den Classikern, Anedothen, Morderzählungen, Bibelcitataten und Unterredungen über Physik, Fatum, Vorsehung, Gnadenwahl, Christi Person etc. etc. ermessen zu können, dass viele Geister mit Freuden auch die trockenst-gelehrte fremde, wenn nur klare, geordnete, logisch-sichere Poesie begrüßen mussten, aus Furcht derartiger Hirn und Sinn verrückender, wirrer Dichtung zu verfallen. Andrerseits sieht man so manche richtige Empfindung, das Volksmäfsige, auch Tüchtige, Biderbe, was Vogel hat, eine richtige Fühlung für das, was einer volksmäfsigen Dichtung Noth thäte und worauf man weiter bauen müsse, erstickt durch den Schwulst halbgelehrter Verschrobenheit. Der Sinn wäre das Höchste, sagt er. Man achte mehr des Goldes als des Gefäßses, darinnen es sei, aber das Schlimme war, er selber hatte nicht Gold sondern nur Messing und Blech zu geben.

Wenn Vogel seinen hölzernen Pegasus bestieg und in der Knittelversgangart daher ritt, sich der deutschen Nation als ihr Schutz und Trutz zeigte, sich für berufen erklärte, der ausländischen Literatur, zumal den Jugendverderbern, den Amadis-Romanen und Narrengedichten zu wehren, den hochnäfigen Lateingelehrten die Wege zu weisen, der deutschen Nation, die zwar einen Lutherum aber keinen Homerum habe, ein Homer zu werden, wenn er mit seinem hölzernen Ross sich wie Don Quijote in die Lüfte erhoben wähnte und sich für einen Adler-Vogel und Phönix erklärte und hielt — dann musste diese in's Verschrobene, die Fehler der Gegenparthei überbietende, unsinnige volksmäßige Poesie in Mifscredit kommen. Die schlechte Art, sie retten zu wollen, gab ihr den Todesstoss durch den hölzernen Dolch der Lächerlichkeit.

Hans Sachs und Ringwaldt sind Vogels Lieblinge. Wo er sich beschränkt, zeigt er, dass er besseres in seiner Sache habe leisten können; er ist da oft gut volksmäßig, von gesundem Sinn, der auf der Wanderung immer die Augen offen gehabt und über Politik und sociales Wesen (z. B. wenn er beschreibt, wie man Reisen und die Welt sehen soll) manche richtige Gedanken hat.

Schade, dass ihn Geburt und Wunsch und Wirklichkeit in die unglückliche Zwitterstellung trieben, die für seine Anlagen so verhängnisvoll wurde.*)

Worauf er sich hauptsächlich stützt gegenüber seinen Widersachern ist bezeichnender Weise Bibel und Predigtstudium**); die gelehrte, gegen

*) Er ist ein württembergischer Pfarrerssohn, den aber der arme Vater nicht studiren lassen konnte. Interessant beschreibt er selbst, wie er unter Leonhard Blanck auf der deutschen Schule zu Esslingen gewesen sei, die 5—600 Kinder, darunter 30, 40 und mehr Kostgänger, vornehmer Leute Kinder, besucht hätten. „In den Feier- oder heilig Abenden ließ er uns Reihum jeden etwas entweder aus der H. Schrift oder Hans Sachsen, beides geistlichen und weltlichen Comödien oder Tragödien lesen.“ Sie würden sich im Himmel nach ihrem wunderlichen Vogel umsehen, wie in Joh. Matheſi Fabeln der alte Sperling nach seinem jüngsten Sohn.

Gegen seine Spötter und Verächter ist er im Stil Jac. Böhme's ingrimig erzürnt. Er wolle ihnen schon die Wege weisen, wenn er nur einen Verleger bekomme, folle sein Werk schon in ganz Deutschland abgehen. Er sei durch ganz Deutschland und Welschland gereist und wisse, was die Glocke geschlagen habe. Doch er verachte Niemand, er meine nur seine missgünstigen Rüssler.

**) Er habe auf der vortrefflichsten Universität, auf der hohen Kreuzschule des heiligen Geistes seine heilige Schrift studirt und die Bibel in Kopf gefasst und

das Uebermaß alles verschlingender religiöser Lehre arbeitende Gegenparthei stützte sich stolz auf das classische Alterthum und die specifisch wissenschaftliche Literatur des Humanismus: mit welchem Recht sieht man nicht bloß aus den mittelmäfsigen Gegnern, sondern grade aus den Werken genial oder halbgenial angelegter Köpfe wie Jacob Böhme und Jacob Vogel. Aufräumen! galt vor der Hand noch auf zu vielen Gebieten. Zu viel Ordnung und selbst Leere wurde gegen die wirre chaotische Unordnung und trödlerartig durcheinandergewühlte Fülle von Halbtauglichem und Ganzuntauglichem aufgerufen!

Natürlich gingen die früher geschilderten Strömungen der Volksliteratur oder der Literatur volksmäfsigen Stils weiter.

Für die Satire sei hier auf ein Spottgedicht gewiesen, welches in seiner tollen, frivolen, oft aber ganz außerordentlichen Laune einen

aus den besten Predigten sein Fundament gelegt. Sein Thun gefiele der Welt nicht; ihr Thun ihm auch nicht.

Vielgeschäftig ist er in allen Dingen gewesen. Nichts zeigt ihn uns besser, als seine Erzählung, wie er Stößen wieder das Privilegium, zwei Märkte zu halten, verschafft, indem er keine Reisereien, Laufereien, Bitten, Zeit, Geld scheut, dazu versetzt und Geld und Gut verreist, um dann in Stich gelassen zu werden. Aber Omina hätten ihn getröstet.

Seine Art mögen folgende wenige Verse illustriren. Nachdem er in seiner hochfahrenden ernstlich-possirlichen Weise vor Nachdruck gewarnt, sagt er (Wandersregeln):

Thu Einer Verlag, ich dicht so viel,
Mit Gottes Hülf, als er haben will,
Soll ein'n Hans Sachsen an mir kriegen.
Jetzt thu ich noch gar öde liegen.
Schreib mir Einer ein Materie zu,
Er soll erfahren, was ich thu;
Die Kohlen liegen noch verborgen gar
Unter der grauen Asche fürwahr.
Es möcht wohl mancher Poet sonst
Mir überlegen sein mit Kunst,
Die achtsilbigen Carmen hart
Zu zwingen auf poetische Art,
Aber den theologischen Sinn
Ungezwungen zu geben drin,
Sammt der Erfahrung mancherlei,
Da schafft die Kunst gar wenig bei
Sondern die Gaben Gottes schon
Müssen folch' alles wirken thun.

feltsamen Eindruck macht und unter der wilden Spott- und Streitliteratur hervorgehoben sein mag: die eigentliche, gründliche, wahrhafte Beschreibung des heiligen Römischen und Catholischen Hafenkäss (1617).

Allegorisch im Stil der älteren Dichter und Ringwaldts und Andreae's setzte es ein mit der Beschreibung des Schlosses Ketzertrutz. Ein bald grofsartiger, bald heilloser Spott, anfangs in einer Mischung, dass man nicht klug wird und nur unbändigen Unfinn zu lesen glaubt, entwickelt sich, die Marienvergötterung, die Reliquienverehrung, die Papstautorität, die Ablasfsverkäuflichkeit u. f. w. wird in der wunderlichsten, auch gröbsten Weise durchgezogen. Poffenhastes, Zotiges dazwischen und namentlich zum Schluss. Das Ganze ist wild und wüst, aber zeugt von einer wenn auch ungebundenen doch grofsen, sprudelnden Kraft, in der alten, an Fischart knüpfenden Weise. Das tolle Fest, bei dem man Luthers Bildniss verbrennt, wobei aber das ganze Schloss in Brand geräth, ist mit düsterer, wunderlicher Phantastik beschrieben.

Die miserable Rohheit, welche noch immer herrschte und gegen welche die Amadis-Courtoifie ein Gegengift war, kann Georg Klemse lehren: Kurze Erklärung, wie ein Pferd und eine Frauenperson in vielen Stücken mit einander verglichen werden u. f. w. Aufs neue übersehen durch G. K. weiland Feldtrommeter, der Zeit aber Fürstlich Sächsischer Burgvogt zu Altenburg 1624. Manches ist trivial derbrichtig, wenn er gegen fremde Moden, die eisernen Reifen (Crinolinen), Ammen u. f. w. eifert, dann aber wird er schauerlich roh, wie er so recht vom Herzen beschreibt, dass man die neun Häute der Weiber durchprügeln müsse. Es ist ein Abgrund der Gemeinheit, die damals nur zu viel herrschte, in welche der alte gemeine Tropf uns blicken lässt, wie man den ungehorsamen Weibern das Haar mit Fäusten abscheeren, sie beim Haar nehmen und mit ihnen die Stube kehren, alle Tage zwei, drei, vier Mal schmieren und sie schlagen müsse, bis sie gestreckt daliegen. Eine Verdammnis dieser «guten alten Zeit» der Theologenherrschaft ist dies elende, gewiss viel bewiehrte, dickeleibige Gedicht.

Dass die altbeliebte Anecdotenliteratur sich fortsetzt, bedarf nur der Erwähnung. Zeichen der Zeit aber ist erneuertes Bestreben, dem gelehrt Geschmack sich zu nähern und aus dem gröslich Realistischen heraus zu kommen. Lazarus Sandrub, phil. et theor. stud. mit seinen

«delitiae historicae et poeticae» (1618) kann nach Vorgang des Autors des Ameisen- und Mückenkrieges nicht umhin, sich für das «aut prodeesse volunt aut delectare poetae» zu erklären und nützliche Gedichte zu bringen und nicht «grobe, unfläthige, fausische, scham- und zuchtlose Narrentheidung, Poffen und Unflätherien aus dem Rollwagen, Garten-geellschaft, Schiltwach, Eulenspiegel u. dgl.» Dass unter den kurz und bündig, nicht übel im Knittelvers erzählten, zu Anfang mit Moral-Prosa gespickten Geschichten auch sehr saftige kommen, verschlägt ihm nichts. (Aus Euricius Cordus bringt er die schöne Geschichte von den beim Feuer rettenden Franciscanern, die Lessing später so draftisch zusammengezogen hat).

Den Uebergang zu der neueren gelehrten Dichtung zeigen einige Männer, welche Gelehrte waren, aber im volksmäfsigen Stil beharrten.

Da ist als dürrer Pedant und hölzerner Poet alten Stils M. Joh. Jac. Weidner von Hall in Schwaben. (Teutsches poetisches Lustgärtlein; die 1. Aufl., nach der Vorrede in der zweiten Auflage, von 1619; eine Sammlung von: 100 nachbenannten Blümlein als Glückwünschungen zu Hochzeiten, zum neuen Jahr, zur Reife, Anbind- oder Fangbrief, Klagen über Leichen, Reime mancherlei Inhalts mehrerer Autoren.) Das Buch zeigt uns, wie der Stil der Gelegenheitsgedichte schon vor Opitz beschaffen war. Es ist unendlich flaches ledernes Zeug. Hinsichtlich des sprachlichen Patriotismus sucht aber der Autor etwas zu leisten. Interessant sind die freilich unsagbar kläglichen Versuche im «Lustgärtlein» und in der für die deutschen Pflanzennamen interessanten Hausapotheke, «Teutsche Hexametri» (geschrieben 1617) zu bauen. Sobald der ehrbare Magister und spätere Pfarrer volksmäfsige Erzählung zwischen seiner Reimerei zu behandeln hat und sobald er wie später (1642) sein im 30jährigen Krieg erlittenes Unglück uns einfach-treuerzig in Knittelversen berichtet, ist er eine andere, anhörbare Person.

Der Archidiacon in Eileberg, Martin Rinckhard (1585—1649), zeigt uns dramatisch ein Gegenstück zu Vogel, z. B. in seinem seltsamen, wirren, nach Dramatisirung der Geschichte ringenden Müntzerischen Bauernkrieg (1625), mit manchem frischen dramatischen Anlauf, kecken Griff und Zug — wie er auch als Liederdichter und Verfasser der Müllerin-Stimme (?) bethätigte — aber durch Kritiklosigkeit, Ungeschmack und Ueberladung Alles erdrückend. Unter

den vielen Dramen dieser Zeit in dem hergebrachten Stil mag der Bauernkrieg durch verschiedene characteristische Züge zu den besten gehören*).

Anderer Art ist der Hauptvertreter der gelehrten Männer des älteren volksthümlichen Stils Joh. Valentin Andreae (1586—1654), als Dichter, Gelehrter, Geistlicher von Ruf und eigenthümlicher Richtung hervorragend.

Auch Andreae hat im alten Stil begonnen und ihn festgehalten. Er sieht gleich so vielen seiner Vorgänger das Höchste der Poesie im Didactischen, doch treibt ihn seine poetische Anlage, eine äufsere Anlehnung zu suchen. In der Allegorie, gleich Ringwaldt, Schwarzenberg, und Kaiser Max, findet er diese. In einem seiner früheren Werke, der Geistlichen Kurzweil (1619), gelingt ihm die äufsere Einkleidung seiner Lehre am besten. Wie er in den Wald flieht aus Herzensleid und Abneigung gegen die Bosheit der Welt und ihre Schlechtigkeit und dort die Wunder der Natur betrachtend sich niederlegt, wie seine Sinne ruhten im sanften Saus, seine Phantasie wollt fliegen aus, allgemach sein Haupt sich neigt zur Erde und er entschläft und träumt, dafs Alles schwarz, traurig, Nacht wär, plötzlich aber sein Ohr den Ruf vernimmt: Mit Fried und Freud fahr ich dahin und nun zwölf Jungfrauen, Fides, Spes, Devotio u. s. w. kommen, hat viele frische, schon durch Herder wieder lebhaft anerkannte Stellen. Das Kernigste aber ist sein: gutes Leben eines rechtschaffenen Dieners, ein Dorf-Lebensbild des Pfarrerthums vor dem 30jährigen Kriege, in welchem der junge, von grüner Weisheit überfließende, den alten Practiker verachtende und hänselnde Candidat und der alte, tüchtige, verständige

*) Aus Müntzers Predigt:

Sie heissen Fürsten und gnädig Herrn,
Sind aber in Wahrheit Leun und Bärn,
Nimmroth, Raubebald, Eilebeut,
Die Euer, o ihr armen Leut,
Nichtsachten, ja Euch schinden, kratzen,
Bis auf den Grad ausaugen und schatzen,
Und den Schweifs, den sie euch abtringen,
In Hoffahrt, Sünd und Schand durchbringen u. s. w.

Wie Müntzer vorher allein melancholirt, die Dialect sprechenden Bauern mit ihren Articulsklagen, die Rede des Landgrafen Philipp u. s. w. enthalten manches Interessante. An saftigem Scherz fehlt es auch nicht, wenn z. B. Katharina v. Bora Luther mit Eva Schönfeldt neckt und der Ehestand besprochen wird.

Pfarrer, der den noch nicht hinter den Ohren trocknen Gecken derb ablaufen lässt, ganz herrlich gezeichnet sind. Andreeae hat ferner eine Reihe Uebersetzungen aus dem Französischen und Lateinischen gebracht, Alles noch in der älteren freien von Hoeck her bekannten Scandirung, oft in wechselnden Rhythmen, die seltsam gegen die jetzt sich anbahnende Regelmässigkeit abstechen. In seiner Lyrik ist ein alterthümlich innig poetischer Hauch zu spüren, auch ein melodischer Rhythmus nicht selten: zur rechten Gestaltung kommt's freilich nicht. Wie er eine Dichtung höheren Stils anfasst, zeigt sein allegorisch, didactisch-satirisches Gedicht: die Christenburg*). Hier zeigt der vom Geist Joh. Arnd's durchdrungene Theologe, der schon 1614 durch eine lateinische Schrift mystischer Art die Anregung zu den Rosenkreuzer-Verbindungen gegeben, (welche er in diesem Buch fingirt hatte), seine Stärke wie seine Schwäche in poetischer Beziehung. Seine Stärke ist der Fischartische Fluss, wenn es gilt in treffender Weise die Verkehrtheiten und Laster der Zeit zu geisseln,**) und seine tüchtige, wenn auch etwas altfränkische Gesinnung, die keine Elasti-

*) Nach den Briefen Sereniss. Dom. Aug. Selenianae Princip. juv. im Jahre 1620 gedichtet, aber erst später (1626) 1627 (?) gedruckt.

**) Gegen die Christenburg sendet der Antichrist den Tyrannus, ein unbändig Thier, Hypocrita noch ärger schier und Sophista, einen Schwätzer. Sophista führt „die im Himmel gewesen, all' Heimlichkeit darin gelesen, denen ihre Vernunft viel lieber ist, als der einfältig Jesus Christ, die Sprachenstümmler, Zeitverderber, Natur-Hümpler, Jugend-Mörder, Weisheitskracher, Wahrheitslacher, Bücherschreiber u. s. w. Tyrannus ist Anführer aller zum Müssiggang gehörenden Leute und Kurzweiligen, der Zechbrüder, Spieler, Kuppler, Tänzer, Maler, Musicanten, der Revolutionäre, Aufwiegler, Sauerseher und verschmitzten Köpfe, Politen und Ragionisten, Sejaner und Macchiavellisten (Macchiavelli spielte damals in der Staatslehre und bei Erziehung der Fürsten eine grosse Rolle), Kirchenräuber, Bauern-Schinder, Schulenfeind, Gotteslästrer u. s. w. und was mehr aufhebt Treu und Recht. Hypocrita hat der Heuchelei Kriegsvolk, hat Simoniten, Miethling, Weichling, Bauchesknecht, unzeitig Eifrer, Gnadpfeiffer, Gesetzesammler, Schwärmer, Träumer und Neu-Propheten und die das Fleisch mit Fuchsfchwanz tötten, die leis hergehen und hart treten, Mucken seigen, Kameel verschlucken, Auffatzdichter, Splitter-Richter u. s. w. Der alte Mann Reformator, der unter den von den Feinden hart bedrängten Christenbürgern sich erhebt und ihnen wieder Muth einflößt, setzt statt Securus den Devotus zum Feldhauptmann ein, sodann Rectus, Abstemius, Evitans, Servans, Instructus, Eruditus, Eloquens, Subtilis u. s. w. Das Ganze schliesst sehr nebulos, indem Gott die Stadt den Feinden durch eine Wolke entzieht und die Feinde mit Schrecken schlägt.

cität besitzt, aber doch aus ganzem und zwar aus Eichenholz besteht. Schwach ist die ganze künstlerische, zu fehr in's Didactisch-Gelehrte und in lebloße Allegorie sinkende Behandlung, die durch lateinische Namen, womit sie durchspickt ist, noch ungenießbarer für den Laien werden müfste.

Man ist also Anfang des 17. Jahrhunderts grade noch so weit wie vor 100 Jahren. Andreae in der künstlerischen Anschauung und Behandlung auf demselben Standpunkte wie Kaiser Max in feinem Theuerdank! Allegorie, verstandesmäſig herangedacht, soll noch immer das höhere Leben einhauchen und soll Kunst bedeuten!

Hätte Andreae den richtigen Weg verfolgt, den er im «guten Leben» eingeschlagen! Aber es ging ihm, wie nach ihm Schupp und so vielen, ja fast allen Andern, welche den volksthümlichen Stil, damit aber auch dessen Fehler fortsetzten.

Eins sei hier noch hervorgehoben, anknüpfend an Andreae's Klagelied über der Stadt Calw leidigen Untergang von 1634 («durch Joh. Werth eingenommen, schrecklich geplündert, auf Beute tortuirt die Einwohner und geschändet, in der Nacht durch Brand verheeret; » 450 Gebäude wurden eingäfschert.»).

Auch Andreae's, des tüchtigen Mannes, Rede ist, dass die Stadt wegen ihrer Sünden so gelitten habe und sich nun zu Gott kehren solle. Durch diese Art, auf die Gemüther mit aller Wucht zu wirken, die in schlimmen Zeiten den Herren von der Kanzel so geläufig und so oft und so leicht pfäffisch-nichtsfagend ist, wurde den Deutschen auch der letzte Muth genommen und sie wurden nicht blos durch das Schwert der mörderischen Soldateska, sondern auch noch durch das Strafwort ihrer Seelsorger unter das Joch geworfen und entnervt, statt dass man sie in den hellsten heiligsten Zorn gespornt hätte. Besser wäre Wuth als sclavisches Erdulden gewesen. Und wenn sie, ungeschützt von festen Mauern und Wällen, Tag und Nacht in Busse lagen und heilig wie die Engel wurden, konnte das vor den schrecklichen Heeren retten? Der Character des Volks wurde durch solche Jeremiaden nicht gebessert und geläutert, sondern verdummt und verdorben. Man denke an Luther: er hätte nicht blos Demuth und Busse, sondern zugleich Schwerter und Karthaunen gepredigt. Das Wort der Ermahnung galt es dem Volk gegen die Horden zu predigen, ein: Wifst zu sterben, aber schlagt in Gottes Namen die teuflischen Mörder und Quäler vorher tod! Dagegen Geklag, Geheul,

zu Gott, Gewinsel an allen Ecken! Bufse, keine feurige Leidenschaft, keine mächtige Energie! Die Sehnen des Muthes wurden damals den Deutschen gelähmt.

Es war eine heillose Zeit in Bezug auf die Ursachen des Unglücks, das Unglück selbst und dessen Folgen.

Und doch war Andreae ein kernhafter Mann, ein männlicher Dichter von altem Schrot und Korn, inmitten der seit Mitte des dritten Decenniums rund um ihn auftauchenden Nachahmungsdichter der Opitzischen Aera eine hoch erfreuliche Erscheinung, weil er uns einen der nun selten werdenden Poeten des Characters zeigt, während jene so gut wie auschließlich in die Verstandesdichtung gerathen. Nur wo alle Kräfte harmonisch zusammenwirken, kann sich volle schöne Dichtung ergeben, und die Poesie des 16. Jahrhunderts und der damit zusammenhängenden Andreae's und der ihm ähnlichen Männer blieb so einseitig, wie die der nächsten Opitzischen Zeit und deren characterlose gelehrt Kopfdichtung. Immer aber wird man sich an ihrer Mannhaftigkeit erfreuen können. Es ist Stil darin, weil Natürlichkeit und Kraft dahinter steckt und man sogleich den Dichter selbst als Persönlichkeit hinter der Dichtung empfindet. Wie dies in den nächsten Decennien schwindet, dafür möge man das geschlechtliche Gedicht in's Auge fassen, welches fortan weniger Derbheit, aber viel Unsittlichkeit und bei steigender Lüsternheit immer weniger echte sinnliche Kraft aufzuweisen haben wird.

Wenn es sich um männlichen Sinn und Dichtung aus dem Chá-racter heraus handelt, so ist freilich allen ihren Zeitgenossen voraus eine Frau zu nennen, die in Leben und ihren Gedichten mehr Mann ist, als fast alle die gleichzeitig dichtenden Männer. Frau Anna Owena Hoyer († 1648, Anna Hoyer, Owens Tochter), ein Kind des Eiderstädtischen Gebietes, zeigt einmal in der Poesie das deutsche, speciell das friesische Weib der herben, festen, gebieterischen Art, wie sie im Leben genug, in der Literatur unter den Blaustrümpfen so selten zum Vorschein kommen. Sie war mit Leib und Seele Schwenckfeldianerin, in der Dichtung aber wie ungleich ihrem älteren, zumeist bilddichtenden, milderden, mystischen Genossen der Secte, Daniel Sudermann!

Anna Hoyer's poetischer Fond ist nicht gross; es ist die Leidenschaft ihrer Ueberzeugung, der feste geschlossene Charakter, der ihren Worten Mark, Gegenständlichkeit und Interesse verleiht. Ihre Sprache ist kräftig, frei und ohne Umschweif, wie sie selbst, auch rücksichtslos

und derb. Den Nagel trifft sie oft auf den Kopf. Die Kehrseite ihres mystisch-sectirerischen Wesens und Glaubens zeigt deren Schatten. Ihre Derbheit ist am leichtesten zu verzeihen, da sie gradeweg und erhaben über jede gemeine Absichtlichkeit ist. Schlimmer und für ihre poetisch zur Besserung des Characters ermahnten Angehörigen gewiss fehr unangenehm ist der Prediger- und Sectirer-Stolz dieser Sectenhauptlingin, sowie der bis zum Verschrobenen gehende Mysticismus, in dem sie z. B. den Hocuspocus der Kreuzüberschriften treibt. Sie hat den alten Stil; Knittelverse und kurze Reimpaare, zuweilen in Priameln-Weise, sind für Erzählung (z. B. die Versificirung der Ruth) und Didaëtik und Streitgedicht ihre Form. *) (Schade, dass

*) Anna Owena Hoyer fand in Königin Christine v. Schweden einen ähnlichen Geist und eine Beschützerin, als sie vor ihren Feinden, den lutherischen Predigern von ihrem holsteinischen Besitzthum wich. Christine schenkte ihr ein Gut. Ihr ist auch die Ruth (1632 ?) dedicirt.

Nicht bei Luther, Calvin, Päbstlern, Flaccianern u. s. w. sei das wahre Christenthum, heisst es in ihren „Geistliche und Weltliche Poemata“, im Gespräch eines Kindes mit seiner Mutter (1628). Sondern wo Friede, Einigkeit, Liebe wäre und das Fleisch sammt den Lüsten gekreuziget würde. Sonst nirgends. Das Kind sagt, dann finde man wenig Christen, denn sie bissen sich wie die Hunde und zerrissen sich wie die Wölfe. Jeder beweise in seinen Schriften, er habe Recht. Dann folgen die bittersten Ausfälle,

Dass die von hohen Schulen kommen
Und von Menschenlehr eingenommen,
Sind mit Stolz und Hoffahrt besessen,

ehröschtig, geizig u. s. w. Die wahre Weisheit liesse sich nicht auf hohen Schulen kaufen und von Menschenlehre lernen, sei nicht bei den Weltweisen, Klugen und Schriftgelehrten, die verfluchten, ketzerten und verjagten und von Salbung sprächen. In der „Einfältigen Wahrheit“ sagt sie:

Wer Noae Taub nicht haben kann,
Der muss den Raben nehmen an,
Die schwarzen Federn loben —
So müssten auch oft grosse Herrn
Annehmen und nothwendig ehrn
Der alten Schlange Samen,
Dafs nur die Welt in Ordnung bleib,
Es geht dennoch ein hinkends Weib
Besser als fünfzehn Lahmen.

— — —
Als unsre Herrn Titultrager,
Wahrheitverjager, Frommenplager,

Die nach all' ihrem Willen
Verkaufen ihre blau bunte Brillen,
Schwatzten daher aus den Postillen,
Beutel und Bauch zu füllen.
Diese Herrn von hohen Schulen,
Die mit Potiphars Hausfrau buhlen,
Den langen Rock mit Falten,
Ihr Geld, Kunst, Gunst, Autorität,
Darin all' ihr Vertrauen steht,
Lieben und gern behalten —

— — —
Sind faule Bäuch und leere Schläuch,

wir nur ein plattdeutsches Gedicht von ihr besitzen und dazu keinen Commentar. Es gehört zu den interessantesten Cultureinblicken des holsteinischen Lebens jener Zeit, im realistischen niederländischen Stil.)

Sie essen lecker, schlafen weich,
Beid', Städt' und auch Dorfsaffen.

Eine Art Kappen tragen.

In Gottes Weisheit sind sie blind,

Ein' Blas voll Wind, drin Erbsen sind

Acht ich gleich ihren Sachen.

— —
Also auch diese Herrn Pastorn

Lateinische, deutsche, dän'sche Thorn

Aristotelisch seien sie, nicht Gelehrte, sondern wie schon Luther gesagt, Verkehrte, die da lehrten, es geschehe Christi Verdienst Abbruch, wenn man dem Fleisch wehe thue. Sie erzählten Geschichten aus der Bibel, aber von der wahren inneren Religion sagten sie nichts. Schlangenart, Satansvorreiter seien sie. In ihrem Schreiben an die Herrn Titulträger von hohen Schulen nennt sie ihre Feinde bei Namen. Wie der Satansfame sich keck und frei der Wahrheit mit seiner Schulfuchsferei widersetzen dürfe? ob Gott sie promovirt hätte? Gaffaten gehen, bulen, fressen, saufen lerne man auf hohen Schulen:

Es bild't euch ein der Teufel,
Der Pfaffen frifst, Soldaten sch....
Deß' Geift hat euch gefalbet,
Denn wie die Kuh, das Sprichwort heifst,
Läuft, also sie auch kalbet.

Im Judicium über Schwenckfelds Buch vom Worte Gottes:

Der Geift ist Herr, der Buchstab Knecht,
So ich des Worts Kraft soll geniesen,
Muß der Herr selbst mein Herz auffchliesen.

— —
Der Buchstab gab ihm Lichts genug.
Kommt Einer her und sagt vom Geift,
Der wird fehr übel abgeweif't
Und als ein Ketzer hart verklaget,
Incarceriret und verjaget,
Genannt Schwenckfelder und Phantaft,
Rosencreuizer, Enthusiaſt,
Chiliaſt, Weigelianift,
Davidianer, Neutralift. . .

Ein Gedicht mit Refrain: Auf, auf Zion,
Und schmück dich schon,
Singe das Hofianna.
Fröhlich psallir,
Es singt mit dir
:Hans Owens Tochter Anna:

Frau Anna Owena Hoyer war ein Eisenkopf, aber hätte es nur viele ähnlichen
Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung.

Noch ein Reis, aber ein fremdes Ppropfreis, volksthümlicher Literatur schlug in dem glücklichen ersten Viertel dieses 17. Jahrhunderts in Deutschland aus und brachte es zum Wachsen und zeitweisen Blühen.

Nirgends hatte die religiöse und ritterliche Phantasie und Phantasterei die Gemüther so ergriffen, wie in der durch religiösen Krieg gegen die Mauren in Aufregung gehaltenen iberischen Halbinsel. Hinsichtlich der Ritterlichkeit hatte sich grade hier die Hyperidealität der Amadis-Romane herausgebildet. Je mehr deren Inhalt während des 16. Jahrhunderts mit Sitte und Cultur in Widerspruch trat, desto unsinniger wurden sie, desto barocker und alberner, und desto mehr schädigten sie somit bei ihrer Beliebtheit die Phantasie, ließen das wirkliche Leben schal erscheinen und machten dafür unbrauchbar.

In dem damals frischen und mächtigen, in Handel und Eroberung auf die Höhe seiner Macht gekommenen Volk blieben die poetischen Gegenbestrebungen nicht aus. Man setzte gegen den Heldenroman die Schäferidylle; der Realismus griff zur modernen Novelle. Die Fluth der Amadisphantasterei ging jedoch so hoch, dass ein ausgezeichneter spanischer Novellist und Dichter, der den Zwiespalt zwischen den kriegerischen Phantasien und der Wirklichkeit selber hart genug durchlebt hatte, sich dagegen erhob und seinen satirischen Roman *Don Quijote* (1605) schrieb. Ursprünglich hatte Cervantes seine Absicht nur darauf gerichtet, die Verrücktheit und den Taumel jener unsinnigen Ritterbücher in ihrem Verhältniss zur Wirklichkeit darzulegen. Sein Werk wurde dann von selbst zur Darstellung des Bruchs zwischen überspannter Idealität und crassem Realismus im Allgemeinen. Der *Don Quijote* gab der Amadisphantasie einen empfindlichen Schlag, so dass dieselbe in den höheren Kreisen ihre Herrschaft verlor und lächerlich wurde; ausgerottet jedoch ist dieselbe bis auf den heutigen Tag nicht in den unteren Schichten des spanischen Volkes, wie denn Volkscharakter und Amadisdichtung gegenseitig auf einander gewirkt haben, dass der «stolze Spanier» und seine Grofsredigkeit noch heute typisch ist. Der *Don Quijote* wurde seit 1621 auch in Deutschland durch Uebersetzungen bekannter, doch fehlten die Bedingungen, das Werk der Masse des deutschen

Schlages gegeben; der an Geist und Kraft verdornten rechtgläubigen, predigenden und Verse machenden Theologen waren leider übergenuug.

Volkes näher zu bringen, welches nur an den Höfen ein Stück Don Quijotenthum gesehen hatte, bevor der Kanonendonner des dreißigjährigen Krieges solche Phantastereien verjagte, und welches im Ganzen keinen Ueberfluss und Ueberschuss an Idealität im Sinne des edlen Ritters aus der Mancha hatte. Am Don Quijote des Cervantes erfreute deshalb nur der äußere Spass, wie ihn Knaben und unentwickelte Geister noch heute aufzufassen pflegen. Diesen aber hatte man trotz Sancho Pansa weit kräftiger aufgetragen in einer andern Sorte Bücher, welche der kräftige spanische Realismus vor dem Don Quijote schon gleichsam als Gegengift gegen die Ritterphantasien liefert hatte. Gegen die Amadisse und Don Belianis und Palmerin von England und Esplandian, sowie auch gegen die Nymphen von Enares und die Schäfer von Iberien u. dgl. erschienen als Helden Gauner und arme Schelme, die sich listig und lustig durch diese in der Wirklichkeit an Püffen und Stößen des Missgeschicks, an Druck, Unglück, Gewaltthätigkeit, an gewöhnlichen Sorgen und gemeinen Uebeln so reiche Welt schlagen. Der sogenannte Schelmenroman war in Spanien entstanden (Mendoza: Vida de Lazarillo de Tormes 1554). Des Mateo Aleman: Guzman de Alfarache (1. Theil 1599) machte überall ein ungeheures Aufsehen. Er behagte auch in Deutschland. Der Realismus war nicht idealisiert, sondern in Humor und Satire gezogen. Ein größeres zusammenhängendes Lebensbild voll Entwicklung statt bloßer Handlung war für solche Dichtung gewonnen anstatt der aneinandergereihten Anecdoten, welche in Deutschland künstlerisch zu gestalten nicht gelungen war, trotzdem die früheren Zeiten, wie erwähnt, wenigstens dahingekommen waren, sie um einzelne Personen wie Eulenspiegel u. A. zu sammeln.

Der Churfürstlich bayerische Secretär Aegidius Albertinus übersetzte 1615 Aleman's Werk (unter dem Titel: Landftörtzer Gusman von Alfarache oder Picaro genannt). Im Simplicissimus finden wir seinen ausgewachsenen deutschen Nachkömmling. Vorher schon bei Philander von Sittewald u. A. mannigfach sonstige Einwirkung der spanischen Prosa-Satire und Erzählung.

Also auch hier, wo eine wenn auch beschränkte Erweiterung der deutschen Literatur gelang, Anlehnung an die Fremde oder Nachahmung derselben, allerdings dann mit volksthümlicher Verarbeitung.

2.

Die Vormänner und Genossen von Opitz.

Der ringenden, vorwärtsstrebenden Kräfte gab es, wie man schon aus den soeben vorgeführten sieht, in den beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts genug. Interessant und bedeutend war darin die volksthümliche, selbständige Regung, die vielfach versuchte, die Strömungen, die im vorigen Jahrhundert zum Stillstand gekommen waren, mit eigenthümlicher Renaissance wieder aufzunehmen. Wenn es gelang, diesen Kräften einen grossen Anstoß und ein Ziel zu geben, so wäre ein Aufschwung möglich gewesen, wie er ähnlich in England im Elisabeth-Zeitalter vor sich gegangen war. Aber die Geschichte zeigt uns gewöhnlich Stufen des Fortschritts von Volk zu Volk, selten bei mehreren Völkern zugleich. An Deutschland sollte noch lange nicht die Reihe kommen. Statt zu glücklicheren Zuständen und kräftiger Volksentwicklung zu gelangen, sollte es erst das Unglück und die Verzweiflung bis zum Unerträglichsten durchkosten.

Vorher aber kam wirklich noch eine kurze Zeit, in welcher sich ein guter Ausgang erwarten liefs, politisch sowohl wie poetisch.

Zur Zeit, da Höck seine Gedichte herausgegeben, hatte ein junger Stuttgarter, erwachsen in mannigfachen Anschauungen schöner Renaissance, welche seine Vaterstadt bot, die Universität Tübingen bezogen und dann zu Heidelberg und auf Reisen in Frankreich und England seine Kenntnisse und seinen Geschmack erweitert. Es war Georg Rodolf Weckherlin (1584—1651), bald bekannt werdend als höfischer Dichter zu Heidelberg und Stuttgart, dann seit 1620 durch die politischen Verwicklungen des Winterkönigs Agent der Protestantenten in London, wo er als Präfes der deutschen Canzlei seine Lebenszeit in angesehener Stellung verbrachte.

Weckherlin hatte das Zeug zu einem Hofdichter im Stil der englischen Elisabethzeit; eine aufstrebende, frische, freudige Kraft erfüllte er sich mit dem Geist der italienischen Dichtung. Keck, frank und

frei, auch überschäumend strebt er phantasievoll zum Grossartigen und Reichen, auch dem Bombast damit öfter verfallend, den man aber ihm leicht verzeiht, weil er nicht aus gequälter Mache sondern aus wirklich genialischem Ueberschwang hervorgeht.

Weckherlin ist der deutsche Dichter, dessen Poesie noch am meisten zu den stolzen Renaissancefaçaden und zu den degenstolzen, kecken, üppigen, kriegerisch-höfischen Cavalieren passte, die vor ihren geputzten Damen mit Amadisgefühlen in den Schranken ringelrannten, aber auch auf dem Schlachtfeld oder in der fast noch mörderischeren, von Frankreich kommenden und das Tournier ablösenden Duellwuth ihre Studien übertriebener Ritterlichkeit bethätigten.

Der Dichter machte sich zuerst weiter bekannt, als er sich zur Ankunft der neuen Churfürstin^{*)} in Heidelberg mit überströmendem Schwung in der Hymne versuchte. In Oden, Antistrophen, Epoden ist dieses Gedicht abgefasst, hochgreifend in Reden, Bildern, Vergleichungen und Schmeicheleien. Auch hier wie bei Fischart spielt der bei Elisabeths, der Pfalzgräfin-Göttin Ankunft erschrockene Rhein keine üble Rolle. Vieles ist geschaubt und höchst barock und geschmacklos, aber das Ganze hat wahrhaft genialen Schwung, vornehmes Wesen, Renaissance-Ton der Cavalierzeit; treffend, warm strömt der Dichter pathetisch seine Reden aus, oft groß in Wort und Bild fliegend.

Nicht blos als Lyriker, sondern auch als Maître de plaisir und dramatischer Festordner erwarb sich Weckherlin an den Höfen zu Heidelberg und Stuttgart Ruf. War er als Lyriker der keckste Renaissancepoet, der in classischer Strophennachahmung dahertritt, auch «Anakreontisch» dichtet, die Mythologie fortwährend in kühner Weise handhabt, die französischen und italienischen Weisen anschlägt — Alles in französisch-italienisch freibetonendem, Silben zählendem Versbau, wie dies seine 1618 erschienenen Oden und Gefänge zeigen — so bietet er uns gar als dichtender Festprofäker so Wunderliches wie culturhistorisch Interessantes. Ein Schwulst in der Prosa zum Lachen, homerische Anfänge, wie die Morgenröthe am Himmel erscheint an den Festtagen, wenn die Mantenitorn auf die Stechbahn

^{*)} Das Volk schrieb den Ausbruch des böhmischen Kriegs dieser Vermählung des Churfürsten Friederich mit der englischen Königstochter zu, wie dies z. B. das hölzerne deutsche Boabdils-Gedicht „Erbärmliche Klage“ u. s. w. von 1621 und die macaronische „böhmische Tragödie“ vom selben Jahr zeigt.

reiten, aber in allem Bombast dichterische Empfindung. Inventionen, für welche alle Elemente, die ganze damalige Literatur, die Mythologie, die Völker von den Türken bis zu den Lappländern geplündert werden. Hochtrabende Verse dazwischen, über deren Metrum wir stolpern, die aber doch Feuer und einen gewissen Adel haben. Gegen Fidamor, Lucidamor und Justamor (drei Herzöge von Würtemberg), welche aus grossen getragenen Tapetenherzen hervorsprengen, reiten aus dem elysäischen Feld Alexander Magnus, Julius Cäsar, Pompejus, Mithridates, Porus mit der Religio, Prudentia, Magnanimitas, Constantia; später kommen Eudemon, Philander, dann Rodomonte, Mandricardo und Ferraguto, auch der prachtirende El es-pantoso Espade sternudo, Tugend und Teufel, Irländer Ritter, die zehn Sibyllen, der Pastor Fido, Göttinnen, Lappländischer Courier und dann baurische Närrinnen, — deren Namen nicht einmal Anstands-halber hieher zu setzen sind, obwohl sie von einem Herzog, einem Markgrafen u. A. dargestellt wurden.

Citirt ist die Hülle und Fülle: Cicero, Seneca, Horaz, Virgil, Lucan, Ovid, Plato, Xenophon, Ariosto, Tasso, Guarini, Ronfard, Bertaud u. s. w. Das Ganze^{*)} gewährt einen trefflichen Einblick in die Neigungen und Vergnügungen des Hoflebens damaliger Zeit, in seine Art der Phantasie und in deren halbkünstlerische verschwenderische Narretheidung.

Im Versbau ist Weckherlin sorglos. Die Freiheit, die er sich mit der Betonung innerhalb der gezählten Versfüsse nimmt, geht oft über das, was Hoeck, Andreæ u. s. w. wagen,^{**)} so in den Ge-

^{*)} Kurze Beschreibung des zu Stuttgart bei den fürstlichen Kindtauf und Hochzeit jüngst abgehaltenen Freudenfestes (17. Mai 1617). Verfertigt durch Georg Rodolfen Weckherlin. 1618. (Es sind Holzschnitte, die Darstellung der Aufzüge mit Text.) Weckherlin beklagt sich darin über seine Neider und die unfähigen Raïsonneurs.

^{**)} Es sind Jamben nach französisch schwebender Betonung:

O Ihr Göttin, deren Fürtrefflichkeit
Die Götter selbst nicht können widerstreben,
Stehet doch ab von eurer Härtigkeit
Und laffet doch diesen Rittern das Leben.

Zum Schluss erhebt der Dichter stolz seine Stimme: Nein es ist nicht mehr Noth, ruft er, sich über Römische Triumphe zu entsetzen, mit welsch-vermischter Sprache der Ausländer Wollust und Freuden zu erzählen, der Fremden Kunst und Witz und Erfindungen und Spiele unmachahmlich zu achten! Auch hier sieht man

dichten der Sammlung, so in denen des Festes. Doch baut er fünf-fürsige Jamben (mit Cäsur nach der vierten Silbe) und Alexandriner. In seinem erklärenden Texte sieht er streng auf Reinheit der deutschen Sprache, während das eigentliche Spiel von Fremdworten wimmelt.

Mit seiner Sammlung Oden vom Jahr 1618 gewann Weckherlin Einfluss und Freunde und den Ruf eines hervorragenden Dichters am Neckar und Oberrhein. Von ihr datirte man später in diesen Kreisen die neue Poesie. Neue und kräftige Verbreitung seines Namens geschah 1624 durch Zincgrefs Sammlung von Gedichten der neuen Schule, in welcher Weckherlin weitaus das Lyrisch-Bedeutendste bot.

Stürmisches Gefühl, Kühnheit in Empfindung, Wort und Bild waltet darin. Die Lust-stammelnde Verzückung, das bacchantische Jauchzen findet der deutsche Poet.

Nach all' dem war Förderung der deutschen Poesie von Weckherlin zu hoffen. Nach Geist, Leidenschaft und Chara^cter war er eine Ergänzung zu Opitz. Was ihm fehlte, hätte sich zum Theil durch Fleifs, künstlerische Concentrirung und aufmerksame Kritik ersetzen lassen; was dem deutschen Volke poetisch fehlte, besaß er in nicht übler Weise.

Es erweckt ein ängstliches Gefühl, versetzt man sich in die Umstände, unter denen eine solche Kraft nicht zur vollen Entwicklung kommen konnte, wie sie künstlerisch allein stand und ihr die Refonanz für die Töne fehlte, die sie anschlug. Obendrein war es 1624 schon zu spät, um mit dieser Sammlung lyrischer Dichtung bestimmd zu wirken. Im selben Jahr brach Opitz mit einem Schlage durch, gab der deutschen Poesie das neue metrische Gesetz und stellte sich an die Spitze der Bewegung, mit dem vollen Bewusstsein eines Dichters und Reformators von Beruf unermüdlich Jahr für Jahr auf allen Gebieten der Poesie eingreifend, die Poesie als seine Lebensaufgabe betrachtend, und auch persönlich dieselbe geschäftig fördernd, während Weckherlin seit 1620 in London saß und in seiner politischen Stellung nicht mehr wie in früheren Jahren den Beruf fühlte, auch nicht die Zeit hatte, sich ganz der künstlerischen Thätigkeit zu widmen, andrer-

Prinzen voll Anstand wie herrschende Planeten, Nymphen durch ihrer Augen Brand mit fürsiger Influenz leuchten wie Kometen. Gott gebe, dass die Deutschen begierig bleiben, ihre Ehre zu wahren. (Später hat Weckherlin seine früheren Gedichte etwas gefeilt; so z. B. auch das citirte Gedicht.)

seits auch nicht einseitig genug war, um so direct auf sein Ziel loszusteuern, wie Opitz es konnte. Er ward der hochstehende, für die deutsche Dichtung und ihre Ehre stets rege bleibende Mann, der, von wirklich dichterischem Geist getrieben, auch dichtete, der aber seine Kräfte nicht auf Poesie concentrirte und sehr selten seine Stimme hören ließ, der man nur in bestimmten Kreisen lauschte. Als er 1641 mit seiner verstärkten und neuen Sammlung lyrischer Gedichte auftrat, war es viel zu spät, um noch den einseitigen Einfluss von Opitz brechen zu können.

Wir brauchten damals und brauchen folche Männer, die aus andern, zumal aus höheren Lebensphären heraus und nicht als Dichter von Profession in der Poesie auftreten, frische Zuströme, nicht die immer neu aufgepumpten vorhandenen Waffer zur Beriefelung. Aber ihr direchter Einfluss ist gegenüber der Zunft selten sehr bedeutend, es sei denn, dass sie Kräfte ersten Ranges darstellen, die sich überall Bahn machen. 1641 aber verhallte Weckherlins inhaltsvollere Poesie unter dem Scandirjubel der neuen metrischen Versdichter. In mancher Beziehung trug freilich schon 1618 und 1624 die Art seiner Begabung die Schuld, dass er ähnlich wie Höck nicht weitere Kreise poetisch entzündete. Die Masse des Publicums konnte besser an Zincgref und noch mehr an Opitz sich erfreuen, als an diesem ungestümen, hochgreifenden, üppig-phantastischen, nicht humanistisch, nicht theologisch befangenen, Didactik verschmähenden Dichter, der einen freien, reichen Geisteschwung und Erhabenheit liebenden Hof und ein idealisch aufgelegtes, freieres Publicum hätte hinter sich haben müssen. Um Weckherlin's Vorzüge zu würdigen, auch seine Schwächen sich recht klar zu machen, denke man sich einen der berühmten englischen Poeten der Elisabethzeit aus der Anregung, die London, Publicum und Hof und gegenseitige Aneiferung gab, zu Beginn seines Dichtens versetzt an den Hof zu Stuttgart und selbst nach Heidelberg. Wie würde das Ergebnis gewesen sein?

Mehrere Gedichte Weckherlins gehören zu dem Bedeutendsten, was wir in dem kecken und im bacchischen Stil wilden und zärtlichen Raufsches besitzen.^{*)} Aber auch die Sprache des charactervollen

^{*)} Unter den Taufenden von Brautliedern dieser Epoche wie ragt das Weckherlin's für Philander und Chloris hervor! In Zincgref's Sammlung singt Petrus Denaifius das feinige volksthümlich, hübsch, scherhaft deutlich; Caspar Kirchner bringt die grobe Zote, Weckherlin Grofsartig-Schönes, Sinnlich-Wildes. Eine Schaar

Ernstes wufste der reifere Mann zu reden, darin den Besten seiner Zeit zwar nicht überlegen, aber gleichkommend. So folgte er den politischen Begebenheiten, die ihn aus der Heimath fern hielten und um sein väterliches Gut gebracht hatten, nicht blos als Politiker, sondern auch als Dichter mit innigem kräftigen Gefühl, ja seine Dichtung zeigt Stellen, die an den grollenden Schwung unserer Befreiungsjahre erinnern.

Genug ist Gustav Adolph, besungen als «Held aus Mitternacht» (mit Ach und O und schrecklicher, dummer Pedanterie z. B. von Wieland 1633), oder als «Löw' aus Mitternacht» (nach Daniel wurde er so genannt). Weckherlins Gedicht auf die Schlacht von Lützen hat bei so manchen Schwächen doch kaum einen Nebenbuhler. Nicht blos Philidor und Myrta seufzen und glühen in seinen Gedichten, sondern auch Moritz von Oranien, Mansfeld, Bernhard von Weimar, Richelieu, Oxenstierna haben neben Gustav Adolf in Lobgesängen, Epigrammen und Sonetten darin eine Stimme.

„Liebelein“ (Amoretten) singen das Lied von „tiefwundenden Küffen, füfs heilenden Busen, wo des Einen Mund des Andern Herz mit Wollust aus der Brust saugen soll und mehr tiefgründende Küsse, als Stern in klarer Nacht, als Blumen im Frühling und Bienen auf Hybla, geben soll und schmollende Holdseligkeit der Kuß ist:

Ach wie furchtsam scheinet sie doch?
Ach wie zittert sie ab dem Joch?
Darunter deine Arm sie binden.
Nun kann dein Mund (dürftig) zumal
Von Seufzen und Zähren ein Mahl
Auf ihrem Mund und Augen finden.

— —
Köstliches Mahl! Göttliche Speis!
Himmlisches Getränk! Mit Fleiss
In so reiche Gefäß gegossen!

— —
Wenn dann mit zitternder Stimm,
Wenn dann mit gleisnerischem Grimm
Sie dich wird arg, frech und bös nennen,
Hör doch nicht auf mit voller Lust
Ihre Stirn, Mund, Hals, Wangen, Brust
Mit tausend Küffen anzurennen u. s. w.

Die Ode Trunkenheit (Gedichte. 1641) steigt vom Frischen, Kecken bis in den trunkenen Taumel und in die wildeste Bacchanterie, in's Tolle eines flämischen Kirchweihjubels und dessen Wüstheit; eine Furie waltet darin, die an Rubens flämisches Bacchanal erinnert.

Schon 1624 hatte Weckherlin sich einer gröfseren Reinheit des Versbaues beflissen,^{*)} als 1618 sich erkennen liefs. In demselben Jahr trat Opitz mit seiner metrischen Regel auf und griff damit durch; er beschränkte, wie wir sehen werden, den deutschen Meter auf Jamben und Trochäen. Als Weckherlin 1641 seine Gedichte wieder herausgab, hatte er Manches von Opitz angenommen, doch erklärte er sich, im Todesjahr des Nebenbuhlers schreibend, gegen dessen übermäsig einschränkende Lehre, in so weit, als er mit echt künstlerischem Gehör verwarf, dafs man blos Spondäen oder Jamben bauen dürfe. Vielweniger — sagt er — folle man «auch viel schöne und insonderheit die vielsyllabigen und zusammen vereinigten Wörter von einander abscheiden oder jämmerlich zusammenquetschen oder gar verbannen und in das Elend und die ewige Vergeffenheit verstossen.»

Aber was half es Alles, das Gute und Richtige, das Kühne und Idealische, das wahrhaft Phantasievolle in Weckherlin! Sein Eingreifen in die Poesie war zu selten geschehen, in den wichtigsten Zeiten zu nebensächlich gewesen und hatte sich zu fehr auf ein einzelnes, das lyrische Gebiet beschränkt. In den glücklichen Zeiten seiner höfischen Begeisterung hatten ihn nur wenige verstanden. Sein Idealismus hatte in den Zeiten des dreissigjährigen Krieges in der Heimath keine Stätte mehr. Ein Geist, der sein Bestreben hätte aufnehmen und weiterführen können, fand sich nicht. Ein Genie war er selbst nicht, und seinem Talent wurde dann auch noch mit der Heimath der Boden unter den Füssen weggezogen. So wurde Weckherlin eine Gröfse, die man im Elsaß, der Pfalz und Schwaben wohl kannte und welche man hier, wie Rumpler von Löwenhalt that, grollend nannte, um den Schlesiern den Ruhm streitig zu machen, die Erneuerer der deutschen Poesie gewesen zu sein, den aber in den seit dem dritten Jahrzehnt für die deutsche Dichtung mafsgebenden Provinzen höchstens einige wenige Poeten kannten. Obwohl er an Feuer und Schwung und Idealismus alle seine Genossen übertraf und in seiner Art ein Stück schönerer, wenn auch vielfach barocker

^{*)} Auch in England hatte sich das Silbenmaß gegenüber dem alten Accentmaß im 16. Jahrhundert fortgesetzt. Henry Howard, Earl of Surrey (1516—47) Sonettist, Uebersetzer des 2. und 4. Buchs der Aeneide und Hauptförderer der italienischen Renaissance-Poesie hat diese Neuerung nicht eingeführt, sondern nach Hallams Behauptung nur durch sein Beispiel fester gegründet. Hallam: Introduction to the literature of Europe in the 15, 16, 17 Centuries.

Renaissance uns vorführt, so wurde er in Folge doch wie alle Vertreter der Vor-Opitzischen Schulen vergessen, bis Herder, der so manches Andenken wieder erweckt bat, auch das seinige wieder zu Ehren brachte.

Die italienische höfische Renaissance, der Cavalier- und vornehme Schäfergeschmack war Weckherlins Ausgangspunkt gewesen. In den Hofkreisen und mit Aufgaben für den damals im höchsten Glanze lebenden Hof zu Heidelberg und den zu Stuttgart, in dessen Festen und auf Reisen scheinen die Versuchungen des eigentlichen Gelehrtenthums und didactische Marotten nie an den jungen Dichter herangetreten zu sein. Er verarbeitete seine fremden Stoffe und Ideen, antike und moderne, frisch und eigenthümlich für die Gegenwart, wie es die gleichzeitigen Maler machten; ein von Buch für's Buch dichtender, auf der Studirstube sitzender Poet war er nicht.

Auch der Häuptling der nächsten Schule war das nicht, obwohl er seine Anlehnung nicht an die moderne Phantasie, sondern an das classische Alterthum nahm, von welcher er die Verquickung mit dem deutschen Wesen suchte. In dem glänzenden Heidelberg blieben mit Glück und Glanz die höfischen Wirkungen nicht die einzigen; ein wirklich reges Leben herrschte an diesem Sammelplatz der Reformirten, wo Pfälzer Lebensfrische, der Geist der zuströmenden französischen Reformirten, hohe Gelehrsamkeit und engländische Hofideen sich begegneten.

Des Paul Melissus und Denaifius Anregungen wirkten hier fort. Die französischen Bestrebungen du Bellay's und der Plejade, die man vor Allem in Ronfard (1524—85) verkörpert sah, hatten durch den französischen Geschmack des Hofes den grössten Einfluss.

Es bildet sich im zweiten Decennium ein poetischer Kreis, welcher mit Eifer dieses Bestreben aufnimmt und jugendlich muthig an eine Restauration der deutschen Poesie durch die Antike geht; die Forderungen sind im Ganzen die der Plejade: direkte, selbständige Renaissance durch Griechen und Römer; Heraustreten aus der ritterlich-mittelalterlichen Phantasiewelt, aus der Romantik; Reinheit der deutschen Sprache und Vervollkommnung der Form nach Art der grossen Italiener; möglichst naher Anschluss an die Dichtungen des Alterthums, bis in die einzelnen Gedanken und Wendungen, doch als freie Bearbeitung, nicht als Schulübersetzungen.

Wo frisch und freudig eine neue Idee ergriffen wird, wie wohl-

thätig berührt uns das! Wie finnt und klagt man, wenn einem kräftigen Anfang der Ausgang wenig entspricht. Wäre kein dreissigjähriger Krieg gekommen, möchte man auch hier wieder rufen und in vergebliche Gedanken sich verbreiten, wie es hätte besser kommen können, wenn eben Alles anders gewesen wäre!

Julius Wilhelm Zincgref aus Heidelberg (1591—1635), auf der Heidelberger Universität, dann auf Reisen in Frankreich, England und den Niederlanden gebildet, ward seit 1615 der Mittelpunkt dieser neuen Bestrebungen, er selbst das Mittelglied zwischen der ältern und der neu durchgreifenden, durch moderne Subje \ddot{c} tivität von jener verschiedenen Renaissance.

Talent und Chara \acute{c} ter spricht aus Zincgref's Werken.

In ihm ist das Wesen grunddeutsch; seine Lyrik ist gleich der des Melissus aus dem guten, inniglichen deutschen Volkslied hervorgegangen. Dazu nimmt er die neuen Formen: Sonett, Alexandriner u. s. w. auf. Seine Verarbeitung der classischen Poesie ist frei im alten Stil; sie gab uns z. B. eins der besten Gedichte jener Zeit. Wenn die gebildeten Kriegsführer jener Tage sich begeisterten an den Heldengestalten des Plutarch — wie Gustav Adolph — so erfüllte sich der Heidelberger Dichter mit dem Geist des Tyrtäus, da er als Auditeur der Heidelberger Truppen die Belagerung der Stadt durchzumachen hatte. Er dichtete feine «Vermahnung zur Tapferkeit, nach Form und Art der Elegien des griechischen Poeten Tyrtäi, welche der Lacedämonier Feldobersten ihren Bürgern und Soldaten, ehe sie in's Treffen gingen, vorzulesen pflegten», ein Gedicht in Alexandrinern, welches im Ganzen genommen trefflich ist, voll Feuer und wahrer mannhafter Empfindung, voll von jenem Muth und selbst jener Wuth, die in den Scharmützeln und auf den Schlachtfeldern des dreissigjährigen Krieges sich so tausendfach zeigte, in der deutschen Poesie aber, die immer nach der Gestaltung des braven, verständigen, gelehrt-französisch sich benehmenden, gebildeten Biedermanns suchte, so verhältnismässig selten loderte. Und doch muss man noch die Poeten dafür loben, dass sie unter den Sprechern zum Volke die Sprache des Muthes noch zuerst wiederfanden. Die bedeutendsten, Weckherlin, Zincgref, Opitz gingen auch hier voran. —

Aehnlich, wie es zu bedauern ist, dass Weckherlin's Geist nicht mehr durchgriff, ist es hinsichtlich Zincgref's und seiner Art, von echt

deutschem Wesen aus durch die antiken Elemente die Erhöhung der deutschen Poesie zu suchen.

Das Jahr 1618 ward ein besonders reges und wichtiges für die Poesie in Heidelberg, die erste Knospenzeit derselben. In den Kreis, der um Zincgref sich ansetzend im angegebenen Sinne wirkte, kam ein junger schlesischer Student Martin Opitz, ein poetisches und formal hoch begabtes Talent, ein zuverächtlicher, empfänglicher, frisch vorwärtsstrebender Jüngling, der die Freunde Zincgref, Barth, Venator, Hamilthon und die älteren Förderer dieser Bestrebungen schnell für sich gewann. Im Lingelsheimischen Haufe, in welchem Opitz Unterricht ertheilte, war, wie es schien, der geistige Sammelplatz. Bis zum Jahr 1620 geschah nun ein fröhliches, selbstsicheres Vorwärtsstreben. Man fühlte in sich den neuen Menschen und die neue Poesie. Opitz' Geistesbeweglichkeit und Klarheit hinsichtlich des einzuschlagenden Weges, seine Aneignungskraft und formale Gewandtheit, welche seinen Genossen erstaunlich war, verlieh Allen ein Bewusstsein und eine Ueberzeugung, welche auch das Unglück nicht erdrücken konnte. Zincgref, wie viel sicherer und voller im Character auch seine Gedichte sind als die Jugendpoesien von Opitz, war es selbst, der diesen als den erwarteten Messias verkündete.

Das Jahr 1620 zersprengte den fröhlichen Kreis der Heidelberger Poeten. Die Sonnenzeit war vorbei. In Böhmen war die Schlacht am Weissenberg geschlagen. Der Winterkönig war flüchtig. Der Feind drang in die Pfalz gegen Heidelberg vor. Alles, was frei war, stob auseinander, Opitz mit seinem Freunde Hamilthon in dessen Schleswig-Holsteinische Heimath. Zincgref bekam die trübe Veranlassung, sein Tyrtäus-Lied zu dichten.

Seitdem wurde Zincgref in den Kriegstrudel hineingerissen, in welchem er nicht wieder zur rechten Ruhe kommen sollte. Aber das Bewusstsein ihres Strebens wirkte auch in den zersprengten Freunden fort. Sie blieben im Verkehr mit einander, fühlten sich als eine neue Schule, und Zincgref besonders als ihr früheres Haupt suchte sie als solche zusammenzuhalten. 1624 glaubte er sich berufen, dem Zögern von Opitz, mit seinen gesammelten Gedichten aufzutreten, ein Ende zu machen und zu nicht geringem Verdruss des seit vier Jahren von ihm entfernten und in seinen Anschauungen vorgeschriftenen, auch in seiner Selbständigkeit und egoistischen Glorie gekränkten und buchhändlerisch geschädigten Freundes gab er nun zu Straßburg

«Martini Opicii teutsche Poemata und Aristarchus etc. Sammt einem Anhange mehr auserlesener Gedichte anderer teutscher Poeten, der gleichen in dieser Sprach hiebevor nicht auskommen» heraus.

Schon der Titel, dann die Vorrede zeigt, wie diese Schule sich gegen die übrige Poesie der Zeit stellt und in bewusster Weise die Neubildung unternimmt. Von den älteren Dichtern sind Melissus und Denaisius aufgenommen. Weckherlin war als Genosse herbeigezogen. Die übrigen Dichter sind Opitz (Gedichte, Aristarchus, Heinrich Lobgesang, Hymne auf Bacchus, Zlatna^{*)}), Zincgref selbst mit einer Reihe inniger Lieder, mit Sonetten, Epigrammen und dem Tyrtäusgedicht, Isaac Habrecht, Heinrich Albert Hamilthon, ein Anonymus, Caspar Kirchner, Balthasar Venator, Jacob Creutz, der Schlesier Balthasar Wessel, Fried. Lingelsheim (mit einem gewandten, frischen, bündigen Hochzeitsgedicht auf die zum dritten Mal verheirathete Schwester, die erst Morgenstern, dann Morgenröthe, dann die Sonne ist) und Janus Gebhard.

In dieser Sammlung waren drei der besten neuen Dichter zusammen vertreten, der höfisch-lyrische Weckherlin, der deutsche Renaissance-Poet Zincgref und der Dichter des neuen, flacheren aber umfassenden Geistes Opitz, letzterer Antikes und Modernes gleich flüssig verarbeitend, soweit es im Bereich eines allgemein-gelehrten Sinnes lag und keine freie, große Phantasie, noch weniger Phantastik voraussetzte. Die Diction und metrische Behandlung galt für das non plus ultra.

Aber im selben Jahr erschien Opitz' Poetik und im nächsten Jahre seine gesammelten und nach der neuen metrischen Theorie

^{*)} Opitz hat nie bestritten, dass er seine Gedichte, zum Theil die besten, vielfach nach fremden Quellen gedichtet habe. Einzelne französische Lieder müssen damals sehr in der Mode und beliebt gewesen sein. Bald lehnte man sich an sie an, bald dichtete man nur auf ihre Melodey. Wir finden bei Zincgref z. B. für Opitz angegeben als Melodey: Aupres du bord de Seine: Ist irgend zu erfragen ein Schäfer u. s. w. Allons dans ce bocage: Kommt, lasst uns ausspazieren, zu hören in dem Wald. Nach dem Ton von: Ma belle, je vous prie: Ach Liebste, lasst uns eilen, Wir haben Zeit. Asterie, du edle Schäferin, geht auf die Weise: Angelica, die Edle. Auf die Courante: Si c'est pour mon pucelage: O du Gott der süßen Schmerzen. Jetzt blicken aus des Himmels Saal — hat die Melodie: Kehr um mein Seel u. s. w. Zincgref singt auf die Melodie: allons dans ce bocage sein: lasst fahren euer Verlangen. Seine Nachtklage des Adonis: Mag denn ach Schätzlein — ist aus dem Englischen. Für die Stellung auch dieser Dichter zur Musik ist dies interessant.

überarbeiteten Gedichte, und fortan gab es nur eine Gröfse: Opitz, der auch nicht geneigt war, Andere neben sich als vollberechtigt anzuerkennen und zwar nicht feindselig gegen Andere, aber doch egoistisch seine Wege ging. Davon, dass er Weckherlin's und Zincgref's Richtungen fernerhin anerkannt und seine eigne, in mancher Beziehung nothwendige Einseitigkeit erkennend auf jene hingewiesen hätte, zeigt sich keine Spur. Er löste sich von den, im Grunde poetischeren, tieferen Bestrebungen Südwestdeutschlands.

Zincgref selbst blieb seiner Eigenthümlichkeit deutschen Wesens getreu. Der durch den Krieg umhergeschüttelte Mann begann eine Sammlung der umlaufenden und interessanteren Geschichten — eine Boccaccio-Arbeit in seiner Weise —, doch nicht wie so manche seiner, nur auf Anlockung durch Schläfrigkeit und Derbheit speculirenden Vorgänger und Genossen, sondern in mehr wissenschaftlich-höherem Stil. Seine: Teutsche Apophthegmata (Straßburg 1628) bilden eine interessante Schatzsammlung von Geschichten, scharfsinnigen Aussprüchen u. dgl., die vielfach Anregung gaben *) und eine Art culturhistorisches Interesse anregten. (Sie wurden später von Weidner fortgesetzt.)

Es ist kaum nöthig, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wie auch hier der siegreiche Neuerer Opitz, dessen Name später alle andern verdunkelte, nicht allein stand, sondern vor sich und um sich eine Reihe Kräfte sah, auf deren Schultern er sich hob.

Was vor 1624 in der Poesie erscheint oder in der Hauptsache seine poetische Anregung gefunden hat, gehört nicht zu dem Opitzianerthum im engeren Sinn. Es ist ein selbständiges, freies Ringen, je nach dem geschickter oder ungefügiger, welches aber im Ganzen die Werke dieser Richtung unendlich interessanter macht, als die der eigentlichen Opitz-Herrschaft.

Opitz vereinigte, wie schon hier angedeutet werden mag, mehrere Strömungen, indem er schon ganz äußerlich die Bestrebungen hinsichtlich der deutschen Dichtung im Osten und Westen Deutschlands in sich zusammenfasste.

*) Zacharias Lund hat z. B. seine Apophthegmata ursprünglich für Zincgref, nach dessen Anregung gesammelt. Auf Philander von Sittewald (Moscherosch) hatte Zincgref Einfluss. Philander berichtet über einen Spruch Zincgref's, den er gehört „als ich in Verfertigung seiner Teutschen Apophthegmata arbeitete“, wohl als Student in Straßburg.

Der Kreis des Palmenordens und der Universitäts-Poetik Buchners in den Elblanden geht der Zeit nach manchen der nächst genannten Männer vor. Dennoch mögen diese in ihren, von Opitz und den ähnlichen Richtungen des Palmenordens und Buchners noch ganz verschiedenen, selbständigen und vereinzelten Bestrebungen jenen vorgehen. Frei, unabhängig, wie sie von einander waren, seien sie hier aneinandergereiht, wie sie denn auch jeder systematischen Unterbringung spotten würden.

So steht höchst eigenthümlich da durch sein Gedicht: Teutscher Phönix (Frankfurt 1626) Caspar Barth, der als Gelehrter und Lateindichter berühmte, wunderlich-stolze, vielgereiste Leipziger Professor (1587—1658), in der poetischen Formung am meisten verwandt mit der Säule des Palmenordens, Tobias Hübner, auch ein Mittelglied der alten und neuen Epoche, zum Theil nach Unbeholfenheit und geistiger Art weit ins vorige Jahrhundert zurückweifend zu jenen Männern, die sich schwerfällig vom Lateinischen zum deutschen Schriftausdruck wenden, von einer Fülle des Wissens und voll selbständigen Nachdenkens, darin es aber an Ordnung und Licht fehlt. Diese Geister sind zu vergleichen den alten tiefen dunklen Stuben mit einem schmalen, durch Holzstock, Fensterblei und Gitter noch verdunkelten Fenster, die voll sind von alterthümlichen Geräthen und allen möglichen, nirgends exacten heut zu Tage unbrauchbaren Instrumenten und Folianten, in ihrem Halbdunkel so unbequem, dass sie mit Recht den freilich oft nicht so malerischen aber helleren Räumen der fremden Renaissance weichen mussten.

Barth's Phönix ist die Dichtung eines Deutschen älteren Stils im französisch-niederländischen Lehrgeschmack, philosophisch-myßtisch-religiöser Art. Das Ganze ist ein nebulistischer didactischer Mischmasch, indem immer, wenn vom Phönix die Rede kommt, mystische Verworrenheit eintritt und der Phönix bald Christus, bald auch wieder nicht Christus bedeutet.*). Dem Gedicht fehlt von vornherein jedes

*) Nicht die Unsterblichkeit der Seele, wie Wolf sagt.

Das Gedicht schliesst mit einer Aufforderung an die deutsche Nation, die Fürsten, Lehrer, Kaufleute, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen. Dann heisst es:

Dies ist mein Phönix gut, ein Zierd der Creatur,
Ein auserwählter Held, Christi einig Figur.
Dies ist sein Lied, dies ist für Gott sein werthes Amt,
Selig ist, wer ihm folgt, wer ihn veracht't, verdammt.

poetische Knochengerüst, so dass es sich stützlos und damit so ermüdend dahinspinnt, dass man stumpf über die Sentenzen dahingleitet, bis von Zeit zu Zeit tiefere Gedanken über Leben und Tod oder eine kräftigere phantasievollere Anschauung z. B. bei der Beschreibung der Insel des Phönix, des Paradieses u. dgl. wieder fesseln. Das einzelne Bedeutende wird durch Trivialität und Ungeschmack immer wieder getrübt. Es ist in Alexandrinern geschrieben, aber noch nach dem alten freien Tonfall, nach welchem man allerdings häufig alles Andere als Jamben liest. *)

Barth^{II} stand mit diesem deutschen Gedicht zu vereinzelt, war auch zu steif und formlos, als dass er bedeutenden Einfluss, seinem sonstigen Ansehen entsprechend, errungen hätte. Es war ihm sein Bestreben, gleich Homer, Maro und Orpheus «in die Vers voll Kunst und Weisheit der Blum untödtliche Lieblichkeit auszudrücken,» nicht so gelungen, wie es die gebildeteren Liebhaber der Poesie nach 1624 schon beanspruchten, die bei ihm nur metrische und sprachliche Holprigkeit und Steifheit gewahrten. Der Wechsel von Pedantischem und Freierem, von hölzernem und getragenem Ausdruck, von Gutem und Geschmacklosem ist bei Barth oft merkwürdig genug und hinsichtlich der Kritiklosigkeit des Dichters gegen sein Werk interessant.

Grundverschieden in seiner Richtung von Barth, wie der damalige Gelehrte und der Cavalier, ist Dietrich von dem Werder (1584—1657), der poetische Repräsentant der Renaissance in Hessen unter Moritz I. Werder erkennt in seiner Dichtung hinsichtlich der gebrauchten Form der Alexandrinischen Verse und der Anregung offen den Einfluss der Hübnerschen Uebersetzung des Bartas an, steht auch sonst in freundschaftlicher Beziehung zu dem seit 1617 thätigen Palmenorden, so wie zu Buchner, aber er kann nach dem Geist seiner besten Werke,

*) Z. B.

O Wappen steter Freud, unverblühter Jugend,
In Alter unverzehrt, allzeit grün in Tugend,
Allzeit frisch in Liebe, allzeit rein in Ehren,
Den keine Macht und List des Todes kann verzehren.

Der Tod: Griesgramet grausamlich, mit Zorn abscheulich schreitet,
Aus tiefster Todesglut herholt den alten Neid.

Friedrich Greiff hat in seiner geistlichen Gedichte Vortrab 1643 den Phönix auf Opitzische Art von seinen metrischen Fehlern gereinigt, d. h. verflacht und verballhornt.

seiner Uebersetzungen, eine selbständige Stelle beanspruchen. Mit seinem Tasso und Ariost, auch mit seinen Sonetten gehört er nicht zu den schwerfälligen Anhaltinern, nicht zu den professorhaft-gelehrten Dichtern, sondern ist eigenartig, ein Genosse Weckherlins auf höfisch-epischem Gebiete dieser Renaissancebestrebungen. Die Zeit Opitzens hat nicht fördernd auf ihn gewirkt.

Im Mauritianum zu Marburg^{*)} gebildet, ward er Page, Hof-

^{*)} Das Mauritianum war von Moritz zur besseren Erziehung des Adels gegründet, mit welcher es im Allgemeinen schlecht genug stand. Dass der deutsche Adel roh, ungefittet, dem Trunke, Fresten, Jagen u. s. w. und groben Freuden ergeben, den feineren Freuden und Künsten abgeneigt sei, war eine alte Klage. Vom Ausland lerne er hauptsächlich die Laster, Duelle, Unsittlichkeiten, Verachtung der Heimath u. s. w., auf die Universitäten komme er unvorbereitet und könne daher auch dort nichts Rechtes profitiren.

In Frankreich war, zumal seit Montaigne (1533—92) ein neuer Geist in die pädagogischen Anschauungen gekommen, der, getragen im Allgemeinen durch die grosse italienische Renaissance nach Deutschland überschlug und hier zugleich mit Baco's Einflüssen mannigfach anregte, auch in Ratichius und Comenius wichtige Schulen zu bilden suchte. Moritz von Hessen hatte schon 1599—1605 den Anfang gemacht, ein Hoffschule-Collegium, eine Art Pagenanstalt in Marburg zu errichten. 1618 richtete er dieselbe wieder in Cassel als Ritterschule auf. Darin ward gelehrt: lateinisch, griechisch, französisch, italienisch, Logik, Dialectik, Rhetorik, Naturwissenschaft, Mathematik, Astronomie, Kriegswissenschaft, Geschichte, Sittenlehre, Staats-, Haushaltungskunst, Gottesgelahrtheit, Reiten, Fechten, Tanzen, Voltigieren und Musik.

Moritz selbst, der nebenbei bemerkt 1601 zu Heidelberg einen Mässigkeits-Orden für hohe Herrn stiftete, der für jede der zwei Mahlzeiten nur (!) 7 Becher des Tages erlaubte, Dünnbier, Sauerbrunn, Waffer, Juleb nach Bedürfniss, doch nie zum Vollsaufen, von Branntwein, starkem Wein und starkem Bier nur ein Glas — Moritz trieb Lateinisch, Französisch, (konnte auch Griechisch), Englisch, Italienisch und Spanisch. Er las Petrarca, Ariost, Tasso. Er verfasste eine lateinische Metrik, eine deutsche Sprachlehre, war Purist im Deutschen, trieb Mathematik, Landvermessung, Optik, Botanik und Alchymie. Petrus Ramus war bei ihm beliebt. Er hielt glänzenden Hof, hielt Fufsturniere, Ringelrennen, allegorische Aufzüge, Feuerwerke, aber liebte nicht die damals modischen Trinktreffen und Schauessen (Aussätze von Teig oder Wachs u. dgl., mit Wohlgerüchen oder lebendigen Thieren, oder dem Hofzwerg u. s. w. ausgestopft). Er baute ein Theater, für welches er selbst Tragödien, meist in lateinischer Sprache, schrieb, worin die Zöglinge der Hof- und Ritterschule und Engländische Schauspieler Stücke aufführten. Er liebte die Tonkunst, hatte französische und italienische Meister, bildete einen Sängerchor, hatte die beste Kapelle — aber auch 12 Trompeter und 2 Pauker, welche beliebteste Art Musik der deutschen Fürsten den fremden Reisenden so oft ein barbarischer

beamter, Stallmeister, Soldat, Hofmarschall, Diplomat und Botschafter am Hofe zu Cassel, dann von 1631—35 Oberst eines im schwedischen Dienste kämpfenden Regimentes, später Anhaltinischer Staatsbeamter. Er starb auf seinem Gute als brandenburgischer Rath, nachdem er das Glück gehabt den schrecklichen Krieg noch neun Jahre zu überleben, hochangesehen als Mann des Schwertes und der Feder.

Der poetisch angelegte Adlige ging von der Liebe zu Tasso und Ariosto über zur That der Uebersetzung. 1626 erschien sein Gottfried von Bulljon oder das erlöste Jerusalem. So fällt das Gedicht anscheinend zwei Jahre nach Opitzens Poetik. Doch sagt uns der Dichter in der Vorrede, dass es schon seit 1624 fertig beim Buchhändler wegen der Kupferstiche gelegen und er des Krieges wegen es nicht habe wieder zur Uebersicht kommen lassen können. Wiewohl er Opitz den Fürsten aller deutschen Poeten nennt, erklärt er sich doch in der Vorrede, Hübner den Ruhm des ersten von ihm bekannten Alexandriner-Dichters vindicirend, gegen mehrfache Lehrsätze der Opitzischen Poetik, so in der Elision des «e», worin er der alten Freiheit den Vorzug giebt, sowie für die Freiheit der adjективischen Wortstellung, die bei uns und bei Andern gebräuchlich sei und hinsichtlich derer er «nicht absehen könne, warum man es in unserer Sprache, die ohne das nicht so subtil auch weniger noch zur Zeit als andere zarte Sprache ausgearbeitet» sei, so gar genau nehmen wolle.

In der Tasso-Uebersetzung hielt er bei sechsfüßigen, alexandrinischen Jamben die Stanzenform ein.

Seit 1632—36 erschienen dann 30 Gefänge des Rasenden Rolands in den gewöhnlichen gekuppelten Alexandrinern.

Diese Uebersetzungen sind nach der Zeit beurtheilt gut, sogar vielfach durch Wärme, Weichheit, Schwung und Freiheit der Bewegung ausgezeichnet.*). Es ist wirklich ein die italienische schöne Renaissance nachempfindender, auch in der Form ausdrucks voller Geist, der darin waltet. Bis gegen unsere grose Uebersetzungs-

Gräuel war — und componirte selbst. Für Baukunst und Bildhauerei und Malerei war er thätig. — Rommel a. a. O. Dazu Raumer: Pädagogik.

Nach Krabbe: „Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks“, stammte Dieterich v. d. Werder mütterlicher Seits aus dem Geschlechte der Hahn.

*) Werder's Geschmack verbesserte sich nicht mit den Jahren. Die Uebersetzung der 1. Ausgabe von Tasso ist unbefangener und besser in der Diction als die 2. Ausgabe von 1651.

periode hin können sie sich in der Hauptfache mit allen derartigen Uebertragungen messen.

Wohl ward Werder's Tasso gleich zu Anfang in manchen Kreisen mit Freuden begrüßt, wohl erklärte den Dichter schon 1622 der einflusreiche Buchner — wenn er ihm auch gegen Opitz vorwarf, dass er Solocismen begehe, öfters obsolete und ungewöhnliche, ja niedrige, zu populäre Ausdrücke gebrauche und mehr im Vers den Franzosen als Opitz folge — für einen edlen und ausgezeichneten Geist, den er sehr liebe und schätze, und der den größten deutschen Dichter versprechen könnte, wenn er mehr in der Einsicht der Griechen und Römer wäre erzogen worden, aber im Allgemeinen war die Wirkung dieser Uebersetzungen, die man für eine bedeutende hätte halten sollen hinsichtlich der von ihnen gegebenen Phantasierichtung und Bereicherung, eine äußerst geringe. Wohl las man Werders Gottfried,) aber Tasso und Ariost zündeten und wirkten nicht mehr, wie sie es sicherlich noch vor 1618 auch in Deutschland gethan hätten. Buchner's Nachsatz mit seiner Gottschedianischen Weisheit giebt dazu einen guten Commentar.

Werder kam mit seinen Uebersetzungen zu spät. Abgesehen davon, dass die Italiener selbst schon dem verdorbeneren Barockgeschmack huldigten, war 1626 der vernünftig-gelehrte französische Geschmack gegen die romantische Renaissance mit Opitz durchgedrungen und hatte der dreissigjährige Krieg zumal seit dem Jahr 1630 die Gemüther schon so gedrückt oder auseinandergeworfen, dass Ariost's und Tasso's harmonische, frei-heitere oder schwärmerisch inbrünstige Ritter-Phantasien keinen Eindruck mehr machten. Man war der Amadisphantasien, auf welche man besonders Ariosto ansah, in der Wirklichkeit der Noth- und Blutjahre überdrüssig geworden. Die Engelserscheinungen und Zaubereien Tasso's wollten in solcher Form der nüchternen Zeit gleichfalls nicht mehr recht ein. Werder glaubt schon 1626 sie entschuldigen zu müssen.

*) Den Geschmack der Zeit kennzeichnet das Verzeichniß der Bibliothek der Kurfürstin von Sachsen. Sie enthielt an Gedichten und Romanen: Narrenzunft, Opitz, Werder's Gottfried von Bouillon, Finkenritter, Schildbürger, Englische Comödien, Uebersetzung des Homer, Ovid und Livius und Fabri Thesaurus. (Vehse. Gesch. des sächs. Hofs.) Man sieht, wie die derben Schwankbücher noch bei den allerhöchsten Damen florirten.

Man verlangte sogenannte Verständigkeit, keine idealische Phantastik, oder diese in musicalisch-lyrischer Form, wie sie die italienischen Lyriker der Barockzeit jetzt boten. Ariost und Tasso erschienen auch den gebildeteren Deutschen als Poeten eines überwundenen Standpunktes, während die Massen in ihrem Realismus und in ihrer Nüchternheit gar nichts aus ihnen zu machen wußten.

Werder^{*)} entspricht in seinen eigenen Gedichten nicht den Erwartungen, welche man nach seiner Tasso-Uebersetzung haben könnte. Wohl bekundet er öfter den Poeten des Ersten-Viertels in der Art, wie die italienische Renaissance bei ihm zum Vorschein kommt. Seine Poesie ist Ausfluss eines gebildeten Geistes, der, wirklich einmal in das Gefühl des Schönen getaucht, dasselbe nicht ganz wieder verlieren kann; er hat poetische Anwandlungen, Lust an schöner Form und Fluss der Sprache, aber er bleibt in der Mittelmäßigkeit und Geschmacklosigkeit, die ihn umgibt, stecken. Die Pedanterie der Anhaltiner, die geistliche Lehrdichtung der Zeit, die Opitzische Verstandespoesie wirrten ihn hinsichtlich der einzuschlagenden Wege. Er selber hat uns in der Vorrede zum Gottfried erzählt, wie er sich zerquält einen eigenen Stoff zu finden: Ernstes, Lustiges, vom Hof, vom Krieg, Gutes oder Schlechtes drüber, von Ehr, von Nutzen, Helden, Liebe, Fechtkunst, Jammer über das Vaterland, Alles Mögliche sei ihm durch den Kopf gegangen, bis er sich zu Christi Lob bestimmt hätte. Zu Rechtem ist er nicht gekommen. Ersatz mußte auch ihm religiöse Didactik, verbunden mit vornehm-künstelndem Tändeln der Form sein, anstatt dass er nach Inhalt und Form sich hätte concentriren können. Er war eben ein begabter, aber kein selbständig vorwärts dringender Geist, ein Empfänger, kein Zeuger.

Dies mag man ersehen aus seinem: «Krieg und Sieg Christi. Gefungen in 100 Sonetten. Da in jedem und jeglichen Verse die beiden Wörter Krieg und Sieg auf's wenigste einmal befindlich sein».)»

^{*)} Nach einem Bilde, welches eine Genossenschaft von neun Mitgliedern des Palmenordens darstellt, darunter auch Tobias Hübner, Bernhard von Sachsen-Weimar und Christoph von Krosgk hat Werder's schönes Gesicht große Ähnlichkeit mit einem der poetischen Führer unserer jetzigen Renaissance-Strömung.

^{**)} 2. Aufl. 1633: Die Vorrede ist vom 12. des Herbstmonats 1631. Die Anregung gab ihm eine vornehme, sterbende Verwandte, die mit den Worten Victoria, Victoria feliglich verschieden sei am 4. Aug. 1631.

Die Sonette sind im Alexandrinervers. Er befleißigt sich reiner Sprache. Das

In jeder Zeile die Worte Krieg und Sieg! Dies sagt Alles. Die Sonette sind im Concetti-Stil, ohne besonderen Inhalt oder sonstigen Werth, als dass doch immer darin der hochgebildete, feinere Geist zu erkennen ist, wie er im getragenen Ton, aber mit der bis zum Ekel, eben stets wiederkehrenden Wiederholung der genannten Worte die Männer des alten Testaments Adam, Abel, Enoch, Abraham, Joseph u. s. w., in den ersten, in den andern 50 Sonetten Christus durchsonettirt.

Interessant ist, dass Werder seinen fünfzehnjährigen schönen Sohn Paris zur Herbeiführung des Friedens im Jahre 1640 an verschiedenen Höfen eine Friedens-Rede declamiren ließ, allen Ernstes in der Hoffnung, dadurch Eindruck zu machen. Es zeigt auch das feine wirkliche, wenn auch nicht richtig geleitete Phantasie und setzte noch Gemüther der älteren Schule voraus, welcher er selbst angehörte.

Gewöhnlich beschränkt man diese vor und neben Opitz gehende Renaissance-Strömung auf Mittel- und Westdeutschland, zu jenem noch die anhaltinischen Gegenden, Sachsen und Schlesien hinzugerechnet. Und doch zeigt auch das eigentliche Norddeutschland eine solche und, immer die Verhältnisse erwogen, durchaus keine so unbedeutende, wie man nach dem allgemeinen Stillschweigen darüber meinen sollte. Nicht, dass erst Schüler von Opitz die neue Dichtung an die Ost- und Nordsee getragen hätten. Vor der Opitzischen Aera finden sich dort mehrere Dichter einer gelehrt, aber nicht lehrhaften, durchaus nicht trockenen Renaissance, dort so gut, wie in Heidelberg aus der Zeitströmung erwachsend.

Ganz allgemein kann man auch für sie auf die Poesien Ronsard's und der Niederländer verweisen, deren Bemühungen auf allen Universitäten, auf welchen über lateinische Poetik gelesen wurde, nicht ganz unbekannt waren.

Heinrich Hudemann (Teutsche Musa. Hamburg 1625) geht in der Vorrede auf ein Wort des witzigen, gelehrt Friedrich Taubmann (1565—1613), des Wittenberger Professors, der im Humanismus auch wieder ein Renaissance-Gelehrter war, zurück, dass die deutsche

„e“ eliminirt er vor Vocalen und was er nicht unrecht hält, wenn das nachfolgende Wort mit demselben Consonanten oder mit einem dem ähnlichen (t und z, g und k, f und v, b und p, d und t) anfängt, womit das vorhergehende endet. Die ersten acht Zeilen gehen immer auf die genannte Person, der Sechs-Vers-Abgesang des Sonetts gewöhnlich auf die eigenen Gefühle und Reflexionen.

Sprache so trefflich wäre, wie die der Italiener, Franzosen und Spanier. In der Folge zeigt er sich — wie Opitz — durch Heinsius befeuert und durch Casp. Barth. Er gebraucht den Alexandriner, dichtet Sonette, hat aber nicht die Genauigkeit der Opitzischen Betonung. Der schleifische Poet hat augenscheinlich noch keinen Einflus auf ihn gehabt.

Ein feinerer, eleganterer Ton, ungezwungene, wenigstens nicht schulmeisterlich gedachte Handhabung der Mythologie und poetische Anschauung heben Hudemann trotz der Schwächen und Absonderlichkeiten über die gewöhnliche Poetenshaar der Opitzischen Zeit und stellen ihn nach Gutem und Fehlerhaftem zu den freien Renaissance-dichtern. Sein bewunderter und hochgelobter, hochstrebender Freund ist Martin Ruarus, von dem er auch einen Hymnus mit wechselnden Versmaassen, auch anapästisch-jambischer Art, wie es damals hiefs, brachte*).

*) Hudemann ladet in einem Sonett ein:

Begebet euch danach zu den bepechten Wagen,
Die euch zu uns mein Freund herüber können tragen,
Von Hamburg auf die Stör in Holstein gar geschwind
Durch blau Neptuni Feld mit gutem Ostenwind.

Im Hochzeitsgedicht schwingt er sich zu der Höhe der Bilder des Renaissance-stils in folgender Weise:

Dieweil des Zephyri Gemahl in allen Landen
Bemalet Berg und Thal mit farbereichen Händen
Und die Frau Nachtigal im grünbekleid'ten Wald
Herschallen läfst gar füss ihr' Stimmen mannigfalt.

Ruarus ist in seinem Hymnus im Vers frei; bei aller Steifheit und Geschmacklosigkeit hat doch auch er einen poetischen Zug, wenngleich der Ekel an der folgenden gelehrten Poesie diese Bestrebungen, die wenigstens nichts von der späteren Langweile haben, oft zu günstig anschauen lassen mag.

Der Hymnus beginnt:

Herr Christ, mein Gnadschein,	Darin das G'wissen hat
Herzog des Lebens,	Mit blutig'm Pinsel malet,
Schau an das Herze mein	Das Bild der Missethat
In Sorgen schwelen,	Dazu der Höllen Qualen.
Ach dass du dein Sonnenstrahl liefest geg'n mir,	
Nach stetem Platzregen eins schieszen,	
Damit ich dein Hulde nach höchstem Begier	
Empfindlich mag dermauls geniesen.	

Satan in Engelklar	Die schön Frau Welt hat mir
Gestalt verkleidet,	Ein Becher eingeschentket,
Wollt mich in Abweg gar	Voll Sünd, damit sie schier
Von Gott verleiten.	Mein arme Seel ertränket u. f. w.

Hudemanns Landsmann, der Schleswig-Holsteiner Zacharias Lund (1608—67) kann mit feinen Gedichten und angehängten Proben *Apophthegmata* (1636) gleichfalls zu diesen Männern gezählt werden. Er hat nicht nach, sondern gleich Opitz «Manches aus andern Sprachen entlehnt, auch ganze Gedichte, namentlich aus dem Franzöfischen überetzt, habe immer Lust zu Sprachen, namentlich zum Franzöfischen gehabt.»

Lund ist im kürzeren Gedicht zu loben. Frischer Liedton gelingt ihm. Am besten der Scherz. Seine Sinngedichte sind theilweise sehr geschickt, sehr gut. In den größeren Gedichten ist sehr viel Breites, Ungefügtes, Inhaltloses. Der Realismus glückte ihm, z. B. in dem scherhaften Hochzeitsgedicht *Dafnis* «Phöbus war unlängst gegangen.» Bezeichnend für ihn ist, dass er bei Gelegenheit seiner frisch erzählten und pointirten *Apophthegmata*, die er ursprünglich für Zincgref gesammelt habe, anführt, er habe mehr aus heutigen täglichen Gesprächen, denn aus Büchern gesucht.

Auch im Nordosten (Danzig?) fehlte es nicht an selbständigen poetischen Renaissancebestrebungen, von Opitz unabhängiger Art. Da ist der sehr wenig bekannte Johann Plavius[†]). Plavius hat in seinen Gedichten (1630) nicht blos die modernen Formen der Alexandriner, Sonette u. s. w., sondern auch frei metrische Formen, anapestico-jambicum, Sapphische Verse! Er hat sich somit nicht in der Form, aber ebensowenig hinsichtlich des Inhalts von Opitz beeinflussen lassen. Ist er nicht genial, nicht weit über das Niveau sich hebend, so ist er doch frisch und frei, hat nirgends die schrecklichen Trivialitäten und Plattituden der folgenden Nachahmungsreimer, hat Formfinn, Formfreude, poetischen Zug, Empfindung, Fluss der Diction, keine Pedan-

[†]) In dem Berliner Exemplar seiner Gedichte fehlen Titelblatt und Vorwort. Später steht Plavius Gedichte. Danzig bei Georg Reten. 1630. Eingeschrieben ist, dass Tscherning und Harsdörffer seiner gedenken. Plavius wird aber auch noch angeführt von Wenc. Scherffler vor dem 10. Buch der Geistlichen und Weltlichen Gedichte in dem Dichter-Verzeichniß, sodann hervorgehoben von Philipp v. Zesen wegen seiner Sapphischen Verse in einer Ode von 18 Strophen:

Lustige Sappho, lass die Saiten klingen,
Edele Musen fanget an zu singen u. s. w.

Für die metrischen Bestrebungen wäre es interessant zu wissen, ob Plavius durch Buchner angeregt worden, ob Tscherning bei seinen antik-metrischen Bestrebungen auch Plavius zum Vorbild hatte. (Nach Harsdörffer: Plauen.)

terie in der Verwerthung seiner Gelehrsamkeit und einen wirklichen Fond von Scherz und Jovialität, die durch keine plump-zotige Rohheit, wie sie doch im Nordosten besonders für Hochzeitsgedichte Mode war, getrübt ist. Der Tod schwebte dieser Zeit so viel vor den Augen, dass jetzt die Trauergedichte überall grässirten und auch Plavius mitmachte. Doch hält er auch hier im Durchschnitt noch einen poetischen Ton fest. Er liebt in Oden, Gegenstrophen und Epoden zu dichten. Seine Sonette, hundert an der Zahl, sind verhältnismässig nicht schlecht; es sind Lehr-Sonette. Mit Ausnahme einiger vierfüssiger sind es Alexandriner. Auf französische Liedermelodien (z. B. wieder si c'est pour mon pucelage) dichtet auch er wohlgemuth, desgleichen « Couranten oder drähe-tantz ».) Manches erinnert an Paul Flemings Weise.

*) Der Drehtanz:

Gedenket, wie kränket und lenket ein'm doch
Die Lieb' und ihr trübe-betrübtes Joch,
Vor dacht ich: wer macht mich, wer acht't mich mit Fug
Wie Plato, wie Cato, wie Crates so klug.
Nun reifst meinen Sinn,
Als ich nun werd inn'
In Liebe die liebe beliebete hin.

Anapestico-jambicum: Mein Augentrost, mein Herzensgrund,
Mein Engelbild, mein Rosamund,
Mein Trost, mein süßes Lieb alleine,
Die ich mehr als mich felber meine.

Ob ich schlaf oder wach, ob ich fahr oder geh,
O ich efs oder trink, ob ich sitz oder steh u. s. w.

Im Scherz des Liedes auf „Jacques Doublee und Jungfrau Aelken Gräffin Hochzeit“ hat auch er manch keckes Wort: Man wird der Jungfrauenhaft zwar fatt, doch nie recht froh — wie er für und gegen den ehlosen Stand im heitersten Humor redet, doch geht er nie über das Frisch-Kecke. Drolliges gelingt ihm:

So thut der stille Stern, nach dem die Reiter reiten,
Die das blau-nasse Feld ohn alle Spur durchschneiden
Mit einem Pferdeschwanz, aus Eichenholz erdacht,
Eh' sie der Aeolus aufs trockne Land gebracht.

Die Liebe ist bei ihm: Halb voll Grillen, halb voll Grollen,
Halb voll Wahnwitz, halb voll Rollen,
Ganz voll Liebes Süßigkeit,
Ganz voll Liebes Bitterkeit.
Halb voll Hoffen, halb voll Harren,
Halb voll Balken, halb voll Sparren,
Ganz voll Liebe fort und fort u. s. w.

Zu diesen Männern noch ein religiöser, protestantischer Dichter vor-opitzischer Renaissance.

Bis vor Andreae noch zurück reicht Johann Heermann, in Schlesien zu Rauden geboren (1585 his 1647), der seit 1609 auftretende, schon auf den Schulen zu Breslau und Brieg als Poet sich auszeichnende spätere Pfarrer zu Köben an der Oder. Heermann war als jugendlicher Präceptor in Leipzig, Jena und Straßburg. Renaissance hatte er also nicht blos in Schlesien gefehlen. Nimmt er als geistlicher Dichter auch in mancher Beziehung eine Ausnahmestellung ein, indem er als solcher viel mehr mit dem Volksthümlichen im Zusammenhang bleibt, so hat seine Dichtung doch das Getragene der neueren Zeit, wenigstens seine spätere Poesie, in welcher er auch die neue Form der Alexandriner verwandte.

Auch Heermann hat genug des Gewöhnlichen. Aber gemacht ist nichts, empfunden Alles in seiner Dichtung. Seine naive Stimmung ist häufig wohlthuend, geht aber auch manchmal über das Maß des Gut-Kindlichen hinaus. Seine religiöse Phantasie ist dadurch vor vielen ausgezeichnet, dass Jesus ihm augenscheinlich in lebensvoller Weise vor der Phantasie stand, wie er sich denn auch in den Gedichten, Liedern, Gebeten und Sprüchen gern an Gott als Jesus den Sohn wendet. Der brustkranke, schwerduldende, vielfach um Erlösung von seinen Qualen und um den Tod bittende Mann hatte einen besonderen Zug zu dem Kreuzdulder. Heermann hebt sich durch Einfachheit, Innigkeit, Freiheit von aller Affection und durch Bündigkeit weit über die gewöhnliche Masse, in den Liedern und Sprüchen, Seufzern und Gebeten. Es ist so viel Allgemein-Menschliches darin, dass diese Gedichte aus ihrer Zeit heraustreten und 100 Jahr früher, 100 Jahr später hätten von einer einfachen poetisch-religiösen Seele gedichtet werden können. Am auffälligsten sind seine «Fest-Evangelia (1636?), gesangsweis auf bekannte Melodeyen aufgesetzt.» Hier sind biblische Geschichten und Parabeln u. s. w. balladenmäßig behandelt. Verwunderung überkommt Einen, wie diese vortrefflichen Erzählungen im epischen Volkston nicht mehr erfreuliche Nachahmer gefunden haben. Man glaubt sich oft Jahrhunderte zurückversetzt*) bei dieser Schlicht-

*) Z. B. Bergpredigt:

Jesus als er sah ein gros Volk kommen,
Das von seinen Wundern viel vernommen,

heit und Wärme. Gilt es den, etwa durch Spec repräsentirten Katholiken einen protestantischen geistlichen Dichter seiner Zeit entgegenzusetzen, so kann dies am füglichsten und characteristischsten durch den schlichten, aber gleichfalls innigen Joh. Heermann geschehen, der in anderer Beziehung uns die schlesische Dichtung vor Opitz repräsentiren mag.

Es gab im Odergebiet noch andere bemerkenswerthe poetische Bestrebungen. Ernst Schwabe von der Heyde war in Frankfurt a. O. thätig. Doch sei seiner bei dem jungen Poeten gedacht, durch dessen Erwähnung er allein bekannt worden ist.

Setzte sich auf einen Berg —
Darzuthun sein Werk.

— — —
Selig sind für Gott die geiftlich Armen,
Sie allein auf ihn und sein Erbarmen
Haben glaubenvoll gericht't
Alle Zuversicht.

Die Geschichte von der schönen Perle (Christi Wort):

Ein Kaufmann forschte hin und her,
Er zog zu Land und über Meer,
Liefs keine Müh sich reuen.
Habt ihr, sprach er, denn nicht allhier
Recht gute Perlen? zeigt sie mir,
Die finds, die mich erfreuen u. s. w.

3.

Die Fruchtbringende Gesellschaft *) und die Universitäts-Poetik.

In all' den genannten Männern waren Elemente, die in den nächsten Zeiten nicht zum rechten Austrag kamen. Anders die nun zu nennenden Bestrebungen. Auch sie verloren durch Opitz ihre Wichtigkeit, aber in der Weise, dass der schlesische Dichter, völlig auf sie eingehend, sie mit seinem weiteren, regen Geiste zersprengte und mit grösster Leichtigkeit leistete, was jene mit mühseliger Schwerfälligkeit und Umständlichkeit erstrebt.

Auch in den mittleren Elbländern rührte sich in diesem strebenden Ersten-Viertel die poetische Renaissance und zwar so früh, wie am Neckar, und nicht etwa Hofdichter, sondern eifrige fürstliche Personen traten gleich selbst an die Spitze und zeigten Bestrebungen, die in ihren Absichten ehrend bleiben, aber unmittelbar keinen gewünschten Erfolg hatten, weil die beste Absicht und Würden und höchste Respectabilität niemals in der Kunst Genialität ersetzen können.

Es ist die hohe Genossenschaft des Palmenordens, welche kurz vor dem dreissigjährigen Kriege ein thätiges Eingreifen und Aufhelfen der deutschen Literatur versuchte und wenigstens in Etwas an die Regsamkeit des englischen Adels zu Anfang der Zeit Elisabeth's, anderseits mit ihrem Bestreben an die Zeiten erinnerte, wo Deutschlands Fürsten und Adel mit Leidenschaft die fremde Poesie der höfischen Dichtung ergriffen. Der welfische Hof Heinrichs des Löwen, später der thüringische Hof hatten damals im Norden kräftige Stützpunkte für die fremde Dichtung abgegeben. Anhalt und Weimar und später Dresden geben gewisse Analogien, auch in der Art des Geschmackes, wie die nieder-

*) Besonders darüber Barthold: Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft.

ländisch-französische Renaissance mit der südlichen um die Herrschaft rang.

Die Stiftung des Palmenordens und seine Ziele geben uns vor treffliche Einblicke in eine grosse Schichte der höheren protestantischen, norddeutschen Stände, so weit sie sich jetzt für einen Fortschritt der Cultur interessirten.

Ein kurzer Rückblick erleichtere das Verständniß für die hier zu Tage tretenden geistigen Bestrebungen und Zustände und das seltsame Gemisch von deutscher Biederkeit, altfränkischer Steifheit, Beschränktheit und wohlmeinenden Fortschrittsideen.

Kein Stand kam in Deutschland frisch und frei im 16. Jahrhundert in den neuen Geist der Zeit hinüber, wie oben gesagt worden. Die Zeit schob sich vor und dies und jenes mit sich; von einer Führung derselben war nirgends die Rede, nicht einmal hinsichtlich der siegreichen Gewalten des Fürstenthums. Im Allgemeinen — von den Höfen zu Heidelberg, Cassel, München, Wien u. f. w. abgesehen — war der Uebergangszustand vom Alten zum Neuen bei dem deutschen höheren Adel, von dem niederen zu geschweigen, ein fehr unerquicklicher.

Man denke nur an den Ruf, in welchem er bei den Fremden stand, nicht etwa blos bei den Italienern, sondern bei den Engländern. Shakespeare's Characteristiken, wo er den deutschen Adel zum Vergleich nimmt, sind bekannt genug. Der deutsche Adel, selbst der höhere, war durchschnittlich ungebildet; etwas Latein als diplomatische Sprache und etwas Glaubenslehre genügten anstatt wissenschaftlicher Erziehung. Wo sollte dann Lust und Erfrischung anders gesucht werden, als im finnlich-groben Genuss und in ideenloser Thätigkeit? Becher und Schüssel, Hatzen und Jagden, Pferde und Hunde, Poffenreifser und Narren, Spectakel und Mummereien — das waren die beliebtesten Freuden der höchsten deutschen Stände. In der Masse fehlte für feinere Bildung und ihre Genüsse jedes Verständniss.

Früher hatte man mit derbem Stolz auf Kriegertüchtigkeit getrotzt, bis zu Carl's V. Zeit auch sich wenig um Andere gekümmert und in den meisten Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands wenig genug von der Cultur anderer Länder gesehen.

Selbst mit der Kriegstüchtigkeit war der deutsche Adel aber im Lauf des 16. Jahrhunderts anderen Nationen gegenüber zurückgegangen, seitdem und infoweit der Krieg mehr eine Kunst und

Wissenschaft geworden war und gelernt werden musste. Auch in der persönlichen Tüchtigkeit hatte man keinen Vorrang. Die Cavaliere Spaniens und Italiens, Frankreichs und Englands waren voll moderner Politesse, aber der Deutsche, der nur auf der Eberjagd und beim Bankett die Mannhaftigkeit im Frieden zeigen zu können vermeinte und auf den geschmeidigen, vor den Damen höfisch charmirenden, vielleicht gar sonettirenden fremden Cavalier mit plumper Verachtung blickte, hatte wenig wahren Grund dazu, oder die Verachtung war auch nur angenommen und eine Maske bärischer Beschränktheit, denn der fremde Cavalier ritt und focht und ringelrannte durchgehends nicht schlechter, sondern schulgerechter und besser und ging in die Schlacht so munter, wie in den Ballsaal, trotzte dem Degen des Gegners so wohlgemuth wie nur ein deutscher Nimrod den Hauern eines Ebers.

Gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts hatte, wie wir schon oben bei Dieterich von dem Werder gesehen, das Gefühl der schamvollen Erkenntniß dieser Verhältnisse einen eigenthümlichen, höchst bedeutenden GegenSchlag an einem deutschen Hofe hervorgerufen, ein gründliches Bestreben, von unten auf, durch die Jugenderziehung dem deutschen Adel zu helfen.

In den deutschen katholischen Ländern war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der italienische Einfluß sehr bedeutend geworden. Dem erwachenden Bildungsbedürfniss kam hier gegen Ende des Jahrhunderts der Jesuiten-Orden entgegen, der sich mit seiner einseitigen, aber glänzenden, der Neuzeit sich bewusst innerhalb seiner Tendenzen anschmiegenden Bildung der Erziehung der höheren Stände bemächtigte.

Am meisten auf sich selbst angewiesen, fanden sich die Lutheraner; bei den vornehmeren Reformirten wurde es Sitte, eine Zeit lang in Straßburg oder Genf zu studiren, so weit man bezweckte, sich auf der Hochschule auch eine den neuen Anforderungen gemäß modifischere Politur zu holen, für welche das französische Wesen von Tag zu Tag maßgebender ward.

Aber es gab noch ein bequemes Mittel; sich auf das Niveau der neuen Cultur zu versetzen oder wenigstens zu wissen, wie es anderwärts damit ausfah: Reisen, schauend und sich vergnügend von den Fremden zu lernen, so weit es keine Mühe machte oder sich mit Lust und Bequemlichkeit vertrug. Die Lockung zum Genus, für welchen damals Venedig war, was jetzt Paris ist, trug ihr Theil

zu dieser modischen Lernbegierde bei. Nun wurde eine Tour durch Italien und Frankreich für den Reicherden modisch nothwendig. Man musste in Paris tanzen, reiten und fechten lernen und in Venedig in der Gondel gefahren sein, um das deutsche Bärenthum abzuschütteln. Mit der Reisewuth ist für Menschen, die auf nichts besonderes zu trotzen haben und lernen wollen, die Nothwendigkeit verbunden, die Sprache der Fremden zu lernen,^{*)} von denen man profitiren will.

Dies war die Schule des Schauens, des Vergnügens, des Luxus, der Künste und leider auch der Lüste. Eine Schule anderer Art boten seit den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts die Niederlande. Diese hatten sich zum Wunder der Welt aufgeschwungen, seit dort der Germanismus und Protestantismus den vollen Bruch mit dem Romanismus und dessen Religionsentwicklung gewagt und den Kampf heroisch und bewunderungswert bestanden hatten. Sie waren Anfangs im Für und Wider der Tummelplatz und die hohe Schule für den Krieg, zu dem der Adel sich allgemeiner wieder drängte, um Beschäftigung, Erwerb und Ehre zu finden, seitdem das democratiche, von den Schweizern und Landsknechten stammende Heerwesen dem neu-aristocratischen der Romanen wieder wich und das Offiziercorps mehr einen festen, höfischeren Adelscharakter annahm. Bald aber hatten Alle: Soldaten, Staatsmänner, Gelehrte, Kaufleute und Industrielle, Freund und Feind auf die Niederlande und deren Staatskunst, Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbefleiss zu schauen. Hier war eine Blüthe niederdeutschen Wefens, die vor Allem natürlich auf die germanischen Nationen, unter den Deutschen besonders auf die Reformirten wirkte.

Der niederländische, bürgerliche Realismus und Utilitarismus

*) Neben crasser Unwissenheit finden wir nun in dieser Zeit, zumal an den Höfen, sehr viele Sprachkenntnisse. Ein richtiger Hofmann musste die lateinische als diplomatische Sprache verstehen, sodann italienisch und französisch. Sehr häufig kommt spanisch, respect. holländisch hinzu. — Maximilian I. von Baiern las in der Jugend mit grossem Eifer Tacitus und Xenophon, namentlich die Cyropädie und trieb französisch und italienisch. Ferdinand II. sprach italienisch fertig, lateinisch ziemlich gut, verstand, aber bediente sich nicht des Französischen und Spanischen. Gustav Adolf sprach im zwölften Jahr lateinisch, deutsch, holländisch, französisch und italienisch.

Die meisten deutschen Poeten dieses Jahrhunderts, von Weckherlin an bis über die zweite schlesische Schule hinaus sind Vielsprachler, die außer Latein auch Französisch, Italienisch und Holländisch zu verstehen pflegen.

bildete in manchen Beziehungen zu Italien und dessen manierirt gewordenem höfischen Idealismus einen Gegenpol. Ein seltsames Hin und Wider, ein hier Dies, dort Das war für viele unentschiedenere Geister nachahmender Art die Folge.

Den eigentlichen Geist konnten die Nachahmer natürlich auch bei den Niederländern und ihrer Art nicht fassen: den Muth, die Kühnheit, den Freiheitsfinn und wie die weiteren Tugenden hiessen, durch welche jene grofs geworden waren. Bei der Nachahmung trat das Aeussere und damit auch oft die Schattenseite des bürgerlich-realen Sims hervor, dem erst Frankreich unter Ludwig XIV. den Schliff und Glanz geben und den es derartig zuspitzen und krönen follte, wie es die, dem sogenannten Verständigen gegen die mittelalterliche, exaltirte Phantastik den Vorzug gebende Zeit verlangte und für Idealisirung anfah.

Waren nun die Niederländer politisch und religiös echte Vertreter des germanischen Wefens, so zeigten sie dabei auf den ersten Blick fehr auffällige Bestrebungen. Sie waren die entschiedensten Verehrer des classischen Humanismus, der jetzt auf ihren Universitäten blühte, und sie waren in der Literatur dem Einflusse Frankreichs offen in einer Weise, wie sie mit ihrer sonstigen Selbständigkeit schwer vereinbar schien.

Jenes wie dieses erklärt sich aber einfach genug.

Wie wir es schon in den italienischen Städten gesehen, zog die bürgerlichen Niederländer das Bürgerthum des classischen Alterthums an und interessirte sie vor Allem das mehr Nüchtern-Verständige der römischen Literatur und Poesie und deren Realismus.

Dieselbe Strömung herrschte neben einer ritterlich-höfischen in Frankreich, ja, sie hatte dort den Sieg errungen und eine neue Poesie zu zeitweiser Herrschaft gebracht. Ronfard und Genoffen hatten auf das classische Alterthum mit schärferer Auscheidung mittelalterlicher Elemente ihre Poesie gebaut. Die grofsen, einflusreichen niederländischen Gelehrten folgten in ähnlicher Weise — wie ja auch Zincgref und Genoffen. Vernunft, Wissen, classisch aufgeputzt, das ideale Element wie bei den Römern vertreten durch Eleganz und Reinheit und Würde des Ausdrucks: das ward auch hier bester Ton, wie man ihn für den der neuen Zeit entsprechendsten hielt.

Wer auf die Niederländer fah, dem musste diese ihre Stellung zur Literatur natürlich tiefen Eindruck machen.

Am Heidelberger Hofe herrschte unter dem frohen Friedrich von der Pfalz höfischfranzösischer Ton, aber Alles weniger als bürgerlicher Nützlichkeitsfinn. Man hatte und liebte Phantasie, und somit hatte Weckherlin's Muse sich dort entfalten können. Im Uebrigen hatte man sich bisher an allen Höfen nicht sonderlich um die deutsche Poesie Scrupel gemacht, sondern sich begnügt dem Zeitgeschmack in den bildenden Künsten und mehr und mehr auch in der Musik Rechnung zu tragen, was leicht genug ging, falls man reich genug war, indem man dem Wesen dieser Künste gemäss nur fremde Architecten, Bildhauer, Maler und Musiker kommen zu lassen brauchte, oder Werke der Sculptur und Malerei in der Fremde kaufen konnte.

Nun aber begann man nachahmend für eine Renaissance der deutschen Poesie sich zu interessiren. Und hier war es nicht so leicht. Der fremde Poet konnte nicht deutsch dichten und übersetzen ist noch etwas Anderes als copiren. Der fremde Künstler konnte also nicht direct helfen. Zum vollen Verständniss der fremden Poesie genügte nicht, den Sinn dafür auszubilden; man musste überdies als erste Bedingniss noch die fremde Sprache gründlich lernen, gleichfalls unbequemer als das reine Schauen und Hören.

Ein wohlgemeinter, aber in seinem Versolg geistloser, in manchen Beziehungen höchst ehrenwerther, in andern so recht das Kleinliche des damaligen deutschen Wefens zeigender Versuch ward gemacht, die Besserung selbständige von Oben herab in die Hand zu nehmen. Freilich, bei dem Gegendrang, der jetzt im dreissigjährigen Krieg hereinbrach, wären auch noch andere Anstrengungen gescheitert.

Familientrauer um die — auch für das Schulwesen, speciell für des Ratichius Theorien sich interessirende — ertrunkene Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar hatte im Sommer 1617 ihren Bruder Ludwig von Anhalt-Cöthen nach Weimar geführt. Am 24. August fassen Ludwig und die Weimarschen hohen Leidtragenden und einige Hofherrn zusammen auf Schloß Hornstein und kam die Rede unter diesen gebildeten und weitgereisten Männern auch auf die deutsche Literatur und Sprache, verglichen mit der Stellung der Literatur in der Fremde, zumal in Italien.

Dort war man, als die Helena, die echte Renaissance, verschwebte, bemüht gewesen, das Kleid festzuhalten; eine Menge Academien zur Pflege der Literatur, Poesie, Sprache u. s. w. hatten sich aufgethan; am berühmtesten darunter die florentinische Accademia della Crusca

(d. h. der Kleie, in welcher man das reine Mehl der italienischen Sprache von der groben Zuthat der Kleie säubern wollte) seit 1582, die jetzt vor wenigen Jahren, 1612, durch ihr grosses Vocabolario die Augen Aller in erhöhter Weise auf sich gezogen hatte — das Ganze eine Bewegung, die dann auch in Frankreich durch Malherbe (1555—1628) ihre eigenthümliche, gegen Ronsards oft gräcisirenden und latinisirenden Stil, so wie überhaupt gegen jede Sprachcorruption förmlich fanatische Nachahmung und Vertretung fand.

Jetzt schlug dieselbe, wie man sieht, auch nach Deutschland über, wo über die à-la-modischen Reisen ein à-la-modischer Fremdwörterbarbarismus Mode und Zeichen des Vornehmen, des Gereisten geworden war, eine tiefgreifende Mode so jammervoll wie lächerlich und gefährlich. Immerhin aber dürfen wir bei den Klagen und Tiraden nachfolgender Sprachfreunde und Poeten nicht vergeessen, dass auch bei dem Anti-Fremdwörttereifer Nachahmung der Italiener und Franzosen, mit einem Worte wiederum Mode im Spiel war, wodurch so manches Verschrobene zum Austrag kam, dass grade die volksthümlichen Geister, wie z. B. Schupp, diese Art Purismus als die höchste Entstellung verlachen konnten. Weder die volksthümliche, noch die höfische Poesie des Ersten Viertels gab Anlass zu solchen Jeremiaden, wie sie jetzt in den Vorreden der Dichter Stil wurden.

Wie jene Männer zu Schloss Hornstein über die traurige Lage und Schutzlosigkeit der deutschen Sprache gegenüber der eifersüchtigen, der Zeit ganz entsprechenden Ueberwachung der italienischen prunkenden Academien hin und her redeten, fiel von dem weitgereisten Rath Kaspar von Teutleben das Wort, warum man nicht ein Gleisches thue und eine Gesellschaft nach Art der italienischen Academien gründe. Es ward aufgegriffen und sogleich (24. August 1617) traten acht Männer zusammen und gründeten einen Verein «zur Erhaltung guten Vertrauens und Erbauung wohlstanßdiger Sitten und der nützlichen Ausübung der Landessprache.» Kaspar von Teutleben wurde zum Haupt erwählt. Ludwig von Anhalt-Cöthen und sein Sohn, drei Herzöge von Weimar, zwei Herren von Crosigk und Teutleben waren die Stifter.

In Nachahmung der in Italien beliebten, meistens wunderlichen Namen nannte man die Gesellschaft auf Teutlebens Vorschlag die Fruchtbringende und wählte zum Symbol den in allen Stücken nützlichen Palmbaum mit dem Motto: Alles zu Nutzen.

Gütig, fröhlich, lustig wolle man zusammenkommen und der Gesellschaft nützlich sein. Hauptgesetz war:

„dass man die deutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand, ohne Einmischung fremder ausländischer Worte auf's möglichste und thunlichste erhalte und sich sowohl der besten Aussprache im Reden als der reinsten und deutlichsten Art im Schreiben und Reimedichten befleissigen folle.“

Der gute, eifrige, und sinnige, für Kunst und Bildung begeisterte, frühzeitig seit 1596 auf Reisen in den Niederlanden, England, Frankreich, Italien und Deutschland seiner Ausbildung beflissene Ludwig von Anhalt-Cöthen (1579—1650) war die Seele der Gesellschaft, wie er denn nach Teutlebens baldigem Tode auch ihr Oberhaupt wurde und bis zu seinem Tode ihr vorstand. Man wollte dem Verdienst den Eintritt in diese fürstliche und hochadelige Genossenschaft öffnen, innerhalb der allgemeinen Zwecke aber hielt man schon der gesellschaftlichen Zusammenkünfte wegen ein höheres Coterie-Wesen fest und machte die Fruchtbringende dadurch leider zu einem wenig fruchtbringenden Institut, und in mancher Beziehung nur zu einem Steckenpferde seines folche Beschäftigung liebenden äußerlich-ordnungsmässigen Vorstandes, dessen Tendenz und Geist und Poesie nur zu gut in folgendem Klinggedicht sich auspricht:

Kommt, lernt vom Palmenbaum, Ihr die Ihr Euch begeben
 In die Gesellschaft wollt, wie Ihr es stellet an,
 Dafs Euch Fruchtbringend heis und halt ein Jedermann;
 Ihr müsst seiner Frucht in allem folgen eben.
 Fast alles, was bedarf der Mensch in feinem Leben,
 Bringt vor der Baum, draus man Nähnadeln machen kann,
 Garn, Stricke, Seide, Schiff, auch Maſt und Segel dran,
 Wein, Eſſig, Branntwein, Oehl feine Früchte geben,
 Brot, Zucker, Butter, Milch, Käs; aus der Rinde wird
 Ein Becher, Löffel, Topf; ein Blatt von ihm formirt
 Dachſchindeln, Matten auch von ihm geflochten werden,
 In jedem Monat er vor neue Früchte bringt.
 Wohl dem, der gleich wie Er darnach nur strebt und ringt,
 Dafs er in Allem Frucht und Nutzen bring auf Erden.

Abgesehen aber von der Entwicklung der Genossenschaft: ihre Gründung war eine bedeutsame That, die, weil sie ein Jahr vor dem Ausbruch des Kriegs stattfand, noch besonderes Aufsehen machen konnte. Ein Bund von Fürsten und hohen Herrn zur Förderung

der deutschen Sprache und Literatur! Wenn Herzoge und Fürsten und Geheimräthe und Hofobersten für die deutsche Sprache und deren Reinheit eintraten, dann ließ sich nicht mehr über sie als eine gemeine und bäurische kurzweg der Stab brechen, dann war eine Gegenströmung gegen die Sprachverderbung eingeleitet und in dem Palmenorden ein Kern- und Sammelplatz und Rückhalt für ähnliche Bemühungen gegeben. Freilich auch der Anstoß zur modischen Nachäffung und der schon fürstendienerischen Buhlerei um Gunst und Auszeichnung.

Soll man das directe Wirken der fruchtbringenden Genossenschaft schildern, so kann freilich auch ihr günstigster Beurtheiler wenig sagen.

Es fehlte an Geist und Nachdruck und jedem richtigen Verständnifs für die Sache, wie es bei Nachahmungen, wie auch diese war, zu gehen pflegt. Die Italiener wahrten einen grossen Schatz. Hier galt es erst den Schatz zu sammeln. Hätte man noch den für seine Zeit so seltsamen eifrigen Germanisten Goldast (1576—1635) oder die neu auftretenden bedeutenderen jungen Dichter durch Anstellung, Pensionen und dgl. unterstützt! Statt dessen kam man über ein ernsthaftes Spiel nicht hinaus und barocke Namengebung, Devise-Suchen, Herrichtung von Medaillons, Wappenmalereien u. f. w. wurde die Hauptbeschäftigung der Leiter. Für die aufgenommenen mit keinen Glücksgütern bedachten Poeten ward die Ehre, unter so hohen Herrschaften mit ihrem Namen figuriren zu dürfen, für hinreichend erachtet.

Unter den Stiftern der Gesellschaft war Keiner, der eigentlichen Anspruch auf den Ruhm eines Dichters machte. Allgemeinere Sprach- und Literaturinteressen waren in Aussicht genommen. In den nächsten Jahren aber fand man auch einen Dichter, welcher der Fruchtbringenden poetische Glorie wurde, auf den sie sich stützte. Es war dies der 1619 aufgenommene Deffauische Geh.-Rath Tobias Hübner (1578—1636).

Hübner's Ruhm bestand darin, dass er 1619 aus den «Wochen» des Bartas eine Uebersetzung in Alexandrinern brachte (noch so voropitzischen Stils, dass später Friedrich Greiff sich wie bei Barth's Phönix gemüßigt fand, sie dem neuen Geschmack anzubequemen und danach zu verbessern). Ueber dieses Werk entstand bald Spannung mit Opitz, der wegen seines Aristarchs den heute wenig beneideten Ruhm in Anspruch nahm, die alexandrinischen Verse in Deutschland

eingeführt zu haben, den ihm die Fruchtbringende sowohl wie die Süddeutschen bestritten. Mit provinzieller Eifersucht wurde diese damals hochwichtige Frage verhandelt. Dass Werder, der zu der Fruchtbringenden in nächster Beziehung stand, sich in seinem Tasso für Hübner und diesem sich poetisch verpflichtet erklärte, ward oben angeführt.

Die Stellung, welche die fruchtbringende Gesellschaft zu dem jungen Dichter einnahm, der ihr alle ihre eignen Theorien und Ideen über den Kopf wegnehmen sollte, sei schon hier zu ihrer Charakteristik kurz berührt. Opitz führte aus, was sie anstrebte. Hübner's Uebersetzung weist gleichfalls auf die Franzosen und das didactische Element und bringt den Alexandriner. War man doch überhaupt der französischen Verhältnisse im Anhaltinischen kundig genug. Ludwigs ihm so ungleicher älterer kriegerischer Bruder Christian hatte lange als General unter Heinrich IV. von Frankreich gefochten, ehe er jetzt eine Hauptperson im Rath und Generalstab des Winterkönigs wurde.

Fürst Ludwig war eine finnige, aller Leichtfertigkeit fremde Natur, infofern ein guter Trunk nicht dazu gezählt wird. Die pedantische Religiosität oder religiöse Pedanterie steckte auch in ihm; Moral war ihm auch für die Poesie das Höchste. Und nun ließen sich junge Dichter, wie Opitz, hinreissen, nach dem Vorbild von Horaz und anderen römischen und französischen Frivolen von ihren Asterien und Lesbien in einer Weise zu singen, dass ehrbare Gemüther allerdings genaue Bekanntschaften mit so gutherzig-leichten Frauenzimmern voraussetzen konnten. Anstoß an solchen Profanationen nahmen denn auch die Leiter des Palmenordens, und so ward denn Opitz als zu leichtfertig einer so hohen moralischen Gesellschaft Jahre hindurch nicht würdig befunden. Er, dem Buchner schon 1622 auf eine falsche Nachricht von seiner Aufnahme in den Palmenorden schrieb, dass die Fruchtbringende durch ihn mehr Ehre erworben habe, als er durch ihre Auszeichnung, und dass der Glanz seines Namens alle ihre Titel überstrahle, ward erst 1629 als 200. Mitglied (Buchner erst im Jahre 1641) aufgenommen. Vorher hatte er in einer wichtig werdenden Stelle für seine poetischen Licenzen eine Art Abbitte leisten müssen.

Alle Fürsten und Generäle dagegen, welche in die Nähe von Cöthen kamen, waren im Palmenorden willkommen, und weder ihre

Deutschthümlichkeit noch ihre Sittlichkeit hatte Proben zu bestehen, wie Hunderte von Namen verrathen.

Fürst Ludwig selbst, gekennzeichnet durch sein Palmen-Sonett, huldigte für eigene Dichtung der Theorie, dass die beste Poesie eine gereimte verständige, sprachlich-reine Rede sei. Interessant ist die im späteren Alter in Alexandrinern versificirte Beschreibung seiner Jugendreise, zu vergleichen mit dem edlen Theuerdank. Sie lehrt dass es möglich ist, die alltäglichen und die wirklich aufregendsten Begebenheiten in gleich trockenen Reimen zu erzählen.

Auch als Uebersetzer aus dem Petrarca trat er in späteren Lebensjahren auf.

Ludwig's geachteter Name gab seiner geliebten Gesellschaft, so lange er lebte, einen Halt: die That der Gründung selbst hatte ihr Verdienst gehabt; sie war aus echtem Renaissance-Bedürfniss hervorgegangen und hatte ihre nicht zu unterschätzende Wirkung. Der weitere Verlauf aber war Verkümmern, Spielerei und Steckenbleiben.

Hätte Deutschland eine gröfsere Hauptstadt gehabt! Hätten Männer wie Ludwig von Cöthen und seine sich wirklich für die deutsche Sprache interessirenden Freunde einen Theil des Jahres in dieser Hauptstadt gelebt! Wären die Weckherlin, Zincgref, Opitz, Werder, Buchner nach dieser Hauptstadt gezogen worden durch jene Förderer und Ludwig's oder der Weimaraner Haus wäre im erhöhten Maafse geworden, was das Lingelheimische in Heidelberg gewesen war! Ludwig hatte London in der Blüthezeit der englischen Dichtung gesehen; er wird mit den Edlen verkehrt haben, unter deren Titel die grofsen englischen Schauspieler agirten, wie er denn wahrscheinlich auch der Aufführung von Shakespeare's Stücken beigewohnt; er hätte so Manches anregen und fördern können.

Statt dessen sass er auf seinem Schlosse Cöthen und vertrocknete in all' seinem guten Sinnen und Wollen. Und die poetischen Kräfte blieben zer sprengt und damit wirkungsloser, ohne persönliches Wett-eifern und Befeuern und sich gegenseitiges Steigern.

Die einzige deutsche Stadt, welche damals, durch Einwohnerzahl, somit durch das nöthige gröfsere Publikum als Hintergrund, durch Grösse und Glanz des Hofes, Reichthum und Ansehen des Adels und jetzt auch dadurch, dass sie vom Krieg verschont blieb, eine Pflege-stätte derartiger Bestrebungen hätte sein können, war Wien. Wien aber zeigte leider den Anblick, dass Hof und Adel unter spanischem

Ceremoniell und unter italienischem Geschmack standen, dass der fremdländische Adel in Massen hinzuströmte, das Volk, in seinem ästhetischen Treiben von den höheren Ständen verlassen, zwar deutschthümlich blieb, aber in seinem Geschmack in das Niedrig-Lustige und Rohe sank, wie dies unter ähnlichen Umständen stets der Fall ist und mehr oder weniger an den vom italienischen Geschmack beherrschten Höfen, dem die Volksmenge ferner blieb als den späteren französischen Neigungen und ihrer Art Politur und Anforderungen, überall der Fall war.

In Wien hätte sich z. B. in ähnlicher Weise wie zu London und zu Paris eine deutsche Bühne möglicher Weise entwickeln können, wenn Männer wie Heinrich Julius von Braunschweig, Ludwig von Anhalt u. A. am dortigen Hofe gelebt und das Interesse für deutsche Literatur so zu steigern gewusst hätten, dass man nicht wie bei Hoeck (1602) und bei Opitz es mit dem Krönen zum Poeta laureatus und Adeln hätte bewenden lassen.

[Später hat Wien in der Pflege der Musik und der Schauspielkunst, in der Schöpfung einer eigenthümlichen Posse, heutigentags in der Baukunst, grossstädtische Verdienste erworben.]

Regte es sich in dieser, allerdings mehr Aufsehen machenden als sich wirksam zeigenden Weise unter den hohen Herrn, so kam das Interesse für eine Renaissance der deutschen Poesie in neuer Art jetzt auch unter dem deutschen Gelehrtentum zum Austrag. Man klepperte freilich auch hier in mancher Beziehung spät genug hinterdrein. Die Poetik hatte im 16. Jahrhundert eifrige und bedeutende Vertreter gefunden. Trissino's († 1550) Poetik hatte sich schon mit metrischen Fragen für italienische Betonung und Versbau beschäftigt, wie Opitz sie wieder aufnahm. Seit 1561 aber hatte des berühmten Julius Caesar Scaliger grosse Poetik*) für die lateinische Poetik dominirt, und überall, besonders den Jesuiten-Professoren, Anregung gegeben, dem Gegenstand Sorgfalt zu widmen. Vor Allem natürlich hinsichtlich der lateinischen Dichterei, welche im größten Flor stand.

Gleichzeitig mit den bisher besprochenen Regungen begann ein deutscher Professor, August Buchner, aus Dresden (1591—1661), Professor der Poesie zu Wittenberg seit 1616, sich mit Eifer und

*) In 7 Büchern, welche heißen: historicus, hyle, idea, parasceve, criticus, hypercriticus, epinomis.

bedeutender Anziehungskraft in seinen Vorlesungen des deutschen Versbaues und der Poetik anzunehmen. Schon zu Anfang der zwanziger Jahre war er für die sächsischen, nach der Universität Wittenberg schauenden Kreise eine Autorität. Weniger als Poet und Schriftsteller, denn als Lehrer wirkte er, einen Lerneifer für Versbau und Reim um sich herum anregend, der besseren Inhalts, als die Zeit gab, würdig gewesen wäre. Eifrig, zum Theil exaltirte Schüler gingen aus seiner Schule hervor. (Buchner selbst gab keine Poetik heraus; seine Vorlesungen erschienen erst nach seinem Tode.) Mit Opitz und dessen Genossen stand er frühzeitig im Briefwechsel, wie er denn die poetischen Bestrebungen der Zeit aufmerksam verfolgte; in seiner Lehre wahrte er seine Selbständigkeit z. B. hinsichtlich der Opitzischen Beschränkungen deutscher Verse auf Jamben und Trochäen, gegen welche er Dactylen, Anapästen u. s. w. vertheidigte, die man wohl nach ihm benannte; als Dichter war er versbauend und reimend so verständig und unpoetisch wie die sämmtlichen Opitzischen Durchschnittsdichter, so ungleich in Theorie und Uebung hinsichtlich des Wesens der Poesie und Phantasie dem phantasie- und schwungvollen Dichter und Lehrer der Jesuiten Jacob Balde.

Von Buchner an und in seinem Stil blieb nun die deutsche Poeterei auf lange hin universitäts-fähig; den größten Einfluss sollte allerdings auch hier wieder der junge Dichter haben, der alle der Zeit wichtigst erscheinenden Bestrebungen wie mit spielernder Mühe zusammenfafste und ihr seinen Namen gab: Martin Opitz, der Metriker, Classiker, Renaissance-Dichter des neuen italienisch, französisch, niederländischen Stils, der Verstandespoet und Didactiker, der Mann, der der Religion und Philosophie, jeder in ihrer Weise der Neuzeit gemäß gerecht zu werden wußte und den nach neuen, sicherer Formen und Dichtarten sich mühenden Deutschen dieselben in Lyrik, Didactik, didactischer Epik, lyrischer Novelle, Tragödie, Oper u. s. w. gleich armvoll hinschüttete.

4.

Martin Opitz.

Martin Opitz,^{*)} der unter seinen Zeitgenossen so hohen Ruhm erhalten sollte, dass man der anderen, in seiner Jugend mit ihm wirkenden Männer vergaß, gehört zu den Neuerern, welche uns die Macht eines neuen Princips gegenüber den Leistungen der mehr im Suchen verharrenden Talente zeigen. Er war es, der die Furt, eine feichte, bequem zu durchwatende Furt zu der gesuchten neuen deutschen Dichtung fand, nachdem so Manche schon, und wie man

*) Martin Opitz, geboren 1597 zu Bunzlau am Bober in Schlesien, aus nicht unbemittelner bürgerlicher Familie, wurde auf den damals berühmten Gymnasien zu Bunzlau, Breslau und Beuthen erzogen. In Beuthen war er auch Erzieher im Hause des weitgereisten, für die moderne Literatur sich interessirenden und der fremden Poesie kundigen kaiferl. Rathes Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz. Er bezog 1617 die Universität Frankfurt a. d. O., wo er sich Candidaten der Poesie und Philosophie nannte und statt der Jurisprudenz seine Kräfte ästhetischen Studien widmete. 1618 ging er nach Heidelberg, wo er im Lingelsheimischen Hause Unterricht ertheilte und bald die Hauptperson des Zincgrefischen poetischen Kreises ward. Er machte von hier einige Reisen in Südwestdeutschland, 1620 aber wichen vor dem Kriege und ging mit seinem Freunde Hamilton über Holland, wo er Heinsius auffsuchte, nach Hamiltons Gut in Schleswig-Holstein. 1622 war er schon als Dichter hochgefeiert; er wurde in diesem Jahre von Bethlen Gabor als Professor an das Gymnasium zu Weissenburg in Siebenbürgen berufen, kehrte aber voll Heimweh 1623 nach Deutschland zurück. Er lebte nun an den schlesischen Höfen als halber Hofdichter. 1624 schrieb er seine wichtige kurze Poetik. 1628 wurde er als M. Opitz von Boberfeld vom Kaiser zu Wien geadelt. Längere Zeit stand er nun im Dienst des berüchtigten „Seligmachers“ von Schlesien, des die Protestanten mit Soldaten bekehrenden Hannibal von Dohna. In dessen Auftrag ging er 1630 nach Paris, wo er zu seiner Verwunderung und seinem Bedauern die von ihm gefeierten und nachgeahmten Dichter aus der Mode und einen neuen Geist herrschend fand. Seit Dohna's Tod 1633 lebte er wieder frei seiner Muse an den schlesischen Höfen, bis er sich nach Danzig wandte, wo er zum Historiographen des Königs Ladislaus von Polen ernannt wurde und 1639 an der Pest starb, angesteckt durch einen Bettler, dem er ein Almosen gegeben hatte.

fah, selbständig und an verschiedenen Orten sich vergeblich danach suchend in's Wasser gewagt hatten.

Soll man seinen Ausgangspunkt feststellen, so kann man Opitz unter den deutschen Poeten als denjenigen bezeichnen, der aus der im Allgemeinen so geistlosen, die Phrase, das Gedächtniss und die Form begünstigenden, in Deutschland vielleicht am stärksten grassirenden Lateinverselei hervorging. Mit seinem eigenthümlichen Talente wußte er die weiteren Wege zu finden.

Seine Heimath Schlesien hatte damals berühmte Erziehungsanstalten. An den kleinen Piastenhöfen herrschte neben und außer den durch Ritter Hans von Schweinichen bekannten Neigungen viel Renaissance-Geschmack. Der deutsche Bürgerstand fühlte sich im Ganzen der halbflavischen Menge entfernter. In seiner Poesie hatte er keine volksmäßige Lyrik hinter sich, wie sie am Rhein und Neckar blühte. Das Kirchenlied und das, wie wir sahen, dem fremden Geschmack schon angepaßte Gesellschaftslied, Gelegenheitsreimerei und Meistersängerweise hatten aushelfen müssen. Ein junger Poet, der aus diesen Kreisen hervorging, hatte von dem Volksthümlich-Lyrischen, wie es Weckherlin, Zincgref, Andreae im Neckarlande kannten, keine Ahnung. Nun herrschte Anfang des 17. Jahrhunderts auch in Schlesien die allgemeine Renaissanceströmung. Was nicht unwichtig war, auf der ganzen gegen Polen grenzenden deutschen Linie konnte und mußte damals der Aufschwung wirken, den Polen, eine Blüthezeit feiernd, in der Poesie genommen hatte und theilweise noch fortsetzte, indem es an nationalen und lateinischen Dichtern Männer wie die Brüder Kochanowski und jetzt Sarbiewski die Seinen nannte und nach Lyrik, Satire, Idylle und beschreibender Poesie Vortreffliches aufzuweisen hatte. Nicht blos von den Italienern und Franzosen, unmittelbar von den Nachbarn und Mitbürgern konnte der deutsche Schlesier eine Aneiferung für seine eigene Poesie verspüren, zu welcher auch hier die verhältnismäßig glückliche Zeit des Ersten-Viertels des 17. Jahrhunderts hindrängte.

Martin Opitz, früh angeregt durch gelehrte Verwandte, ein heller Kopf, leicht fassend, nicht tief aber frisch empfindend, in Allem gleichsam wohl temperirt und im guten Mittelmaß, soweit nicht ein ungewöhnliches Formtalent ihn hob und ihn mit wirklich genialer Sicherheit und Ueberzeugung seines poetischen Berufs erfüllte, dabei eine organisirende Kraft, der sich Alles unter den Händen einfach und

übersichtlich gestaltete, der leider aber auch die Fehler solchen Wesens, des Nüchternen und Aeufserlichen oft anklebten, war 1616 mit lateinischen Gedichten hervorgetreten. Im Jahr 1617 als Gymnasiast zu Beuthen und Informator im Hause des kaiserl. Rethes Tobias Scultetus schrieb er eine lateinische Rede: Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache, die 1618 gedruckt wurde. Hat der zwanzigjährige Gymnasiast von der Gründung des Palmenordens Kunde gehabt, als er diese Rede verfasste oder redigirte?

Diese Rede trat patriotisch und jugendlich feurig für dieselben Tendenzen ein, die im Palmenorden ausgesprochen waren: für Reinhaltung der deutschen Sprache und eine Renaissance der deutschen Dichtung. Der Redner plaidirt in geschickter Weise, sich an das Gelehrtenthum wendend und auf das Beispiel der Römer verweisend, welche sich in den geliebten classischen Zeiten trotz aller griechischen Bildung des strengsten Purismus in der lateinischen Rede und Poesie befleissigt hätten. Tacitus dient ihm zum Verherrlichen der Deutschen. Die deutsche Sprache wäre die jetzt bestehend ältest-unvermischt. Die Sorgfalt, welche man für die classischen Sprachen hätte, folle man auch ihr zu Gute kommen lassen.

Aber der Jüngling begnügt sich nicht mit diesem Anschlagen der gelehrt-humanistischen Saite. Es ist interessant und characteristisch für sein späteres Thun, wie viel er jetzt schon andeutet oder umfasst. Verwebt er das Classische mit dem grössten, mit überschwänglichem oratorischen deutschen Patriotismus, so sieht er dann in der Nach-eiferung der fremden Renaissance den Weg, der deutschen Poesie wieder aufzuhelfen. Aber er wahrt zugleich mit grossem Eifer, wenn auch mit schwacher Kenntniß, die Bedeutung und Ehre der älteren deutschen Dichtung, von welcher er aus Goldast Einiges kannte und die ihm Beweis ist, dass die Deutschen und zwar Adel und Fürsten hohe Poesie lieben und schaffen können. Er hat die schärfsten Worte für die alamodischen Sprachverderber, welche der deutschen Sprache solche Krebschäden zufügten und in sie gleichsam das unreine Wasser aller Sprachen hineinleiteten und daherwelschten, um zu zeigen, dass auch sie die Nase über die deutschen Grenzen hinübergesteckt hätten. Reisen folle man, aber um wirklich das Gute zu lernen von den Ausländern. Er stellt Ariost, Tasso, Sannazar, Ronfard, Sidney als Muster auf. Uebersetzungen der fremden Renaissancedichter seien das beste Mittel; die Amadis-Uebersetzung sei schon ein guter Anfang.

Dies Alles war im Einzelnen nicht neu, sondern sprach nur aus dem allgemeinen Zeitgeschmack eines grossen Theils der gebildeten Stände heraus, wie es denn auch im Palmenorden seinen Ausdruck gefunden hatte. Originell aber, wenn nicht im Stil Jacob Vogels, war die Kühnheit, womit der junge Gymnasiast sich dann schliefslich nicht undeutlich als den nöthigen Reformator bezeichnete und seine Berechtigung dazu seiner Ansicht nach wenigstens mit einigen Belegen darzuthun suchte. 138 Jahre später hat ein anderer Gymnasiast, der den Aristarch kannte, ein Gröserer wieder eine lateinische Abschiedsrede über deutsche Poesie gehalten — der Ruhm des Ersten, des Opitz, hat gewährt, bis der Ruhm des Zweiten, Klopstocks, ihn verdunkelte.

Wo der junge Opitz von seinen eignen neuen Unternehmungen handelt, muss er freilich selbst bekennen, dass vor ihm schon Jemand die Sache in derselben Weise, durch Nachahmung der Alexandriner, fünffüssigen Jamben u. s. w., im Deutschen angefasst habe. Er versichert aber, dass er seine Versuche schon gemacht, ehe er Kenntniß von denen seines Vorgängers, des Ernst Schwabe von der Heyde gehabt, von dem er einige Verse anführt, gegen welche er die feinigen setzt. Den Scultetus nennt er seinen Anreger und Förderer.

Leider hat man von Ernst Schwabe, der sein Büchlein 1616 in Frankfurt a. O. hat erscheinen lassen, keine weitere Kunde.*)

*) Opitz ist wohl der einzige sichere Gewährsmann. Zincgref sagt in „Mart. Opicci Teutsche Poemata“ S. 161, nachdem er des Joh. Clajus und Joh. Engerdus Prosodien genannt: „Ich sollte Dir auch etwas aus Ernstens Schwaben von der Heide zu Frankfurt a. O. ausgegangenen Teutschen Poesien mittheilen, so hab ich sie aber ebenmäsig selbst noch nicht gesehen.“ Er kennt ihn nur durch Opitz. Hat Rist das Buch in Händen gehabt oder schreibt er in seiner Musa Teutonica 1643 aus Zincgref ab? Er citirt genau wie jener: „Ich will hie nicht sagen, dass Opitz ja nicht der erste gewesen, der eine deutsche Prosodey geschrieben, angesehen auch ein anderer, als dass Johannis Claij von Hertzberg, Ernst Schwabens zu Frankfurt und Joh. Engerdi Poetae Laur. Anno 1583 zu Ingolstadt gedruckte deutsche Prosodeyen noch heute zu Tage vorhanden.“ Wenc. Scherffer sagt (6. Buch der Geistl. und Weltl. Gedichte): „Es hat der finnreiche Opitz ohne Zweifel aus Ernst Schwabens von der Heide im Jahr 1616 ausgegangenem Poetischen Büchlein die erste Anleitung bekommen,“ indem er augenscheinlich des Opitz Gegenversicherung keinen Glauben beimisst. Rumpler von Löwenhalt nennt Schwabe, sagt, dass er das Buch nicht kenne, und will gehört haben, dass es nicht gedruckt sondern nur handschriftlich bekannt gewesen sei! Niemand nennt und kennt ihn sonst. Auch Morhof weiss nichts von ihm.

Vor der Hand gehörte der Aristarch zwar zu den bedeutsamen Zeichen der Zeit und des beginnenden Umstchwungs — es war dasselbe Jahr, in welchem Weckherlin seine Festauzugspoesie für Stuttgart ausphantasirt hatte —, hatte aber keine weitere erkennbare Wirkung, die erst 1624 dadurch, dass Zincgref ihn in seiner Sammlung wieder abdruckte, allgemeiner eintreten konnte. Hauptfächlich ward er Opitz für seinen Ruhm, auf die Alexandriner gewiesen zu haben, wichtig. Opitz selbst aber hatte sich seine Lebensaufgabe in dieser Rede, wie später Klopstock, vorgezeichnet.

Er ging nach Frankfurt a. O., zum Erstaunen Vieler und als übermuthig angesehen, da er, um Jurisprudenz, die er nominell gewählt, sich nicht kümmern, offen sich für das Studium der Poesie bestimmte. In Frankfurt musst eine poetische Strömung vorhanden gewesen sein, zum Theil sich wohl aus den Bewegungen im polnischen Nachbarlande erklärend; sie setzte sich auch weiterhin fort, wie man z. B. aus Heinr. Helds Gedichten ersehen kann. Auch in Danzig und Königsberg blieben die polnischen poetischen Bestrebungen wohl nicht ohne Einfluss, so weit nicht auch hier die rein deutschen wirkten.

1618 aber ging Opitz in die lebensvolle Stadt der Renaissance, nach dem damals im höchsten Glanze prangenden, heiteren Heidelberg, wo er nicht blos, wie Zincgref zeigt, sehr tüchtige Bestrebungen vorfand, der deutschen Poesie von der classischen Literatur aus neuen Inhalt zu geben, sondern auch die französischen Renaissance-Bestrebungen freieren und classischeren Stils, der Marot, du Bellay, Bartas, Ronfard u. s. w. noch ganz anders kennen lernte, als dies in Schlesien und Frankfurt der Fall hatte sein können, möchte er auch seinen Ronfard wirklich gekannt und bei Scultetus viele Fingerzeige und Anregungen bekommen haben.

Der junge Schlesier war in keiner Weise nach Gemüth und Anschauungen deutsch-volksthümlich präoccupirt. Wär er tiefer und leidenschaftlicher in seiner Empfindung und seinem Character gewesen, so hätte er gleich Anderen versucht, neue, selbständige Bahnen zu brechen. So, wie er war, klaren Verstandes, heiteren Gemüthes, durch Erziehung und Verhältnisse den neuen gelehrtten Renaissancebestrebungen ergeben, sah er die Fortschritte der Fremde mit Bewunderung und nahm sie in der unbefangensten Weise als Muster. Und er that nun für die Poesie, was schon in allen Künsten geschehen war: er ahmte nach.

Eins freilich hatte er. Nicht blos, dass er klar wusste, was er wollte und that, sondern er hatte auch ein klares, fest umrissenes Muster des neuen Menschen, wenn auch weniger in der künstlerischen Phantasie als vor seinem künstlerisch angeregten Verstande, des modern-humanen, auf classische Bildung sich stützenden, in Gelehrsamkeit und Forschung Vertrauen setzenden Mannes, der um die mittelalterlich herrschenden Ideen und Eigenthümlichkeiten sich nicht kümmert und vor Allem Verstand und Vernunft und danach urtheilende Geister für sein Verhalten zu Rathe zieht, ohne die religiösen Grundlagen nach einer vernünftigen Beschränkung derselben aufzugeben, im practischen Leben allerdings eine philosophisch gewonnene Ethik den religiösen aus dem Katechismus gezogenen, gewöhnlichen Geboten vorordnend. In dieser Beziehung steht er in seiner Zeit merkwürdig frei da, auch nüchtern, feicht in mancher Hinsicht, aber in seiner Art ein ganzer Mann: neben so manchem Tümpel und sumpfrändrigen Teich, neben so manchem Bach und einigen wenigen tieferen kurzen Strömen ein klarer, überall kiesgründiger, nicht tiefer, aber vielfach nicht anmuthsloser, grosser Flachlandssee.

Was er gedichtet hat, ist einheitlicher und bestimmter Ausdruck, und aus diesem einheitlichen Geist heraus konnte er so viel leisten, weil ein gewisser Kern da war, während Andere stets auf besondere Anregung ihrer vielleicht weit bedeutenderen einzelnen Talente warten mussten, da sie im Princip nicht wussten, was sie wollten und nicht ihr Inneres als selbständige Welt fühlten, wie dies bei Opitz der Fall war. Nach dieser Seite hin ist Alles, was er geleistet, wahr. Er war erfüllt von seiner Aufgabe. Daher seine grosse Wirkung.

Was man damals — um 1620 — unendlich in der deutschen Literatur schätzte, war neue Bildung, Klarheit, logischer Zusammenhang, Bestimmtheit und Fertigkeit. Dies Alles hatte Opitz, hatte der lyrisch weit bedeutendere Weckherlin z. B. nicht so. Fafste Opitz eine Sache poetisch an, so geschah dies nicht aus der Fülle des Gemüthes, aus wogender Phantasie heraus, sondern nach leicht disponirender Verstandesarbeit aus einer poetischen Wallung, die gross genug war, um seine Anschabung zu reizen und die Worte dafür leicht strömen zu lassen. Für seine Epoche aber war er in Diction und Form ein unübertrefflicher Virtuose, dem sich schon in der Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes Niemand an die Seite stellen konnte und der obendrein durch die Bestimmtheit und Sicherheit seiner Bestre-

bungen und feines Wesens die Einen hinriss, durch den Umfang seiner Kenntnisse in der schönen Literatur den Andern imponirte.

So ward er schnell und wie Hamilton's und Zincgref's Benehmen zeigt, enthusiastisch von den Heidelberger Freunden und Gönern für das anerkannt, wofür er sich schon im Aristarch angesehen hatte. Seine Bearbeitung und Nachahmung der französischen Lyrik galt schon jetzt für musterhaft, und ein frohes Universitätsleben, in welchem Liebeleien und heitere Ausflüge wohl nicht blos auf dem Papier eine Rolle spielten, und die französischen Gewohnheiten der Heidelberger Hofkreise förderten noch das Verständniß der französischen Muse und gaben einen nicht ungeeigneten Hintergrund ab.

Nach Allem, was wir von diesem Heidelberger Leben wissen, war es für den Dichter und feinen Kreis eine heitere, sonnige, viel anregende Zeit.

Als Opitz 1620 nach den Niederlanden ging, fand er dort in Blüthe, wonach er strebte. Den großen Daniel Heinsius, sein poetisch-lehrtes Muster, lernte er persönlich kennen. Mit der Uebersetzung des Lobgesanges auf Christus und des Hymnus auf Bacchus von Heinsius (1621) stellte er schon jetzt in weiteren Kreisen seinen Ruf fest.

Es folgten für Opitz die bewegten und unglücklichen Zeiten, wo er sich vom Gute seines Freundes am Strand der Cimbersee nach dem Wolfsbrunnen und den Kastanienwäldern Heidelberg's sehnte und, von tiefer Betrübniss über den fortwührenden Krieg ergriffen, seine freilich erst nach Jahren veröffentlichten Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges schrieb. Dann berief ihn Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, wo er sein Zlatna dichtete, ein beschreibend-didactisches Gedicht im Stil der lateinischen Landlebens-Dichtung, gleich dem vorigen voll bedeutender, aus dichterischer Anschauung und Empfindung geschriebener, in ihrer einfachen, schönen Correctheit damals einziger Stellen, nach dem ganzen Stil für diese Zeit neu und bahnbrechend. Tiefes, unüberwindliches Heimweh trieb den Dichter dann wieder nach Deutschland zurück; neben seiner Dichtung und seiner Lehrstellung hatte er aber in dem Jahre seines Siebenbürgener Aufenthaltes mit gelehrttem Fleisse über die Alterthümer Daciens Forschungen angestellt. (Leider ist das Werk, welches er darüber herausgeben wollte, nicht zu Stande gekommen, indem das dem Abschluß nahe Manuscript nach Opitz' Tode an der Pest mit allen übrigen Manu-

ten verbrannt wurde.) Zurückgekehrt nach Schlesien^{*)} schrieb er nun 1624 «auf vieler Begehren» seine kleine Schrift: Von der deutschen Poeterei. Im selben Jahr ließ Zincgref in Straßburg jene mehrfach genannte Sammlung Opitzischer Gedichte erscheinen, weil ihm der Dichter, gleichsam der neue Messias, zu lange zu zaudern schien, der Nation sich zu offenbaren und sie Theil nehmen zu lassen an seinem neuen Wirken; bald darauf gab Opitz selber seine gesammelten und nach der neuen Einsicht in die deutsche Metrik gebefferten Gedichte heraus.

Von 1624 beginnt seine Autorität und Wirkung. Mit dem Erscheinen des Büchleins von der deutschen Poeterei beginnt man gemeinlich und nicht unrichtig die Zeit der neueren deutschen Poesie.

Diese Poetik ward der Ausgangspunkt der neudeutschen Dichtung und mit wenigen Ausnahmen der Canon der deutschen Poesie bis Klopstock. Noch Bodmer und Breitinger, die Viel-Anregenden, halten auf Opitz.

Es geschieht Opitz nur ein Recht und gewährt überdies trefflichen Einblick in die Ansichten der Zeit, wenn diese Poetik, die er anspruchslos auf Bitten von Freunden gab und in fünf Tagen geschrieben haben soll, eingehender behandelt wird. Hat man früher zu viel sie zum Leiter genommen, so hat man sich in den neuesten Zeiten zu fehr daran gewöhnt, sie lächerlich zu finden.

Opitz beginnt damit: er «vermeine nicht, man könne jemanden durch gewisse Regeln und Gesetze zu einem Poeten machen. Es ist

*) Wenn Vilmar in seiner Literaturgeschichte bei Opitz spricht von den „geschraubten Gedanken eines Stubengelehrten, der sich vor Freude nicht zu lassen weifs, wenn er einmal aus seinen vier Wänden herauskommt und ein Kalb auf der Weide springen sieht“ so ist diese Absicht, des Opitz Stubenpoesie zu characterisiren nicht gut ausgeführt und der Nagel damit nicht auf den Kopf getroffen. Opitz hat seine Reisen nach Frankfurt, Heidelberg, in Südwestdeutschland, nach den Niederlanden und Schleswig-Holstein, von da nach Siebenbürgen und wieder nach Wien und Paris zur Zeit des dreissigjährigen Krieges nicht in der verschlossenen Postkutsche oder dem Eisenbahnwaggon der späteren Zeit gemacht und nicht blos Kälber genug springen sehn, um davon nicht echauffirt zu werden, sondern auch zur dichterischen Anschauung Reiterfcharmützel mitzumachen gewagt, wenn gleich er sich nichts Heldenhaftes zutraute und so fehr Nachahmer war, daß er dem Horaz, wie dieser dem Alcäus nach sich selber verspottete, daß Fechten und Soldatenstolz nicht seine starke Seite sei und er keine Ehre dreinfsetze, sich todtschiessen zu lassen. Nach dem, wie ihn seine Zeit anschaute, war ihm schon ein solcher Selbstspott voll Selbstschätzung zu verzeihen.

auch die Poesie eher geschrieben worden, als man je von derselben Art, Amte und Zugehör geschrieben: und haben die Gelehrten, was sie in den Poeten (welcher Schriften aus einem Göttlichen Antriebe und von Natur herkommen, wie Plato hin und wieder hievon redet) aufgemerkt, nachmals durch richtige Verfassungen zusammengeschlossen und aus vielen Tugenden eine Kunst gemacht.» So Aristoteles, Horaz, Vida und Scaliger. Von ihnen so vortrefflich, dass er sich kurz fasse und nur einiges Allgemeine und einiges, die deutsche Sprache vornehmlich Betreffende berühre.*)

Dichtung sei im Anfang nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Sachen. Sie sei finnlicher Ausdruck für die Volksmasse gewesen, welche die wahre Weisheit nicht habe fassen können. Und nun fucht er die Theologen für die Dichtung, namentlich für die heidnische Dichtung und deren Gebrauch nach Mythologie u. s. w. verföhnlisch zu stimmen, indem er die Götter für Symbole der Natur und für menschliche Personificationen erklärt. Er nennt die Poesie mit den Alten die erste Philosophie und tadeln diejenigen, welche die Dichtung nur zur Ergötzlichkeit erachten. Er entschuldigt und verwirft dann, was hauptsächlich gegen die Poesie und die Poeten vorgebracht wird. Poesie setze Einsicht und Kenntniss voraus von dem, was man dichte; sie enthalte alle Künste und Wissenschaften. Erasmus von Rotterdam, verächtlich ein Poet geheissen, habe gesagt, er schätze sich dieses Lobes unwürdig, denn auch nur ein mittelmässiger Poet sei höher zu achten als zehn Philosophastri. Dass ein Dichter ein böser Mensch sei, dieses Urtheil sei keiner Antwort würdig. Leider trügen viele unberufene Dichter Schuld an der Verachtung der Dichtkunst, indem sie das Papier mit ihren ungereimten Reimen befleckten. «Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Dichter zu suchen ist. Er muss

*) Dies ist natürlich festzuhalten und kommt besonders für die Aufzählungen, die man gewöhnlich lächerlich macht, in Betracht. Es ist ferner nicht zu vergessen, was gleich bei dem nächsten Absatz gilt, für welche Zeit und gegen welche Anschauungen von Poesie Opitz schrieb. Seine classischen und theologischen Bezugnahmen waren zum mindesten klug und sind die letzteren durchaus nicht aus Befangenheit zu erklären. Viele Sätze besagen direkt das Gegentheil von dem, was man häufig seine Lehre nennt oder als solche kennt; so z. B. gleich die Anfangsworte.

τυφαντασιώτατος, von sinnreichen Einfällen und Erfindungen sein, muss ein grosses unverzagtes Gemüthe haben, muss hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erde emporsteigen. »

Dann aber tadelt er das Publicum auf's schärfste wegen seines unsinnigen Verlangens nach Gedichten bei jeder Gelegenheit, bei einem neuen Buch, bei Hochzeit, Begräbniss, für Schüsseln und Kannen und Wände und Steine und Buhlschaft und närrische Ansuchen ohn' Ende. Abschlag brächte Feindschaft, Willfahren der Dichtung Abbruch. Ferner solle man wissen, dass die Dichtung im Nachahmen der Natur bestünde und die Dinge nicht so fehr beschreibe, wie sie seien, als wie sie sein könnten.*). Die Menschen fähen aber gern das Ergötzliche und hörten gern das Ungeheure, was sie doch in Wirklichkeit nicht zu sehen begehrten.

Er betrachtet und entschuldigt dann das Leben der Poeten, die grössere Sicherheit und Freiheit ihrer poetischen Gemüther, ihre Liebe zum Wein und lockeren Leben; doch sei es nicht so schlimm damit, wie man es gemeinlich mache.

Was die deutsche Poesie beträfe, so vermeine er nicht, dass es an unfrem rauhen Klima läge, dass das Land keine dichterischen Geister hervorbringe. Tacitus kenne schon den Gefang der Deutschen zu Ehren des Armin; auch meine er, es wäre bei den Germanen wie bei den Galliern gewesen, welche Barden, Vates und Druiden gehabt hätten. Nachrichten von Cimbern und Teutonen und den alten Dänen bestätigten ihm dies. Dann aber aus dem Mittelalter unter Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI. seien von deutsehen Dichtern (Reinmar von Zweter, Marner, Walther von der Vogelweide u. A.) Dichtungen noch vorhanden, die manchen stattlichen Lateinischen Poeten an Erfindung und Zier der Reden beschämten. Hernach sei die Dichtung in Vergessenheit gerathen; Petrarca habe bei den Italienern, Ronsard bei den Franzosen eine neue Dichtung begonnen. Studium der Griechen gebe der Poeterei ihre meiste Kunst, Art und Lieblichkeit. « Und muss ich nur bei hięiger Gelegenheit ohne Scheu dieses erinnern, dass ich es für eine verlorene Arbeit halte,

*) Die Tragweite dieses Satzes des Aristoteles vom Nachahmen der Natur, aber in nothwendiger Idealisirung, ist freilich Opitz so wenig, wie andern damaligen Aesthetikern aufgegangen.

im Fall sich jemand an unsere deutsche Poeterei machen wollte, der nebenst dem, dafs er ein Poete von Natur sein muss, in den Griechischen und Lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist und von ihnen den rechten Griff gelernt hat; dafs auch alle die Lehren, welche sonst zu der Poesie erforderlich werden und ich jetzt und kürzlich berühren will, bei ihm nicht verfangen können.» *)

Er geht dann, hinsichtlich der Erfindung sich auf Scaliger berufend, auf die Arten der Dichtung ein. Hier folgen die vielberufenen Anführungen des heroischen Gedichtes (Epos), der Tragödie, Komödie u. s. w. Es ist aber doch nicht zu vergessen, dafs Opitz hier nur eine populäre Uebersicht des Inhalts geben will und gar nicht an eingehende Erklärungen denkt, für welche er auf die grösseren Werke über Poetik verweist. Weil er nun aber hie und da in die Uebersicht eine an sich unbedeutende Regel einschiebt, erscheint allerdings die trockne Aufreihung noch geschmackloser. An sich aber ist es, den Zweck des Werkchens betrachtet, weder so verkehrt noch so albern, wie man häufig hinstellt, wenn er z. B. sagt: «die Tragödie ist an der Majestät dem heroischen Gedichte gemäfs (d. h. sie hat das erhabene, das «hohe Wesen» zum Inhalt), ohne dass sie selten leidet, dass man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einföhre (— in diesen nach Aristoteles gegebenen Worten ist der Streit berücksichtigt, wie er zwischen den Anhängern des antiken und somit des französischen und anderseits des mittelalterlich sich entwickelnden englischen Dramas wegen der Berechtigung der Einführung niedrig komischer Personen und Handlungen in die Tragödie so vielfach durchgefochten worden ist, —) weil sie nur von Königlichem Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Brände, Blutschande, Kriegen und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seuf-

*) Dieser Satz ist viel hervorgehoben, verspottet und verdammt worden. Man vergisst, dass „ein Poete von Natur“ gefordert wird oder wie es im Opitzischen Gedicht heißt „der den Himmel fühlt“. In die Sprache unserer Zeit übertragen lautet der Satz: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernrem griechischen Himmel zur Mündigkeit reisen.“ (Aesthet. Erziehung des Menschengeschlechts. 9. Brief.)

zen u. drgl. handelt.^{*)} Von derer Zugehör schreibt vornehmlich Aristoteles und etwas weitläufiger Daniel Heinsius, die man lesen kann.»

In dem Abschnitt über Zubereitung und Zier der Worte tritt er für Reinheit der Worte, Vermeidung der Fremdworte, aber für neue Wortbildungen, wie — damals neu — Kummerwenderin, kriegsblutdürftig, Wolkentreiber u. s. w. ein, wobei er freilich, ein straffes, auch trocknes Gelehrtenthum gegen die Willkürlichkeit der Zeit richtend, mit manchem Richtigen eine Reihe pedantischer Regeln aufstellt, alle hervorgegangen aus der Absicht, die dichterische Sprache immer klar und verständlich zu erhalten. Das Extrem der Volkspoesie hatte das Extrem des Gelehrten hervorgerufen. Persönliche Willkür und Provincialismus follten die Poesie nicht trüben; klar, bestimmt follte

^{*)} Es ist eben eine Inhaltsangabe. Wie sagt Horatio, als er nach Hamlet's Tod das Vorgegangene, d. h. den Inhalt der Hamlet-Tragödie melden will? Sie meldet von: „Unzucht, blutiger Unnatürlichkeit, vom Strafgericht des Zufalls, blinder Mord, von Todten, durch Gewalt und List bewirkt, und Fehlentwürfen, die zurückgefallen auf des Erfinders Haupt“; Hamlet V. letzte Scene. Opitz' Vorreden zu den Dramen follten ihn gegen die Vorwürfe sichern, die man ihm, jene Worte ausser dem Zusammenhange citirend, zu machen pflegt. Man übersetze sich nur seine Sprache etwas in den Stil unserer Zeit. Er sagt in der Vorrede der Trojanerinnen, worin er wie in der Antigone das Schicksal des deutschen Vaterlandes bejammert: „Denn eine Tragödie, wie Euripides soll gesagt haben, ist nichts anders als ein Spiegel derer, die in ihrem Thun und Lassen auf das blosse Glück fussen. — — (Solche) Beständigkeit aber wird uns durch Beschauung der Mislichkeit des menschlichen Lebens in den Tragödien zuvörderst eingepflanzt: denn indem wir groszer Leute, ganzer Städte und Länder äussersten Untergang zum österen schauen und betrachten, tragen wir zwar, wie es sich gebühret, Erbarmen mit ihnen, können auch nochmals aus Wehmuth die Thränen kaum zurückhalten; wir lernen aber daneben auch durch stete Besichtigung des vielen Kreuzes und Uebels, das Andern begegnet ist, das unsfrige, welches uns begegnen möchte, weniger fürchten und besser erdulden. Wer wird nicht mit grösserem Gemüthe als zuvor seines Vaterlandes Verderben und Schaden, den er nicht verhüten mag, ertragen, wenn er die gewaltige Stadt Troja, an welcher, wie die Meinung gewesen, die Götter selbst gebauet haben, siehet im Feuer stehen und zu Staub und Asche werden.“

Diese „herrliche Nutzbarkeit“ ist zwar mit einer barocken Wendung aber poetisch ausgefasst. Aehnlich spricht er in der Vorrede der Antigone. Es ist gar kein Grund vorhanden, an Opitz nur als an einen flachen Abschreiber und Nachsprecher zu denken. Ist er kein tiefer Denker, so ist er doch ein gedankenhafter Mann, der immer weiß, was er sagt, wie die Poetik am besten Satz für Satz zeigen kann.

die Sprache darin gehandhabt und der Vers keine Freiheiten haben, die in der Prosa als Fehler gälten. Es war dies die allgemeine Strömung der Zeit, die sich in Frankreich am schärfsten characterisirte; sie traf mit Opitzens Anlage zusammen und verführte ihn zum nüchternen Tadel wie z. B. der Wortstellung: das Mündlein roth, der Weltkreis rund — anstatt: das rothe Mündlein u. s. w. (Werder hat sich, wie wir gesehen, dieser poetischen Freiheit der Wortstellung gegen Opitz, auf Hübner und die allgemeine Sitte verweisend, angenommen.) Sodann behandelt Opitz mit grosser Wichtigkeit die Elision des «e», das allerdings für die deutsche Sprache so manchen Stein des Anstoßes abgiebt. (Die kurzen «e-Silben» haben schon in der mittelalterlich deutschen Poesie mannigfache Regeln nothwendig gemacht.) Den allgemein eingerissenen Willkürlichkeiten machte Opitz im kurzen Proces ein Ende. Er tadelt z. B. Elision und Wortstellung wie in des Paul Melissus:

Roth Röslein wollt ich brechen
Zum hübschen Kränzelein,
Mich Dörner thaten stechen
Hart in die Finger mein.

Man vergesse nicht, dass viel Grund zur formalen Strenge in der deutschen Dichtung vorhanden war, wo nur bei zu Vielen Schludrigkeit und Vers- und Reimnoth sich Alles gestattete und Dichtung, anstatt höchste Formvollendung zu bedeuten, eine Entschuldigung für Formverletzung geworden war.

In ähnlicher Weise bespricht Opitz Undeutlichkeiten, Pleonasmen u. s. w. Die Bedeutung des Buchstabenklangs kennt er gut; vor Uebertreibung solcher Wirkung warnt er. (Sein «Dirdilir» der Lerche wird ihm auch wohl zu fehr aufgemutzt.) «Das Anfehn und die Dignität der poetischen Rede anlangend, bestehet dieselbe in den tropis und schematibus, wenn wir nämlich ein Wort von feiner eigen-thümlichen Bedeutung auf eine andere ziehen.» Er verweist dafür auf die Lateiner und besonders auf Scaliger und anderer Gelehrten Poetiken. «Deffen will ich nur erinnern, dass vor allen Dingen nöthig sei, höchste Möglichkeit zu versuchen, wie man die Epitheta, an denen bisher bei uns grosser Mangel gewesen, sonderlich von den Griechen und Lateinischen absehen und uns zu Nutz machen mögen»; sie müfsten aber bezeichnend, wahrhaftig und dem ganzen Character der Poesie angemessen sein. Nach den Bestimmungen über Reinheit

des Reims und die schon erwähnte Elision des «e» folgt jener Satz, auf welchem unsere Versbildung beruht, kurz und einfach, ja trocken ausgesprochen wie die früheren Regeln.

« Nachmals ist auch ein jeder Vers entweder ein Jambicus oder Trochaicus, nicht zwar, dafs wir auf Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Gröfse der Silben können in Acht nehmen, sondern dafs wir aus den Accenten und dem Ton erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden. Wie wohl nun meines Wissens noch niemand, ich auch vor der Zeit selber nicht, dieses genau in Acht genommen, scheint es doch so hoch vonnöthen zu sein, als hoch vonnöthen ist, dafs die Lateiner nach den Quantitatibus oder Gröfsen der Silben ihre Verse richten und reguliren. Denn es gar einen üblichen Klang hat:

Venus die hat Juno nicht^{vermocht} zu obsiegen —“

Diese von Opitz gegebene Regel, die unsere, früher nach Tonhebungen ordnende, allmälig aber und besonders im Verlauf des 16. Jahrhunderts nur Silben zählende poetische Form neu feststellte, war zwar auch anderswo schon, z. B. in der oben angeführten Poetik des Trissino für das Italienische aufgestellt, aber nirgends angenommen und ward gegen das Beispiel der Italiener und Franzosen von Opitz in's Leben geführt. Es ist nicht zu verkennen, dafs in die Einfachheit des deutschen Versbaues damit auch eine gewisse Beschränkung kam, indem die schwebende Betonung, für den Declamator so wichtig, damit aufgehoben wurde und Ton und Versfall mit einander gehen. Verse, welche die Franzosen wegen ihrer Freiheit der Betonung gebrauchen können, wodurch die grosse Regelmäßigkeit verdeckt und freiheitlicher im Ausdruck wird, z. B. die Alexandriner, werden, nach der neuen Opitzischen Regel gedichtet, in Deutschland steif und starr. Entwicklungen lyrischer Metrik, wie sie aus Hoeck's, Andreae's, Weckherlin's Poesien möglich gewesen wären, waren abgebrochen. Aber anstatt dieser unsicherer Möglichkeit und wirklichen Unsicherheit war in den Worten «dafs wir aus den Accenten und dem Ton erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden» die neue Theorie gegeben, einfach, unsrer Sprache zusagend, auch schon längst geübt, wenn dann auch vernachlässigt, die uns jetzt so natürlich scheint, dafs wir es gar nicht anders wissen. Es war die Aufstellung dieser Regel das Ei des Columbus.

Sodann behandelt Opitz die Verse. Er zieht nach dem Geschmack der Franzosen die «heroischen» Verse, die Alexandriner, allen übrigen vor, indem er leider nicht an den Unterschied denkt, der, wie eben hervorgehoben, für das Ohr in einem Alexandriner mit seiner scharfen, gleichmäßig theilenden, also an sich schon leicht übermäßig einheitlichen Cäfur bei frei schwebender Betonung und einem opitzisch gebauten deutschen Alexandriner besteht.^{*)} Macht man jetzt Opitz den Vorwurf, diesen trocknen, gegen die Wirkung des Knittelverses die langweilige Regelmäßigkeit des paradeschrittmäßigen und in der Mitte durch die stets gleiche Cäfur gebrochenen sechsfüßigen jambischen Verses gesetzt zu haben, so bedenke man, dass er grade wegen Einführung des Alexandriner feiner Zeit mit mehreren Nebenbuhlern Streit über die Priorität hatte. Es war ein Gegensatzvers, ein Extrem gegen das Extrem der Willkür des Knittelverses, später wieder durch Gegensätze: Profa, Knittelvers und cäfurlosen Fünf-Jambus bestritten.

Opitz zog die Alexandriner den fünffüßigen Jamben, den «vers communs» der Franzosen vor, die «Ronsard für die heroischen Vers tüchtiger zu sein» vermeint hatte. Nach unserem Geschmack unglücklich genug. Doch ist nicht zu vergessen, dass damals für den fünffüßigen Jambus die strenge nach zwei und drei Jamben brechende Cäfur gefordert wurde: allerdings eine für uns angenehmere Mannigfaltigkeit als die ganz gleich theilende Cäfur der Alexandriner.^{**) Ueberdies hielt Opitz den Alexandriner für geeigneter als deutschen erzählenden Vers, weil man in unserer Sprache nicht so kurz sein könne wie im Französischen. (Wohl behauptete man nach Ronsard, die Alexandriner seien der ungebundenen freien Rede wegen ihrer Weitläufigkeit zu ähnlich, wenn sie nicht ihren Mann fänden, der sie lebendig zu machen wisse. Aber dies müsse, sagt Opitz, von jedem wirklichen Poeten gefordert werden. Zu Grunde lag der Wahl des Alexandriner eben der in Zopf übergehende Barockgeschmack.) Hexameter hält Opitz im Deutschen nicht für möglich.}

Dass aber in diesen kurzen und trocknen Regeln seines Abrisses, welchen er auf Bitten von Freunden in fünf Tagen aufgesetzt, nicht

^{*)} Breitinger hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht in seiner scharfen Beurtheilung der Alexandrinischen Verse und des Reimes.

^{**) Siehe über die Entwicklung des fünffüßigen Jambus: Friedr. Zarnke: Ueber den fünffüßigen Jambus. Leipzig 1865.}

die Poesie selbst zu finden sei, sagt Opitz ausdrücklich wieder am Schluss. Naturbegabung mache den Dichter; in ihm müsse ein Gott sein, der ihn befeure, wie Ovid sage:

Eft deus in nobis agitante calescimus illo;

der göttliche Furor des Plato müsse in dem Dichter herrschen. Erfindung und Worte dürften nicht gesucht werden, sondern müfsten von selber kommen und aus Lust und Anmuthigkeit fließend Lust und Anmuthigkeit bringen. Fleifs und Uebung seien allerdings nicht zu verwerfen, sondern müfsten sich mit der Natur, d. h. mit der Begabung vereinigen. Dazu sei aber Uebersetzung gut^{*)}, dann aber auch strenge Kritik kundiger Männer. Ruhm bei den Hohen und überhaupt in der Gegenwart, auch bei Frauen, und Ruhm bei der Nachwelt seien des Dichters Lohn, wie schon Plinius anführe. Zu dieser Hoheit des guten Namens komme das Ergötzen durch das Studium der Weisen und Dichter; wer diese Freude kennen gelernt, der würde bekennen, dass es weit besser sei, viel wissen und wenig besitzen als alles besitzen und nichts wissen. Alle andern Wollüste zergingen, aber diese begleite durch alle Staffeln des Alters, eine Zierde im Wohlstand und in Widerwärtigkeit ein sicherer Hafen. So folge er, wozu Gott und die Natur ihn leite; und hoffe dem Vaterland zu dienen und Anerkennung zu finden. Den Verächtern der Poesie aber wolle er in künftigen Dramen eine ihnen passende Rolle geben.

Dies der Inhalt der Opitzischen Poetik, womit er den Riegel an der Pforte des Vorhofs der neuen Dichtweise fortschob, so dass Alles Hals über Kopf hineinstürzte und jeder regelrechte Reimer anfangs meinte, er wäre auch schon im eigentlichen Wunderland der Poesie.

Mit der einen Regel, dass wir das Metrum durch die Betonung reguliren müssen, hatte Opitz alle Unsicherheit, welche allmälig hinsichtlich des Versbaues eingerissen war, beseitigt.

Diese Schrift ward der Eckstein für die nächsten Zeiten. Zu ihrer gerechten Beurtheilung ist nöthig, dass man ihren Werth an sich trennt von den Folgen, welche sie hatte, indem man sie einseitig auffasste und ausführte. Warum kam Keiner, der die richtigen Forderungen des Opitz hinsichtlich der Begabung und dichterischen Be-

^{*)} Lessing und Börne urtheilen ähnlich.

geisterung weiter ausführte; warum wufste Niemand nicht einmal so wie Spangenberg in der Vorrede des Ganskönig von der Frau Phantasia zu berichten, Opitz ergänzend? Was konnte Opitz dafür, dass seine Nachahmer die formale Seite, die grade seinem Talente am meisten entsprach und die er deswegen und weil er darin Neues zu geben hatte, ausführlicher behandelte, fast allein ins Auge fassten und seine Regeln nicht vertieften sondern verbreiterten und feichter machten, dass sie weniger zu Empfehlendes, aber im Sinn der Zeit Liegendes mit Leidenschaft ergriffen, manche bedeutende Wahrheiten aber so gut wie ganz unbeachtet oder ganz unausgebeutet ließen?

Vor Allem hat man natürlich Opitz selbst nicht weiter verantwortlich zu machen, als die Kritik der Poetik zulässt. Er schrieb in bester Absicht und im besten Glauben, ausgerüstet mit keiner andern Macht als jeder andere um deutsche Poesie sich mühende Gelehrte; er war ein siebenundzwanzigjähriger, von Heidelberg bis Jütland und von da bis Siebenbürgen umhergeschüttelter, vor dem Kriege Ruhe und Brod suchender Gelehrter und Dichter, weder mit Glücksgütern gesegnet, noch durch Rang und Stand ausgezeichnet, nicht einmal besonderer Patronatschaft, etwa der fruchtbringenden Gesellschaft sich erfreuend, sondern einzig und allein auf sein Talent angewiesen. Er schrieb dieses kleine Werk und die Zeit fiel ihm zu; noch Klopstock nennt ihn mit Achtung. Er hat allerdings die Rolle eines Leithammels gespielt; aber muss er denn deswegen fortwährend als Sündenbock abgeschlachtet werden, wie man sich, nachdem man ihn über 100 Jahre übermäßig gepriesen, seit dem folgenden Umschwung gewöhnt hat?

Fast Alles, was die nächsten Zeiten deutscher Poetik gebracht haben, sind Bearbeitungen der Opitzischen, Ausführungen, Verbreiterungen, Ergänzungen, leider nicht in der Behandlung des Wesens der Dichtung.

Einige Sätze mögen noch näher beleuchtet werden.

Opitz selbst hat nie den Satz aufgestellt, dass Dichtung gelehrt werden könne. Er widerspricht dem entschieden. Er hatte so viel wahres poetisches Talent, um die Entstehung der Dichtung zu kennen; eine Reihe feiner Poesien sind aus echter dichterischer Erregung hervorgegangen. Er hat den Gott, von dem er redet, selber empfunden, seine Weihe gespürt, wie oft er auch ohne ihn versificirt hat.

Hinsichtlich seiner Stellung zu den Classikern waren seine Aus-

sprüche durchaus nicht einfach albern oder schädlich, wie schon bemerkt worden. Das Unglück war nur, dass sie zu einseitig Geltung erhielten.

Den Gebrauch der antiken Mythologie hat Opitz nicht eingeführt; sie war vor ihm längst Mode; sein Wort und seine verstandesmässige Verwendung derselben führte leider nur darauf, dass man sie nach der verstandesmässigen Manier benutzen lernte, während sie bei den guten Renaissance-Künstlern eine poetische Gegenständlichkeit gewonnen hatte.

Opitz ahmte für seine Person die Fremden nach und forderte dazu auf. Das hatten Andere auch gethan. Die Verschlimmerung kam jetzt nur dadurch, dass er die grosse Menge reine deutsche Verse machen lehrte und dass man ihm danach die Manier der Nachahmung, Bearbeitung und Uebertragung leicht afsah, der er sich nur zu häufig in seiner Wuth, die deutsche Poesie zu bereichern, hingab. Nichts ist leichter, wenn man so weit auf dem Niveau der Bildung des Fremden steht und so viel Sprachkenntnisse besitzt, dass man ihn der Hauptfache nach verstehen kann, als die fremden Gedanken und Empfindungen in die eigne, gesellschaftlich correcte Sprache zu übertragen und diese völlig stilofse Uebertragung, der aller poetische Schmelz und Duft fehlt und die durch und durch profisch ist, in die metrischen Formen der Fremden zu bringen. Dies ist Mache, keine poetische Uebersetzung. So lange die Formen verschieden gewesen waren, war das an sich schon nicht so leicht gegangen. Die Uebersetzung war schon dadurch etwas Anderes geworden, ja man kannte kaum Uebersetzung, sondern nur Verarbeitung. Nach der neuen, von Opitz nur zu oft geübten Weise ging alles Charakteristische verloren. Man brauchte kein Verzenken in den Stoff, kein neues Durcharbeiten; verstandesmässiges Uebersetzen, Jamben und Trochäen, dann war Alles gethan. Der Werth eines metrisch reinen Verses wog alles Andere auf. Was fragte man nach Phantasie und Poesie, wenn die Strophe keinen metrischen Schnitzer hatte und der Gedanke plan und eben und fliesend in der Form da stand!

Dadurch kam nun die Epoche jener gelehrten Dichtung der handwerksmässigsten Reimerei, in der die Zeiten der Meistersängerei ihr Gegenstück fanden.

Im Uebrigen aber verfolgte Opitz bei seiner Nachahmung der Antike und der fremden Renaissance ein richtiges Princip.

Hatte er Unrecht, in dieser Weise den Fortschritt zu suchen?

War nicht für die deutsche Literatur ein scharfes Durchgreifen nach den neuen Ideen nöthig? Stimmte nicht die ganze Zeit darin überein? Hätten, abgesehen von der immensensten genialen Kraft und den glücklichsten Umständen, bei dem Versuch der Vermittlung die plumpen, unsauberen und groben Elemente, welche die ganze Zeit über noch immer in Schwank und Zote zu Tage traten, nicht die neuen angestrebten erstickt? Man denke nur, wie es noch 150 Jahre später ausfah, als Göthe dem Volksthümlichen die Bahn brach, was Alles mit solchem Bestreben aufgewühlt wurde und wie Göthe selbst die veredelnden Gewalten der Antike und Renaissance bald wieder zu Hülfe rufen müfste! Wie Schiller nach seinen Jugenddramen zur Lectüre der franzöfischen Dichter griff und aus ihnen und den classischen Tragödien seinen neuen und noblen, gegen das Kotzebue-thum so nothwendigen Stil gewann!

Was die ganze Aera Opitzens anstrehte, und was uns zu Iphigenie und Tasso, zu Don Carlos und zur Jungfrau von Orleans und zur Braut von Messina führte, dafür darf man nicht Opitz in der, seit den Romantikern gewöhnlich gewordenen Weise hernehmen, um an ihm den Groll auszulassen, den man gegen das Mittelalter richten müfste, weil es mit seiner eigenthümlichen Poesie nicht im 16. Jahrhundert durchzubrechen vermochte und gegen die Genossen und Nachfolger von Opitz, die ihn nicht zu verbessern wussten. Traurig genug für den Geist des deutschen Volkes, dass es von der Anbahnung bis zur Gewinnung der Renaissance so lange Zeit gebrauchte und von Opitz bis Klopstock durch folche Oeden wanderte.

Heute sind durch eine gewaltige Ausdehnung auf so vielen Wissensgebieten die Errungenschaften der Antike vielfach so weit überholt, dass dieselbe nicht mehr die Bedeutung hat, wie sie zu Anfang unseres Zeitalters hatte und dass ein neuer von ihr unabhängiger, idealer Ausdruck des Menschen gesucht wird. Man kann seine Macht erproben bei diesen Fragen hinsichtlich der gewöhnlichen gegenwärtigen Mischung, der religiösen-christlichen, der auf dem Humanismus des Alterthums beruhenden und der in den neuen Errungenschaften der Naturwissenschaft fußenden Ansichten, ob es so leicht ist, so fest und klar wie Opitz sich zu entscheiden und danach seinen Weg zu gehen. Man wird dann begreifen, dass es doch nicht leicht war, ein Opitz zu sein, wie man nun auch die Richtigkeit seiner Bestrebungen beurtheilen mag.

Dabei ist hervorzuheben, dass kein Dichter der nächstfolgenden langen Periode so viel unmittelbare Renaissance gezeigt, wie Opitz, wenn dieselbe auch nur im allgemeinen Geist seiner Dichtung oder in einzelnen Stellen wirksam wird, dass ferner Opitz durchaus kein Fremden-Nachäffer, kein blinder Fremden-Schwärmer war. Wenn und wo er fremde moderne Dichter nachahmte, so geschah dies, so weit er in ihnen schon das erarbeitet sah, was er für die deutsche Literatur erstrebte. Er zeigte dies selbst durch Schwächen; er schätzte hauptsächlich die Dichter der älteren, der Antike gleich ihm zugewendeten Periode. Er ist weit entfernt, den gleichzeitigen französischen Dichtern zu folgen, die er freilich erst in seinen späteren Jahren kennen lernte; er lässt vielmehr seinen Unmuth über dieselben aus. Er liebte den Poeten der freieren Renaissance Marot, den die Antike, auch Spanier und Italiener nachahmenden Du Bellay, den Bahnbrecher des Geschmacks, dem er selbst huldigte, dann die Dichter aus Du Bellays «Brigade» oder die sogenannten Plejaden, jene Dichter, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, den halbmittelalterlichen Stil zu beenden,^{*)} welche statt der Allegorie die antike Mythologie einführten und die Ideale des Alterthums für die einzig wahren hinstellten, vor Allen Pierre de Ronfard (1524—1585) — der in der Dichtung die Vignola- und Palladio-Bestrebungen verfolgte —, dessen Schicksal hinsichtlich Erfolges, Ruhmes bei Lebzeiten und Tadels nach dem Tode er, Opitz, selber theilen follte. Unter den Nieder-

^{*)} Ben Jonson (1574—1639) ging in England dieselben Wege. Weller weist als bezeichnend auf Jonson's Charakteristik des Lord Beaufort hin (The new Inn):

I waited on his studies, which were right.
 He had no Arthurs nor no Rosicleers,
 No knights of the fun, nor Amadis de Gauls,
 Primalions and Pantagruels, public nothings,
 Abortive of the fabulous dark cloister
 Sent out to poison courts and infest manners,
 But great Achilles, Agamemnons acts
 Sage Nestors counsels and Ulysses sleights
 Tydides fortitude, as Homer wrought them
 In his immortal fancy, for examples
 Of the heroic virtue: or as Virgil,
 That Master of heroic virtue, limn'd
 Pious Aeneas u. f. w.

Heut zu Tage hat sich hinsichtlich Shakespeares ein Streit erneuert, der in denselben Principienfragen wurzelt, welche damals die Zeit bewegten.

ländern ehrte er zuhöchst Heinsius und nahm ihn sich zum Muster. Von widriger, characterloser Nachäfferei späterer Zeiten steckte in dem selbstbewussten, innerhalb feiner trockneren Richtung energischen und selbst feurigen Opitz nichts.

Leider war Opitz bei seinem Renaissance-Bestreben poetisch kein Genie, sondern nur ein Talent und überdies ein echter Sohn seiner Zeit.

Wenn er auch z. B. Ariost und Tasso lobt, so weiß er doch aus ihnen nichts mehr zu machen. Ronfard ist sein Mann und Heinsius. Er ist gelehrter Spät-Renaissance und Barock-Poetiker, dadurch feiner und feiner Zeit Ansicht nach auf vorgeschriftenem Standpunkte gegen die Weckherlin und Werder, wie gegen einen unendlich Gröfseren, gegen Shakespeare sich ein Ben Jonson empfand. Verstand und daneben und darum tändelnde, aufgeregte Phantasie mit freier Verarbeitung der in der Antike als classisch verehrten Anschauungen und Formen, darin schien ihm, wie seinen Mitkünstlern der Barockzeit, die Aufgabe und der Schmuck der Kunst zu bestehen.

Der Grundfehler dieser ganzen Richtung, welche durch Opitz Autorität zur gläubig anerkannten Herrschaft in der deutſchen Poefie kam, fasst sich in einen Satz zusammen, den Opitz nicht erfunden, nicht einmal besonders aufgefrischt hat, der mehr als 16 Jahrhunderte alt war, der vor Horaz schon, der ihm die Fassung gab, gegolten hat, der von Opitz bis auf Lessing unbestritten gewesen ist und über den noch heutigen Tages nur zu Viele nicht im Reinen find, der überhaupt in allen hinsichtlich ihrer Ideale ungewissen und in der Schaffensfreude nicht naiven Zeiten auftaucht und für wahr gehalten wird, der die Kunſt nicht in der schönen, in ſich fertigen Phantasie, sondern in einer äußerlich brillant hergerichteten Verstandesarbeit ſucht, in Horaz Lehrſatz: aut prodeſſe volunt, aut delectare poetae.

Nutzen oder Ergötzen! Lehrgedicht und Ergötzlichkeitsgedicht also, wenn der Satz consequent ausgeführt wurde. Den Menschen durch Poefie religiös und moralisch erziehen, ihn wissenschaftlich bilden, daneben dann auch wieder die Zügel lockern und der Heiterkeit und dem Genufse sein Recht angedeihen lassen. Theilung der Arbeit in dieser Beziehung!

Man fehe darauf hin nur Ariosto und Tasso an, gegen welche man überdies jetzt von vornherein wegen der überwundenen Amadisphantastik, die man in ihren Helden spürte, nicht günstig gestimmt war. Der Verstand fragte: wozu das Alles? und murmelte über Ariosto

jetzt: Unfinn, wie er es schon früher gethan und zu Gottscheds Zeiten wieder that und zu allen Zeiten thun wird, in denen man den Horazischen Satz als einen poetischen Fundamentalsatz nachbetet.

Statt mit aller Macht vorgedrängt zu werden zur vollen Gestaltung in der Poefie kam somit Opitz noch in die Strömung — welche jetzt sowohl in England wie in Italien siegte — der didactischen Theorie: Verkennen der wahren poetischen Muster, Nachahmen der schlechteren. Statt Gestaltungen zu bilden, fentenziöse Weisheit, statt Leben, Lehre. Dazu dann Witz und gute und weniger gute Ergötzlichkeit als Abwechselung.

Auch die französische Literatur rang sich in diesen Zwitterzuständen ab, bis Corneille der neue Geist und Fortschritt, Dank der Bühne, gelang, wo die Theilung nach Nützlichkeit und Vergnügen gemäfs den neuen Theorien (Moralschauspiel und Oper und Ballet) noch nicht durchgedrungen war. Corneille dichtete 1636 den Cid und stellte damit lebensvoll den Franzosen der höheren Schichten das neue Ideal hin: diese Bronzemischung von Antikem, Mittelalterlich-Ritterlichem und Modernem; das Mittelalterliche vertreten durch die Auffassung der Ehre^{*)} und Liebe, für welche bei Corneille die spanische Dichtung grundlegend war. Der Cid war ein aufserordentlicher Glückswurf. Das Alte und Neue waren echt verschmolzen.

Fortan sahen die Franzosen im Drama Menschen leben und handeln, deren Handlung und Denkweise sie als Ideale im Leben gebrauchen konnten; mit Rüdiger im Ariost und Rinaldo im Tasso wufste der reale Zeitgeist nichts Rechtes mehr anzufangen.

Inmitten der bewegtesten Zeiten dachte somit ein Opitz und die ihm ähnlichen Geister nicht daran, Leidenschaften und volle Charactere und Schicksale poetisch vorzuführen. Den neuen Menschen durch Weisheit lehren, erziehen wollte man! Den gemessenen, verständigen, in modern eklektischer Weise ähnlich wie Cicero philosophirenden und moralisirenden, dabei nicht ungläubigen Menschen aufstellen! Leidenschaften, soweit sie nicht neu-heroische und verliebte waren, eher erkennen und erdrücken als durch Darstellung pflegen! Zu gebildetem Philisterthum oder Bombast musste man natürlich dabei sinken, sobald schwächere Kräfte dieselben Ziele verfolgten. Und welche Geister fühlten sich nun berufen! Und wohin kamen wir!

^{*)} Die heutigen Franzosen kennen diese Idealität der damaligen Ehre nicht mehr.

Opitz Formrevolution hat ebenso ihre Licht- wie Schattenseiten. Der Mann hatte einen wirklich künstlerischen Drang. Die volksthümlichen Realisten wollten überzeugen, ergötzen, belehren, erheben durch das, was sie brachten, und dachten nicht an das «schöne» Gedicht. Opitz wollte auch belehren und ergötzen, aber ein Hauptaugenmerk war ihm die Form, wie er seine Poesie brachte. Er dachte nicht blos an ein «gutes», sondern an ein schönes Gedicht. Das Klare, Verständige, Ruhig-Geordnete galt ihm aber nach Anlage und Zeitströmung als das höchste; die nothwendige Reaction gegen die Willkür der volksthümlichen Dichtung, die künstlerisch aus Rand und Band gegangen war, und die Einseitigkeit des Reformators drängte ihn mit aller Gewalt zum Trocknen, Streng-Geregelten. Daher seine Vorliebe für einfache Versmaafse (Beschränkung auf Jamben und Trochäen), für die gleichmäfsigen Alexandriner, seine schulmeisterliche Sorge um Wortbildung und Wortstellung.

Ordnen und Sichern erschien ihm als seine wichtigste Lebensaufgabe, der er sich mit voller Kraft der Ueberzeugung widmete.

Aber man muss sich hüten, in ihm einen einfachen Pedanten zu sehen.

Was er in der Erweiterung der deutschen Dichtung leistete — dieselbe nun einmal genommen, wie sie war — war für seine Zeit ungeheuer. Er führte persönlich fast alle neuen Dichtarten ein, machte alle durch seinen Geist auf lange hin lebensfähig und öffnete seiner erstaunten Mitwelt für die Dichtung ganz unbekannte Gebiete, in Lyrik und Lehrgedicht, durch seine Art der Uebersetzung, durch seine Poesie in Profa. Er schreibt die erste deutsche Oper. Er, und das ist ihm nicht hoch genug anzurechnen, weist wie kein Anderer auf die ältere deutsche Poesie hin. Selbst in Werken, in denen er das Meiste gesündigt hat, lagen unter allen Schalen und Hülsen lebensfähige Keime.

Man nehme z. B. seine Gedichte Vielgut und Zlatna oder das bis zum Unerträglichen, Geschmacklosesten gehende Lehrgedicht Vesuvius. Zlatna hat eine Gegend Siebenbürgens zum Hintergrund; der Blick wird über die beschränkte Häuslichkeit hinübergelenkt; die Landschaft beginnt von der Poesie erfasst zu werden. Der Dichter bleibt im Realismus; er hat noch nicht die richtige Behandlungsweise gefunden; statt des früher beliebten Abenteuerlichen vom Lebermeer und Magnetberg, von Greifen, Riesen, Kranichmenschen u. s. w. weifs er nur die

überall stöbernde Gelehrsamkeit einzuführen; er weiss die Natur noch nicht allein sprechen zu lassen, aber der Anfang ist gemacht. Vesuvius ist pedantisch, schulmeisterlich, lächerlich und vielfach ganz absurd. Und doch wurde darin eine Eroberung neuer Gebiete für die Dichtung eröffnet. Kein Phantasieland, sondern eine ferne, den Deutschen wunderbare Gegend; die grossen Naturkräfte waren realistisch in den Bereich der Dichtung gezogen statt der alten Zauberkräfte und religiösen Wunder. Wie albern und profatisch es auch ausfiel: es war doch ein Anfang von Naturphilosophie.

„Natur von deren Kraft Luft, Welt und Himmel find,
Des Höchsten Meisterrecht und erstgeborenes Kind,
Du Schwester aller Zeit, Du Mutter aller Dinge,
O Göttin, gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In seiner Werke Reich . . .

In diesem Anfang ist ein neues Element, ein Geist, den ein Andreae nicht kannte. Mag nun auch gleich kettend, lähmend und lächerlich die Pedanterie folgen:

und etwas sagen mag
Davon kein Teutscher Mund noch bis auf diesen Tag
Poetisch nie geredt: ich will mit Wahrheit schreiben,
Warum Vesuvius kann Steine von sich treiben u. f. w.

Hier beginnt doch, was durch Brockes und Haller hinaufführt zur völligen schönen Ergreifung der Natur in der deutschen Dichtung.

Aehnlich ist es mit seiner schäferlichen Nymphe Hercynia, deren Langweiligkeit und unterschiedliche Abgeschmacktheiten genug, seltener aber der Anfang einer edlen Landschaftsmalerei hervorgehoben worden ist. Ein einziges solches Gemälde wog für seine Zeit schwer, unter Umständen die halbe nachfolgende Erzählung auf. Es mag auch beweisen, daß sich in Deutschland ein gewisser Poussin'scher Zug regte.

„Es lieget diefeits dem Sudetischen Gefilde, welches Böheim von Schlesien trennt, unter dem anmuthigen Riesengebirge ein Thal, dessen weitschweifiger Umkreis einem halben Zirkel gleichet und mit vielen hohen Warten, schönen Bächen, Dörfern, Maierhöfen und Schäfereien erfüllt ist. Du könntest es einen Wohnplatz aller Freuden, eine fröhliche Einsamkeit, ein Lusthaus der Nymphen und Feldgötter, ein Meisterstück der Natur nennen. Daselbst befand ich mich . . . Es war zu Ende des Weinmonats, als die Hirten im Felde ein Feuer zu machen und der Ackermann, welcher nun über Winter ausgefäßt, seinen Rock hervor zu suchen begunnte. Ich war vorige Nacht aus Müdigkeit, beides von Sorgen und dem

Wege so hart entschlafen, dass ich nicht erwachte, bis die Mutter der Gestirne, die Nacht, verrückt war und die schöne Morgenröthe anfing sich und zugleich alles mit ihr zu zeigen“.

Das ist klar, von weiter Anschauung, ungewöhnlich für diese Zeit. Zu welchen Albernheiten hat freilich Hercynia die Anregung gegeben mit ihrem wenigen Guten und vielen Misslungenen und Geschmacklosen!

Hiebei möge erinnert werden, dass die damals aufblühende Landschaftsmalerei die Natur studirte, die Dichter aber, den alten Satz: Dichtung ist redende Malerei, vor Augen, nur zu oft die Maler nachzuahmen anfingen. (Opitz hat in seinem Gedicht auf das Kunstbuch des Bartholomaeus Strobel diesen Satz, wie schon Fischart vor ihm ausgesprochen, genug, um ihn für die nächste Periode canonisch zu machen, bis Lessing das Falsche darin nachwies.)

Ein kurzer Ueberblick zeigt uns Opitz von der lateinischen Schuldichtung ausgehend. 1616 erscheinen seine ersten, lateinischen Gedichte. Der Humanismus der Schulmänner, in welchem Verwandte und Freunde ihn förderten, ist Grundlage.

In der damals grassirenden Lateindichtung spielt das Gelegenheitsgedicht die Hauptrolle. Jeder, der auf classische Bildung Anspruch macht, muss seine Hexameter und Pentameter machen können; folglich will sie auch Jeder anbringen, der sich darin fest weiss, und damit kommt die Fluth der Glückwunsch-, Trauer-, Fest-, Lob-Gedichte.

Im Allgemeinen ist die römische Dichtung Muster und wird an sie gedacht, wenn man von classischer Poesie spricht. Sie gilt für die glänzende Erhöhung der griechischen Poesie, mit der man sich aus gröserer Unkenntniß der Sprache noch wenig befasst und deren einfache Schönheit diese manierirte, didactisch befangene Zeit noch seltener versteht.

Opitz tritt im Hause des Scultetus in die Sphäre der fremden modernen Literatur. Scultetus wird ähnlich geurtheilt haben, wie Teutleben und Lingelsheim und Ernst Schwabe von der Heide urtheilten. Es ist in der That nicht nothwendig, dass Opitz Ernst Schwabe's Schrift oder die Absichten der fruchtbringenden Gesellschaft beim Druck seines Aristarchus (1618) gekannt habe, die Ansichten waren ziemlich überall gleich. In Frankfurt a. O. thut er sich hervor.

Nun kommt er nach Heidelberg, nimmt reichere Eindrücke auf, lernt die Bestrebungen der Heidelberger Humanisten und Poeten, Gruter, Lingelsheim, Zincgref, sowie die Vertreter der neuen Ansichten zu Tübingen und Straßburg, dann auch Heinsius kennen und Weckherlin's Dichtung, somit die mehr antikisirende, die französisch-Ronsard'sche, an welche sich Heinsius niederländisch-gelehrt anreih't, die freiere italienische Nachbildung — von jeder nimmt er auf und er ist fertig mit seiner poetischen Bildung. Eine eigentliche Entwicklung giebt es nun für ihn nicht weiter, da er zumeist Form- und Kopfdichter, auch in seinem Character früh fertig ist; er ist der Hauptsache nach kein Andrer zu Anfang als in der Mitte als zu Ende seiner Laufbahn, außer dass in der Jugend natürlich die lyrisch weicheren und freieren Töne vorschlagen.

Er wollte absolut das, was er konnte, und wollte nichts Anderes.

Mit seiner Uebersetzung des Lobgesanges Jesu Christi und des Hymnus auf Bacchus von Heinsius 1621 setzt er für das gröfsere Publicum ein. Nun folgte Zlatna, die Poeterei, Episteln, ein Lobgesang der Geburt Christi, dann die Gedichte. Mit 28 Jahren ist er damit auf der Höhe seines Rufes. In classicirender, geistlicher und weltlicher Poesie hat er sich ausgezeichnet; seine Poetik und seine Verse sind bahnbrechend. Die Sonette «Trostgedichte» sind schon gedichtet, aber werden noch zurückgehalten.

Die nächste Zeit von 1625—29 ist reich: Uebersetzung der Trojanerinnen des Seneca, der Argenis von Barclay, die poetischen Verarbeitungen der Klagelieder Jeremiae und des Hohenliedes, die Oper Dafne, Lob des Kriegsgottes, Vielgut sind die wichtigsten. Bis 1635 kommt unter den Geschäften eine an eignen Poesien stillere Zeit, welche aber Auflagen, Uebersetzungen nach Hugo Grotius, der Arcadia von Phil. Sidney u. s. w. füllen. 1633 erscheint Vesuvius, 1635 Judith und im nächsten Jahr die Uebersetzung der Antigone. Seine Absicht, in Polen festen Fuß zu fassen, giebt darauf bezügliche Arbeiten. Am Schlusse steht als wichtig die Herausgabe des alten deutschen Annoliedes 1639. Eine Abnahme der Kraft war bei seinem, auch noch so frühen Tode nicht zu verspüren. War, wohl in Folge der letzten geschäftlichen, mehr zur Gelehrten- und Würdenträger-Stiefheit und Eitelkeit als zur gewohnten Dichter-Heiterkeit Anlass gebenden Stellung bei dem Grafen von Dohna, das Lehrgedicht Vesuvius besonders

gelehrt-barock und hölzern ausgefallen, so hatte wieder Judith, allerdings durch italienischen Einfluss, eine ungewöhnliche Leidenschaft und zeigte der Dichter durch Antigone und Annolied die Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen. Niemand vermag zu sagen, was er bei längerem Leben noch angeregt hätte. So wie er wusste kein Anderer die Mitlebenden zu fassen und bei seiner, innerhalb seiner Schranken so klaren Auffassungs- und Arbeitsweise und bei seinem Ansehen und dem Geschick, sich in Kunst zu setzen, welches er in Heidelberg und Schlesien, in Wien und Paris, in Siebenbürgen und Polen bethätigte, hätte bei längerem Leben z. B. fein Versuch einer Restauration des deutschen Schauspiels nach Vorbild der Pariser Bühne noch ganz andere Erfolge geben können, als seine Nachfolger erlangten, trotzdem ein Gryphius an deren Spitze stand. Sicherlich hätte er sich noch an ein großes Drama gemacht; Antigone kann als eine Vorarbeit gelten, wie Opitz sich selbst in dem griechischen Stile und Aristoteles zurechtzufinden suchte, wozu ihn die Bestrebungen, die in Paris herrschten, aneifern mochten. Bei all' seinen Schwächen verstand er die rhetorische Sprache einer energischen Hochgefühlung zu reden, wie kaum ein anderer in Deutschland. Sein Lobgedicht auf den König von Polen bezeugt es. War er durch die Bühne gezwungen, Charaktere und zwar hohen Stils vorzuführen, er hätte sicherlich das, was Schlegel hundert Jahre später und somit zu spät leistete, in einer bedeutsamen Weise vorweggeleistet.

Nach den gewöhnlichen großen Dichtarten betrachtet, hielt Opitz ein eigentliches Epos seiner Zeit für unmöglich. Die Götter-Fiction wurde nun einmal für unbedingt nothwendig zum Epos erachtet; auf Ariosto's und Tasso's Versuche dieselben neu zu ersetzen, sah die gelehrt Schichte mit Mifsvergnügen, wie Werder's bezeichnende Worte auch für jene Zeit schon gottshedisch beweisen. Die religiöse Phantasiewelt kirchlichen Stils allein zu verwerthen, wie die nächste Epoche so vielfach versuchte und wie Milton in England es durchführte, dazu hatte der weltfinnige, humanistische Opitz weder Lust, noch die religiöse Tiefe. Wo voller Glaube solcher Phantasie nicht vorhanden war, konnte auch nimmer ein großes religiöses Epos ernsten, hohen Stils entstehen. Deutschland musste deshalb warten bis zu Klopstock. Camoens Mischung erschien zu barock und zu kühn. Opitz begnügte sich mit einzelnen religiösen, episch-rhetorischen Gedichten.

Er hielt Virgil's Aeneide für das schönste Gedicht, wagte

sich aber aus jenen Gründen und der eigenen Anlage und Richtung halber nicht an ein ähnliches Werk, gegen welches man offene und geheime Bedenken hatte. Die Tasso'sche Phantasie und deren Sphäre hielt er in nüchterner, philosophischer Klugheit für überwunden. Die Fiction sollte nur Decoration fein und Allegorie; die Vernunft sollte herrschend walten. Ueberall, wo Fiction keinen Glauben voraussetzte, sondern nur Phantasiespiel fein wollte, bediente man sich ihrer in der ungenirtesten Weise. Namentlich für das humoristische Epos fühlte man sich deshalb weit freier. (Pulci's und Bojardo's und Ariosto's Dichtungen waren in dieser Beziehung weit leichter als Dante's, Camoen's Tasso's, von Butler, Voltaire, Zachariae u. s. w. gegen Milton und Klopstock späterer Zeit zu geschweigen).

So folgte Opitz lieber den didactisch-beschreibenden oder raifonnirend erzählenden oder satirischen römischen Dichtern, wo er das epische Gebiet betrat. Virgils Bucolica, Lucrez, Horaz Episteln, Lucan, Juvenal, die römische Panegyrik sagten dem gelehrten Poeten am meisten zu. In Zlatna, Vielgut, Vesuvius, Lob des Kriegsgottes, Lob des Königs von Polen u. s. w. haben wir die betreffenden Versuche des sogenannten schlesischen Maro.

Der Nutzen solcher Lehrgedichte war für den Augenblick der, dass sie die Gebildeten wieder zur Poesie führten — wie wir denn schon Tobias Hübner und den berühmten Casp. Barth, sowie Andreae u. A. in derselben Richtung thätig fahen — und dass sie in populärer Weise den Auffassungen der neuen Zeit vorarbeiteten. Die Masse bekam dadurch die neue Character- und Anschauungslehre. Wie übel und langweilig auch die Entwicklungen waren, der hier betretene Weg führte schliefslich zu Schiller's philosophischer Gedankendichtung.

In seinen didactisch beschreibenden Gedichten verdient Opitz, ganz aus seiner Zeit und deren Vorurtheilen heraus beurtheilt, den Ruhm, den man ihm spendete. Zlatna und Vielgut haben viele Stellen, in denen eine klare, kräftige Anschauung waltet. Der Frieden und die Freuden des Landlebens, Scenen des Kriegs treten oft ansprechend und bedeutend hervor. Das nun Mode werdende Lob des Landlebens durch die Poesie war zum Theil angeregt durch die römische Dichtung. Dann aber wirkte auch ein wahres Gefühl mit; eine Sehnsucht nach dem Frieden und der Einfachheit der Natur kam über die Zeit, inmitten der Leidenschaften und blutigen Wirren ein

Zug nach einem glücklicheren ungetrübten Leben, inmitten der Steifheit und Ceremonie nach friedlicher, naiver Grazie. Durch die ganze nächstfolgende Zeit zieht sich diese Art Idealgefühl in allen möglichen einfacheren und manierirten, realistischeren und idealistischen Formen, hier als süßlich-lyrische Schäferei, dort das reale «*Beatus ille*» singend, dort das Einfiedlerthum wieder aufnehmend oder dem Robinson entgegenstrebend oder als Sehnsucht nach der Paradieseszeit sich poetisch gestaltend.

Opitz so wenig, wie seine fremden Vorgänger, verstand auf die schöne griechische Idylle zurückzugreifen. Statt an des herrlichen Theokrit reizende, das reale Leben in Anmuth und Heiterkeit erhöhende Weise anzuknüpfen, nahm man mehr die römische Eklogen-Dichtung zum Muster. Eine doppelte Art der Verarbeitung war daraus entstanden: die Schäfergeschichte, die wie die Ritterdichtung zum prosaischen Amadisroman, sich zur Erzählung in getragener Prosa mit untermischten Gedichten auflöste und die lyrische Schäferpoesie, die bei ihrer Beliebtheit in alle Gebiete drang, hier als rein lyrisches Gedicht, dort als lyrische Epik, dort als lyrisches Drama, beziehungsweise als Oper auftrat.

Sannazar und Genossen nachahmend, dichtete Opitz den barocken Mischmasch von Prosa und Poesie, Wirklichkeit und Schäferthum, die Nymphē Hercynia und leitete damit eine felsfame und abgeschmackte Phantasterei ein.

In der Panegyrik oder den heroischen, preifenden Gelegenheitsgedichten folgte Opitz gleichfalls mit grösster gelehrter Unbefangenheit den schmeichelnden und schwulstigen römischen Kaiserpoeten. In den Dichtungen zu Ehren Christi und der Religion von diesem Stil allzu sehr abzuweichen, sah er keinen Grund ein. Prächtig, volltönend, erhaben wollte er sein; er sah dies mit seiner Zeit in dem unglücklichen, so übel wirkenden Seneca'schen Bombast und er trieb sich in die nötige rhetorische Hitze. In feinen Epigrammen war er ähnlich von der römischen Poesie beeinflusst.

Fehlte seiner Epik, oder was dahin gerechnet werden kann, das organische Leben, die Gestalten und die Entwicklung ihrer Handlungen, ist der raifonnirende oder beschreibende Dichter allein ihre künstlerisch fehlerhafte Einheit, so ist hervorzuheben, dass durchgängig nur Tüchtiges und Wahres in diesen Dichtungen an Sentenzen, Ermahnungen u. s. w. ausgesprochen wird. Es ist nirgends Falsches,

seinen Character Entwürdigendes, Weich-Schwächliches, nirgends ein Satz, der die Gemüther entnerven oder umnebeln könnte. Der Dichter steht in seinen Dichtungen über dem Niveau seiner Zeit.

Man hat Opitz schwer als characterlosen und erbärmlichen Menschen angegriffen, weil er, der Protestant, sich in die Dienste des berüchtigten Hannibal von Dohna begeben, des katholischen Wütherichs gegen die schlesischen Protestanten. Er soll dafür nicht entschuldigt werden; er gehörte zu den Männern, welche sich darein schickten, sich persönlich ihren Glauben zu reserviren und ihrer Arbeit zu leben, in allem Andern ihr Gewissen zu dispensiren und einfach dem Willen dessen nachzukommen, in dessen Dienst sie standen, ohne in der Auffassung solcher Dienste wählerisch zu sein. Opitz war vor Allem Humanist, ein eklektisch-philosophischer Christ in der Weise, wie Cicero seinem Heidenthum gegenüber stand, wenig glaubend, überall vernünftig prüfend, kein Begeisterter, aber auch wenig abergläubisch. Schon lange war die Religion und ihre Confession der Politik zum mindesten untergeordnet. Im Lauf des dreissigjährigen Krieges ward sie es immer mehr, und bei Allen, welche dessen Getriebe durchschauten, wuchs die Gleichgültigkeit gegen das Aeußerkliche, oft auch gegen das Wesen der Religion; bei der Masse freilich, die im Glauben das Einzige befafs, woran sie sich klammern konnte und die man an dem Zaum ihres Glaubens leitete und nutzte, wuchs öfter noch die Befangenheit. Opitz machte leider in dieser Beziehung keinen Anspruch darauf, besser zu sein, als seine Zeit; sein Geist lebte in seiner Poesie. Was nebenherging, war ihm gleichgültiger. Auch er befolgte das: «defs' Brod ich esse», diese Anschauung, welche ja staatsrechtliche Geltung hatte. Es schien das einfachste und einzige mögliche Mittel, durch das Gewirr hindurch zu kommen. Der Satz: der Landesfürst bestimmt die Religion des Landes, zerrieb den gordischen Knoten.

Wie dem sei — und dass Opitz hierin characterschwach war, steht fest,*) — man muss ihm wenigstens nachrühmen, dass er sein Wesen frei

*) Man denke nur, wie es in dieser Beziehung im dreissigjährigen Kriege herging, wie protestantische Fürsten oftmals mit dem Kaiser verbündet waren, wie herüber und hinüber im Dienst gewechselt wurde. Wallensteins Heer bestand aus mehr Protestanten als Katholiken. Er ward von seinen Feinden beschuldigt, jene vorzuziehen.

Alle Zeiten, in welchen die Mittelpartheien die extremen Bestrebungen ver-

erhielt und als Patriot und denkender, religiöser Mensch seinem nachfolgenden Jahrhundert zur Festigung und Erbauung dienen konnte: seine Dichtung zeigt überall — die Redensarten der Lobgedichte sah er und seine Zeit nur als gebräuchliche conventionelle Form an — maafsvolle, tüchtige, ehrenhafte Gesinnung. Mannes- und Frauen-Tugend, wahre Festigkeit, Gefasstheit im Unglück, Vertrauen, Ermahnung zum tüchtigen Eingreifen ist überall in seinen Dichtungen ausgesprochen, wo er nicht scherzend auftritt; seine Philosophie ist nicht dumpfe Verzweiflung noch orthodoxes Gebahren, und selbst seine Nachahmung des Horazischen «tecum Philippos et celerem fugam», in einem Gedichte, satirischen, oft bittern, hier humoristischen Inhalts stempelt ihn persönlich noch nicht zum Feigling.

Seine Auffassung ist oft wirklich bedeutend. An ihm, wie an Zincgref und Weckherlin konnte man sich erheben und grade sein Beispiel wirkte in der deutschen Poesie fort:

Ein Mann steht für und für.

Die Freiheit will gedruckt, geprefst, bestritten werden,
Will werden aufgeweckt (wie auch der Schofs der Erden
Nicht ungepfüget trägt), sie fordert Widerstand,
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut, Blut muss sie ernähren,
Nicht Heulen, nicht Geschrei, nicht weiche Kinder-Zähren,
Die Faust gehört dazu: Gott steht demselben bei,
Der erstlich ihn ersucht und wehrt sich dann auch frei.

Diese Verse, denen so viele ähnliche angereiht werden könnten, mögen uns erinnern, wie Opitz das Schillersche: «Von des Lebens Gütern allen» in seinem Trostlied für den Freund Heinrich Schütz, den ersten deutschen Opern-Componisten seiner Dafne, ausgedrückt hat, für ihn:

Den Orpheus aller Zeiten,
Den Thalia hat gelehrt,
Dessen Lied und güldne Saiten
Phöbus selbst mit Freuden hört —

dammen und auf der einen Seite so viel Unrecht wie auf der andern sehen, führen schliesslich zur Gleichgültigkeit gegen die herrschenden Prinzipien. Es sind nicht immer schlechte Männer, welche erfüllt von ihren Arbeiten sich z. B. um religiöse und politische Partheiungen wenig kümmern und den einen oder andern dienen; wo Schlechtigkeit anfängt und Schwäche aufhört, ist freilich in solchem Treiben schwer zu bestimmen, und echte Würde nie dabei zu gewinnen.

Er folle nicht länger in Herzeleid über seiner lieben Frauen Abschied verstummen, sondern die Laute wieder stimmen, die Orgel gehen lassen und seine Lieder erheben, in denen die Dahingeschiedene lebe:

Die berühmten Lieder bleiben
Wenn wir längst gestorben sind,
Was durch sie nicht kann bekleiben,
Fährt dahin wie Rauch und Wind.
Wer so stirbet, muß nur sterben
Und sein Lohn mit ihm verderben.

In der Lyrik fehlt Opitz das Leidenschaftliche, Schwungvolle und das Interessante einer ungewöhnlichen Subjectivität, obwohl ihm manches Frische, Heitere, Innige gelingt; Nach- und Anempfinden wird ihm leicht. Der dichterische Philosoph hätte sich sogar genirt, voll-leidenschaftlich aus sich heraus zu gehen; er hielt sich aus Anlage und Ueberzeugung in den Gränzen des Gebildet-Maassvollen, so weit er dieses nach seinen poetischen Mustern gesteckt wähnte. Weder mit Weckherlin's Feuer, noch mit Fleming's freierem Sprudel, noch Gryphius' Tiefe ist Opitz im Einzelnen als Lyriker zu vergleichen; ja er steht an individuellem Gepräge fast all' den Dichtern nach, die mit ihm die neue Zeit anbahnten. Dennoch nimmt er auch als Lyriker unter den Andern mit Ehren seinen Platz ein, nicht bloß dadurch, wie er, den Fremden folgend, die neuen lyrischen Arten schuf, sondern auch, wie er sie ausführte. Seine Liebesgedichte sind keck, frisch, des wirklichen Gefühls durchaus nicht ermangelnd. Die Vorwürfe, welche ihm seine horazisch angestimmten Gedichte von seinen Schönen und den mit ihnen erlebten Freuden brachten, bestimmten ihn zu der entschuldigenden Vorrede, in welcher er gegen Ludwig von Cöthen die Leser aufmerksam macht, daß der Dichter Vieles fingire und das Recht dazu habe. Wie alle seine Worte hatten diese den größten Einfluß; bis auf die Klopstockische Zeit versteckte sich jede lyrische Lizenz hinter diesem Auspruch. In manchen Liebes-Gedichten kehrte er, den Fremden folgend, das Verhältniss zwischen Empfindung und Situation, wie es in der volksthümlichen Lyrik bestanden, gradezu um. Diese liebten es, nur Situation zu geben, und das Weitere der Phantasie zu überlassen. Die neue Lyrik sprach ihre Empfindung breit aus und gab so gut wie gar keine Situation, wodurch die Anschaulichkeit abnahm, die Empfindungen allerdings mit der Zeit sich erweiterten.

Wenig Worte über Opitz religiöse Lyrik. Abgesehen davon, dass die Sitte, namentlich bei den Protestantenten, dieselbe verlangte und ein Dichter sich gleichsam durch sie reinigen musste, wenn es ihm sonst befiel, leichte lyrische Gedichte zu schreiben, so lag Opitz und seinen Genossen diese Lyrik auch an sich nahe. War er kein confessioneller Eiferer, so war er doch kein Ungläubiger, und grade hier sah er ein weites Feld für seine Subjectivität und seine Wirkung geöffnet. Statt der älteren aus der Ueberzeugung des Glaubens gefungenen Weise, welche das echte Kirchenlied festhielt, schiebt er und die ihm Aehnlichen in der steigenden philosophischen Bewegung der Geister die Reflexion und die allgemeine Moral ein. Jetzt kommen die aus horazischen Oden u. dergl. umgedichteten religiösen Lieder, für uns durchgängig langweilig und unerquicklich, damals ein neues Moment enthaltend und somit freudig begrüßt. Dass Opitz die Psalmen und Klagelieder nach seiner Weise reimte, ist nicht weiter zu verwundern; es war ihm eine leichte, erfreuende, beim Publicum hoch aufgenommene Arbeit, worin ja auch in der Nachahmung der Franzosen ihm Andere schon voraufgegangen waren.

Im Drama griff Opitz mit dem durch, was ihm eigentlich am fernsten lag, mit dem musicalischen Drama, wenn man ein Durchgreifen nennen will, dass Opitz nach dem Italienischen des Rinuccini den ersten deutschen Operntext *Dafne* dichtete, den sein Freund Heinrich Schütz (*Sagittarius*, Kapellknabe bei Landgraf Moritz von Hessen, studirte 1609—12 Musik in Venedig, seit 1615 Kapelldirector in Dresden) componirte. 1627 ward diese erste deutsche Oper in Torgau aufgeführt. In der lyrisch-dramatischen Bearbeitung des Hohenliedes und der Judith (nach dem Italienischen) entwickelte Opitz vielleicht die grösste Gluth und Leidenschaftlichkeit. Das hohe Lied war von Alters her für die religiösen poetischen Geister eine Krateröffnung ihrer Empfindungen. Das Gedicht ward besonders so wichtig für alle Mystiker. Es wirkte auch jetzt wieder auf die Schilderungsweise der religiösen Empfindungen bei allen dahinzielenden Secten ein, die sich nach dieser Seite hin mit der Lyrik des Neu-Katholicismus begegneten.

Eine Tragödie grossen und reinen Stils hat Opitz, wie oben schon bemerkt, nicht gedichtet. Die beiden Uebersetzungen, welche er lieferte, waren die Trojanerinnen des Seneca (1625) und die Antigone (1636), beide in Alexandrinern mit gereimten Chören; bei beiden war

er von den Gedanken an das arme Vaterland bewegt, welches wie das Theben der Antigone vom Bruderkriege zerfleischt, der Selbstsucht von Herrschern gleich Kreon hingegeben und wie Troja in den tiefsten Verfall gestürzt sei. Diese Uebersetzungen waren trotz aller Steifheit die ersten in Deutschland, welche auf den Titel einer wirklichen Uebersetzung Anspruch machen konnten.

Die unglückliche Nachahmung der Seneca-Tragödien mit ihrer aufgebauschten Rhetorik sehen wir auch hier wie in den Niederlanden und Frankreich durch die Wahl bevorzugt. Dass Opitz es mit der Uebersetzung der Antigone bei längerem Leben sicher nicht hätte bewenden lassen, ward oben ausgesprochen. Seiner Natur nach möchte er sich später für die französische dramatische Richtung entschieden haben.

Drei Strömungen wurden von der antiken Tragödie aus damals verfolgt.

Die Nachahmung führte in Italien zuerst zum Melodrama, im Verlauf zur reinen Oper, in welcher Alles gesungen wurde. Der Gegensatz gegen das rohe volksthümliche Drama begünstigte in den höchsten Ständen in Deutschland die Oper; gegen die plumpe, materialistische Auffassung Flucht in die reinste Idealwelt. Natürlich ging Beides neben einander her, bis eine einfach schöne Verschmelzung gefunden wurde.

Die Niederländer besonders suchten das antike Drama, wie es ist, zu verwenden, also mit den Chören, mit den überirdischen Eingriffen u. s. w. Die deutschen gelehrten Tragödiendichter der nächsten Zeit folgten ihnen hierin; erst nach Lohenstein wurde diese Richtung aufgegeben.

Die Franzosen dagegen gingen am schärfsten in der, dem opernhaften entgegengesetzten Richtung vor. Sie hielten die ganze Formung hinsichtlich der Beschränkung auf den Höhepunkt, damit in Zeit, Ort u. s. w. fest, wandelten aber den Chor und dessen Lyrik in den Vertrauten oder die Vertraute und somit Alles zum Rede-Drama. Damit war die Aufführung höchst möglich erleichtert. Ein Saal, eine Decoration, und die Bühne war fertig. Mit voller Consequenz wurde das Verstandes-Element ausgeprägt entgegen der Phantastik, welche sich in der Oper und in dem Drama mit Chören festsetzte. Der Respect vor der Classik war der Art, dass bekanntlich das

Drama der englischen Renaissance mit Shakespeare und Genossen vor dieser sogenannten classischen Fassung weichen musste.

Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, wie Opitz Wirken und Weisen auf die ältere deutsche Literatur für deren Pflege von großem Einfluss ward. Der gelehrte Goldast hatte ihn augenscheinlich schon in der Jugendzeit angeregt; die humanistische Mode von der Germania des Tacitus zu schwärmen und damit barocke Renaissance zu treiben, sahen wir lange vor Opitz rege. Opitz führte sich demgemäß als Jüngling declamatorisch als Ruhmredner der älteren deutschen Poesie ein. Aber er blieb nicht bei der Phrase; er suchte sich wirklich weiter zu arbeiten und schob die Erkenntniss vor. In der Poetik, die jeder damals las, weist er wieder wie im Aristarchus auf mitteldeutsche Dichtung, dann auf die Scalden und die nordische Poesie. 1639 giebt er dann das Anno-Lied heraus mit Erklärungen, welche ein liebevolles Eingehen und Verständniß für diese alte deutsche Poesie zeigen.

Fortan fühlte in der ganzen Opitzischen Periode jeder Gelehrter-Dichter sich verpflichtet, auch hierin dem Meister zu folgen, wo möglich einige altdeutsche Gedichte zu kennen oder zu citiren in den Vorreden, Enthusiasmus für die Altvorderen, die Reinheit, das Alter der deutschen Sprache, die Ehrlichkeit, Treue, Tapferkeit der alten deutschen Art zu zeigen oder gar altdeutsche Dichtung herauszugeben. Gottsched und Bodmer wollten beide Neu-Opitze sein; beide wurden durch seine Bemühungen noch angeregt.

Interessant ist, daß der Mann, der uns am weitesten in der poetischen Praxis von der Vergangenheit entfernte, zu gleicher Zeit wieder als Gelehrter an die Vergangenheit knüpfte und wie kein anderer dazu beitrug, das Interesse für sie rege zu erhalten. Auf dem äußersten Punkte der Spiralbewegung des Fortschritts tritt die Curvenbiegung ein, welche zurückführt.

Es ist keine Frage, daß die Opitzische Neuerung alle Fehler und Sünden einer Radical-Aenderung brachte und daß von ihr aus das schöne Gleichmaafs zu finden nun wieder so lange Zeit brauchte als ungefähr verstrichen war, seit in regelmäßiger Entwicklung zu Anfang der Reformation die Neubildung aus dem Realismus hätte eintreten müssen, wenn man nicht gleich einfach bis auf das Jahr 1250 zurückgehen will.

Ueber die stecken gebliebenen Vermittelungs-Versuche der älteren

und gleichzeitigen Renaissance-Poeten und über alle Halbheiten unbedeutenderer Art hinweg versetzte Opitz die Poesie in die neue Zeit. Aus dem Wirrwarr und der Nachlässigkeit dabei in die zwangsmässige Ordnung und Schulmeisterei und Hofmeisterei, aus wucherndem Gestrüpp und Versumpfung und verwüsteten Waldstellen, in denen die übriggebliebenen höheren Bäume doch verbornte Wipfel hatten, in die Oede einer langweiligen, im Entstehen begriffenen, mit der Scheere zugestutzten, der wild wachsenden heimischen Pflanzen möglichst entbehrenden Gärtner-Anlage des Barockgeschmacks, darin die Wege in Sand und Kies vor Allem ausgelegt waren. Statt Individualität, welche der allgemeinen Cultur erlangte, ein allgemeines Gesellschaftswesen ohne Individualität, statt Glauben und Anschauen und Empfinden ohne Philosophie ein philosophisches Vernünfteln, welches dem vollen frischen Erfassen und jedem leidenschaftlichen Handeln die Spitze abbrechen musste, statt derber Lust Schöngeisterei, statt verworrender Phantastik Phantasiefigkeit, statt Leben und Gestaltung in der Poesie ohne leitende und bestimmende Ideen, Ideen ohne Gestaltung und Wissen ohne Leben: das war in grossen Zügen der Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie.

Die Zeit fiel Opitz freudig zu. Er war ihr Mann; er verwirklichte für die Schichten, welche den Ton angaben, das poetische Ideal, denn hinter seinen Poesien sah sie den modernen Vernunftmenschen, der alles Mittelalterliche rein von sich abgeschüttelt hatte und dem humanistisch-modernen, philosophischen Kosmopolitismus zustrebte. In der lehrenden Form sah sie das Mittel, das Nützliche am schnellsten aufzufassen. Wie man in unserer Epoche sich der Naturwissenschaft mit Verachtung der Phantasie zuwandte, so damals dieser Art Didactik der modernen Menschenlehre.

Mag man über das Factum der neuen Entwicklung seufzen oder denken, wie man will, man sollte wenigstens nicht Opitz allein, sondern die ganze Zeit und das Volk für die Wandlung, die nun eintrat, verantwortlich machen.

5.

Aufnahme der Neuerung bei den Katholiken und in Süddeutschland.

Selten ist eine grosse Neuerung in solcher Ruhe vor sich gegangen, wie damals die Opitzsche in der Poesie. Es fehlte nicht an Leben und Regen dagegen und daneben, aber Keiner trat auf, der mit energischer Kriegserklärung den Reformator kurzweg verwarf und seine Neuerungen für schädlich erklärte.

Die Parthei des modernen Fortschritts hatte er in sich zusammengefasst. Um die andern — die volksthümliche Schichte und die Katholiken — kümmerte er sich nicht und sie sich wenig oder gar nicht um ihn.

Dafs die Männer, welche selbstständig und zum Theil mit tüchtigen Kräften vor Opitz den poetischen Fortschritt erstrebt hatten, nicht zufrieden waren, als sie sich überholt und verdrängt sahen, ward bei mehreren schon hervorgehoben. Dichter, welche sich zu ihnen rechneten, aber wegen ihres späten Auftretens noch nicht zu nennen waren, zeigen die Fortsetzung dieses Grolls. Hier murkte, mäkelte, stichelte man, wahrte sich gegen den Schlesier die Verdienste, aber man warf ihm nicht den Handschuh hin. Sein Uebergewicht war zu unbestreitbar geworden. Seine metrische Besserung war ein gewaltiger, unverrückbarer Grundstein seines Ruhmes, den Niemand verschieben konnte und der Jeden zwang, die eigene Ruhmesfäule bescheidenlich neben der des Opitz zu errichten. Selbst spätere, kecke Geister, welche auf Opitz Schultern stehend sich als grösster gerirten, konnten doch nicht gegen ihn aufkommen.

Interessant ist, wie der Stamm- und Provinz-Neid innerhalb der Parthei^{*)} wirkt; er hat wenigstens das Gute, dafs er eine gewisse

^{*)} Analogien aus den politischen Entwicklungen der letzten Jahre sind leicht zu finden.

Mannigfaltigkeit erhält, was man freilich über die Kleinlichkeit seines Treibens und die Kläglichkeit der Mannigfaltigkeit oft vergifst. Im Ganzen sehen wir Süddeutschland gegen den Schlesier zurückhaltend.

Dass der Palmenorden Opitz die Priorität streitig machte, ward schon gesagt. Die älteren Mitglieder sahen in mancher Beziehung Opitz als einen Plagiator an, der ihre Tendenzen ausgeschrieben und ihre Leistungen todtschweige. Tobias Hübner und der hohe Anhang des Palmenordens murrten, dass Opitz sich das Verdienst des Hinweises auf Uebersetzungen und der neuen Formen, zumal der Alexandriner, anmaße, welches ihm, Hübner, gebühre. Dass der Mann der kernigen alten Weise, Andreæ, nicht ganz zufrieden, dass es Weckherlin nicht einerlei war, durch den jüngeren Dichter bei Seite gedrängt und verdunkelt zu werden, dass er mit Werder sich durchaus nicht mit der Beschränkung der Verse auf jambische und trochäische einverstanden erklärte, dass Werder sich innerhalb der italienischen Phantasie als Uebersetzer zu halten suchte, ward angeführt.

Zu diesen kamen einige Dichter an der Ill, frühzeitige Nebenmänner von Opitz, doch erst spät auftretend.

Diese Elfässer, Andreæ in Schwaben, die an die Katholiken Bayerns und an Italien sich anlehnenden Nürnberger zeigen uns Bestrebungen und Richtungen, durch welche die Eifersucht noch schärfer hervorbricht, als an der Elbe und Fulda gegen die Oder. Die Schweizer und Oesterreicher verhielten sich passiv und traten erst allmälig in die Opitzsche Bewegung ein.

Straßburg war von jeher ein Hauptfitz der deutschen Dichtung und des literarischen Interesses gewesen; nicht zum wenigsten im 16. Jahrhundert, nachdem es sich durch Sebastian Brant im Uebergang der alten zur neuen Zeit an die Spitze gestellt wähnen möchte. Nach Fischart hatte der Spangenberg'sche Kreis wieder dafelbst gewirkt. Andreæ, Weckherlin und Zincgref waren hier bekannt und geachtet. Nun kam ein Schlesier und wollte Alles überflügeln und den Schwerpunkt der Poesie für Deutschland ganz und gar versücken.

Wir hören den Unmuth der Straßburger freilich erst spät, nach Opitz Tod, 1644. 1633 hatten sie nach Vorbild des Palmenordens eine Gesellschaft gestiftet, die aufrichtige Tannengesellschaft. Sie fuchten sich selbständig zu halten und die süddeutschen Verdienste zu wahren.

In der Aufforderung Rumpler's von Löwenhalt, Schneuber solle mit seinen Gedichten hervortreten, sagt der auf die Ostmänner als Halbdeutsche herabsehende Rheinländer:

Du siehst, wie Andre thun, die später noch als du
Zum Spiel erschienen sein, halb Fremdlinge dazu —

indem er sich selbst mit einem Baum vergleicht, der früh im Jahr mit Knöpfen und Blüthen einer der ersten war, aber defs' Frucht erst der späte Herbst zeitigt. Der Herbst hat sie leider nicht gezeitigt; sie ist hartschalig und innerlich hart und herbe geblieben.

Steifes, Ungelenkes klebt diesen beiden Straßburger Poeten an; anderseits ist in ihnen etwas Tüchtiges, Mannhaftes, das bei all ihrer Pedanterie erfreuen kann.

Schneuber, nebenbei bemerkt, ein Verehrer Andreæ's, hat in seinen Gedichten von 1644 weniger Wortgepränge als die meisten Zeitgenossen, viel trockene Lehrsamkeit, aber doch nicht die reimende, nur des Metrums wegen dichtende Oberflächlichkeit, die damals in der Mode war. Verschiedenes ist wirklich poetisch gedacht oder angefasst wie z. B. das Trauerlied auf Göler von Ravensburg.

(Die vielen Trauergedichte dieser Zeit mussten durchgängig moralisirend und langweilig, wenn nicht ganz hohl und geschmacklos ausfallen, da die Dichter meistens nach der Angabe der Verwandten oder nach oberflächlicher Bekanntschaft ihre für halbwegs nothwendig erachteten Trauergedichte leyern mussten. Bei allen anderen Bestellungsgedichten zu Festen, Hochzeiten u. s. w., die oft nicht verweigert werden konnten, war es grade so.)

Das Lied an den Chorion hat schon Meusebach (auf einem daneben gebundenen Blatt seines einstmaligen Exemplars) mit Recht: «dies wirklich schöne Gedicht» genannt.*)

*) Edele Deutschen, ihr habet empfangen
Treffliche Gaben und himmlischen Preis,
Meister zu bleiben und herrlich zu prangen
Ueber die Völker auf mancherlei Weis.
Euch mussten gerathen
Die mannlichen Thaten
In mächtigem Krieg.
Die Feinde zu schlagen,
Zu tödten und jagen,
Dafs Alles im Lande sich freute im Sieg.

Um Bernhard von Weimar klagt Schneuber in tiefer Trauer als um den gefallenen Judas Maccabäus. Leider hat er über die vielen Gelegenheitsgedichte seine bessere Anlage nicht verwerthet.

Einfluss hatten diese Straßburger und ihre aufrichtige Tannengesellschaft nicht auf die weitere Entwicklung der Poesie. Die wohlmeinende Biederkeit und hie und da ein gelungenes Gedicht reichten dazu nicht hin. Eigenthümliches leisteten sie nach keiner Richtung.

Sie wollten gleich der Fruchtbringenden Genossenschaft dasselbe, was Opitz wollte, und nahmen dieselbe Anlehnung in den Formen. Der Alexandriner dominirt.

Ganz anders stand es in der katholischen Dichtung. In sie eintretend gelangen wir in eine andere Welt, als die der protestantischen gelehrt Dichter ist, überhaupt als die des Protestantismus, der höchstens die Ueberlieferungen des Katholicismus vor 1520, nicht aber die Bewegungen kannte, die dort von Spanien und Italien aus seit Mitte des Jahrhunderts gewirkt hatten: den schwärmerischen, phantastischen, hier süßlich-minniglichen, dort gewaltsamen, zum Großartigsten strebenden, poetischen neukatholischen Stil.

Man vergesse nicht, dass man es in dieser, in den Jesuiten gipfelnden Bewegung mit einem wirklichen heissen Enthusiasmus zu thun hat, der den ganzen Menschen erfüllte, mit einem Geist voll Schärfe, Kraft und Neuerung, wie voll Aberwitz, Unvernunft und Reaction, so practisch und berechnend auf einer Seite, wie überspannt und abstrus auf der andern, der in dem Rausch des Fanatismus so kühn wie verbrecherisch schrecklich war. Um seine Mächtigkeit klarer vortreten zu lassen, sei, abgesehen von dem Ausdruck in den Künsten, auf welchen schon früher verwiesen ward, an die Erfolge in der Bekehrung erinnert, die damals die Jesuiten in den verschiedensten Welttheilen hatten, namentlich an ihr großes theocratisches Reich, welches sie seit 1608 in Paraguay zu gründen begonnen hatten.

Der italienische Geschmack, von Guido Reni's Weise bis zum gewaltsamsten Barokstil war hier maßgebend.

Zwei deutsche Dichter hat der Neukatholicismus zu verzeichnen, von denen der zweite durch seine lateinischen Poesien schon bei seinen Lebzeiten internationalen Ruf erlangte: Friedrich von Spee (1592—1635) und Jacob Balde (1603—1668), beide Jesuiten.

Friedrich von Spee neben Opitz, welche Verschiedenheiten! Es sind ganz getrennte Gedanken-Welten, in denen diese Geister sich

bewegen. Anschauung und Empfindung ist eine andere. Dort ein mittelalterlich-rückläufiger, hier ein modern-vorwärtsstrebender Zug; dort Phantasie und Gefühlsüberschwang, hier Verstandesmäfsigkeit; dort viel Schönes, aber auch weichlich Krankhaftes, Nervös-Ueberschwängliches, Hysterisches, hier Straffes, Nüchternes, aber gesundes Wesen. Sie sind selftsame Ergänzungen, zwischen denen aber die Vermittlung fehlte.

Spee, übrigens einer der um die Menschheit und ihren Fortschritt verdientesten Männer, da er zu den ersten und energischsten Bekämpfern des schauerlichen Hexenwahns und der daraus folgenden entsetzlichen Justizmorde gehörte, drehte sich innerhalb seiner religiösen Schranken, wie Opitz in den gelehrten befangen war. Sobald er gegen diese stößt, kein Gedanke darüber hinauszudringen, sondern er wendet sich fogleich zurück und sucht mit forcirter, krankhafter Leidenschaft in der Tiefe des Gefühls und in Ueberschwänglichkeit überliefelter Phantasie, was ihm an Vernunft der Wirklichkeit abgeht. Manierismus ist damit unausbleiblich, und er wird dann füßlich, kindisch und schwülstig.

Sehen wir von den Verirrungen seines Talentes ab, so finden wir echt dichterische Anlage. Alles ist bei ihm in's Lebensvolle, Anschauliche übertragen. Es ist ein feiner Geist, auf edle Freude gerichtet, mit tiefem Gefühl für's Sinnige, Innige und Schöne; nirgends bürgerlich-gelehrte Pedanterie; er hat Schwung, leichte Bewegung, viel Raumphantasie und hohen landschaftlichen Schönheitsfinn, den er viel und gern verwerthet. Abstracte Reflexion kennt seine Poesie nicht. Wie das Volkslied knüpft sie an eine Situation oder nimmt ballademäfsige Form an. Man meint einen altdeutschen Maler zu sehen, der am liebsten seine heiligen Gestalten unter Blumen malt, an Brunnen, unter Bäumen mit Vöglein, Sonnenschein, Mond und Sternen, in schönen Gewändern mit Geschmeide. Gern leitet Spee durch die Natur ein; *) er sucht wie die Malerei jetzt, wie auch die protestan-

*) Z. B. in den aufeinanderfolgenden Gedichten (Trutznachtigall oder Geistl. Poet. Lust-Wäldlein, desgleichen noch nie zuvor in Teutscher Sprache gesehen. 1649). S. 83: Wenn Abends uns die braune Nacht (die „braune“ Nacht findet sich jetzt häufig nach dem Italienischen). S. 89 ein anderer Busgesang: Gleich früh, wenn zarter Morgenschein. S. 95: O Traurigkeit des Herzen, wann wirft du nehmen ab, April kommt auf den Märzen, der Winter geht zu Grab. Natur war auch in Lemcke, *Geschichte der deutschen Dichtung*.

tischen religiösen Dichter im Landschaftlichen ein neues Gebiet, welches er mit grosser Feinheit des Gefühls durchdringt.

Der trübe Winter ist vorbei,
Die Kranich wiederkehren,
Nun reget sich der Vogelschrei,
Die Nester sich vermehren:

Laub mit gemach
Nun schleicht an Tag
Die Blümlein sich nun melden,
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wäldern.

Himmel, Sterne, Sonne, Mond, Morgen- und Abendröthe und Nacht, Wind, Wald, Blumen, alte Bäume, Bächlein, die um Steine zanken, Flüsse und Meer und Vöglein-Gefang, das liebt und kennt er und wendet es gern an. Wie Guido Reni malt er die Auserwählten seiner Seele mit hellen, verschwimmenden Farben; ihm ist die Phantasie voll von dem weich-schönen Jesus-Ideal, für welches Balsam und Morgenröthe, Sonn und Mond, Korallen und Purpurfarbe italienisch füsslich kaum genügen. Seine Seele hat Schwungkraft, dahin wo Sonne und Mond zu Gottes Füssen liegt, sich aufzuschwingen, aber dann kommt der neukatholische Jesuit und kommen die Schwächen seiner Anlage zur Geltung. Alles soll in majorem Dei gloriam sich wenden; ein Verschwimmen, ein Hiniüberspielen in's Religiöse tritt ein, welches oft wunderbarlich, oft aber manieristisch-widerlich wird.

Weich-schwärmerisch, exaltirt, vom Realen stets in's Uebersinnliche gedrängt, mystisch-sinnlich, dadurch bei grossem Flus der Verse und vielem Melodischen oft spielend, fehlt ihm das Charaktervolle. Das Wollen, der individuelle Mann ist in dieser lyrischen Weise ganz

Schmerzen. S. 95: Die Vöglein schön erklingen, die Sonn' sich strählet auf. S. 100: O wie scheinbar (sichtlich) Trost von oben endlich durch die Wolken bricht (S. 103 Franz Xavier). S. 108: Oft morgens in der Kühle noch vor dem Sonnenschein. Nun kommen eine Reihe langer Gedichte, in welchen die innige Naturfreude zur Verherrlichung Gottes dient. — Wie er den Volkston behandelt, möchte man ihn den gesteigerten Paul Melissus nennen:

All da pflegt er auch brechen
Die rothen Röfelein
Ob schon die Dörner stechen,
Sich tröstet er der Pein.

zurückgedrängt, aber wie anders als in der objectiven Poesie. Das Höchste und Heiligste seiner religiösen Vorstellungen weifs er nicht besser als in das Weich-Süßlich-Schäferliche der italienischen Barockzeit zu übertragen. Damon und Halton treiben mit dem Christuskinde eine Zärtlichkeit, wie wir ähnlich auf Bildern spanischer Maler sehen, wenn z. B. Mönche das Christuskind herzen. In einem theokritischen Gedicht wird lang und breit bis zum Kindischsten aufgezählt, was die Hirten dem Kinde schenken wollen, Lamm, Kalb, Hund, Katze u. s. w., in einer Ecloga wird Christus als Daphnis vom Mond beklagt^{*)}). Hier ist denn natürlich keine Grenze mehr des Manierismus. «Hube süßlich an zu weinen ein so gar berühmter Bach» — spricht sich selbst das Urtheil. Wenn Jefus mit den Nägeln, dem Hammer u. s. w. spricht, die wehklagen, zum Zimmermann, zur Obrigkeit, zur Mutter, zu Gabriel u. s. w., wenn Maria klagt über Jesus unter der Person des Hirten Daphnis, dieser als todter Daphnis, als junges, blutendes, hängendes Reh u. s. w. besungen wird, dann sind wir in der Poesie krankhafter Phantasie und widerlich-süßer Mystik. Es ist weibisch-hysterische Ueberspannung des überreizten Mönches.

Am bekanntesten ist Spee's Gedicht über Franz Xavier: «Als in Jappon weit entlegen dachte dieser Gottesmann». Es ist ein Fluss, eine Gefügigkeit in diesen balladenartigen Gedichten des von Trier bis Hildesheim hin in seinem kirchlichen Beruf thätigen Dichters, der unwillkürlich an Bürger erinnert. Nur bei Heermann fanden wir Aehnliches.

In der Vorrede des Dichters zu seiner Gedichtsammlung («Trutz-nachtigall genannt, weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singt und zwar aufrichtig poetisch; also dafs es sich auch wohl bei sehr guten Lateinischen und anderen Poeten dürfte hören lassen»), welche kurz, sehr sicher und einfach-brauchbar über die Prosodie handelt, stellt Spee dasselbe Princip auf, wie Opitz. Opitz ist mit keinem Wort genannt. Der rechte «Schlag und Ton» wird hier besprochen. Schlag heisst so viel wie Fuſs. Den Trochäus nennt er

^{*)} Mit den seltsamsten Plättitüden: Dem Mond zerspringt sein Rohr. Augentropfen entfallen ihm, er wurde wie der „schwarze Mohr“. (Also auch dieser Heine-Freiligrathische Vergleich schon dagewesen!) Die Sterne „flötzen all ab ihren Schein.“

Sprungvers. 1635 starb Spee; 1649 erschien die Trutznachtigall. Alle Welt sprach seit 1624 von Opitz und seiner neuen Regel. Spee ignorirt ihn aber vollständig und thut, als ob er für sich jene Accent-Regel gefunden. Es ist dies möglich. Das: Wann? wäre in dem Fall interessant.)

Gröfser, kühner, ein merkwürdiges Beispiel hinsichtlich der Macht der Sprache, steif-alterthümlich erscheinend, wenn er deutsch, ein überfliegender Dichter moderner spät-italienischer Renaissance, wenn er lateinisch dichtet, in mancher Beziehung ganz eminent, ist der im Elfsaß geborene, in Baiern lebende Dichter und Jesuit Jacob Balde (1603—1668). Seiner Zeit von höchstem Ruhm als Lateindichter ersten Ranges, dann ziemlich vergessen, durch Herder aber wieder hervorgehoben, hat Balde grade in unsferen, so manche Renaissanceströmung wieder aufnehmenden Tagen so viele Vertreter seines Ruhmes und Werthes gefunden, dass es nicht nöthig ist, auf seine Lateinpoesie abschweifend, diese hier des Näheren zu behandeln. Er nahm in ihr Sarbiewski's Odendichtung (polnischer Jesuit, 1595—1640) auf. Ein Fluss, ein Feuer, eine Innigkeit und Leichtigkeit sonder Gleichen zeigt sich in seinen Dichtungen. Grösse, Kraft, Schwung lassen das Höchste hoffen. Aber dem Uebermaaf des Jesuitenstils in der bildenden Kunst entgeht auch er nicht. Die Eigenthümlichkeiten der italienischen Schnellmaler kommen auch bei ihm zum Vorschein. Wie er die Massen bewältigt, die Kraft, Keckheit und Sicherheit seines Pinsels ist wunderbar: schlüsslich ist man aber mehr überwältigt als befriedigt, und eine gewisse innere Leere bleibt.

Balde mit seinem grosartigen und feinen Natursinn, mit seinem katholisch-deutschen Patriotismus, seinem Kunstverständniss, seiner gläubigen Schwärmerei, seiner gewaltigen Phantasie, dem mächtigen Affect, der Grazie, dem eminenten Sprachsinn (in lateinischer Sprache), mit seiner poetisch-philosophischen Einsicht in das Wesen der Dichtung, worin er alle Zeitgenossen in Deutschland sicherlich übertraf, mit seiner Weltkenntniss und Gelehrsamkeit und seinem Humor — auch Balde kommt nicht dazu, durch Gestalten und Handlung seiner Poesie das wahre, selbständige Leben zu geben und verströmt damit seine eminente Kraft. Allegorie, Schilderung, Bild, Reflexion, Gefühl,

*) Sehr ausführlich in: Jacobus Balde, sein Leben und seine Werke von Georg Westermayer. München 1868.

Witz, Nichts vermag diesen Mangel zu ersetzen, der ihn hinderte, einer der grössten Dichter aller Zeiten, der Rubens in der Poesie seines Epoche zu werden.

In seiner deutschen Dichtung, in voropitzischer,^{*)} volksthümlich nachlässiger und steifer, des Adels entbehrender Sprache und Weise vorgetragen, ist derselbe Dichter kaum mehr zu erkennen. Nach Lyrik und Drama bleibt er hier unter der Masse; er hat auf die Entwicklung der Poesie durch seine deutschen Verse nicht den geringsten Einfluss gehabt. Der feine, höfische Jesuit wird hier oft gradezu plump und niedrig.

Keiner aber hat das Wesen der Dichtung seiner Zeit in Deutschland erkannt wie Balde und die Schwächen der tonangebenden Mitdichter richtiger beurtheilt.^{**)}

An die Straßburger, Spee und die katholische Lateinpoesie seien hier angereiht die Dichter des Nürnberger Kreises, die Blumen-Hirten oder Pegnitz-Hirten des gekrönten Blumen-Ordens (der bis auf den heutigen Tag existirt). Wie die Straßburger Tannengesellschaft treten sie freilich erst nach Opitz' Tode auf; doch beansprucht ihr Gründer gleich Rumper und Schneuber neben Opitz eine Stelle, statt sich ihm kurzweg unterzuordnen. Ganz äußerlich schon möge sich diese Zusammenstellung dadurch rechtfertigen, dass mehrere der ersten Pegnitz-Hirten in Straßburg ihre Anregung bekommen haben und

^{*)} Westermayer meint, Balde habe wahrscheinlich erst 1654 Opitz kennen lernen, den er wegen der niedrigen kleinlichen Gegenstände und wegen der abgeschmackten Sprache sehr herbe beurtheilt. Er habe sich aber seitdem doch augenscheinlich nach Opitz für seine deutschen Verse gerichtet.

^{**) Man sehe z. B. die Auszüge aus Balde's Poetik bei Herder (im Xenotaphium des Dichters Jakob Balde. Nr. 8). „Beschwert mit zu vielen Regeln klemmt man sich in die Enge und kann nicht hindurch. Man zittert abergläubisch vor seinen eignen Idolen und zankt mit Silben oder Namen, als ob sie die Sache wären. . . Ein Dichter werde, kein Versificator. . . In der Philosophie sucht man Wahrheit, nicht Neuheit; die Poesie will neues Vergnügen, neue Dichtung; sie will Selbsterfindung. . . Verlässt du die ausgetretenen Fußstapfen deiner Vorgänger nicht: so bleibst du ein Nachwandler, ein Nemo. Man wird dir sagen: in Horaz, Virgil, Lucan habe ich längst dasselbe gelesen; wozu also es noch einmal sagen? . . Bei den Griechen hieß der Dichter ein Schöpfer. Er schafft sein Werk, wie Gott die Welt schuf, aus dem Nichts. Mächtig rufet er's aus sich selbst hervor und stellet es als eine Welt dar in Ordnung und Schönheit. Werden wir nicht aber zur Nachahmung der Alten gewiesen? Allerdings. Wir sollen sie genießen, aber auch verdauen u. s. w.}

anderseits mit Balde in literarischem Connex standen. Balde schätzte Harsdörffer^{*)} und wurde von diesem und dem Pegnitz-Kreise gefeiert. Der «incomparabilis poeta» Jacobus Balde spielte bei dem Nürnberger Häuptling frühzeitig eine bedeutende Rolle.

Georg Philipp Harsdörffer aus patricischem Geschlecht (1607 bis 1658) ging 1626, nachdem er seit 1623 zu Altdorf studirt, nach Straßburg und reiste dann fünf Jahre in Frankreich, England, Holland und Italien. 1631 kehrte er nach Nürnberg zurück. 1634 trat er mit der Uebersetzung der *Diane* des Loredano als seinem Erstlingswerk auf. Harsdörffer hatte augenscheinlich Lust, sich nicht vor Opitz zu beugen, sondern sich neben und über ihn zu stellen. Er wollte ihn in Auffassung, Stoff, Form und Theorie überholen und zählt zu den Wenigen, welche, allerdings nach dem Tode des Nebenbuhlers, wagten, ihm nachzusagen, dass er kein großer Dichter gewesen sei, weil es ihm an Erfahrung gefehlt habe und seine meisten Werke nur Um- und Nachdichtungen gewesen seien, ein einsichtiges Urtheil, welches für Harsdörffer zeugen würde, wenn es nicht dem holländischen Poeten Vondel nachgesprochen wäre, welcher sich mit Recht über Opitz' außerordentlichen Ruhm bei den Deutschen wunderte.

Harsdörffer mag frühe von der Miffsstimmung beeinflusst worden sein, die sich so vielfach gegen das persönliche Uebergewicht des schlesischen Maro bei den Poeten in Mittel- und Süddeutschland geltend machte. Ueberdies aber fühlte er sich durch die Opitzische mehr trocken-gelehrte, niederländisch-französische Weise nicht angesprochen, sondern gab dem italienischen weichen, flüsslichen, aufgebauschten Barockstil entschieden den Vorzug. Nachdem er nach der *Diane* bis 1641 als unermüdlicher Vielschreiber und seiner Zeit geschätzter Gelehrter eine Reihe Lateinschriften und auch seine Gesprächspiele herausgegeben und Mitglied des Palmenordens geworden war, gründete er mit Johann Klaj aus Meissen (1616—56) den pegnesischen Blumenorden. Klaj war ein Schüler Buchner's, ein Anhänger der metrisch über Opitz hinausgehenden, für Anapästen und Daätylen u. s. w. schwärmenden Richtung, welche man in den von der Universität Wittenberg beeinflussten Ländern als specielle Errungenenschaft pflegte. Seitdem gab Nürnberg in Süddeutschland einen

*) Westermeyer a. a. O. Dass sich später Convertiten der Jesuiten unter den Pegnitzern finden, kann bei ihrer allgemeinen Richtung nicht auffällig sein.

kleinen Centralpunkt einer eignen poetischen Genossenschaft ab, die einerseits durch Klaj's Stil an die Katholiken von Ingolstadt und München sich lehnte, anderseits mit den Anhaltinern und den Verskünstlern und Sprachfreunden, zumal mit Schottel, freundlich stand und deren Verbindungen bis zur Unterelbe reichten, wo ein, gleich Harsdörffer sich selbstwichtig erscheinender Poet, Rist, mit jenem um die Wette dichtete.

Als später der Pegnitzer Manierismus in seiner Heimath geschlagen wurde, fand er im Norden noch Asyle, welche auszuheben Gottsched sich so unendlich abeiferte. Für die Entwicklung hat somit der Pegnitzorden im Ganzen seine Bedeutung gehabt.

Harsdörffer's Bestrebungen sind am besten in Bezug auf die Eiferfucht und Nebenbuhlerschaft gegen Opitz zu erfassen. Er ist einer von den Nachahmern, die sich gröfser dünnen, weil sie das hauptsächliche Verdienst des Vorgängers ignoriren und im Einzelnen andere Gesichtspunkte aussstellen. Opitz sei steif, didactisch, nicht erfinderisch genug; dies hatte der Patricier von Nürnberg in der Fremde und daheim von Genossen des Opitz hören können. Er bestrebt sich geschmeidig, weich, weniger schulmeisterlich und erfinderischer zu sein. Opitz' Hauptverdienst sei das Metrum; inventio et elocutio, Erfindung und Phrase setzt Harsdörffer dagegen, indem er seine Ansicht von Opitz' Verdienst auch der Art auszudrücken liebt, dass er bei Gelegenheit Dieterich von dem Werder vor Opitz als den Hauptförderer der neuen Poesie nennt. Doch auch metrisch sucht er Opitz, den neueren Fortschritten gemäfs, zu übertreffen. Rhythmischt wohlgefällige Form, klingende und reichere Verse werden erstrebt und gelingen, wenn auch nur zu häufig auf Kosten des Verstandes. Indem Harsdörffer und seine Freunde die Einsicht haben, dass die Poesie der Leidenschaft offen stehen müsse, gehen sie nach allen Seiten ins Uebermaas, wie nach dem Inhalt, der Schwulst und Unsmn liebt, so nach der Form, in welcher der Klingklang und die Onomatopoesie, die Dichtung fürs Auge, wie Gedichte in Reichsapfelform, als Doppelgipfel des Parnassus u. dgl. sehr beliebt werden und meistens für ein besonderes Erkenntniszeichen der Nürnberger gelten. Nutzen und Belustigung ist auch ihr Absehen.

Einen Hauptschlag für seine Schule und Zwecke suchte Harsdörffer auszuführen durch die Poetik, welche er 1647 unter dem Titel: «Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden ein-

zugiessen,» herausgab. Es ist dies der bekannte Nürnberger Trichter, der übrigens zu einem dreibändigen Werke im Lauf mehrerer Jahre anschwoll. Scaliger und Ronsard bilden auch hier eine Grundlage. Das Ganze ist aber, ungleich Opitz, in den italienisirten Barockgeschmack gezogen, sonst jedoch trotz der dadurch entstehenden Verschiedenheiten nur eine breite, unconcise, schwülftige Umarbeitung der Opitzischen Poeterei nach den umgemodelten neuen, das Didactische weniger hervorhebenden Richtungen, in welcher die verschiedenen Reimgebäude, finnreichen Erfindungen, Gleichnisse, Beiwörter, Verkehrung der Wörter u. f. w. ihre grofse Rolle spielen. Opitz ist ein classischer Aesthetiker gegen diesen Verfasser des Trichters, der die 6. Stunde (des 1. Theils) damit zubringt, das Nachmachen der Thierstimmen, eines Schusses, Falls, Schlags u. f. w. in der Poesie zu besprechen, der den «Poeten etlichermassen wie den Löwen aus den Klauen aus schönen Beiwörtern» erkennt, und zwar hie und da aus dem Gehege der Verständigkeit und des Nutzens in das Gebiet der Phantasie hinüberstöbert, aber doch selbst viel zu eng gebunden und zu verschönert in seinen Gedanken ist, um daraus irgend wie rechten Vortheil zu ziehen.¹⁾ Der Trichter Harsdörffer's war in seiner Wirkung niemals mit Opitz kleiner Poetik zu vergleichen und bedarf deshalb auch keiner näheren Besprechung.

Von allem Falschen, Geschrobenen, von den Pedanterien und Spielereien der Poesie Harsdörffer's abgesehen, bewegt sich dieselbe mit Vorliebe im Schäfergeschmack und Feld und Wald und Blumen, Weide und Heerden mit dem obligaten Vogelgesang werden darin besungen, Alles natürlich im höfischen Schäferstil. Die Landschaftsmalerei der neuen Zeit ist deutlich dabei zu verspüren. Hirtenlieder oder Winzerlieder sollen ja auch die ältesten Dichtungen gewesen sein, und verschönt muß Alles werden. «Der Poet handelt von allen und jeden Sachen, die ihm vorkommen und gleichwie der Maler Alles, was er sieht, bildet, ja auch was er nie gesehen als in feinen

¹⁾) Was ein solcher princeps der damaligen Poesie unter Humor verstand, mag ein Beispiel aus dem 3. Theil des Trichters zeigen. Er spricht von der Umschreibung und der Rede Zierlichkeit und sagt: Scherhaft kann ich wol sagen:

„Es ist der Sonnen Magd vom Bett erst aufgestanden,
Sie hat das Kammerpot in ihren roten Handen
Und schüttet es gar aus“ —

Aurora mag sich bedanken.

finnreichen Gedanken. Deswegen wird er auch ein Poet oder Dichter genennet, das er nämlich aus dem, was nichts ist, etwas macht, oder das, was bereit ist, wie es sein könnte kunstzierlich gestaltet.» — Wie Harsdörffer sich in dieser Beziehung zu Opitz stellte, so sollten später die Schweizer Bodmer und Breitinger sich gegen Gottsched's Theorien wenden.

Ein heiterer Zug, etwas Hell-Freudiges geht nun wirklich durch Harsdörffer's bessere Reimereien; Manches ist nicht ohne Anmuth und Glanz und Klang. Es ist Nachahmung in Allem, was er thut, im Spiel, aber grade der Pegnitzschäfer Spielerei gegen Ausgang des dreissigjährigen Krieges in dem verschonteren Nürnberg zeigt uns auch die Flucht aus den Gräueln der Wirklichkeit und Barbarei und Rohheit in das Phantasiegefilde einer nur im Extrem sich ergötzenden Idealität, wo nur die Liebe grausame Wunden schlägt, wo Alles friedlich unter Rosen und an stillen schönen Bächen und in finnreich-geschnörkelten Hütten gezielter Gärten beim Klang der Pansflöten und Schalmeien lebt, und nur verschmähete Liebe oder der Schmerz um ein Lamm das Leben trübt. Der Verwilderung in Leben und Sprache wird schönthuerisches Ceremoniell voll falscher Poesie entgegengesetzt, der Rohheit Süßlichkeit, dem Schwert der Hirtenstab, der Zerfahrentheit die geschnörkelte Form; den Perrücken gleich, die jetzt Mode werden, sind die Anapästen und Dactylen-Gedichte; dort wie hier kommt äußerliche, vielschnörkelige, aufgedonnerte Form, die man beliebigen Trägern umhängen konnte.

Harsdörffer's Gesprächsspiele, Uebersetzungen, geistliche Geschichts-Reden, Deutschthümlichkeiten u. dgl. bedürfen so wenig wie seine sonstigen zahlreichen gelehrten Schriften einer weiteren Hervorhebung.

Der interessanteste Dichter dieses Kreises ist der Mitbegründer des Ordens, Johann Klaj aus Meissen (1616—1656), der Clajus seines Strephon-Harsdörffers, Schüler Buchners, des «Weltberühmten Urhebers der dactylischen Lieder;» 1644 verschlugen ihn die Kriegswirbel als stud. theol. nach Nürnberg, wo er als Lehrer lebte, bis er 1650 in Kitzingen Pfarrer wurde, wo er 1656 starb. Klaj ist interessant durch seinen für diese Zeit außergewöhnlichen Bombast, der namentlich in seinen dramatischen Dichtungen die Furie der katholischen Leidenschaftsdichtung wiederzugeben und zu überbieten strebt, Dichtungen, welche Klaj nach Beendigung des Gottesdienstes in der Kirche vorzutragen pflegte.

Der sächsische Poet ergab sich in Nürnberg dem italienisch, lateinisch-katholischen Geschmack. Seltsames kam dabei heraus. Ein Stück wirklicher Anlage und Phantasie macht seine Bemühungen um so barocker. Sind einzelne Züge nicht übel und gehen auf Richtiges aus, so kommt dann wieder Horribel-Ueberschwängliches, der drolligste Bombast und Wortschwall, wo

Heult nicht der Nordenwind, der rauhe Felderfeind,
Das goldgestrahlte Licht zwei Mal vier Stunden scheint —

so viel heifst, wie: es ist Winter, und das Schiff als das nasse Fichtenpferd paradiert. Manchmal kommt freilich durch die seltsamen Bilder etwas Jean Paul'sches in Klaj's Rede. «Weil nun die Poeterei des Höchsten Tochter, also verkündiget sie jederzeit seine Wunder. Sie ist der Brennspiegel, der die Lastschiffe der Sorgen-Kummerherzen vom Himmel anzündet. Sie ist der Mörser, in welchem die Machtworte als das eingezwängte Pulver mit einem durchdringenden Nachdruck herausfeuert» u. f. w.

Die Raumphantasie der damaligen Italiener — Dichter und Maler —, welche in den Himmeln umherschwärzte, die auch in den Niederlanden und England kräftigste Anregung gab, erfafste auch Klaj; hie und da wetterleuchtet seine Phantasie durch die Unendlichkeiten. Gewöhnlich aber hebt der Bombast dann an; die Wälderharfenschlägerin fleugt aus dem Birkenhaar, d. h. die Nachtigall fliegt aus den Birken und das Geraffel und Getobe und Gepauke beginnt, und begnügt sich nicht damit, dass Herodes Jesus Wiege entdecken will, stehe sie auch bei dem Stern und dass er auf Saturns Rädern durch die Luft rollen möchte, um die verhaftete Frucht aus dem Mond zu reissen. Unerquicklicher noch ist, wenn das Süßliche in den Pistol-Stil sich mischt. In der Trauerode auf Christus heifst es:

Die Magenleere Hungersnoth
In dieser Welt mich naget,
Der Durft, der ärger als der Tod
Im dürren Sand mich plaget — —
Es rufet mir das Weltmeer zu
Aus glasgrünem Saale — — —

Mein Bräutigam erhöret dies,
Erkennet meine Lüste,
Er spricht, komm her, komm trink, komm iſs'
Und giebt mir seine Brüste,

Mein Bräutigam, mein Himmelszier,
Mein Weizenbrod, mein Malvasier,
Der mich speist, der mich tränket.

Der blümmerante Unfinn, nach Pegnitzer Begriffen jene Beiwords-Klaue, an der man den Dichter-Löwen erkennt, hat gar kein Maafs und Ziel: Christus, der Glanz, das Ebenbild Gottes, seines himmlischen Vaters liegt im Finstern und Unflat, wäschet unflatvölle Fischerfüüs. Das blanke Heer der Sterne zwitschert, tugendeifrig-stüfsklingend, drangselig, der Brustganze Pelican röhret Blut und sammtner, gold-flittriger Unfinn ähnlicher Art überall. Wenn Klaj in langgekürzten oder Buchnerischen Versen Christus mitten unter seinen Jüngern dactylisiret und im Gegenfall zeigt, dass die Deutschen die Griechen, Italiener und Franzosen überträfen, die Römer aber sich vor ihnen ganz verkriechen müfsten, dann kann er sich wohl ansingen lassen, dass vor ihm fast die Musen erröthen müfsten, als er den Pindus in Deutschland bestieg. Grofsartiges in jener Raumphantasie mit erschrecklichem Unfinn, und wie immer in fliesenden klingenden Versen, wobei er nur zuweilen wie in metrische Manie geräth, zeigen feine Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi (1644) und sein Engel- und Drachenstreit, die Nürnberger Ausgabe italienischer, später Miltonischer Phantasien. Erzengel Michael läfst in jenen Salven schiesßen, dass man es im Himmel hört; Ascenas, Enkel des Jafet spielt eine grosse Rolle. Im Engelfstreit hat der Oberfeldmarschall Michael eine Partisane, der Engel Reiterein sich schwungen auf und ab.

Der Himmel, der wird röther,

Frau Röthin steht auf. Michaels Leibtrumpeter

Die sitzen schon zu Pferd, der Morgenseggen klingt.

Der Reiter auf der Wacht, der Bub im Stalle singt.

Die Trommel brummt kommt, kommt, kommt, sie summt kommt, kommt zum
Wachen,

Die Düldüdl Pfeife pfeift, vermeget Furcht mit Lachen u. s. w.

Der Erzengel ruft: Auf tretet in's Gewehr!

Dafs euch kein Feind gefähre!

Englische Trommeter

Reiter zu Pferde,

Himmel und Erde,

Siegen und Kriegen

Kriegen und Siegen!

— ————— *—* ————— *—*

Lerm holla, holla W

Lerm holla, holla Wache,
Die Sache sucht jetzt Rache!

Lucan's Schlacht von Pharsalus wird dann benutzt.

Da ist der volle Gegensatz der Ueberschwänglichkeit gegen Opitz; ein Suchen nach Inhalt, wie der oft von Klaj citirte Balde forderte, aber welche Ausführung! Echauffirt vom Anblick der damaligen Malereien des wildesten, auch Blut liebenden Barock-Geschmackes, angefeuert von den italienischen und lateinischen Poeten gleichen Stils, zeigt uns der geschmacklose Poet den weiten Abstand der deutschen und der holländischen Dichtung ähnlicher Richtung. Wie gross steht ein Joost von der Vondel (1587—1679) neben Johann Klaj da! Das Drama Lucifer gegen Herodes! Und doch, wäre Klaj gleich dem in Köln geborenen Vondel als Kind nach Amsterdam gekommen und dort erwachsen, statt in Meissen, er hätte auch andere Werke geliefert, als Wittenberg und Nürnberg im Jahr 1644 sie ihn lehrten.

Aehnlich steht es mit dem dritten grossen Pegnitzschäfer in der ersten Zeit der Gesellschaft, mit Sigmund Betulius oder Sigmund von Birken, denn so übersetzte der Poet seinen latinisirten Namen zurück, als er 1655 auf Betrieb seines hoch verehrenden Gönners, des Grafen Gottlieb von Windischgrätz vom Kaiser geadelt worden war. Auch Birken war nicht ohne Talent, aber seine Zeit und seine Muster verdarben ihn, und die Abgeschmacktheit entspricht der missleiteten Begabung. Er war in Eger geboren, kam aber als dreijähriger Knabe schon nach Nürnberg, ward hier erzogen, studirte dann in Jena, ward durch Harsdörffer in den Blumenorden aufgenommen und sodann an Schottel empfohlen, durch den und unter dem er Erzieher der Wolfenbüttler Prinzen wurde, von denen ihm der spätere Romanschreiber Anton Ulrich getreulich gewogen blieb. Nachdem er diese Stelle ein Jahr hindurch bekleidet, privatisirte er im Norden umher; die Schottel'sche und zumal Rist'sche, dann auch die Tscherning'sche Schule und Weise lernte er persönlich in ihren Häuptern kennen. Die Rist'sche Mache war ihrer Zeit einzig. Birken's Pegnitz-Poesie war um mehrere Töne höher gestimmt als die des Nordens, von der er leider nach Inhalt und Phantasie nichts lernen konnte. Nach Nürnberg zurückgekehrt und später zum Haupt des Ordens erkoren, den er als der berühmte Floridan wieder hob, wandte er seine beste Kraft auf die pomöse, goldflitterige Fest- und Gelegenheitsdichtung, sonst gemeiniglich in die geschräubten Phantasien schäferlicher Art. Er hatte das Zeug zu Besserem in sich, aber war gleich einem bildenden Künstler, der seine Zeit und Phantasie vertrödelt in Decora-

tionswerken von Stangen- und Brettergerüsten, die mit Kränzen und Laub und Pappe und Leinewand aufgefützt werden. Von feinen vielen Werken ist keins der Erinnerung besonders werth oder hat besonders gewirkt, wenn im Einzelnen in Vers und Prosa auch Manches der Art ist, das man begreift, warum der Dichter vor so vielen seiner steiferen oder plumperen und maafsloseren Zeitgenossen ausgezeichnet ward und namentlich unter dem österreichischen Adel, der nach Italien zu blicken gewöhnt war, mehrere Gönner fand. Aeuferster Glanz, etwas Wohliges, Freudiges, auch Edles ist zwischen feine Dichtungen verstreut; manchmal findet man einen Zug und eine Stimmung in den Schäfergedichten, die an Claude Lorrain erinnert. Nach seinem bekannten Strudel- und Wudelgedichte darf man ihn nicht allein beurtheilen. Im Ganzen ist er so critiklos-breit, so verschwendend, wie seine Genossen, aber doch wieder hat er einzelne Gedichte, die nach Weichheit und einer gewissen Vornehmheit an Dichtungen im Stil der bezauberten Rose erinnern.

Die Pegnitzer reihten sich hinsichtlich ihrer metrischen Bestrebungen an Buchner, sie reichten in Harsdörffer und seinem patricischen Stolz den Herren vom Palmenorden die Hand, in bombastischem Patriotismus und Wissenschaftsgeschäftigkeit dem bei Harsdörffer hochgeehrten Schottel. In Birken sahen wir ihre Anregungen sich nach der Donau hin erstrecken. Dort und nach langer Zeit noch im Norden werden wir unter neuen Formen dieselben wiederfinden.

6.

Paul Fleming. Die freieren Lyriker.

Weckherlin, Zincgref, Buchner, Opitz, Werder, der Palmenorden, die Nürnberger zeigten poetische Bestrebungen der mannigfachsten Art. Aber frisch quellende, aus dem Leben heraus strömende jugendliche Lyrik hatte darin nur eine untergeordnete Rolle gespielt, wenn gleich sie nicht ganz fehlte, wie der Heidelberger Freundeskreis in oft so anmuthiger Weise und Lund, Hudemann u. A. darthun.

Auch diese Lyrik sollte ihren Vertreter, und sollte Kreise finden, in denen man sie mit Vorliebe pflegte.

Hartenstein an der Mulde war der Geburtsort des Poeten, den seine Freunde schon neben Opitz, manche Spätere über Opitz stellten und der erst jüngst von einem begeisterten Verehrer zu den größten Dichtern aller Zeiten gerechnet worden ist.*). Paul Fleming**) kam, früh als begabt erkannt, als Knabe auf die Thomaschule zu Leipzig.

*) J. M. Lappenberg: P. Fleming's deutsche Gedichte. Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 1865. Neue Ausgabe der Werke mit Anmerkungen, biographischen Notizen u. f. w.

**) Paul Fleming (Flämmig, Flemming. Es geht mit dem Namen, wie mit dem mancher anderer Zeitgenossen. Der Dichter selbst schrieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. In einem und demselben Druck steht Flemming und Fleming. Aehnlich mit Zincgref, noch ärger bei Zesen u. A.) ist geboren 1609 zu Hartenstein im Voigtlände. Sein Vater war Lehrer, später Pfarrer in der Schönburgschen Herrschaft. Er studirte in Leipzig Medicin; 1633 erhielt er durch Olearius' Vermittlung eine Anstellung als Hofjunker und Truchseß bei der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Russland und Persien, Zwecks Handelsverbindungen über Russland mit dem Orient. 1634 war Fleming in Moskau, 1635 in Reval. 1636 wurde die große Reise Wolga-abwärts über das kaspische Meer nach Ispahan angetreten. 1639 kehrte der Dichter glücklich nach Deutschland zurück. Er wollte sich in Hamburg als Arzt niederlassen, bestand dazu in Leyden sein Examen als Doctor medicinae. starb aber bald nach seiner Rückkehr von Holland in Hamburg, April 1640.

Wie Opitz am Boberfluss, so konnte Fleming in dem lieblichen Muldenthal seiner Heimath die ersten Eindrücke des Schönen empfangen.^{*} Mancherlei Anregungen mögen ihm auch durch das Verhältniss gekommen sein, in welchem seine Familie zu der Landesherrschaft, dem gräflich Schönburgschen Hause stand.^{**) An der Thomas-schule war als Cantor angestellt der Musiker und Dichter Joh. Herm. Schein (1586—1630), den Fleming hoch verehrte. Die «füsse Lust der Musik, der Kummertrösterin» ist immer von ihm gepriesen. Auch Paul hat seine Macht des Gefanges, wenn auch im Stil der Zeit, gesungen in dem Gedicht an Johann Klipstein, wo er den Einfluss der Musik schildert und Schützens Lieder, Nauwach und Klipstein preist.}

Er widmete sich als Student der Medicin. «Erfahrung und Vernunft» hat er später, Grahmann lobend, als die «Beine der Arznei» genannt. Frühzeitig erwachte in ihm das Gefühl der Kraft und die Lust, sich auszuzeichnen. Die bedeutendste Anregung bekam er seiner Aussage nach von einem geliebten, früh gestorbenen schleifischen Freunde Georg Gloger, der ihm nicht nur in der Medicin von Nutzen war, sondern ihn auch der neuen Dichtung zuführte, 1630 auch mit Opitz persönlich bekannt machte, den Fleming so hoch wie Einer verehrte. Nun empfand er den «milden Rausch derer, die Apollo aus seiner Kastalis trinken läfst». Das Buch Zincgrefs mit den Dichtungen der Heidelberger Freunde ward für ihn von höchstem Einfluss, wie eine Reihe von Bearbeitungen und Nachbildungen dort vorkommender Gedichte zeigen. (Lappenberg.) Fleming verband die

^{*}) Auf der Reise sang er die Elegie an sein Vaterland (Nov. 1636):

Ach! dass ich mich einmal doch wieder sollt erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Muldenflufs,
Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüschen,
Da du mein Hartenstein mir bot'st den ersten Kufs!
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
Aus deinem füssen Schofs, so fällt mir's doch noch ein,
Wie ich oft lustig hab in deiner Flut geschwommen.
Mir träumte ofte noch, als sollt ich um dich sein.

^{**) Siehe Lappenberg a. a. O. Die verwitwete Gräfin v. Schönburg-Waldenburg und Hans Wolf, der alte Herr von Schönburg (Penig?) nebstdem Amtschosser Virgilius Jacob waren Paul's Taufzeugen. Seine Mutter hatte bei der Gräfin als Kammerjungfer gedient; sie starb früh, und Paul erhielt eine sehr liebliche Stiefmutter, die während seiner Reise starb. Sein Vater heirathete dann abermals eine Kammerjungfer der Herrschaft. Dies als culturhistorische Glossa.}

Bestrebungen des schlesischen Maro mit der Weise des Leipziger Kreises, welche, wie seine Freunde zeigen, im studentischen Gesellschaftslied ihren regsten Ausdruck hatte und einerseits ihre Anlehnung an die volksthümliche Poesie, anderseits an das italienische, musicalische Lied nahm. 1632 ward Fleming schon zum *poeta laureatus* gekrönt; früh erregte er auch Buchner's Aufmerksamkeit. Die Kriegsnoth, die Sehnsucht, in ruhigere Länder zu kommen und Lebensdrang und Reiseflucht*) bestimmten ihn Leipzig zu verlassen und eine Stelle bei der Gefandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp anzunehmen, deren Reise sein Freund und Gönner Olearius so trefflich beschrieben hat.

Die weitere Lebenszeit des Dichters füllte diese Reise nach Persien aus. Zu schnell nach der Rückkehr raffte ihn Krankheit dahin.

Paul Fleming war ein Dichter von Gottes Gnaden, dem ein Gott zu sagen gab, was er litt und was ihn erfreute, ein Geist frisch, klar, fromm, wohlgemuth und tüchtig in jeder Beziehung, in dem Characterstärke und Frömmigkeit sich harmonisch einten. Die Gedanken strömten ihm leicht zu; er hatte tiefes Gemüth, Phantasie und Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Sein Character und seine Lebensphilosophie ward erprobt unter schweren Fährlichkeiten und zeigte sich stichhaltig bis zum Tod. Gelehrsamkeit zierte ihn; ein heiterer stets kräftig und selbstbewusst auff schnellender Sinn machte ihn liebenswürdig. Leben und Studium stellten ihn vor den ganzen Ernst des Lebens, den er sicher besteht und überwindet.

Die Leipziger Sphäre und seine Anstellung bei der persischen Gefandtschaft entzogen ihn dem Einfluss übermässigen Gelehrten-

*) Als das dritte Mal der Krieg über Meissen d. i. über Sachsen gekommen sei —

so gab ich mich der Flucht,
Die Niemand schelten kann und ich mir oft gesucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flügg ist auszufliegen
Und gleichwohl noch nicht traut, schaut, wenn er Luft kann kriegen;
Die Eltern, sie sind aus, der Habicht ohngefähr
Setzt auf das blosse Nest aus freien Lüften her;
Die Noth erweckt den Muth: er reisst sich aus den Nöthen,
Fliegt hier und da umher und traut sich sichren Stätten,
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rath,
Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?

wesens; er ist auch kein Bücherdichter, kein Tendenz- und kein Brotschriftsteller, der seine Idee oder seine Sonderbarkeiten oder den Erwerb im Auge hat. Jung in ein bewegtes Leben geführt, erhielt er für Vieles weiteren Blick und legte nie viel Gewicht auf Nebenfächliches nach Inhalt und Form.

Anderseits wurde ihm aber durch die Reife und den Aufenthalt in der Fremde vielfach die künstlerische Ruhe entzogen, und er kam nicht hinaus über das Gelegenheitsgedicht, welches er zwar meistens im guten Sinne als echter Lyriker ausführte. Die bunte Fülle von Anschauungen der Reise richtig zu verarbeiten, war er leider durch die falsche Theorie der beschreibenden Dichtung nicht im Stande. In dieser Beziehung bietet er lange nicht das erwartete Interesse. Auch er behilft sich oft in der gewöhnlichen Weise der Barockzeit und um Rubar in Gilan in den Casbinischen Gebirgen zu preisen, müssen z. B. das Haus der Nais, Chloris grüne Brust, Thetis Schoofs, Dryaden, Silen mit feinen Leuten, Osyris und Oreaden und Pomona herbei, um die gefeierte Landschaft zu beleben und das Sonett glänzend zu füllen.

Er war der beste Lyriker dieser neuen Zeit, aber er erweiterte die Grenzen der Poesie nicht, nicht einmal der Lyrik. Innerhalb seines Kreises aber, seiner Lieder, Epigramme, Sonette und vielfältigen Gelegenheitsgedichte, wie viel leistete er und wie viel versprach er!

Wen erinnert er nicht zuweilen an einen jungen Dichter der späteren Blüthezeit? So z. B. in dem Hochzeitsgedicht auf Herrn Schröter mit dem Refrain: Pflücken Blumen, winden Kränze, führen liebe Lobetänze:

Venus herzet ihren Buhlen,
Mars vertaufcht den rothen Streit,
Zynthus die blassen Schulen
Mit der süßen Müdigkeit. Pflücken Blumen u. s. w.

Ceres springt auf allen Rainen
Mit der frohen Bauernwelt
Um die Tennen, um die Scheunen,
Um das abgethanen Feld.

Pflücket, windet um die Wette!
Alles soll von Farben sein.
Führet auf ein Blumenbette,
Legt die zwei Verliebten drein. Pflücket Blumen —

Legt sie drein! Pflückt, windet immer,
Streuet auf das liebe Paar,
Tanzet um ihr buntes Zimmer
Und umschränkt sie ganz und gar.

Lobetänze, so die Werke
Der Weltmehrerin vermehrn
Und des grossen Knaben Stärke,
Den die Cyprusbürger ehrn.

Pflücket, windet, streuet, springet,
Tanzet, jauchzet, was ihr könnt,
Aller Himmel hat's gedinget,
Alle Welt ist so gesinnt.

Bis der Gott der güldnen Gluthen,
Der die braunen Mohren brennt,
In die hesperischen Gluthen
Freigelassnen Zügel's rennt.

Bis die filberne Diane
Zu dem lichten Wagen kehrt
Und am blanken Himmelsplane
Ihr gestirntes Haupt empört.

Und dann wieder, wenn man die Anfänge eines Liedes nimmt
(im V. Buch der Oden; von jeder Strophe ist nur die erste Hälfte
genommen, die zweite setzt im Versmaasf um):

An die Stolze.

Und gleichwohl kann ich anders nicht,
Ich muss ihr günstig sein,
Obgleich der Augen stolzes Licht
Mir missgönnt seinen Schein.

Wie manchen Tag, wie manche Nacht,
Wie manche liebe Zeit
Hab ich mit Klagen durchgebracht
Und du verlachst mein Leid.

Bist du denn harter Stein und Stahl,
Die man nicht zwingen kann?
Feld, Wiesen, Wälder, Berg und Thal
Sehn meine Wehmuth an.

Ach denke, denke, was du thuft,
Ich kann nicht anders sein,
Ich hab an meinem Leben Lust,
Du haffest meine Pein.

Eine Wirkung gleich Opitz konnte Fleming nicht haben, ob er ihn auch lyrisch überragte. Opitz Bedeutung lag anderswo, wie gezeigt worden. Durch Fleming's Abwesenheit vom Vaterlande war überdies die ganze Stellung eine andere. Die Wirkung seiner Gedichte blieb vereinzelter; anfangs in Leipzig, später in Reval und Hamburg. Erst bei längerem Leben hätte Fleming, in der Heimath ansässig geworden, zumal in dem volksreichen und vom dreißigjährigen Kriege verschonten Hamburg, der Kern einer bedeutenderen Entwicklung werden können. An Frische, Noblesse, Schwung stand er hoch über Rist und Zesen, welche dort walteten. Er war wie ein Hochflieger gegen Hühnervögel. Ein früher Tod raffte ihn im 31. Jahre hinweg, ehe er Gelegenheit und Ruhe gefunden hatte, seine ganze Kraft zu entfalten.

Sein Ruhm ward hauptsächlich an der Elbe gepflegt. In den dahin gehörigen Landen fehlte es nie an Bewunderern desselben. Morhof war es, der ihn zuerst als Dichter über Opitz stellte. Lebendig erhalten hat sich im Kirchengesang sein Reiselied: In allen meinen Thaten laßt ich den Höchsten rathen.

Wie er sich bei längerem Leben entwickelt haben würde, wie weit er über «Gedächtnis, Wissenschaft, Beredsamkeit, Verstand», die er als Höchstes preift, und über das Gelegenheitsgedicht hinaus zu größeren und vollen poetischen Gestaltungen vorgedrungen wäre, wer kann es sagen? Die Absicht hatte er. Vor seiner Reife schon fasste er den Plan, eine Margenis im Wetteifer mit Barclai's Argenis zu schreiben und darin den dreißigjährigen Krieg zu schildern. Aber andere Muster als die ihm vorschwebenden hätten ihm aufgehen müssen, um in größeren epischen und dramatischen Dichtarten so viel zu leisten, daß er seine Zeit mitgerissen hätte.

Fleming's Freund und Gönner, der berühmte Historiker der Reise nach Persien Adam Olearius (1599—1671) übersetzte Dichtungen Saadi's und Lockmann's in fließender Form, aber freilich ohne allen eigenthümlichen Schmelz des Südens. Eine besondere Wirkung übten diese Orientalia nicht; es wimmelte von deutschen Reflexionsdichtern, die sich alle Mann's genug fühlten, keinen Lockmann zu gebrauchen.

Auf Fleming hatten Zincgref's und Opitz' Bestrebungen bedeutenden Einfluß gewonnen. Freier von den neuen Einwirkungen hielten sich seine Leipziger Freunde Gottfried Finckelthaus und Brehme, die uns den eigentlichen Geschmack des Leipziger Kreises repräsentiren.

Finckelthaus' Gedichte (wenigstens seine deutschen Gesänge) sind im Ganzen ohne allen Werth. Hie und da tritt ein muntres, lustigerbes, studentenmässiges Gedicht, wie: Ich bin frei von euch, untreue Schöne oder das Martinganslied, Sauflied, u. s. w. interessanter hervor. Der Schäfer Blax an die Alamide Bruder u. drgl. bildete seine Force.

Christ. Brehme ist in feinen früheren Gedichten von 1637 noch merkwürdig ungefüge in der Form, auch im Inhalt nicht ausgebacken. Im frischen Lied ist auch er am besten; ein finnlich derber Zug geht hindurch und giebt doch Leben und Frische. In anderen Gedichten ist er wieder ganz flach und unbedeutend. Sein: Der andere Tag lustiger Gesellschaft — mag zu den interessantesten Sittenkizzen jener Zeit gehören; ein merkwürdig tolles Wesen ist darin; vieles vielleicht mit Absicht dunkel gehalten, an Weckherlin's Bachanal erinnernd, wie die Freunde mit Lebensmitteln ausgerüstet auf ein Dorf ziehen, dort zu tollen.

Die frischen Lieder volksthümlich-studentischer Art drangen in's Volk und wurden nicht nur auf den Dorfschenken-Bierbänken und in den Wachtstuben gesungen, sondern auch fast auf allen Klöppelkissen gefunden, wie uns Schoch und speziell von Finckelthaus' Liedern berichtet.

Mehrere Dichter, die zumeist im Lied sich auszeichneten, wenn sie auch andere Arten der Poesie daneben pflegten, seien hier gleich an die Leipziger gereiht, Poeten, die Studenten- und Gesellschaftslied zum Ausgangspunkte nehmen, frisch, leicht, auch leichtfertig, die den Scherz, auch das Schlüpfrie und Derbe lieben, sich oft gehen lassen, dafür in ihren besseren Leistungen lebensfrisch, zuweilen auch culturhistorisch interessant sind. Das eigentlich Volksthümliche haben auch sie fast ganz abgestreift; es sind Studirte, die Opitz, Buchner, die Italiener, Niederländer vor Augen gehabt haben; zum Theil freilich Männer, welche dann selbst Koller und Degen trugen und von denen Einige uns drafatisch das Geschlecht vergegenwärtigen, mit welchem der grosse Churfürst aufwuchs und seine Siege erkämpfte.

Der Thüringer Ernst Christoph Homburg 1605—1681 trat 1638 mit einer Sammlung Lieder auf, welche durch Gefügigkeit des Ausdrucks, metrische Gewandtheit und Reimfertigkeit entzückten. Im lustigen Liede ist er und blieb er am ansprechendsten, obgleich die in späteren Jahren gesungenen geistlichen Lieder ihm seiner Zeit den meisten Ruhm erwarben. Holländer und Franzosen haben auf ihn

Einflus. Gleich das Gedicht, z. B., mit welchem er einsetzt (Aufl. v. 1642), ist meist aus dem Niederländischen. Sein «Pindarisiren», wie er sein Dichten nach Opitz zu nennen beliebt, führt ihn dazu, sich zu versuchen in der Ode daëtylica et Bacchica:

Obgleich der Winter die Herrschaft bekommen
Und durch den Norden (o Blumen-Tyrann!)
Alle behägliche Lust uns benommen,
Keiner muß jemals sich kehren daran!

Was diese dir rauben,
Soll gelten die Trauben
Muß büßen der Wein.
Mein Bruder läßt sinken,
In Floribus trinken,
Bacchus muß unser Bezahlter doch sein.

Ode composita ex daëtylis, jambis et trochaeis folgt: genug damals um dem Dichter hohen Ruhm zu erwecken. Homburg ist im Durchschnitt reimfertig, kritiklos, breit, schäferlich; bei großer Geläufigkeit äußerer Behandlung fehlt es nicht an ebenso großem Un Geschmack. Auch an Derbheiten ist kein Mangel, wenn er z. B. «die Damen ohne Freier» besingt. In seinen schäferlichen Liedern ist etwas «Gebildetes», wie man es jetzt verlangte und als Noblesse pries, etwas Zärtliches und Melodiöses, was ihn gegen die Grobheit Anderer beliebt machte; die keckeren Lieder sind jedoch die besten; sie sind zum Theil den Fremden abgesehen. Die Gartenfreude und Landlust der Holländer wirkt auch auf Homburg herüber (Cats namentlich ward jetzt in Deutschland beliebt. Homburg übersetzte aus ihm). Von seinen erzählenden Gedichten kann man kurz sagen, daß sie wie «geschmiert» sind. Seine Sonette und Epigramme erreichen in ihrer Art lange nicht die Lieder, sondern sind flach und langweilig.

Mehr im Studentisch-Soldatischen bleibt Rudolph Wafferhuhn in seinem Kauff-Fenster (Hamburg 1644), frisch und flott, aber auch derb und bis zum Gemeinen draftisch. Wenn er im Titel seiner Sammlung sagt: neue poetische Inventiones, welche nicht die Jugend mit unnützen Buhliedern bezaubern, aus meinem juristischen, philosophischen und historischen Kram zur Probe aufgethan — so ist das ein falsches Aushängeschild. Seine Klosterjungfrau, das Duett fuit et mihi gratior aetas, seine Soldatenlieder, sein Schmauslied gehen wild genug in's Zeug. Im Ganzen erfreut bei ihm der Mangel alles Gelehrt-Lang-

weiligen und der metrischen Phrasen. Deshalb haben seine Gedichte auch durchgängig nicht blos Inhalt sondern auch innere Entwicklung und sicheren Abschluss.

Georg Greflinger aus Regensburg († 1677), Soldat, Literat und später Notar in Hamburg, ist ebenso wenig angekränkt von der Schulbank-Gelehrsamkeit. Er ist in seinen Liedern sehr frisch, einig in der Stimmung, mit Schwieger und Schirmer in mancher Beziehung eine wahre Erquickung unter seinen vielen lyrischen Zeitgenossen. Einzelnes ist bei ihm vortrefflich. Die Beschreibung seiner selbst lautet (Strophe 5 und 6):

Was ich hab, ist junges Leben
Frisches Herze, freien Muth,
Sinne, die nach Ehre streben
Und ein ehrlich reines Blut,
Was ich kann, kann Brod erwerben,
Läßt mich leichtlich nicht verderben.

Wie ich bin, habt ihr erfahren,
Weiber Schönheit hab ich nicht,
Frisch von Augen, schwarz von Haaren,
Braun in meinem Angesicht
Und dabei gesunden Leibes
Dürftig eines lieben Weibes.

Derbheiten und Unanständigkeiten kommen vor, wie sich damals fast von selbst versteht. Dem flotten, frischen Sänger verzeiht man Manches, dem Vertheidiger des Weins, dem Feind von Bier und Branntwein:

Weine vom Rheine,
Neckar und Maine
Stärken der Sinnen
Geiftig Beginnen.

Wasser mit Hopfen
Pfeiffen bestopfen,
Branntwein zu Nöseln
Machet zu Eseln u. s. w.

Der Dichter (Seladon) hat übrigens gleich Zesen und Schwieger längere Zeit als Literat gelebt und als solcher Mancherlei übersetzt; so aus dem Französischen nicht blos Schauspiele (Cid. 1650), Reisen u. dgl., sondern auch Bücher über Gartenkunst, Kochkunst u. s. w. aus dem Französischen und Holländischen.

Auch Jacob Schwieger aus Altona hat sein Bestes frisch aus bewegtem Leben heraus gedichtet, und zwar, wo er sich am kecksten die Zügel schießen lässt, Catull, Tibull und Properz vor Augen, die mit Virgil, Horaz und Ovid ihn den Neid verlachen lehrten, wie sein Freund Chirander aus dem Lager in Podlaschen dichtet. Holländer und Franzosen lieferten freilich auch Catullische und Tibullische Vorbilder.

Schwieger's Gedichte sind in ihrem Werth sehr ungleich. In den «Flüchtigen Feldrosen» ist er oberflächlich spielend, des Metrums wegen dichtend, und den vornehm-prangenden italienischen Stil anstrebend. Ohne Pedanterie, aber auch ohne alle tiefere Auffassung, ohne Humor und Witz reimt er nun die nächsten Jahre weiter, zum Theil nach dem Holländischen. Er hebt hervor, dass «seine Lieder nicht aus geilem Herzen gemacht seien. Wer sich dies einbilde, thue ihm Unrecht. Denn ich bezeuge es vor Jedermann, dass kein einziges Lied darunter zu finden, welches ich für mich einer einzigen Jungfrau willen zu gefallen verfertiget.» In seiner «Verlachten Venus» (1659) welche gegen schlimme Wirkungen der Venus gerichtet ist, ist er so fade wie unanständig (das Titelbild des halb prosaischen, halb poetischen Machwerks ist durch seine Schamlosigkeit auffällig); in der «Verführten Schäferin Cynthien» (1660) ist eine Verführungsgeschichte im aufgeputzten Schäferstil ohne rechten Abschluss gegeben.

Nun aber seine «Geharnischte Venus» (1660) oder Liebeslieder im Kriege gedichtet,» mit dem Motto: Wer Ernst und Eifer liebt und nie bei Lust gewesen, hat meine Venus noch zu singen, noch zu lesen —, geharnischt genannt, weil sie mitten unter den Rüstungen im offenen Feldlager seiner und anderer guten Freunde verliebte Gedanken, kurzweilige Begebnisse und Erfindungen erzähle. «Sagst du dann, ich sei in etlichen Gedichten ein wenig zu natürlich gewesen: so gebe ich dir zur Antwort, dass ich selbige den Catonischen Gemüthern ausdrücklich zu lesen verbiete, auch nur zu der Zeit, wenn die Floridanischen Feste angestellt werden, gesungen haben will.» Und nun kommt eine Reihe verhältnissmäßig trefflicher Gedichte, kräftig einfach, von freier, scherhafter, kecker Stimmung, oft frech-jugendlich und leichtfertig, dass bis Hagedorn hin nichts dem Ähnlichen zu finden ist. (Schwieger diente 1657 im polnischen Feldzug.)

Dieser Filidor der Dorfferer, wie er sich hier nennt, ist ein anderer Mann, als ihn die vorher citirten Gedichte zeigen, wie er realistisch in's Leben greift und «frisch bei der Liebe» ist. Der

falsche Arcadische Schäfer ist aufgegeben. Opitz, Fleming und Rist hätten sich beim Dichten, wie er gern gestände, mehr gezwungen:

Mir ist das Urtheil allzu schwach,
Sobald der Eifer wird in meiner Feder wach,
Dann weis ich keinen Halt. Katull hat so gesungen — —

Mehrere «französische Ballete», Tanzlieder mit fehr wechselnden Verßen (im sechsten Zehn) weisen uns gleich auf die Vorbilder. Das siebente Zehn seiner Gedichte ist gar dem «Unbehobelten und nackenden Garten-Götzen Priapus» gewidmet (unter Datum: Hamburg 20. Aug. 1657) und keck und frech, glücklicher Weise nicht versteckt-schlüpfrig und lüstern, sondern frisch-sinnlich singt er seine Sarabande, Blinzel-Maus u. s. w., realistisch in's Leben greifend, dass man an ähnliche Gemälde der Holländischen Schule erinnert wird. Von der Hoffmannswaldauschen Lüsternheit, französischer vornehm-schäferlichen Unsittlichkeit ist nichts zu finden. In den Epigrammen wagt Schwieger sich freilich an das Ueberfrechste, was Martial gedichtet, und — es gelingt ihm.

Flemings Muse, die Niederländer und Franzosen haben augenscheinlich auf Schwieger Einfluss gehabt. Erst mit dem realistischen Tone gewinnt er Kraft. So lange er den italienischen Stil einzuhalten suchte, reicht er z. B. in keiner Weise an seinen Zeitgenossen David Schirmer (aus dem er seine Lobeserhebung der Förderer der Dichtkunst und gegen die Dichter Freigebigen abschrieb?)

Schwieger ist mit Wasserhuhn, Greflinger, Schirmer und Genossen schon der Vorläufer der späteren Anacreonsdichter, Widerspiel der kopfhängerischen Gesangbuch- und der Gelehrtendichtung. Vater Gleim hat mit Recht seine Freude an ihm gehabt und hat ihn herausgeben wollen. Es ist in dem scherzenden Soldaten, der wirklich beim «schreckenden Karthaunenknall, der Büchsen- und Musketen-Paffen» nur «Venus füsses Liebeshandwerk» dichten wollte und die «angenehmen Gespenster» sicherlich von Angesicht kannte, mehr Lebenskraft und dann auch poetische Kraft, als in so vielen späteren Anacreontikern von der Gelehrtenstube und jener biederer Moral, welche ein Küfschen in Ehren und einen saftigen Witz bei sonst bürgerlich-sittlich strengem Lebenswandel verzeihen ließ. Wie Schade, dass wir nicht mehr Lyriker gehabt, die «unter dem Säbel der Barbaren nie in Mühe, Angst, Sorg und Furcht geklagt, wenn der Stern der

Fröhlichkeiten, ihre Geliebte, zur Seite war.» Es ist in Schwieger ein Hauch von dem Geist, der uns aus den holländischen Meistern, etwa aus den Bildern eines Wouwerman so frisch anweht und der unter den Reitern steckte, wie sie der alte Derflinger kommandirte: frisch, keck, schneidig. Das steht wirklich im Leben, lebt, liebt, kämpft, schüttelt den Schultaub ab und vergift die metrische und moralische Einschnürung.

David Schirmer aus Freiberg (1623—82) kam nicht aus dem Studentenleben in den Dragonersattel sondern ward berufen, dem Dresdener Hofe die Festdichtungen zu verfertigen als eine Art Hofdichter, da er Bibliothekar wurde. Er trat von Anfang an mehr in Homburg's Fufstapfen, in der höfischen Sphäre immer mehr in der italienischen Weise sich ausbildend. Der Unterschied zwischen ihm und Anderen besteht dann darin, dass er nicht des Metrums wegen reimt, sondern oft wirklichen Aufgaben gerecht zu werden hatte.

Schirmer ist in seinen Jugendgedichten (sie reichen bis 1643) noch sehr breit, selbst steif; der Zug von Barock-Schönheit tritt zurück. Gesuchter Reichthum, falsche Würde, bombastische Zusammenstapelung, Geschmacklosigkeit und Trivialität herrschen vor, aber Fluss der Sprache und Melodiöses zeigt sich von Anfang an. In seinem «Poetischen Rosengebüösche» (2. Aufl. 1657) aber findet sich so manches, im wahrhaft schönen italienischen Stil Gedichtete, eine Unbefangenheit, Sicherheit, humoristische Schalkheit, auch Frische und Keckheit, ein wirkliches Phantasie-Leben und Weben in dieser götterhaften Schäfer- und schäferlichen Götterwelt, dass er mit echt poetischer Kunst und Kraft den Leser in seine Sphäre hineinzieht. Natürlich neben Lieblichem, Heiter-Bewegtem und Feinem viel Barockes, Inhaltloses, Pompös-Unfinniges und sinnlich-gezirtes modisches Feuer. Er rühmt sich auch der erste deutsche Anacreon zu sein, der eine «Anacreontische Ode nach Art der Griechen und Lateiner gesetzet, unter welchen der weit gepriefene Poeten-Vater Taubmann ein Meister ist. Mein Opitz klagt selbst, es hätte nie kein Anacreon, weder in dem Lateinischen, noch in dem güldnen Deutschen ihm wohl abgehen wollen». Bei den Cartellen und Festgedichten, welche er dann für den Dresdener Hof zu fertigen hatte, läuft viel Gewöhnliches und Gemachtes unter, immer aber merkt man die Begabung. Er ist doch nicht so platt wie Andere. Die Ballete, z. B. Paris und Helena, sind oft grosse mimische Darstellungen (in denen Rofs- und Fufsturniere vorkommen).

Die Verse sind darin fehr frei behandelt. Sonette hat Schirmer in der Weise Shakespeare's gereimt. (Neben ihm wirkte für dramatische Aufführungen Ernst Geller. Von ihm z. B. ein Lustspiel von Hildgardis, der verläumdeten Gemahlin Karls d. Gr., aufgeführt in Dresden im Riesenfaale; es ist nur Inhaltsangabe dieses Stükkes in Alexandrinern. Das Trauerspiel von Heraklius giebt eine fehr verwickelte Geschichte im Verstellungs- und Verwechslungsstil der italienischen Komödie. Es ward in solchen Scenirungen das Drama der englischen Kömödianten höfisch verarbeitet. Die Haupt- und Staatsaktionen gestalteten sich aus dieser Art Vereinigung.)

Aus der höfischen Kunstluft seines Dresden-«Athens» und der Liebesphäre tritt Schirmer nie heraus. Alle Leidenschaft des Strengen, Zwingenden fehlt ihm, auch alle Freude am Characteristischen und Realen, aber er ist ein wirklich künstlerisches, schönmalerisches Talent, ein poetisches Gemüth, weit interessanter in seinem weichen, oft süßlichen italienischen Stil, als die Ceremoniendichter der nächsten Periode. Er ist lyrisch der echte Ausdruck des Pracht liebenden Johann Georgs II.

Unwillkürlich mahnt er an die arcadischen Landschaftsgemälde. Morgen- und Abendröthe, Flüsse, Quellen, Blumen, Kränze, Venus, Charitinnen, Daphnis, Galathea und Damon an den Buchen, Rosenwangen, seidene Haare, Silberthau etc., all dergleichen in wenige Verse mit Sternen und Fama, Triften und Weiden und wer weifs noch was Alles, zusammenzudrängen ist ihm ein Leichtes. Dazwischen singt er wieder sein

Alamana
Schöne Frühlingsblume,
Du bist weiß und roth,
Hilf aus Noth
Dir zu deinem Ruhme,
Alamana —

oder sein Refrainlied:

Ich liebe Weiden, Wald, Laub und Gras
Und alle Haiden. Ich sage das,
Wo meine Laura safs.

Man kann bei ihm an Ariosto's schalkhafte Freiheit oder an Shakespeare's italienisirende Gedichte wenigstens erinnert werden. Selbst die Alexandriner seiner Sonette kann man zuweilen vergessen,

wenn auch andre wieder, wie die über Marniens Krankheit und Tod zu fehr im früheren Spiel-Stil bleiben und dadurch unpassend und unangenehm werden. An andern Stellen ist er in Wald- und Wildschilderungen ein poetischer Riedinger. Ein höheres ideales, allgemein menschliches Ideal vor Augen — und Schirmer hätte ein bedeutender Dichter werden können.

Joh. Georg Schoch, aus Leipzig, der Dichter der drafstischen Comödie vom Studentenleben (1657), zeigt den höfischen Poeten zugleich mit dem derben Gegensatz. Er ist ein geläufiger italienisirender «Fettschwätzer», eine jugendliche Phantasie nach der Mode, die in Schäfereien lebt, die in schönen Gärten Venus und Amaryllis mit Adonis und Seladon sieht, nicht ohne Talent, aber ohne Concentration und Kritik; auf Verworrenheit und Unfinn kommt es nicht an, wenn es nur klingt:

Phöbus, der giebet den feurigen Sonnen
Blinkender Augen mit Willen gewonnen,
Wenn die beröflichten Knospen der Wangen
Himmel erleuchtete Strahlen empfangen.
Schlägt sich das Silber der Haare zu Felde,
Dafs sich beschattet der Wangen Gemälde,
Müssen sich Klippen und Felsen verlieben,
Die doch von Jugend auf steinern geblieben.

So geht es in reinem Unfinn weiter.

Nun so heult ihr Elstelinnen,
Heult ihr Winde, es thut noth,
Heult, sie ist nummehr von hinten
Und Cursine, die ist todt.
Heult ihr Thränen, Lämmer, Bäume,
Heult ihr Felsen in die Reime,
Heult, es thut so grosse Noth,
Die Cursine, die ist todt.

Hie und da dringt in diese Reimerei ein realistischer Zug. Wie zur Zeit der mittelalterlichen höfischen Dichtung bricht aber dann durch das Amaryllen- und Fleurien-Gesimpel und den blumigen Unfinn von dem verstohlenen Wälder-Kind, welches den aufgefangenen Othenwind in sein Ach einverwirrt, der frische, kecke, derbe, lebenslustige Poet und Bruder Studio heraus, ein Nithart-Ton: realistische Genrebilder vom Bauernleben, wo gedroschen wird, der Bauer vor der Thüre steht, die Tochter mit dem Burschen vom Tanz kommt,

gegessen, geschwätzt wird: Dichtungen, die mit Gedichten von Schwieger, Zesen u. A. an die Bilder von A. van Ostade, Brouwer u. s. w. gemahnen.

Das Dialect-Gedicht ist bei Schoch nicht vergessen (zum Einzug Ihrer Fürstlichen Gnaden von Alten-Burg); Studentenlieder der Liebe und «Sauflieder», manche volksmäßig in Ton und Weise, schlagen frischen Ton an:

Immerhin, nur immerhin,
Weil dein Sinn
Andern sich ergeben,
Meinst du denn, ich könnte nicht
 Ohn dein Licht
Allerschönste leben?

Diese Art Lieder werden es zumeist gewesen sein, die schnell in's Volk drangen und über deren Verbreitung in Wachtstuben und bei allen Bierzapfen Schoch so wohlgefällig raisonnirt: Es möcht noch sein, wenn sie richtig gesungen würden, aber sie würden jämmerlich geradebrecht, zerstückelt und zerhümpelt mit falschen Melodeien und Weisen. Er habe neulich ein Gedicht voll Unsinn zu lesen bekommen und schließlich gefunden, dass es eins seiner eignen verftümmelten Lieder sei. Fast nicht ein Wort, geschweige eine Zeile sei richtig geschrieben und abgetheilt gewesen. So sei es Finckelthaus und David Schirmer ergangen. Die Vorrede an den Leser beginnt er mit der Behauptung, dass unter allen poetischen Erfindungen Lieder am allernmuthigsten und lieblichsten seien. «Denn indem die andern Gedichte gleichsam sprach- und leblos an der Erde kleben bleiben, so wird im Gegentheil den Liedern gleichsam eine lebendige Regung und bewegliche Seele eingeblasen.»

Seine Sonette, in denen wie bei Schirmer Vers 13 und 14 reimen, sind durchgängig Geschwätz unbedeutender Art. Interessant nur, dass auch sie zuweilen wie an Genrebilder knüpfen «als sie sich mit der Nadel in den Finger stach, als sie ihm Schwesternschaft zutrank» u. s. w. zwölf Sonette (unter 200) sind Entwurf und Abtheilung einer Tragödien, Ihr. Maj. Caroli Stuart gewaltfamen Tod betreffend; in Nr. 3 hält Cromwell eine Rede an den König, in 7 Fairfax an das Volk, in 10 und 11 der junge König an beide Mörder Cromwell und Fairfax, Alles ganz oberflächlich.

In Denksprüchen, Sprüchwörtern, Räthseln u. s. w. giebt Schoch

Eigenes und Fremdes nach den verschiedensten Quellen, am meisten nach Lateinischem und Französischem; genug des Saftigen darunter.

In seiner Studenten-Comoedia (1658) hat er realistisch, aber auch derb und roh die wüste, rohe Zeit und die Folgen des wüsten Lebens geschildert. Pickelhäring spielt eine Hauptrolle. Es ist die niedrige Comödie jener Zeit, in welcher wieder die ideale Durchgeistigung fehlt, wenn das reale Element sich Raum verschafft hat, wodurch dieses traurige Hin- und Herfallen der dramatischen Bestrebungen vom Rhetorisch-Unsinnigen in das Gemein-Wirkliche entsteht.

Weise in seinen Jugendliedern und Günther knüpfen an diese fächerischen Liederdichter vom Schlag der Brehme, Schirmer und Schoch. Der junge Göthe fand noch ihren Nachklang in Leipzig. Das Band dieser Art Poeſie vom studentisch-italienifirenden Gefellschaftslied bis in die neueste Zeit ward nie zerrissen.

6.

Die Königsberger. Tscherning. Schottel. Zesen. Rist.

Trockener, verständiger und geistlicher gefärbt gestaltete sich die neue Dichtung im äußersten Nordosten Deutschlands, in Königsberg. Ein Professor ward bezeichnender Weise ihr Mittelpunkt.

Wie überall fanden sich auch hier Freunde der Poesie zusammen. Den hauptsächlichsten Anstoß gab Heinrich Albert (1604—1651) aus dem Voigtlande, Dichter und Componist. (Er hatte in Leipzig Jura studirt, sich dann aber ganz der Musik gewidmet, war 1626 nach Königsberg gegangen und 1631 dort Organist geworden.) Er brachte den sächsisch-italienischen Liederklang zu den Königsbergern. Das Kirchenlied, diese musicalische Lyrik, die Opitzische Metrik und Poesie, auch einige Einflüsse der polnischen und polnisch-lateinischen Poesie kamen zur Aufeinanderwirkung.*.) Manches heitere frische Lied entstand durch Albert, Simon Dach und Robert Roberthin in diesem Freundeskreise. Albert componirte dieselben.

Nur zu früh entschwand jedoch von dem Sprudelnden, Kecken der jugendlichern Zeiten aller Nachhall. Nach Roberthin's und Albert's Tod ging es mit dem Hauptpoeten, dem angesehenen Simon Dach, wie später mit Gellert. Aus dem frischen Liederdichter, der das Aennchen von Tharau gesungen, welches noch heutigen Tages lebt (es war plattdeutsch gedichtet), ward ein kränklicher, hypochondrer, frommer Professor.

Auch die Königsberger pflegten wie die Leipziger das Lied, ohne in metrische Spielereien zu verfallen. Simon Dach aus Memel (1605—1659) hielt sich dabei am meisten an die Art des volks-

*) Eine allgemeine Renaissanceströmung, wie Plavius sie z. B. (in Danzig?) zeigt, ist vor Albert und Dach natürlich so gut für Königsberg wie in Frankfurt a. O., Wittenberg, Leipzig, Heidelberg u. s. w. anzunehmen.

mäfsigeren, einfachen, Schwulst vermeidenden Kirchenliedes. Schon seine Jugendgedichte (1633—49) haben etwas Mild-Wohlgesetztes, Klares, auch Volksliedmäfsiges, sind aber durchgängig gewöhnlich und unbedeutend. Hochzeitsgedichte werden auch von ihm, der Sitte im Nordosten Deutschlands gemäfs, fehr drafisch behandelt und die schamlofesten Vergleiche ganz harmlos als Witz verwandt. Manches Innige, Hübsche kommt vor, hie und da ein interessanter Zug — z. B. wie er spazirend und dichtend weit hinaus gegangen, forgsam den Schlitten ausweichend, um mit den berauschten heimfahrenden Bauern nicht in Streit zu gerathen, denn Niemand stritte gern mit folchen Flegeln

Denn wenn er nichts mehr weiss, so muss die Rung heraus —

Im Allgemeinen aber bietet er eine endlose Reimerei unbedeutender, aufzählender, reflectirender, moralifirender Art, durch welche sich durchzuarbeiten schwere Mühe macht. Es bleibt Alles im gleichen Stil; man sieht im Lauf der Jahre keinen Fortschritt, keinen Rück-schritt in diesem Dichter der Studirstube und des gewöhnnten Spazir-gangs, der zu allen Leichenbegägnissen und Hochzeiten seine tröstenden oder scherhaftsten Biedermannsverse bringen muss. Moralische Entrüstung vermag auch ihn allerdings aufzuregen, dass wir plötzlich in andre Zeit uns versetzt wähnen.*). In den letzten Jahren, nachdem

*) Es war z. B. ein fremder Student in Königsberg ermordet worden. Dach, der Professor der Poesie (seit 1639), sang das Rachegedicht gegen den unbekannten Mörder:

- (V. 3.) Lass deines wilden Eifers Weh
 Ohn Ablafs ihn betreten,
 Verfolg ihn Herr zu Land und See
 In Dörfern und in Städten.
 Im Wald erschreck ihn überall
 Durch das Geräusch der Blätter,
 Im Felde durch den Hagelfall
 Und durch das Donnerwetter.
- (4) Die Nacht durch hör er das Geschrei
 Der Schubuth und der Eulen,
 Lass Wölfe, Hund und allerlei
 Gespenster um ihn heulen.
 Lass den Entleibten auf ihn gehn
 Mit häßlichem Gesichte
 Und ihn in allen Träumen stehn
 Vor seinem Halsgerichte.

ihm alle seine Freunde gestorben waren, wurde er Hypochonder und schwer krank. Dichten war aber sein Lebensberuf. Wie er krank und schwach ist, Feuer auf der Brust hat und der Arzt ihm das Schreiben verbietet, singt er, wehmüthig der alten, heiteren Stunden des Freundeskreises gedenkend, wo er und Albert gespielt, Kröhl gefangen habe:

Laß ich es nach? Mit nichten,
Die Liebe treibt mein Spiel,
Ich muß dir etwas dichten... .

-
- (5) Versag ihm deinen Friedensbund
Hie und auf aller Erden,
Bis er sich selber giebet kund
Und wohl gestraft kann werden.
Indeßen trag mit uns Geduld u. s. w.

Die Reiselust jener Zeit ist außerordentlich, wie wir aus den Trauergedichten so oft ersehen. Das wunderbare Schicksal des Johann von Kalkstein möge hier nach Dach's Todtengedicht stehen. Kalkstein wurde mit achtzehn Jahren Soldat, diente im polnisch-russischen Feldzug, wurde schwer verwundet und gefangen, lag zwei Jahr im Thurm zu Stolitza, wo er verhungert wäre, wenn nicht Leßle und die Deutschen ihm heimlich zu essen gegeben hätten. Viele starben Hungers. Ein Tartaren-Gefandter erbittet sich funfzehn Gefangene von den Russen, darunter Kalkstein, der das Feld pflügen soll. K. hofft, in Konstantinopel eher die Freiheit zu erlangen und bittet seinen Herrn, ihn dorthin zu verkaufen. Dies geschieht; er wird Rudersclave des Pascha von Rhodos und rudert auf dessen Galeeren; nach dessen Tode wird er wieder verkauft. Sieben Jahre rudert er im ägäischen Meer, welches er wie daheim seine Straßen kennt. Sein Herr capert einen Maltheser, und er kommt bei dieser Gelegenheit nach Konstantinopel, kann aber kein Lösegeld aufstreben und muß wieder als Galeerensclave fort, bis ein Koch aus Holland ihm Geld vorstreckt und endlich auch sein Wechsel aus der Heimath kommt. Er geht über Chios und Sicilien durch Italien, Frankreich und Holland nach Preussen zurück; nach vierzehn Jahren kehrt er heim und bewirthschaftet sein Gut. Und in welcher Art singt Dach über diesen Mann?

Er ist Ulysses allerwegen
Mit Noth und Reisen überlegen.
Doch wuchs ihm nimmermehr der Muth
Bei dieser grossen Tugend Gut.
Er war still, sittsam und bescheiden
Und g'nug gelehrt auch unrecht leiden.

An Abenteuern und Abenteurern war diese Zeit reich. Die Türken spielen dabei eine grosse Rolle. —

Dach in seinem Gedicht auf den Maler Mathias Czwiczicken nennt Spranger, Goltz und den grossen Rubens.

Er kommt schliefslich aus den Sterbegedanken auch in seinen Poesien nicht mehr heraus. Diese, weil sie sich immer im Kreise des Gewöhnlichen drehen und nirgends unsere Ansichten und Ver-
muthungen über Leben und Tod vertiefen, sind so langweilig wie unerquicklich.

Im Gegensatz zu den studentisch-kriegerischen oder sonstigen kecken Dichtungen des Lebens und den höfisch-barocken des italienischen Geschmackes eine klare aber nüchterne, würdige aber langweilige, der Phantasie, des lebendigen Ergreifens ermangelnde, im Heiteren, wie im Ernstnen philiströfe Dichtung: das ist die Simon Dach's.

In dem Einfachen, Würdigen stimmte Johann Peter Titz aus Liegnitz (1619—89) schon in seinen früheren Gedichten (von 1644) mit Dach überein. Titz vertrat durch Geburt und weitere Anregung in Danzig durch Opitz auf den Schüler?) die Opitzsche Richtung in seiner gelehrten Weise in Danzig, wo er das Mannes- und Greisenalter hindurch, hochgeehrt wegen seiner Bemühungen um die Poesie und Poetik wirkte. Er hielt Opitzens höheren — allerdings auch steiferen gelehrten Zug fest und pflegte, wie er es verstand, das epische Gedicht. In Norddeutschland bis Rostock und Holstein hin war sein Ansehn bedeutend. Seine Schule erhielt sich. Gottsched erwuchs durch Pietsch in den Anschauungen derselben, und Gottsched ist es, der dann von Königsberg nach Leipzig kommt und hier den specifisch sächsischen Bestrebungen, wie sie nach dem derben Lustspiel und der musicalisch-lyrischen italienisirenden Oper sich fortgesponnen und entwickelt hatten, mit Erbitterung entgegentritt, mehr noch als Opitz den verständig-gelehrten, steiferen französischen Stil vertheidigend.

Mit Titz treten wir wieder in die poetische Gelehrtenshaar ein. Berühmter noch als Titz und ein Haupt der Schlesier nach Opitz Tode war Andreas Tscherning (1611—59), der auf der Universität Rostock, weit und breit berühmt, wirkte.

Tscherning, in Bunzlau geboren, in Breslau erzogen, opitzirte wie alle seine Landsleute, welche einen Reim zuwege brachten. Schlesien galt an sich als ein Mutterland der Poeten. Aber Opitz' Poetik und Buchner's Bestrebungen regten den Gelehrten noch mehr an, als die Poesie selbst. Metrik und Poetik wurde ein Hauptabssehen für Tscherning und darin erwuchs ihm denn auch sein großer Ruhm. Wenn er als Gegenstück zum Apollo den Opitz auf einem Titelbilde

darstellen ließ, dann rühmten seine Freunde ihm wieder nach, daß er den Opitz ersetze.

Sein Einfluss als Professor der damals noch viel besuchten Universität Rostock und als Metriker war bedeutend. Als Dichter steht er trotz des ihm gestreuten Weihrauchs mehr unter als auf dem Niveau der Zeit. Er ist trivial, gesucht, bombastisch, so faft- und kraftlos nüchtern wie Wenige. Das einfachere Lied gelingt auch ihm noch am besten. Wenn Rachel bei ihm über den Kindermord des Herodes klagt, (Deutscher Gedichte Frühling 1642) beginnt sie:

Hört an ihr Bestien aus Zion meine Klagen,
Ich will euch dürr heraus in's Angesichte sagen —

Die Plutoninnen werden auf Herodes lauern; er ist grausamer als Diomedes mit seinen Rossen. Getreide heißt bei ihm Feldgeburt. Die deutsche Redlichkeit ist bei ihm «heute fast verreckt und verflogen». Die Druckerei begeistert ihn zu:

Die edle Druckerei, der grauen Tugend Amme,
Die Mutter aller Kunst, der Ehre Pharusflamme,
Der Zeiten Aufenthalt erhübe dich allein,
Bis wo der Cynthius wirkt seinen Purpur-Schein.

Wichtig aber war, daß er den zusammengesetzten Versmaassen Aufmerksamkeit zuwandte und gleich Buchner, Plavius, Zesen u. A. über Opitz in dieser Beziehung hinausging. Er dichtete anapästische Verse, dactylische Oden und Alcäische Oden, und was er that, hatte bei Vielen ein anderes Ansehen, als wenn der angefeindete Zesen etwas vorschlug oder versuchte.

Weil dir, o Tarnau, Redlichkeit auch behagt,
Die sonst der Erden fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe,
Trink zu bestätigen deine Treue —

singt z. B. Tscherning. Er war von Opitz selbst gelobt worden und sah sich auch sonst in seinem Gegensatz gegen die italienifirend höfischeren Dichter als eine Hauptstütze des echten Opitzthums an. Die Sprachforschung interessirte ihn. Er trieb orientalische Sprachen und versuchte in seiner Weise sich in vergleichender Sprachforschung, indem er sich bemühte die deutschen Wörter aus orientalischen abzuleiten.^{*)}

^{*)} Krabbe: Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks.

Er hatte in dieser metrischen und sprachforschenden Thätigkeit Genossen an den ihm sonst so unähnlichen Philipp von Zesen und Julius Georg Schottel.

Schottel¹⁾ (Schottelius) aus Einbeck (1612—74), später Consistorialrath in Wolfenbüttel, die rechte Hand Ludwigs von Anhalt in der fruchtbringenden Gesellschaft, ist der metrische, sprachforschende Patriot älteren Schlags, als Theolog und in Sprachweise noch vielfach mit Andreæ verwandt. Aus diesem breiteren, volksthümlichen Geist heraus hat er alle Anregungen mit Leidenschaft ergriffen und für den Werth und die Ausbildung der deutschen Sprache und der deutschen Poesie sich sein Lebenlang bemüht. Er übernahm, 1642 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, «mit heiligem Eifer» die Führung in wissenschaftlicher Beziehung. Gleich allen Formalisten riss ihn sein Eifer für die Ausbildung und Geschmeidigkeit der Sprache weit über das schöne Maass der Verschmelzung von Inhalt und Form, und er begünstigte und förderte durch Beispiel und Lehre die Spielereien mit Versen und Reimen abgeschmacktester Art, hierin sich mit den Pegnitzschäfern begegnend, mit denen er, wie bei Birken gesagt, in enger Verbindung stand. Es kam ihm zumeist darauf an, zu zeigen, dass die deutsche Sprache sich in alle Formen schmiegen lasse; er war ein Sprachenthusiast, der Opitz's Enthusiasmus überopitzte. Sein Werk von der «Deutschen Hauptsprache und Sprach- und Verskunst» (1663, Braunschweig) ist ein für seine Zeit colossales Unternehmen, ausgeführt mit sämmtlichen Fehlern und Schwächen der Zeit, zu denen vor Allen die Kritiklosigkeit aus Mangel an gründlicher Sprachwissenschaft gehört, merkwürdig durch Energie der Begeisterung bei dem doch nicht mehr jungen Manne und einen nicht selten hinreissenden Schwung. Natürlich folgt er Opitz auch in dem Rühmen und in der Aufmerksamkeit für die altdeutsche Dichtung. Oft citirt er daraus; die Nibelungen kennt er; aus «Attile Hochzeit» führt er an:

Da schlug Ortliben das Kind Hagen der Held gut
Dass ihm gegen der Hand am Swert floß das Blut.

Mit all' diesen wohlmeinenden breiten Zusammenhäufungen von Wissen und Meinen, Wahrem und Falschem, Sinn und Unsinn in der Polyhistorweise der Zeit war nun freilich noch immer wenig gethan, ja der Schaden war im Grunde gröfsjer als der Nutzen, weil der

¹⁾ Barthold. Gesch. der Fruchtbr. Ges. nennt ihn den Jacob Grimm seiner Zeit,

gelehrte Wust nur zu oft gleichsam prämiirt wurde und je verschrobener, aber umfassender zusammengestapelt, desto höheren Ruhm brachte; nur das Eine, die Anregung war im Grunde zu loben. Und dies Interesse hat denn auch still fortgewirkt, bis eine gründlichere Sprachforschung möglich ward.

Schottel's Dichtungen sind rhetorisch, bald trocken, bald bombastisch; die Absicht ist gut, die Phantasie und Geistesgeschmeidigkeit, alles eigentlich künstlerische Element fehlt. Er nimmt in geistlichen und weltlichen Gedichten einen grofsen Anlauf zur Lebendigkeit wie seine Freunde die Pognitzschäfer. Er malt aus, doch ohne Poesie. Er ist grofsartig, ohne dafs etwas Rechtes dabei heraus kommt. Er liebt künstliche Reimstellungen und künstlich gebaute Worte und ist in der Behandlung so barock wie Einer. Wenn er das Kind Christus z. B. schildert (Fruchtbringender Lustgarten 1647), wie es faugt, gebündelt wird, während es die Welt erfülle, die Meere errege u. f. w. wird er unerträglich. Manche Gedichte sind ganz zusammengephrafft:

Gott mein Herze, Gott mein Hand,
Gott mein Haus, mein Vaterland,
Meine Quickung, meine Stet,
Meiner Seelen Ruhebett u. f. w.

In den Aufführungen dichtet er Wunderliches genug zusammen. Beim Waldgott Pan erscheint mit griechischen Göttern ein alter Celtischer Poet Widod. (Celtisch und germanisch wurde bis zum vorigen Jahrhundert für Eins erachtet.) Das Interessante und oft sehr Komische ist dabei, dafs man bei den Gesprächen z. B. des Typhon und Pan durch den hochsteigenden gefuchten Schwung und Bombast an die Sturm- und Drang-Ausdrucksweise erinnert wird. Wo sein biederer altfränkischeres Wesen Schottel nicht beisteht, wo er im Stil der Zeit vornehm sein will, da ist er hohl und leer und äußerlich, wie seine Dichtungen zu Balleten mit Gesang darthun.

Der nachfolgende Poet zeigt uns den Enthusiaſten der Buchnerischen Schule neben dem Enthusiaſten des allgemeinen Opitzianismus und der Richtungen Tscherning's und Schottel's.

Philipp Zesen (von Zesen, Cæsius u. f. w.) aus Priorau bei Dessau (1619—89) ist schon als einer der ersten deutschen Literaten merkwürdig; Sprachenthusiaſt, Formalist, Dichter, Schriftsteller hat er nur der Literatur und nur von Schriftstellerei gelebt. (Es genügte das in seiner Zeit fast allein, um ihn für einen halben Narren zu halten.)

Er bekam die erste Anleitung und Richtung in Halle durch den neben Buchner hoch angefehlten Rector Gueintz. Von Halle ging er nach Wittenberg zu Buchner. Dieser suchte sein Autorenfeuer zu dämpfen. Aber Zesen trat mit 18 Jahren als Poet, mit 21 Jahren schon in seinem «Hochdeutschen Helicon oder Grund-richtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reimkunst» als Lehrer der Poesie auf.

Es ist schwer, dem Manne gerecht zu werden, wie er seitdem sein Lebelang auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiterstrebt mit der ganzen Eigenthümlichkeit seines sonderbaren, schwärmerisch befangenen und verschrobenen, überzeugungstreuen und in seinen Bestrebungen unerschütterlichen Wesens, einer von den Neuerern untergeordneten Ranges, die halb Kind und Narr, halb Prophet und Märtyrer sind, für ihre Ideen verblendet, einseitig, für Anderes beschränkt, mit leidenschaftlichem Feuer wirkend, nie ermüdend, durch Noth und Feindschaft nicht gebrochen, weltfremd durch's Leben gehend mit ihrem Dichten und Trachten, in ihren Schwächen bemitleidenswerth und auch in ihren guten Leistungen nicht so gross, das man die Schwächen übersehen könnte, eitel, aber ohne alle Weltklugheit und den klaren Egoismus, der sich auf den Schultern oder mit Hülfe Anderer emporzuschwingen weifs.*)

Zesen nahm seinen Ausgang von der Sprachbehandlung und der Form und dichtete in die Form hinein, ehe er etwas vom Leben wufste oder Gefühle zu verwerthen hatte.

In seinem Helicon (nach der 2. Aufl. von 1641; im selben Verlag von Röhner erschien 1641 die 5. Aufl. von Opitzens Profodia

*) Als die Studenten in Leipzig mit dem viel befeindeten und verspotteten, damals achtundfünfzigjährigen Dichter unter dem Schein, ihn zu feiern, durch ein wunderliches Gedicht ihren Spott trieben, merkte er es nicht. Man wird aber eher zur Rührung als zum Hohn gestimmt, wenn man folgenden Brief eines unbefangenen Zeitgenossen darüber liest und bedenkt, dass Zesen wirkliche Verdienste hatte: „Er hält Alles der Art für aufrichtig und wohlgemeint. Wer, wie er, nur immer in sich gelebt hat, kennt nicht die Bosheit der Welt, und es ist ja auch wohl sonst nichts Seltenes, dass der ehrliche und aufrichtige Mann Andere nach sich beurtheilt.... Von Armuth gedrückt, sucht er Freunde, scheut sich aber, ihnen beschwerlich zu fallen.“ (K. Förster in der Einleitung zu Zesen in der Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. von W. Müller und K. Förster, der Sammlung, welche jetzt in neuer Gestalt durch Gödeke und Tittmann erscheint, und hier bestens empfohlen wird).

Germanica oder Buch von der deutschen Poeterei) fügt er nach Buchner zu Jainben und Trochäen die daçtylischen, anapästischen und Sapphischen Arten. Viele, sagt er, wollten keine Daçtylen gelten lassen und behaupteten, man müsse dann auch auf die Position wie im Lateinischen achten. Aus den Daçtylen ließen sich nun durch Vorsetzen sehr gut Anapästen machen, wie schon Buchner erinnere. Sapphische, die Opitz nicht haben wolle ohne Musik, habe wohl Clajus zuerst gebracht in seiner Prosodie:

Lobe mit Cymbeln, der ob allen Himmeln
Dich mit Heil zieret, benedeit, regiret,
Noch gesund sparet, wider Angst bewahret,
lobe den Herren.

Dr. Schleupner sei gefolget. Auch Johann Plavius (siehe oben).

Er lobt und bringt daçtylische Sonette «weil es besser klingt als ein jambisch Sonett», weil Alles darin klinge und springe. Zum Schlusse folgt sein Reimbuch weiblicher Reime. Eine Abhandlung über den Abschluss im Sonett nach dem 8. Vers ist angeschlossen. Im zweiten Band giebt er Muster einfacher und zusammengesetzter Gedichte, Sexain, Huitain, Rondeau, Pindarische Oden u. s. w., Pokale von daçtylischen Versen, Sapphische Oden, Ode auf Echonische Art, dann ein Reimbuch männlicher Reime. Dabei beschäftigt ihn auch die Frage (nach Opitz), ob man nicht die mythologischen Namen überersetzen könne; er plaidirt für deutsche Eigennamen, meint, wir hätten nur drei rechte deutsche Weibesnamen: Adelheid, Erdmuth und Hedewig.

Alles dies ist geistlos, unverdaut zusammengetragen, überladen im Einzelnen. Der junge Pedant der Collegienwände ist es, der spricht; wie klar, durchgreifend, über dem Gegenstand stehend war Opitzens Schrift gewesen!

Gutes und Uebles, Sinn und Unsinn wechseln in der Folge bei dem in allen eignen Sachen kritiklosen Kritiker und Poeten seltsam ab. Tiefes Gefühl und heiliger Ernst in seinem Streben trägt ihn. In allen Geschmacklosigkeiten und Reimereien eines wirklich verschrobenen, eitlen überspannten Kopfes, der seine metrischen Reimgebäude und dichterischen Zusammenstapelungen für die höchste Poesie hält und mit Recht den verständigeren Gegnern zum Spott wird, dringen wieder Töne, welche ansprechen, ja röhren.

Man nehme z. B. seine «Gekreuzigten Liebesflammen oder geist-

licher Gedichte Vorschmack» (1653, mit Melodien) und seine «Dichterischen Liebesflammen» (1651). Jene, «wenig dichterische Blumen und Verzückungen, sondern nur einfältige Reden, meistens in der Jugend, vor 10, ja 18 Jahren geschrieben» können uns erklären, warum Zesen grade Frauen so vielfältig für sich gewann (z. B. Dorothea Eleonora von Rosenthal ist schon 1641 von Zesen begeistert; 1642 dedicirt ihr Zesen seinen poetischer Rosen-Wälder Vorgeschmack voll blümerantem Unsinn. Die Königin von Dänemark schenkte ihm für die gekreuzigten Liebesflammen einen vergoldeten silbernen Pokal, wie Schwieger uns in der Vorrede zu den «flüchtigen Feldrosen» erzählt). Er hat etwas Weiches, Bedürftiges, wie auf mildere Fürsorge der Frauen Angelegtes. Er ist im «Vorschmack» meistens kurz, ohne die triviale Breite. Tiefe Klage spricht aus seinem: Poche nicht o Mensch so gern — dass man Vaterland und Freunde wohl eher in der Fremde finde als daheim, wo die Brüder feindlich seien.

Denn mein Bleiben ist nicht hier,
Ich bin fremd in diesem Leben,
Und der Wanderschaft ergeben,
Bis ich komme Gott zu Dir.

Sobald er aber den Poeten von Fach herauskehrt, muss er seine metrischen Steckenpferde reiten. Dann sucht er sein einfacheres, durchaus nicht schwungvolles Wesen aufzubauschen, den Italienern gleich freie, glänzende Phantasie und vornehmen Prunk zu zeigen. Statt Idealisches giebt es dann Fratzen. Der «Himmelsflammende Flämming» im Motto charakterisiert z. B. schon seine dichterischen Liebesflammen, in denen das Abgeschmackte, Metrisch-Inhaltlose, Geziert-Unvernüftige überwiegt:

Ihr meiner Seufzer schale Winde
Die durch den trocknen Gaumen gehn,
Sagt meiner lieben Rosalinde —

konnte einen Schupp mit Recht ärgern.

Drauf brechen an des Rosenmondes Lüfte
Die Zier der frohen Brüste,
In keuscher Scham mit Milch und Blut besprühet.
Dann milcht die Ros und blühet,
Dann bluhten sie,
Die lieblichen, die schönen Rosen die —

Oder wenn er noch in späteren Jahren singt:

Hochweiss ist Dein Halsgerüste,
Lieblich milcht die klare See
Deiner alabaster Brüste
Wie der neugefallne Schnee —

— — —
Es müff in meinem Athem zischen
Die Zimmetluft aus Zeilans Büschchen.

Sobald er sich dem Realismus nähert, wird er besser. Bekannt ist z. B. fein Trinklied eines Deutschen in Holland, ein poetisches Genrebild (welches übrigens auch bei Rist sich findet). Ueberlässt er sich einfach seinem Gefühl, so bringt er manches Sinnige und Erfreuliche; ja der ältere Mann röhrt uns wieder, der viel geplagte, wenn wir sehen, wie er durch seine falschen Theorien sein Lebenlang auf falschen Wegen irrte und mehr vom wirklichen Dichter in sich hatte, als er selbst ahnte. In seinem Abschiedslied z. B.

Ihr Bücher, meine Freude,
Du leichte Feder du —

im Berg- und Feldlied: Wie oft gedenk ich noch mein Schirau deiner Auen u. f. w. wird er lesbar, weil er einfach ist und statt im Allgemeinen umherzuschwögen an etwas Bestimmtes knüpft und damit einen Inhalt hat. Hätte er sich weniger dem metrischen und musikalischen Geversel überlassen und nicht darin seine höchste Aufgabe gesehen! Aber weder die Genossen in Hamburg wie Schwieger, noch Flemings, noch der Holländer Vorbild konnten ihn aus seiner eng mit seinen philologischen Bestrebungen und Marotten zusammenhängenden Richtung reissen, sobald es sich um Verse handelte. Wo ihn der Stil der Dichtung, z. B. religiöser Lieder, an sich schon mehr zum Einfachen drängte, findet sich gleich manches Einfach-Gefühlvolle und Ansprechende. So auch z. B. «in der himmlischen Haupt-Tugenden Dreiling und Reiselieder zu Wasser und zu Lande» 1677 u. f. w. Im Jahre 1653 stiftete Zesen den Poeten-Orden der «Deutschgesinnten Genossenschaft». Wie bei manchem feiner Genossen und später wieder bei Klopstock verband sich bei ihm das metrische und philologische Absehen mit dem deutschthümelnden; Grillen, wie sie auch der grosse Klopstok ohne durchgreifenden Erfolg, weil ohne die nothwendige wissenschaftliche Basis betrieb, hatten schon den älteren landsmännischen,

in Deutschland zumeist an demselben Punkte des Nordens wirkenden Zesen eingenommen.

Die sprachthümelnde Seite war es gerade, durch die Zesen jenen Aufruhr und jene Angriffe erregte, die ihn sein Lebenlang verfolgten und ihn, den Corrumptius der deutschen Sprache, wie ihn Calow nannte, zum Gespött eines grossen Theils des literarischen Publicums machten, während Andere ihn den Heiland der deutschen Sprache hiessen.

Zesen that, was seit Opitz Sitte geworden war; er unterschied sich in seinem Streben nicht so sehr von Tscherning und Schottel. Hätte er ein höheres Amt gehabt oder in Würden gesessen, so möchte das Unwetter der Gegner schwerlich so arg über ihn losgebrochen sein, wie es über den verrückten Literaten, für den er galt, erging.

Die Ehre der deutschen Sprache schien ihm nicht blos zu erheischen, die Verwelschungen und fremden Redensarten zu verwerfen, sondern er ging auch frisch daran, mit Allem, was ihm fremd vorkam, mochten es noch so eingebürgerte Wörter sein, aufzuräumen. Aufserdem versuchte er auch die Orthographie umzugestalten: man solle schreiben, wie man spräche.

Nun war der gelehrte Spracheifer damals gros. Die Neuerungen wurden somit gleich beachtet und, statt todt geschwiegen zu werden, erweckten sie einen Sturm der Entrüstung oder bei Andern ein unabändiges Gelächter. Der eitle, sonderbare, nur zu oft Veranlassung zu Angriff und Spott gebende Schriftsteller und Dichter war fortan auf's Korn genommen. Gut noch für ihn, dass er einige Verehrer und hie und da auch thätige Gönner fand.

Es wäre nun freilich schlimm gewesen, wenn Zesen's Purismus durchgegangen wäre. Wunderliches genug kam darin vor und dem Belieben und der Willkür eines Jeden wäre Thor und Thür geöffnet worden. Nutzen hatte er trotz seiner Verkehrtheiten als Opposition gegen die Fremdwörter in der Prosa, wo man sich ungestörter dem Kauderwelschen überliess; dann gab er auch mancherlei Anstoß zu wirklich treffenden Wortbildungen, setzte auch selbst eine Reihe derselben durch.

Am auffälligsten war seiner in der alten Mythologie lebenden Zeit, dass er auch die Götternamen umdeutschte und Jupiter Erzgott, Juno Himelinne, Pallas Kluginne oder Blauinne, Venus Lustinne, Liebinne, Lachmund, Schauminne und Freia, Aurora Röthin, Vulcan

Gluthfang und so weiter übersetzte. Dafs er seine Neuwörter 'zuweilen scherhaft gebrauchte, dafs er die alten Bezeichnungen nicht verdamme, daran kehrten seine Gegner sich nicht, und selbst Wörter, die er nur einmal im Scherz anwandte, (wie Leschhorn für Nase) oder blosse Umschreibungen (wie Schauglas für Spiegel, Lusthöhle für Grotte u. a.) mussten herhalten, um mit dem Reitpuffer, Tageleuchter (Fenster), der Zeugemutter und Geburtsart (Natur) u. s. w. ihn zu verhöhnen; nicht genug damit, man schob ihm auch noch die seiner Nachahmer in die Schuhe*). Seine neue Rechtschreibung (an Vofs besonders erinnernd' wirkte nun gar irritirend.

Eine bedeutende Wirksamkeit hat Zesen entfaltet auf einem Gebiete, welches seiner weniger lyrischen Begabung näher lag: im Roman**).

Schon 1645 schrieb er eine Erzählung neuen Stils: die Adriatische Rosamund (eine Liebesgeschichte von Ritterhold von Blauen 1645), eine Interieur- und Conversationsmalerei, ein Terburg gleichsam, von den Amadisromanen so verschieden, wie Terburg etwa von einem Schlachtbiilde Prew's. Ein junger protestantischer Deutscher liebt in Holland ein katholisches, venetianisches Fräulein, deren Vater die Hochzeit zugeben will, wenn der Deutsche verspricht, dafs etwaige Töchter im katholischen Glauben erzogen würden. Hierauf einzugehen erlaubt ihm sein Gewissen nicht. Die Liebenden trennen sich, kommen wieder zusammen. Rosamund verzehrt sich in Gram, erkrankt und stirbt. Gespräche und Briefe, Kunst, Staatswesen, Nachrichten über Paris, Venedig u. dergl. füllen mit den Liebeschilderungen diesen einfachen Hergang.

Er übersetzte sodann die beiden Romane der jetzt berühmten Scudéry, den Ibrahim (1645) und die Africanische Sophonisbe (1646).

Die Amadisphantasie hatte ausgespielt. Richelieu's und Mazarin's Regirungen bändigten die trotzigen ungebundenen Individualitäten, die in Frankreich im Bürgerkrieg und Duell derartige Phantasie zu bethätigen gewohnt waren; aus dem kecken Cavaliersgeist vollzog sich der Uebergang zum, immer noch keken, tapferen Höflingsthum. Der Umschwung zeigte sich auch im Roman, aus dem das fahrende Ritterthum älterer Art verdrängt wurde. Die Romane einer Frau

*) Siehe Cholevius: die bedeutendsten deutschen Romane d. 17. Jahrh. S. 108 pp.

**) Hiefür besonders das vortreffliche Werk von Cholevius.

bildeten die Haupt-Ueberleitung. Anstatt eines fabelhaften Phantasiehelden wählte sie in ihrem Ibrahim eine geschichtliche Persönlichkeit. Damit war der Phantastik trotz aller noch möglichen und ausgiebig benützten Willkür doch eine Art Zügel angelegt. In die Abenteuer wurden Betrachtungen und Ideen, wie Zeit und Leben in Staat, Religion, Sitte. Kunst u. s. w. sie boten, eingeschoben. Kampf und Liebe herrschten nicht mehr allein. Der Kreis ward ausgedehnt — wie breit und flach, darauf kam es vor der Hand so fehr nicht an.

In Deutschland fand dieser neue französische, die feinere Gesellschaft jetzt repräsentirende Stil natürlich Gunst und Nachahmung.

Doch wandte sich Zesen erst in späteren Jahren, die einer andern Periode schon angehörten, dem grossen Liebes-, Helden- und Lehr-Roman zu.

Derselbe Mann, der in der Poesie so selten seine metrischen Absichten vergessen konnte und der auch im Roman wieder der gelehrt Geschmacklosigkeit nicht entging, schrieb vor diesen Romanen während seines Aufenthaltes in Holland mehrere Bücher, die hier ihres guten Stils und ihrer durchgängigen Tüchtigkeit wegen genannt seien.

Wer Zesen's: «Verschmähte, doch wieder erhöhte Majestät, d. i. kurzer Entwurf der Begebenisse Karl's II., König von England» (1661) liest, wird sich wundern über die Lebendigkeit und den Fluss der Darstellung, über die Kraft des Stils, der oft an Schiller's historische Schriften gemahnt. Karl's Fährnisse auf der Flucht sind so lebhaft geschildert, so einfach dabei, wie man nur wünschen kann. Ein gutes Buch im besten Stil, ohne alle Manier, ist ferner Zesen's Beschreibung der Stadt Amsterdam (1664*), welche uns den silbenmessenden, reimenden Stubenpoeten als einen aufmerksam beobachtenden, dem Leben der damaligen grossen Weltstadt mit sinniger Betrachtung und forschendem Fleisse folgenden Mann kennen lehrt. Nicolai hat das Werk in seinen Reisen mit Recht gerühmt. Den einfach fließenden prosaischen Stil hielt Zesen leider nicht fest. In seiner Misch-

* Zesen sagt in der Vorrede vom I. Erntemonde 1663 — so wie er poetisiert, ist die Geschmacklosigkeit da — die Amstelinnen anredend für Amsterdam: „be denen ich nunmehr innerhalb 22 Jahren die meiste Zeit als ein Gast zugebracht, ja im verlaufenen Jahre durch die mächtigen Amstel-Väter selbst mit dem höchsten Vorrecht der Bürger verehret worden“. — — Es wurde damals in Amsterdam gewöhnlich zwei Mal die Woche Theater gespielt, Trauer- oder Freuden Spiele, wie Zesen bei Beschreibung der „Schauburg“ anführt.

prosa: «die schöne Hamburgerin», 1668, bildet er seine Prosa aus lauter kurzen, abgehackten Sätzen im Gegensatz zu dem Kanzleistil der Zeit. Tacitus' Stil — in Nachahmung des Pieter Hooft? — wurde gegen den sogenannten Ciceronianischen gestellt. (Er beschwert sich darin bitter, dass man ihn auschreibe, nachdrucke, seinen Namen verschweige, ihn anfeinde und verspotte und anneide.) In «Affenat» (erschienen 1670) ist der Stil im Allgemeinen in der Kürze nicht übertrieben, im «Simfon» dagegen (1679) der wunderlichste von der Welt. Seitenlang bildet Zesen darin nur einfache Sätze von 3, 4 bis 7 Wörtern. In den kurzen Sätzen lag ein richtiges Bestreben; aber ohne Sonderbarkeiten und einseitige Uebertreibung konnte es bei Zesen nicht abgehen, wenn er sich als Vertreter eines neuen Princips fühlte.

In der «Affenat», einer Staats- Liebes- und Lebensgeschichte, bot Zesen dem deutschen Lefepublicum einen grofsen Lehr-Roman. Josef in Aegypten lieferte ihm nach der biblischen Geschichte und nach Legenden des Mittelalters den Stoff. Alle Einfichten und Ansichten des Schriftstellers über Staat, Kunst, Gesellschaft u. s. w. liefsen sich hier verwerthen. Die Thätigkeit des jüdischen Grofsveziers des Pharao gab die beste Gelegenheit. Seine Liebe zur Affenat, der Tochter des Oberpriesters zu Heliopolis, gestattete die Herzensbedürfnisse ausgiebig zu befriedigen. Alle damaligen Kenntnisse über Aegypten wurden gewissenhaft benutzt, Religion, Lehre und Ergötzlichkeit nach besten Kräften verschmolzen.

In «Simfon», einer Helden- und Liebesgeschichte dasselbe Bestreben. Aber nicht mehr mit dem verhältnismäfsig guten Erfolge. Das Wunderliche schlägt darin bald zu arg vor, im Stil sowohl, wie im Inhalt. Weit und breit spinnt der arme, über Kränklichkeit, Mühseligkeit und Alter in der Vorrede klagende Poet seinen Stoff aus, den er aus dem Buch der Richter, dem Josephus und aus Pallavizien, wie er sagt, zusammengetragen. 15 Bücher habe er schreiben wollen, aber Kränklichkeit habe ihn gezwungen, Vieles zu kürzen, um zu Ende zu kommen. Wie schon in der Historie Karl's II. und der Beschreibung Amsterdams entschuldigt er auch hier, dass er nicht Alles ganz forgsam habe durchfeilen können, weil er während des Druckes immerfort habe schreiben müssen.

Es ist ein ungeheuerliches Machwerk, Ausgeburt einer barocken Phantasie und Gelehrsamkeit, dieser Simfon. Ein ernster, frommer Sinn giebt den Grundton. Viele Anschauungen haben etwas Kräftig-

Verständiges. Der Autor will aus den Erfahrungen eines bewegten, nachdenklichen Lebens Weises sprechen und spricht Weises, aber Alles geht bei ihm in die Breite auseinander, nirgends kann er sich fassen, nirgends Plan, nirgends organische Entwicklung; Schwulst, gelehrt Verschrobenheit, Abgeschmacktheit dringt überall hinein, so dass nichts übrig bleibt, als über den alten, thörigen, wohlmeinenden Schreiber den Kopf zu schütteln und seinen Gegnern zu verzeihen, wenn sie auch hier wieder an ihm einen Sparren entdeckten.

Die letzten Werke des greifen Schriftstellers reichen übrigens weit über die Epoche der eigentlichen Opitz-Zeit oder der sogenannten ersten Schlesischen Schule hinaus.

Der Nebenbuhler und Gegner Zesen's, Johann Rist aus Ottensee (1607—67), der weit und breit, bei Katholiken und Protestanten gepriesene Singschwan und Pfarrer zu Wedel an der Elbe, führt uns weit zurück. Seit 1634 hat er die Druckereien und die Gemüther in Bewegung gesetzt mit Schriften allerlei Art.

Seine «Musa teutonica, d. i. Teutscher Poetischer Miscellaneen erster Theil, in welchem begriffen allerhand Epigrammata, Oden, Sonette, Elegien, Epitaphia, Lob-, Trauer- und Klag-Gedichte» u. s. w. (1634) mit ihrer Vorrede aus Heide in Ditmarschen — giebt uns eine gute Anschauung, wie sich hier nordwärts der Elbe noch zu Opitz' Lebzeiten und unter Einfluss der niederländischen Dichtung die Poesie auswuchs.

Breit, eitel und anmaßend ist Rist von vorn herein und ist er geblieben. Er ist beim ersten Auftreten von seiner poetischen Correctheit durchdrungen, ein Nachäffer der Opitzischen Weise. Er erzählt, dass er neulich in einem Hochzeitsgedichte 200 Vitia vermerket; der Autor habe oft 12 Verse feminini generis und dann wieder 8 oder 10 masculinos hintereinandergesetzt, 5 Füsse statt 6 Füsse gebraucht, 15 oder 16 Syllaben jambisch statt trochäisch, der so harten Ellysum, Pleonasmorum und anderer verdrießlicher Figuren nicht zu gedenken, und doch sei dies Lappenwerk von der Poeterei und deren Legum Unerfahrenen für ein gutes Carmen gehalten worden. «Aber auf eine vorgenommene Materi, die poetischen Figmenta der alten fein mythologice accomodiren und nach Art derselben, auch jetzt lebenden rechtschaffenen Poeten, in einer stetigen continuirlichen Allegorien schreiben, die Gemüther der Menschen mit zierlichen Exclamationen, artigen Prosopopaejen und dergleichen Retorischen Figuren bewegen

können, das heifst eigentlich ein guter Poet sein, davon aber solche Reimenmacher nictes oder ja fehr wenig wissen.» Man sieht, er kräht Opitz nach. Nachdem er Opitz Poetik mit dem Hinweis auf Schwabe (aus Zincgref) angeführt, fährt er fort: denn obwohl ihrer viel in der Meinung sind, dass die gemeinen Lieder, so hin und wieder ausgestreuet und von dem gemeinen Volk gesungen werden, mit unsern Oden eine grofse Verwandtschaft haben, so sollen sie doch wissen, dass zwischen den gemeinen Reimen und nach der Kunst gesetzten Gedichten eben ein so grofser Unterschied zu finden, als zwischen den einfältigen Hirtenliedern eines hinter dem Pflug leirenden Bauern und den künstlich gesetzten Concerten eines in fürstlichen Capellen wohlbestalten Magistri.

In diesen frühesten Gedichten hängt Rift in seinen Liedern noch fehr mit Lund zusammen. Es ist eine und dieselbe Schule. Rift hatte in Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden studirt (Theologie, Medicin und Mathematik) und Manches gelernt und gesehen. Er bringt Uebersetzungen der Epigramme des berühmten Owen, aus dem Französischen u. s. w. Wenn er vom Landleben, vom Frühling u. drgl. singt, so hat er frischen Zug, hat er Erdgeschmack. Das kennt er, darin lebt er. Etwas vom Geist der holländischen Landschafts-, Thier- und Genre-Maler weht durch diese Dichtungen. Im Lied von Liebe ist er ansprechend. So wie er höher steigt (Klaggedicht auf Gustav Adolfs Tod, Lobgedicht auf Bernhard von Weimar, den Thule, Thracia und Zembla kennen thut), wird er trivial und bombastisch. Den Dr. jur. Dow, braunschweigischen Canonicus, vergleicht er mit Petrarca, Ariost, Bartas, Ronsard, Marot. Alles in Allem ist er, ausgenommen im Lied, ein breiter, fader Schwätzer, oft an den aufgeblasenen Frosch gemahnend. Er hat sich wenig verändert in seinen späteren Werken. Gewandtheit und Fluss der Sprache zeichnen ihn aus, namentlich seine heiteren Lieder. Die Flachheit und Eitelkeit wächst.

In der Bearbeitung fremder Gedichte war er trotz einem Opitz und Fleming geschickt. (Einige seiner geistlichen Gedichte sind aus dem Paradiesgärtlein Arnd's bearbeitet.)

In der «Florabella» z. B. von 1651 (1644) ist schon der Opernton getroffen, der bald in Hamburg so beliebt werden sollte. Italienische, spanische und französische Lieder dienten ihm dabei zum Muster.

Auf Unklarheiten kommt es ihm freilich auch nicht an^{*)} und das Geschmacklosigkeiten unterlaufen, versteht sich bei dem damaligen deutschen Poeten von selbst. Aber oft kann seine Geläufigkeit in Vers und Reim an Bürger erinnern.^{**) In Gedichten dieser Art habe er sich Ronsard, Theophil und Petrarcha zum Muster genommen, sagt er spöttend gegen die Hämmerlinge oder unverständigen Kritiker. Musa teutonica, Poetischer Lustgarten (1638), Florabella, Tragödien u. s. w., diese und andere Werke öfter und schnell wieder aufgelegt, machten ihn weit und breit bekannt und kamen einem damaligen «dringenden Bedürfnis» nach ansprechender, heiterer, leichter und wohlgebildeter Lectüre entgegen. Schon die leichte Versbehandlung bei einem im Ganzen verständigen, oft freilich platten Inhalt genügte, ihn in den Augen der Zeit zu einem ausgezeichneten Dichter zu stempeln. Kein Wunder, dass der gefeierte, von Natur eitle Poet, verwöhnt und ganz kritiklos wurde und immer breiter dahinreimte. Da er auch im Kirchenlied bedeutende Erfolge hatte (Ermuntere dich mein schwacher Geist, O Ewigkeit, du Donnerwort, Werde munter mein Gemüthe u. a. leben noch), 1644 von Ferdinand III. zum Poeta laureatus ernannt, später dichterischer Pfalzgraf und vom}

^{*)} Man sehe z. B. seine Uebersetzung von Theophils:

Quand tu me vois baiser tes bras,
Que tu poses nuds sur tes draps.

wo der Franzose in: quand tu sens ma brulante main“ so deutlich ist, Rist mit seinem:

Dein Hälslein röhret säuberlich
Und Deine Brust im Schlafe trennet

so unverständlich und lästern ausmalend.

<sup>**) Kein grösster Narr ist weit und breit
In dieser Welt zu finden,
Als der durch Weiber Freundlichkeit
Sich gar lässt überwinden,
So dass er blosen Worten traut
Und nicht auf ihre Falschheit schaut,
Der wird nach wenig Tagen
Sein Elend sehr beklagen.</sup>

Ganz hübsch ist Manches in seinem: Hin ist der Tag:

Du heller Mond zieh mich hinauf
Und lass mich dir zur Seiten schweben.

Herzog von Mecklenburg hoch geehrt und ausgezeichnet wurde, so ging der Stolz mit ihm durch und des Schreibens von Gedichten, namentlich auch andächtiger Art, war kein Ende. Sein «neuer teutscher Parnafs, auf welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Scherz- und Schmerz-, Leid- und Freuden-Gewächse» (1652), mit seiner breiten, abgeschmackten Vorrede kann ihn in seinen Mannesjahren kennen lehren, nach der trivialen, schmeichlerisch-kriechenden Seite sowohl, wie der im Lied erfreuenden, in Schilderung des Landschaftlichen ansprechenden. Aus der Vorrede sei nur hier hervorgehoben, dass Rist jetzt als echter Pfarrer sich gerirt und Front macht gegen die Anwendung der antiken Mythologie und Literatur überhaupt. Stolz sagt er: aus den Schriften der Heiden müsse man gleich wie aus einem Misthaufen die Perlen der Weisheit sammeln. Er habe jederzeit vor dem heidnischen Wesen grossen Abscheu getragen, brauche nicht Cupido, Hymen, Adonis, Leda und Jupiter und wie die sauberen Bursche heissen. Er eifert auch gegen das Studium des Terenz in den Schulen. Derfelbe fromme Pastor sagt dann freilich einem Fürsten, der ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben hat:

Bald muss ich Heerhold werden
Herr deiner Trefflichkeit: Du bist ein Gott auf Erden.

Der eitle Elfschwan oder Cimberschwan (der Rüstige genannt im Palmenorden, Daphnis aus Cimbrien im Pegnitzorden) hoffte, dass sein Lieblingsaufenthalt, sein Parnafshügel, so lange Parnafs genannt werden würde, wie Leute an der Elbe wohnten. Zur Abwechslung erhebt er in der Vorrede den Homer; von einem besseren Verständniß desselben, als die Meisten dieser Zeit hatten, ist freilich nichts zu bemerken.

In seinen höher greifenden Dichtungen des Ruhms und der Klage, in seinen wunderlichen Tragödien zeigt sich der Freund der Nürnberger und Schottel's, wie er den Mund voll nimmt und donnert und stöhnt. Schwülstige Inhaltslosigkeit und metrische Spielerei herrscht vor.

Im poetischen Genre-Bild hätte Rist wirklich Tüchtiges und Erfreuliches leisten und wirken können, wenn er nicht in die breite Reimerei und Lehrhaftigkeit gekommen wäre: Gedichte, an die holländischen Genre- und namentlich die Winterbilder erinnernd, in die heimliche warme Stube, auf die von Schlittschuhläufern belebte Eis-

fläche versetzend oder Schilderungen aus dem Landleben gelangen ihm ganz hübsch.

In seiner Jugend hat er eine Reihe Tragödien geschrieben (zum Theil während des Krieges; sind sie wie viele seiner Schriften durch die Soldaten vernichtet?). Unter feinen späteren dramatischen Poesien sei das «Friedewünschende Teutschland» (1647) hervorgehoben, eine grosse Allegorie in Prosa «weil die wenigsten Schauspieler Verse sprechen könnten.» Man wird an Moscherosch erinnert. König Ehrenvest (Ariovist), Herzog Herman, Fürst Claudius Civilis, Herzog Wedekind, das erst übermuthige, den Frieden verjagende, auf die Wollust hörende, dann vom Mars und Hunger und Pest und von dem Spanier, Franzosen, Kroaten und dem (furchtsam als deutschen Reiter behandelten) Schweden besiegte und zerfchlagene, von dem Arzt Ratio status übel behandelte Deutschland agiren darin. Das Stück fängt an mit Mercurs Rede im Stil des Götheschen: Götter, Helden und Wieland. Die Rist'sche Trivialität schlägt freilich gleich in aller Breite vor. Tableaux sind der Handlung beigemischt. Im fünften Act sitzt Gott auf seinem Thron und hält Reden.

In der «Depositio Cornuti typographicci» (einer Scherzhandlung bei Gelegenheit des Buchdruckergehülfe-Werdens, 1654) hat Rist sich an die Vorlage im alten Stil gehalten. Derselbe ist derb-populär. Der Knecht, der Clown des Stücks, spricht plattdeutsch. (Vor der späteren Auflage von 1677 steht ein Prolog von Philipp Zesen.)

Rist hat unter einer Menge anderer Schriften auch eine Reihe Profawerke geschrieben, die in ihrer nüchternen Zweckdienlichkeit vielfach an Schriften des späteren Rationalismus, besonders an Campe erinnern. Es sind dies die unter dem Titel: «Das alleredelste Nafs (Wasser, Milch, Wein, Tinte), die alleredelste Zeitverkürzung, die alleredelste Thorheit u. s. w. der ganzen Welt», vieljährlich herausgegebenen Werke. Der Dichter hat eine immer gleiche Einkleidung gewählt. Freunde aus Hamburg besuchen ihn auf seinem Pfarrhof zu Wedel und er führt mit ihnen Gespräche, die über Blumen zu beginnen pflegen, dann sich zu allem Möglichen wenden, wobei Rist seine Gelehrsamkeit als Arzt, Chemiker, Astronom, Astrolog, Handwahrsgager, Mathematiker, Pfarrer u. s. w. auskramen kann. Die Schilderung der verschiedenen Gärten am Pfarrhause, der Tafel mit Essen und Trinken, der Gärtner aus Hamburg, der Rist'schen Curiositäten u. s. w., die Einblicke in Glaube und Aberglaube und Kennt-

nisse jener Zeit find oft recht interessant. Als Ganzes gehören jedoch diese Bücher zu den echten Trivialitäten des Ristischen Stils.

Seine Eitelkeit ließ ihn nicht ruhen, bis er auch 1667 Stifter einer poetischen Genossenschaft, des «Elb-Schwanen-Ordens» geworden war. Seine Rührigkeit war erstaunlich. Ueberall hin setzte er sich in Verbindung*) und überall fand er Bewunderer. (1653 wurde er vom Kaiser geadelt.)

Hätte Rist mit gröfserem künstlerischen Ernst und mehr Kritik und weniger Selbstzufriedenheit sein Talent verwerthet, so hätte er Dauernd-Erfreuliches im Lied und in der genrehaften Poesie, so wie in der belehrenden, novellistisch aufgestützten Erzählung leisten können und Johann Heinrich Voss mit seinen Idyllen und der Robinson-Campe hätten in dem Pfarrer zu Wedel einen nicht zu verachtenden Vorgänger gehabt. Aber die wahre poetische Kraft ward verschwemmt in der breiten, seichten, nur dem Augenblick dienenden Reimerei und Schriftstellerei, deren Moral, Christenthum, philisterhafte Nützlichkeit und Wortstrom und Redegewandtheit immer Bewunderer fand. Rist war hoch geehrt und — hat seinen Ruhm dahin. In künstlerisch besseren Zeiten geboren, wäre auch ein besserer Poet aus ihm geworden. Die falschen poetischen Theorien in der Poesie und die Kritiklosigkeit des Publicums verdarben Alles.

*) Wir finden z. B. im Anhang seines Neuen Parnasses Gedichte auf ihn von Moscherosch, Schottel, Schneuber, Schirmer, Neumark, Greflinger und Betulius u. A. Er stand gut mit den Nürnbergern und mit Schupp.

7.

Fortwirkungen. Die religiösen Dichter. Dichterinnen.

Die Wirkungen dieser poetischen Bestrebungen machten sich überall in Deutschland geltend, abgesehen von den südlichsten Gebieten; über die Donaulinie drang die Opitzische Verbesserung nur langsam. Verschieden waren die Anknüpfungspunkte, welche das jüngere Geschlecht wählte und die Art und Weise, wie nun die eine oder andere Strömung weitergeleitet wurde. Im Allgemeinen blieb man die nächsten Decennien nach dem dreissigjährigen Kriege in den einmal betretenen Geleisen. Erst mit der Generation, deren Erkräftigung in die vergleichsweise stillen folgenden Friedensjahre fällt, kommen andere Auffassungen, Ziele und Ideale, so gut man eben solche zu bilden wußte.

Einzelne Dichter mögen hier für ihre Kreise eintreten und die Entwicklungen und Verbindungen dieser und der folgenden Periode zeigen.

Der Palmenorden bekam 1653 zum Mitgliede Georg Neumark aus Mühlhausen (1619—81), seinen späteren Erzschreinalter und Historiker, den Verfasser des bekannten und schönen Liedes: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Neumark kann uns wie Ringwaldt lehren, wie treuherzig und fromm dies Geschlecht dichten konnte, wenn es sich einfach und würdig, geführt durch den Ton des älteren Kirchenliedes, zu Gott wandte, wie abgeschmackt, trivial-pathetisch und roh es sein konnte, sobald es zu einem Publicum redete, auf das es modische oder sonstige Wirkung ausüben wollte. Im Allgemeinen zeigt er uns eine Verbindung der sächsischen und der Königsberger poetischen Richtung. Er machte seine Studien hauptsächlich in Norddeutschland. Neumarks religiöser Ton ist echt, wenn auch im Allgemeinen nicht erfreulich ist, daß zu viel abwartendes aber läßiges Vertrauen wiederkehrt. Das Anrufen und Winseln zu

Gott, statt der Thatkraft, die dabei ja doch fromm bleiben kann, überwiegt. Der eitle Poet, der auf seinen stets fliessenden Vortrag stolz ist, kann leider auch in seinen derartigen, guten Liedern nicht unterlassen, sich oft zu wohlgefällig zu ergehen, statt sich auf den innerlichsten, vollsten und damit kurzen und kräftigen Gefühlsausdruck zu beschränken.

In den nicht religiösen Dichtungen ist Neumark durchgängig phrasenhaft, oberflächlich versificirend, schmeichlerisch unterthänig nach oben, grob gegen Widersacher. Seiten spricht er so an, wie in seinem Tanzlied:

Brauch die Liebesmittel, die zum Vortrab taugen,
Führe sie fein sanft herum, rede mit den Augen,
Giebt sie dir ein Liebesblicken,
Gieb ihr zu verstehen
Mit dem Handkuß oder Drücken,
Dass du's hast gesehen.

Auf Schriften des Amadis-Stils ist er übel zu sprechen. Gegen einen groben Verächter seines Violdigammenspiels sprudelt er: Efelskopf, Unlad, Schlingel, Grobian, Klausnarr, Pavian, Urian, was man gewöhnlich von dem frommen Liederdichter nicht erwartet.

In bombastischen Beiwortern kommen ihm die Schlesier der zweiten Schule, in welche er hineinwuchs, wenig vor. «Als er mit feiner Karitille Abends persönlich in keuscher und ehrengeziemender Liebe scherzte», bringt er Honigseim, Nectar, Zimmtrinden, Zuckerkandien, Ambra und Nardus zur Liebkosung. Metrische Kunst treibt auch er:

Packe dich Venus, weg von mir Dione,
Packe dich Feindin, weg mit deinem Sohne,
Deine verfluchten Lüste anzuschauen
Hab ich ein Grauen.

Sein «Poetischer und Historischer Lustgarten» (1666) zeigt ihn uns von einer andern Seite als Prosaiker und Erzähler.

Zwischen die Schäfereien und den eigentlichen Roman schoben sich, dem epischen Bedürfniss zu genügen, in diesen Decennien sonderbare Geschichtenerzählungen ein, bald in Versen, bald in Prosa, zum Theil sich berührend mit dem Inhalt der Schauspielprogramme, im Stoff oft den älteren Novellen entsprechend. Zuweilen meint man Romantiker vor sich zu haben bei dem wunderlichen Gemisch, das

darin zu Tage kommt. Neumark sagt, dass er seine Geschichtarten zum Theil aus dem Lateinischen, zum Theil aus dem Niederländischen, zum Theil aus seiner eigenen Pfropffschule habe. Sein «Sieghafter David» ist nur eine oberflächliche Versificirung der Geschichte Davids und Goliaths trivialster Art, oft in's Unwürdige, Grobe, Gemeine, Fleigeliche fallend. Ebenso die Abigail. Es ist interessant, wie der Realismus, der hier versucht wird, in den alten Grobianstil oder vielmehr in den Stil der erbärfen Niederländischen Genremalerei fällt. David nennt den Nabal Räkel, Töpel. Abigail nennt ihren Mann Rölps, grober Sauertopf, Holz, Narrenkopf, Eselstirn, Tölpelskopf; er liege neben ihr wie ein Holz und denke nicht an seine Pflicht, föffe, lebte wie ein Schwein, sei wie ein Bär, Hund, Schaf. Abigail selbst hat Korallenforte (Mund), Alabasterstirn, Marmorhals, weissgelblondes Haar. Dann folgt die «Erhöhete Fryne-Bozene», von Oalricus von Böhmen und seiner Brautwahl, ganz trivial behandelt. Viel besser ist dieselbe Geschichte erzählt von Joh. Georg Albinus. Beide Dichter bearbeiteten den Stoff nach dem berühmten Cats. Neumarks «Verführerische Cleopatra», und «Unglückselige Cleopatra» (mit Bildern) ist die trivialste Reimerei; z. B.

Als Asdrubal erlegt — —
 Ist in derselben Stadt was merkliches geschehn,
 So man zum Theile kann aus diesem Kupfer fehn.
 Die übrige Geschicht, weil man sie nicht kann schauen,
 Soll meine Poesie der Feder anvertrauen.
 Auf meine Parnassin, erzähle dieses Mal,
 Wie dass die Lieb auch spielt bei Pulver, Blei und Stahl.

Aus dem (1644 geschriebenen?) «Filamon», einem Hercynien-Mischmasch von Vers und Prosa sei nur erwähnt, dass der erste Satz eng gedruckt über eine Seite lang ist und der zweite die zweite Seite füllt, das Ganze aber ein Blödwahn aufsergewöhnlicher Art ist.

Und das ist derselbe Mann, der das: Wer nur den lieben Gott läfst walten — gedichtet hat!

Joh. Georg Albinus (1624—1679) aus Weissenfels, Lehrer, später Pfarrer zu Naumburg, ist Neumark ähnlich darin, dass er als religiöser Dichter Einiges leistete. Er ist schwülftig, sinnlicher und kräftiger als der Erzschreinalter der Fruchtbringenden. Er zeigt das z. B. in seiner Behandlung des hohen Liedes, in seinem «Traurigen Cypressenkranz, Jüngsten Gericht, Freude des ewigen Lebens, Qual

der Verdammten» (1653). Schwall und Bombast darin von Nürnberger Art. Der traurige Cypressenkranz aus den heiligen fünf Wunden Jesu gebunden — sei hier erwähnt, weil der schwülftige Dichter ihn pegnitzisch-katholisch mit Apollo und der Mythologie aufdonnert. Alecto, Tisiphone blasen dem Ischariot ein. Titan, Cyllarus, Diana rasen bei der Kreuzigung. Diana fragt nicht nach Endymion, Triton rumpelt mit seinen Wogen bis an des Orcus Schwelle — es ist das Mögliche geleistet. In den geistlichen und weltlichen Gedichten (1659) ist Alles bis auf das oben genannte nach Cats bearbeitete Gedicht schwach.^{*)} Wäre dieses «Hirten Erofilos Liebe», wie es bei Albinus heißt, durchgeführt, wie bis zur Mitte hin, so würde dies Gedicht besser als Wielands breite tändelnde Jugendgeschichten ähnlichen Schlags geworden sein. Episch flott schreitet im ersten Theil die Fabel voran. Albinus übersetzte 1675 (nach Gödeke) die «pia desideria» des Jesuiten Hermann Hugo, wie Wencel Scherffer. Die Strömungen aus Süddeutschland sehen wir somit heraufdringen.

Wencel Scherffer fährt nach Schlesien zurück, welches nun bald durch die Hoffmannswaldau-Lohensteinische Weise den alten Opitzianismus noch entschiedener verabschiedete.

Der schlesischen Freunde und Nachfolger des Opitz, eines Koelers, Nüslers, des damaligen schlesischen Mäzens Mattheus Apelles von Löwenstern, des Daniel Czepko sei nur einfach Erwähnung gethan. Andreas Scultetus ist durch Lessing gerühmt worden und verdient Auszeichnung. (Ein Sterbegedicht 1640 von dem 1639 auf's Gymnasium zu Breslau gekommenen Schustersohn?) Er hat bedeutende Phantasie, verweilt nicht in der Phrase, geht kräftig von Bild zu Bild; Alles hat Character. «Mehr freu ich mich ein Mensch als Gabriel zu sein» wie die österliche Triumphposaune schließt, dieser eine Satz hebt ihn aus Vielen heraus. Man sollte meinen, man habe darin eine

^{*)} Die Abschweifung zu den Toilettenkünsten ist characteristisch. Die Schäferin Filene übertrifft alle Nebenbuhlerinnen an Schönheit, nachdem sich alle haben waschen müssen und bei allen andern die Schminke herabgegangen ist. Sie schminken sich mit Purpurlappen. Waffer, gebraut aus Koth und Pferdemist und Viehharn, wird zur Toilette gebraucht. Sie essen nicht, um schlank zu bleiben, nehmen Tränke, um blaß auszusehen. Oft lecken sie ungelöschten Kalk und stinken gleich den Böcken, sagt der undelicate Pastor, von Kohle, Rufs, Oel, Walperthau, Kreide, Zibeth, frischer Bärenklau, ja von Asche. Der Schluss geht aus in ein echt niederländisches Lob des Landlebens.

Uebersetzung aus dem Französischen, im «Blutschwitzenden und Todes-ringenden Jesus» eine solche aus dem Niederländischen vor sich. Jedenfalls hatte der junge Dichter etwas in sich, was ihn bei längerem Leben und richtiger Entwicklung zu einem Nebenbuhler des Andreas Gryphius hätte machen können.

Wencel Scherffer von Scherffenstein (?—1670), der spätere Organist zu Brieg, der Musiker organico plectro canore, steht mit einem Fusse noch in der älteren Periode. Er ist es, der den alten Grobianus Dedekinds 1640 nach Opitzischer Weise umgearbeitet hat, der noch 1652 im neunten Buche seiner Geist- und Weltlichen Gedichte davon spricht, es wär wohl an der Zeit, jetzt den Theuerdank in die neue Art umzuarbeiten und vielleicht auch den Froschmäuseler, wie es mit dem Reinecke Fuchs geschehen. Wenn man sein Wein-Monats-Gedicht (ersonnen dem durch der Sonne Feuer gebrauenen Octoberbiere u. s. w. für die zwei Eimer österreichischen Weines an feinen Verwandten Andreas Scherffer) liest, dann meint man einen etwas jüngeren Ringwaldt vor sich zu haben, wie er, allerdings in Alexandrinern, das Lob und die Wirkung des Weins erzählt, drollig und scherhaft, auch derb genug. Da werden, nachdem der Ofen im Uebermuth eingeschlagen ist, alte und neue Tänze aufgezählt, alle auf Lieder nach alter Weise, z. B.: Ich hat an einer Mütz das rauhe rausgedrehet; — Wie gut schmecket uns das Hutzeplutzer Bier; — Ist dir das Hoseband u. s. w. Auch der Spott ist da, dass ihm eher einfällt nach polnischen als nach deutschen Liedern zu tanzen, nach Oden der Kofacken und was man in den Lägern pfeift und singt. Er tanzt auch nach Polen Art, den Beginn durch Stampfen anzeigen. In seinen Gedichten von 1652 sind die eignen Gedichte von andrem Ton. Von Trink- und ähnlichen Liedern, die ihm gelingen, und von Uebersetzungen abgesehen, sind sie durchgängig mittelmäfsig. Die Vorrede aber ist gut, kurz, bündig, über die Schrecken des dreissig-jährigen Krieges anschaulich (das Schlimmste freilich erzählt er als in der Mark, in Pommern, im Reich und in Mecklenburg geschehen, so dass er die erwähnten Gräuel des Menschenfleischessens u. s. w. doch nicht selbst gesehen zu haben scheint). Dann setzt er langweilig genug poetisch ein, auch der Wissenschaft sich befleissigend und seine Gelehrsamkeit verwendend. Einblick in den Inhalt der Gedichtsammlung wird instruirenend sein.

Anakreontische Lieder schon hier. Opitz, Buchner, Nüfslar,

Czepko, Költer, Rist, Tscherning, Zesen, Fleming und Logau werden genannt. Hölzern genug ist er, wenn er seine Weisheit verwerthet. Im ersten geistlichen Gedicht sagen die heiligen drei Könige, dass kein Abgott mehr bestehen werde, der Gräuel Mahomets und Aly's (nach dem citirten Olearius) werde zergeln; der Mexicaner würde den Vitziputzli hassen (nach Georg Braun und Johann Gonfale), die Samojeden würden nicht mit den Peruanern die Sonne anbeten (nach Olearius und Hulsius) u. s. w. Frische Verwerthung schien allen diesen Dichtern angebracht. Nun kommt weitere Weisheit über Lorichius von Hadamar, der von poetischer Art geschrieben und gesagt, es wäre die deutsche Sprache gar unedel und tölpisch, Uebersetzungen aus dem Polnischen des Kochanowsky und der «*pia desideria*» des Jesuiten Hermann Hugo (viertes Buch) dazwischen. Dann folgt in trauriger Weise eine Versificirung in Alexandrinern aus Tacitus von der Alten Teutschen Ankunft, Leben, Stärke, Sitt und Gottesdienst. Sodann erzählt er uns, dass Opitz aus Ernst Schwabe von der Heyde die erste Anleitung bekommen und Vondel den Opitz nicht für einen Poeten habe ansehen wollen, weil er so viele Inventionen entlehnt habe. Das Interessanteste sind seine Uebersetzungen aus Kochanowsky, dem die deutschen Genossen übertreffenden frischeren, freieren polnischen Dichter. Manche kleinere Gedichte des Polen sind vortrefflich. Er kennt, liebt und ahmt Anakreon nach; stellenweise scheint er der reine Mirza-Schaffy. Eine leichte, freie Lebensauffassung in ihm! Eine eigenthümliche Luft, verglichen mit der, in welcher die deutschen Dichter dieser Zeit lebten.

Wo Scherffer, wie im neunten Buch derber wird, wird er um etwas frischer; es steckt leider nichts dahinter. Seine ausführliche Aufzählung von deutschen Poeten vor dem zehnten Buch ist interessant.

Joh. Francke, der an Simon Dach schreibt (*Poetische Werke 1648*):

Deutscher Flaccius, Sohn der Götter,
Andrer Opitz, Castors Vetter
Luft der Nympfen u. s. w.

oder:

Es war gleich um die Zeit, wenn mit den schwarzen Rossen
Die Nacht um's Halbrund kutscht, der Titan lag verschlossen
Im Untertheil der Welt —

in geistlichen Liedern, im Drahisch-Realistischen besser, Uebersetzer vieler fremden Epigramme, Dichter eines gröfseren epischen Gedichts

«Susanna» 1658, in welchem er aber vor Reflexion zu wenig zur Erzählung gelangen kann, und mit ihm sein Freund Heinrich Held aus Rostock, sie könnten uns zeigen, wie in Frankfurt a. O. die poetische Lust nicht erstarb.

Fast alle die behandelten Dichter, Opitz, Fleming, Rist, Rinckhart, Zesen, Homburg, Neumark, die Nürnberger dichteten auch geistliche Lieder, die zum Theil, wie angeführt worden, zu ihren besten Leistungen zählten. Martin Albinus in Danzig, A. H. Buchholtz, Scriver, Dilherr, der berühmte Prediger in Nürnberg und Gönner des Klaj, Joh. Vogel ebendaselbst, früh nach Opitz «neuteutscher» Verse machend, sowie Betulius, der Bruder des Sigmund von Birken, David von Schweinitz seien nur genannt, hervorgehoben aber nur einer, der beste unter den Dichtern des evangelischen Kirchenliedes: Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen (1606—1676). Gerhardt ist außer durch seine tiefempfundenen Lieder bekannt durch den Widerstand, den er als Prediger an der Nikolaikirche in Berlin den Unionsbestrebungen des großen Churfürsten leistete. Er legte in Folge dessen sein Amt nieder und wurde später Pfarrer in Lübben. (Das Lied: Befiehl du deine Wege — ist schon 1659 gedruckt gewesen, folglich nicht mit der Amtsfusension 1666 in Verbindung zu setzen, wie poetisirende Erzählung gethan hat.)

Gerhardt ist einer der erfreulichsten Dichter dieser ganzen Periode. In seinen besten Liedern zeigt er ein so harmonisches, klares Gemüth, ein solches Vergessen seiner Selbst, ein Fernsein von aller Eitelkeit, von allen Gedanken an die Wirkung seines Gefanges, damit von aller Absicht und Manier, innerhalb seines Kreises und seiner Fähigkeit solche Fülle und ruhige, maafsvolle Kraft, dass ihm in dieser Beziehung Keiner seiner deutschen Zeitgenossen nahe kommt. Er hat innere Anschauung, künstlerisch verschönernde Phantasie. Seine Sprache ist fließend, doch nicht gelehrt eingeschnürt, sondern in der einfachen, im guten Sinn volksmässigen Weise sich bewegend. Nie klebt er am Aeuferlichen und nie verliert er sich in Bilder. So einfach er einfsetzt, wie Spee gern von der Natur seinen Ausgang nehmend, so dringt er immer zum Hohen oder zum Höchsten hin, dem Alles bei ihm dient. Fleming, Gryphius, Weckherlin, Spee, von Balde abgesehen, übertreffen ihn, der Eine in Diesem, der Andere in Jenem. Aber in jener harmonischen Grundstimmung, die doch der Kraft und Würde nicht ermangelt, übertrifft er sie Alle. Und

weil er, voll feine tüchtige Persönlichkeit gebend, dichtete ohne rechts und links zu schauen und sich beirren zu lassen durch Tendenz oder Egoismus allgemeiner oder künstlerischer Art, so entstand bei seiner poetischen Begabung Gutes und Erfreuliches und Wirkfames. Seine Poesie gab dem evangelischen Kirchenlied einen neuen Halt. Nun ruhen alle Wälder (1653) — Gottlob nun ist erschollen — Befiehl du deine Wege — O Haupt voll Blut und Wunden u. s. w. — es sind bleibende Gedichte. Wie melodisch er sein kann, zeigt etwa sein Morgensegen:

- (1) Die güldene Sonne
 Voll Freud und Wonne
 Bringt unsren Grenzen
 Mit ihrem Glänzen
 Ein herzerquickendes lieblches Licht.
 Mein Haupt und Glieder,
 Die lagen darnieder
 Aber nun seh' ich,
 Bin munter und fröhlich
 Schaue den Himmel mit meinem Gesicht.
-
- (12) Kreuz und Elende,
 Das nimmt ein Ende;
 Nach Meeres Braufen
 Und Windes Saufen
 Leuchtet der Sonne gewünschtes Geficht.
 Freude die Fülle
 Und felige Stille
 Hab ich zu warten,
 Im himmlischen Garten
 Dahin find meine Gedanken gericht.

Hier klingt es und singt es. (Ein schöner Fortgang im Gedicht von der Morgenwonne, die so morgenfrisch, morgenheiter gefeiert wird; danach der Gedanke an die Schwere und Trübnifs, der aber mit demselben frohen Entzücken überwunden wird; auch Martyrium ist Seligkeit für diesen frohen, frommen Glauben. Schön das Zurückgreifen auf den Anfangsgedanken und seine Erhöhung.) Andrerseits zeigt sich in solchen Versen auch eines Gerhardts die Annäherung des religiösen Gefangs an die Arie.

Paul Gerhardt fand im Leben seinen Halt am starren Lutherthum. Andere Gemüther, unbeschränkter ins Weite strebend, unruhiger angelegt, suchten nach alter mystischer Weise weiter und weiter, bis

die Einen ihr Ziel durch ihre tiefere Gemüthsbewegung fanden, Andere von einer Confession sich zur andern wandten, Anderen der Verstand sich wirrte.

Jene Männer, welche im Pietismus, Arnd's Spuren folgend, später um ihr berühmtestes hoch verdientes Mitglied Phil. Jacob Spener aus Rappoltsweiler im Elsass (1635—1705) als einen Hauptführer sich schaarten, haben keinen hervorragenden Repräsentanten in dieser Zeit aufzuweisen. Anders die zweite Gruppe, welcher einer der sonderbarsten theosophischen Dichter angehört, Johann Scheffler oder Angelus Silesius aus Breslau (1624—1677). Scheffler war Protestant, 1652 wurde er katholisch. Es ist eine tiefe poetische Kraft in diesem Manne; führte diese ihn mit zum Katholicismus, aus den phantasieärmeren Regionen zu denen, von welchen ein Spee und Balde so beredtes Zeugniß ablegten? Seine Ueberschwenglichkeit in den noch protestantischen Liedern könnte darauf weisen. Der Aufenthalt in Italien — in Padua wurde Scheffler 1648 zum Doctor der Philosophie und Medicin promovirt — gab ihm nachhaltige neukatholische Anregung. Spanische Einflüsse sind sichtbar.

Hier handelt es sich hauptsächlich um Schefflers wunderbare Sammlung von theosophischen Sprüchen des «Cherubinischen Wandermann» (1657). Es ist dies (nach der 2. Aufl. in 6 Büchern von 1675) eine Sammlung der allerbedeutendsten Art nach Inhalt wie nach Form.) Scheffler griff gleich Arnd und Böhme aus verstandestrockener Zeit und Dogmawesen weit ins Mittelalter zurück. Ein seltsames Gemisch ist in diesem Manne gewesen, oft eine Weichheit wie in den geistlichen Dichtern des Mittelalters, solche Inbrunst, Seligkeit; eine Reinheit und Klarheit in den poetisch-philosophischen Versen, die in der Fassung nach Inhalt und Form ihres Gleichen in der Zeit suchten, von einer klassischen Einfachheit. Dazu Gedichte zum Theil höchst barocker, auch sonst gang und gäber Art, Christliches z. B. durch antike Mythologie aufzutzend. Später Dichtung (Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge, 1675) im gewöhnlichsten Stil, geschmacklos, bänkelfängerisch, grob und grobsinnlich

*) Tauler sagt, was Gott aus Natur, das können wir aus Gnaden werden. Dies ist ein Ausgangspunkt für Scheffler. Er weist auf St. Bernhard, vor Allen auf Tauler, dann zum Rusbrochio (Joh. Ruysbroek 1293—1381), Harphio, auf den Autor Theologiae Teutonicae und sonderlich auf die *theologia mystica* des Jesuiten Sandaeus und auf das Leben der ehrwürdigen Maria de Escobar.

bis zum Sackgroben und Eklichen, daß man den Angelus Silesius der geistreichen Sinn- und Schlussreime des Cherubinischen Wandersmannes gar nicht wiedererkennt.

So finnig, treffend, das Schwierigste oft so einfach sagend er im Wandersmann ist, so roh, heftig, äußerlich wird er oft hier. Dort ein tiefer Pantheist^{*)}, hier ein Zelot (wie auch in seinen theologischen Streitschriften). Knorr von Rosenroth (1636—89) gehörte ähnlicher Mystik an. Auch er trat zum Katholicismus.

*) Cherub. Wandersmann:

Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will befehlen,
So kann es nur in mir und wer mir gleicht geschehen.

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen,
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Gott ist die ew'ge Ruh, weil er nichts sucht noch will,
Willst du in gleichem nichts, so bist du eben viel.

Eh' ich noch etwas ward, da war ich Gottes Leben.
Drum hat er auch für mich sich ganz und gar ergeben.

Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen,
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinten.

Ihr Menschen lernet doch vom Wiesenblümlein,
Wie ihr könnt Gott gefall'n und gleichwohl schöner sein.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

Ist deine Seele Magd und wie Maria rein,
So muß sie Augenblicks von Gotte schwanger sein.

Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit
Und daß Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

Das Ei ist in der Henn, die Henn ist in dem Ei,
Die Zwei im Eins und auch das Eins im Zwei.

Mein! richte dich doch auf! Wie soll dich Gott erheben,
Weil du mit ganzer Macht bleibst an der Erde kleben u. s. w.

Es ist eine Fülle zum Verwundern. In den vier letzten Dingen dagegen ist schon die Vorrede gewöhnlich, die Verse sind durchgängig geschmacklos, aber fließend im populären Stil. Alles, Hölle und Himmel ist grobsinnlich. In der

Sinnverirrt wurde der Mystiker Quirinus Kuhlmann aus Breslau (1651—1689). Der Weltwechsel, den er aus den Zahlenversetzungen sah, verstörte ihn. Das Studium Böhme's erregte ihn tief. Er wollte Gründer einer neuen Religion werden, des Kuhlmannsthumus. In Konstantinopel, wo er den Sultan zu bekehren gedachte, kam er 1678 in Gefahr gespiest zu werden; 1698 wurde er in Moskau vom Patriarchen verdammt und verbrannt.

Mit 15 Jahren fing Kuhlmann an zu dichten (seine Grabschriften), dem Exempel des Martial, Owens, Muretens, Taubmanns zu folgen bestrebt. Opitz (nach der Aufl. von 1671) heifst ihm der schlesische Homer, Gryphius der deutsche Sophokles, Logau der schlesische Martial. In den «himmlischen Liebesküßen» wirken Barth und der gelehrte und phantastische Jesuit Ath. Kircher (1601—80) auf ihn. Im Geschichtsherold (1673) ist interessant, wie er gegen «Janen Huarten, den spanischen Arzt» polemisirt, der die Dichtung als Einbildungswerk, als Gegenpart der Weisheit aufstelle «und denselben aller Verstandsgehörigen Wissenschaften unfähig nennet, welcher mit einem

Hölle sind Frösche, Kröten, Schlangen, Mäuse, Wanzen, Mücken, Bremsen u. s. w. In der himmlischen Stadt Jerusalem dagegen riechen z. B. die Menschen nach Zimmintrinde, Benzoin und Amber, Rhodisch Oel und Nelken, sind unkörperlich, können durch Steine gehen. Großfürst Michael ist Erzmarschalk.

An's Herren Seiten gehn, die sich
Um's Himmelreich verschnitten.

Die Märtyrer tragen Scharlach. Die Beichtiger kommen „gesprungen“. Gabriel ist der Maria treuer Oberster Hofmeister. Christus verschenkt an die Getreuen Schlösser, goldene Paläste, Herrschaften, Dörfer, an die Frauen Geißleine, Gold, Perlen u. s. w. Es ist halb Ringwaldt-, halb Klajstyl, wie man sieht.

Commodus, Nero, Sever, Decius u. A. fehen die geretteten Heiligen:

Dies sind die, murmeln sie bei sich,
Die wir für Narren hielten,
Mit deren Blut wir häufiglich
Die wilden Thier erfüllten.
Dies sind, die wir als einen Schaum
Des ganzen Volks verachten!
Dies sind, die wir wie einen Traum
Und blauen Dunst verlachten.

Der ist's, spricht jener, der für mir
Nicht einmal durste mucken!
Der bettelte vor meiner Thür,
Den trat ich auf den Rücken u. s. w.

fürtrefflichen Dichtungsgeist begabet». Man sollte Juan Huarten noch lange nicht verstehen (Lessing übersetzte ihn). Kuhlmann bringt im «Geschichtsherold» ganz schriftstellermäßig eine Reihe recht gut geschriebener Geschichten (Novellen) zum Theil nach Kircher; die erste darunter ist die Geschichte von Deodatus von Gozon (d. i. Schillers Kampf mit dem Drachen). In seinen Dichtungen ist manches Bild voll Schwung und Poesie. Die Fehler der zweiten Schlesischen Schule herrschen stark in ihnen: erst später machte er sich davon frei. Ganze Gedichte bestehen aus Auseinanderreihungen von Bildern. Sanftmuth ist z. B. Band der Göttlichkeit, Säulwerk, Riese, Licht, Mond, Leben, Fluss, Perlenkind, Schmuck, Spiegel, Strahl, Bronnen und Stern. Mystischer Aberwitz verfolgt ihn in der Zahlenauffassung, deren Zusammensetzung er nach Kircher treibt. Er bringt eine Reihe Verse aus einzelnen Wörtern und erzählt wie viele hundert Millionen Mal sich dieselben versetzen lassen. Sein bedeutendstes Werk war sein «Kühlpalter» (1685): schwärmerische Theosophie. Besondere dichterische Einwirkung hatte er nicht.

Die tiefer ergriffenen, weicheren Gemüther suchten eben in der Gottesfehnfucht Zuflucht und in der religiösen Tiefe Raum, sich auszudehnen. Sentimentalität im späteren Sinn gab es noch nicht, noch keinen Weltschmerz. Es fiel das krankhaft-gesteigerte Gefühl zunächst und am leichtesten deshalb auf das Religiöse. Alles, was sich später in sentimentalale Geschlechtsliebe und Weltschmerz entlud, machte sich jetzt in solchen religiösen Empfindungen Luft. Daher deren Ueberschwänglichkeit, Krampf- und Krankhaftigkeit in so vielen Fällen.

Die Reimfreude hatte auch Frauen erfafst, nachdem das Versemachen so leicht und so ehrend geworden war und man gelernt hatte, dass gute, fromme oder überhaupt verständige Gedanken in Vers und Reim gebracht, Poesie seien. Wo wirkliches Talent sich regte, konnte der Erfolg zum mindesten kein gröfserer als bei den Männern, musste im Durchschnitt wegen beschränkterer Anschauungen geringer sein.

Dorothea Eleonora von Rosenthal aus Schlesien sei hier erwähnt, weil sie in ihren «Poetischen Gedanken» (Breslau 1641) eine Zeugin des Interesses und der Begeisterung für die Opitzdichtung und die Wirkung ist, welche der junge Zesen übte. Der Anfang des sonst inhaltslosen trivialen Gedichts erzählt, wie die Damen, durch das Lob des Landlebens von Opitz begeistert, sich in die Kutsche setzen und auf das Vorwerk fahren. Dann folgen Lobverse auf Opitz

wegen seiner Jamben und Trochäen, auf Buchner wegen der Daëtylen und auf Zesen wegen der Anapäste, der Sapphischen Verse und seiner eigenen, neulich erfundenen Zesen-Art.

Sibylla Schwarz aus Greifswald (1621—1638) ward in der Folge, nach der Herausgabe ihrer Gedichte durch ihren poetischen Lehrer Gerlach (1650), viel genannt. Die Jungfrau hatte leider, wie Gerlach's Vorrede zeigt, einen fehr mittelmäfsigen Lehrer. Man begreift, dass sie unter dessen Anleitung nichts Besseres in solcher Jugend dichten konnte.

Unter den hohen Frauen, welche als Dichterinnen religiöfer Lieder auftraten, ist Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg 1627—67 mit mehreren religiösen Liedern (Jesus, meine Zuversicht) am bekanntesten.

Die Pegnitzer und Zesen nahmen Frauen in ihre Gesellschaften auf. Die Pegnitzer allein konnten später (siehe Herdegen) mit einer langen Reihe Dichterinnen auftreten, mit Frau Dobeneckerin, Stockflethin, Limburgerin, Penzlin, mit der auch von Morhof anerkannten Frau Möllerin zu Königsberg — alle kaiserliche gekrönte Dichterinnen — und Anderen.

Anna Owena Hoyer, die Schwenfelderin, ward früher zu den männlichsten unter allen deutschen Poeten ihrer Zeit gerechnet. Von Frau Catharina Regina von Greiffenberg^{*)} (1633—94) hätte man Lust, im 7. Jahrzehnt Aehnliches zu wiederholen. Sie ist so kühn, gedankenvoll, feurig, oft so concentrirt und so schlagend einfach, dass sie mit Gryphius die tiefste, charactervollste poetische Kraft ihrer Zeit in Deutschland genannt werden kann. Ihren Namen: die Tapfere — in der Zesischen Lilienzunft (1676), deren Vorsitzerin sie ward, hat sie mit Recht bekommen.

^{*)} 1662 ist sie Fräulein, 1675 Frau von Greiffenberg, Freiherrin von Seiffenegg, genannt. In der Vorrede der 1663 und 64 gedichteten „Siegesfäule“ sagt sie: sie habe damals keine Hausorgen gehabt, wäre aber zu andern weiblichen Uebungen angehalten, „dass ich also zu dieser fast die Stunden stehlen musste“. Nie hätte sie die Uebersetzung des Bartas und die angehängten Sonette herausgegeben, „wenn nicht mein liebster Freund auf Erden, nemlich mein Gemahl, folches verlangt und an mich begehrt hätte, dies Einige von politischen Dingen herauszugeben, welchem ich nichts abschlagen kann und solle“. Ist Hans Rud. von Greiffenberg, Freiherr von Seiffenegg, der sich in der Vorrede der „Geistlichen Sonette“ ihren Vetter nennt, nach der Vorrede aber ihr Oheim ist, ihr Mann geworden?

Interessant und scherhaft ist die Vorrede des Herausgebers ihrer Geisl. Sonette, Lieder und Gedichte (nunmehr zum Ehren-Gedächtnis zwar ohne ihr Wissen zum Druck gefördert durch ihren Vetter H. R. von Greiffenberg. Nürnberg 1662).

Er plaidirt für die Berechtigung der Frauen durch Beispiele aus der Bibel. «Es ist ein grosser Unterschied zwischen einem Virgil und Baven oder Meven, zwischen einem Opitz und Hans Sachsen». Das war das Urtheil 100 Jahre nach Hans Sachsfens Tod in Nürnberg, wo, wie es scheint, Greiffenberg lebte). «So wenig ein bloses Bild, weil ihm die Seele mangelt, ein Mensch ist, so wenig ist ein bloses Zeilengebäude ein Kunstgedicht zu nennen, weil ihm die sonderbare Ausfündigkeit und rednerische Kunstzier als die Seele eines Redgebäudes abgeht. Noch sind heutzutage deren viele, welche nur ein leeres Gereim und Geleim ohne lehrhaften Nachdruck und tapfere Wörterpracht daherschmieren». Mit Berufung auf Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft spricht er dann aus: «die rechte und echte Dichtkunst besteht in nutzbarem Kern-Inhalt und in ungemeinem belustbaren Wortpracht.»

Das Lobgedicht des «Sinnreichen» auf Catharina Regina —

Wie wenn der grüne Mai die Felder tapeziret
Mit Schmelzwerk der Natur —

wäre gut zum Motto des Unsinns.

Wie die Nürnberger Theorien wirkten, lehre uns der «Erwachsene», welcher die Dichterin so feiert:

Hände von weissfeidnem Flor,
(Die die Hände der Natur
Mit saffirnen Fäden sticken,)
Betet an die Männerwelt.
Jeder will auf dieses Feld
Einen Lieb und Ehrkuss drücken.
Was soll wohl alsdann gescheh'n,
Wenn die schöne Hand so schön
Schreibt ein geiftig Kunstgedichte?
Wer kein Mopsus ist, der richtē.

Eine Schnee-Alpaster Stirn
(Die mit güldnem Locken-Zwirn
Sonnenstrahlend ist behangen,)
Männerherzen an sich rückt:
Jeder wünschet sich bestrickt,
Und in dieses Netz gefangen.

Wie, wann unter Haar und Stirn
Wohnt ein göttlich's Geist-Gehirn?
Ach die selbste Lieb, zu lieben
So ein Bild fühlt sich getrieben.

Gegen solche Reimereien sticht dann die deutsche Urania, wie Fräulein von Greiffenberg auch wohl nach dem Titel ihrer Liederfassung genannt wurde, glücklicher Weise ab.

Sie ist ein bedeutender, aus innerem Trieb und auch innerer Fülle dichtender, nachdenklicher, klarer Geist. Unter ihren 250 Sonetten ist natürlich Vieles weniger oder wenig ansprechend, aber nirgends ist oberflächliches Spiel; Vieles ist tief, kräftig, Manches grofsartig in Bild und Gedanken im guten Sinn der Phantasie der Nürnberger, wenn auch mit barockem Anflug. In den Liedern (der teutschen Uranie Himmel-abstammend und Himmel-entflammender Kunstgesang in 50 Liedern, untermischt mit allerhand Kunst-Gedanken) will sie zu viel Schwung, Lust zur Weisheit, zum Glauben zeigen. Während sie sich in den Sonetten mehr concentriren musste, wird auch sie hier breit und mehr Reimerin als Dichterin. Dadurch dass Alles auf Gott gewendet wird, verliert sich obendrein das freie geistige Walten; eine stereotype Behandlung tritt ein.

In der «Sieges-Säule der Bufse und des Glaubens wider den Erbfeind christlichen Namens aufgestellt und mit des Herrn von Bartas geteutschten Glaubens Triumph gekrönet» (gedichtet 1663 und 64, herausgegeben von Schloß Seiffeneck aus 1675) tritt ihre kräftige Eigenthümlichkeit voll hervor, deretwegen sie mit Anna Hoyer verglichen ward und welche sie nach der männlich-feurigen Seite auszeichnet. Die Dedication dieses Buches der Frau ist «an mein werthes Teutsches Vaterland» voll glühenden Patriotismus, in mancher Beziehung von übermässigem Selbstbewustsein, an die Hoyer und die Mystiker erinnernd, wie sie wider die Türken und die Schlaffheit der Deutschen eifert: «Da bin ich zu Gott und wider den Rifs getreten, da hab ich den Himmel in meine Arme gefafst und mit ihm gerungen, bis er mir nach und gewonnen gegeben, wie du, o allerliebstes Vaterland in der That und Wahrheit erfahren haft, dafs, dem Himmel sei Lob! der Krieg eher als meine Schrift vollendet war.» Kraft, Vernunft, Wärme, auch Bescheidenheit, aber niemals Kriecherei, ist in ihren Worten, so verschieden von den bald trotzigen, bald knechtischen, heuchlerisch-demüthigen Vorreden der meisten damaligen

Poeten. Lehrhaft-breites, Predigendes wechselt in dem überlangen Gedicht (Alexandriner) mit manchem Kraftvollen, Wahren, Frischen, Tiefen. Gegen Geiz, Habsucht, Stolz, Hoffahrt, Neid und Haß schleudert sie Strafworte. Vom Geiz ruft sie:

erwürgt das Tigerthier — —
Hinweg! weg! kreuzigt ihn! — —
Er giebt als Gott sich aus. Der lose Mammon ist
Der Juden König ja, verführt durch Trug und List
Den meistten Theil der Welt!

Die Kunst Macchiavelli's, warnt sie, wird der Ochse des Phalaris für den Künstler! Adlerreich, reiss' wie der Löwe durch die Spinnweben! erschallt ihr Ruf. Die Gedanken sind vortrefflich; gut der Rath, gut die Anschauung dessen, was im Volk und Staat für Oesterreich Noth that.

Dafs Catharina Regina freilich hinsichtlich der Theorie nicht über ihrer Zeit stand, lehrt leider die weitere Durchsicht ihrer für die Zeit interessanten Siegesfäule. Wir sehen darin die Auffassung und Behandlung, wie sie Birken in den ähnlichen höfischen Werken zeigt.

Nach Trefflichem kommen religiöse Erniedrigungen vor Gott im Ungeßmack der Zeit; sie trägt zu stark auf, wird breit und kann kein Ende finden. Der organisch sich entwickelnde Inhalt fehlt. Beschreibungen, künstliche Einfachungen aus allem Möglichen, aus Natur und Geschichte sollen ihn ersetzen. Ein trostloses Gottesgeplärre hebt an; dann folgt eine versifirte Geschichte der kriegerischen Ausbreitung des Muhamedanismus, die Geschichte der ungarisch-türkischen Kriege. Kräftige Züge leuchten hie und da hindurch. Sodann kommt eine Uebersicht über die Völker ihrer Zeit; gross ist dabei ihr Mitleid mit Polen, das wie ein Ring zum Kriegsspiel für Jedermann danach zu rennen hinge. Dann folgt wieder ein Aufruf, gegen die Türken zu kriegen; jede Schwangere stehe ja auch beim Gebären in Todesgefahr.*). In endloser Breite geht es dann wieder

*) Es ist sonderbar, wie wenig die Herren der Schöpfung gemeinlich die Furchtlosigkeit und die Todesgefahren der Frauen in solcher Beziehung psychologisch und philosophisch-moralisch verwerthet haben. Jeder Soldat, der in's Feld zieht, wird verherrlicht; von der Schwangeren, deren schwere Stunden und Gefahren gewiss sind, wird, auch alle sonstigen Rückfichten in Anbetracht gezogen, sehr wenig Aufhebens gemacht.

dahin über Gott, Christus, Tugend u. s. w., dass kaum der Kern zu fassen ist.

Das angehängte, übersetzte Gedicht von Bartas: le triumphe de la foy — zeigt uns das Vorbild und dieselben Fehler. Danach folgen noch vortreffliche Sonette von der Dichterin, in denen sie den Besten jener Zeit gleich ist.

Catharina Reg. von Greiffenberg übertrifft an energischer Kraft alle ihre Mitdichter, Rist, Zesen, Schottel, Birken, Neumark u. s. w., auch den fürstlichen Dichter, der zur selben Zeit mit ihr seine «Geistlichen Reimgedichte» erscheinen ließ (1663), Gustav Adolf von Mecklenburg, der ernst und tüchtig, aber vor Lust an Reuegefühlen sich in der Poesie nicht kräftig emporreift.*)

Diese deutsche Urania oder Clio des Ister-Strandes lässt uns mit dem Dichter Hohenberg, dessen epischen Versuch wir noch kennen lernen werden, doch in Etwas den Geist gewahren, der damals in den höheren Kreisen des Österreichischen Landes herrschte. Es war die Epoche, welcher Prinz Eugen dort vorantreten sollte und welche auch in der Architectur in Wien ihren zwar barocken, aber grossstrebenden und bedeutsamen Ausdruck bekam.

Die Greiffenberg zeigt uns, wie man in den Südost-Marken der poetischen Bewegung folgte. Die oberen Stände schließen sich allmälig der Neuerung an. Die Fruchtbringende Genossenschaft wird hier mehr genannt als Opitz; die hohen Herrn und Fürsten eben mehr als der gelehrte Poet. Dann haben die Nürnberger, als dem italienischen und lateinisch-poetischen Stil zunächst stehend, ihre Einwirkung. Birken war, wie wir gesehen haben, der Hauptvertreter.

*) In seinen Oden macht das Lied über den 101. Psalm eine frische Ausnahme, die freilich dem Bearbeiter kaum zuzuschreiben ist.

V. 2. Was böse ist, nehm ich nicht für,
Den Uebertreter hafse ich,
Ich weife ihnen bald die Thür,
Und haf's sie, weil sie haffen dich.
Verkehrte Herzen leid' ich nicht,
Die Bösen müssen weg von hie,
Wer von dem Nächsten übel spricht,
Vertilg ich strax und leid ihn nie.

Wer stolze Sitten an sich hat
Und hohen Muth, den mag ich nicht u. s. w.

Französischer Einfluß wirkt mit dem italienischen ein; der niederländische dagegen, der bürgerlich protestantische tritt zurück. Der norddeutsche bürgerlich-gelehrte und allerdings so langweilige Geist gelangt hier nie so sehr zur Herrschaft, daß er die Mittelschichten ergriffen und dominirt hätte. Der «neue Mensch», der dahinter steckte, kommt aber deshalb auch dem österreichischen Bürgerthum nicht zum Bewußtsein; dieses beharrt im Geist in dem jetzt nichts weniger als regen, fortschrittlich nützlichen, alterthümlichen Stil und es sinkt natürlich stehen-bleibend gegen die Voranschreitenden zurück. Die Mittelschichten, hier, in Baiern und überhaupt da, wo man unter der Herrschaft des Katholizismus jenen neuen Geist fernzuhalten wußte, blieben dadurch in mancher Beziehung frischer, nach alter Weise gemüthlicher, volksthümlicher. Aber sie standen dadurch zu den gleichen in Norddeutschland etwa wie Zwei, von denen der Eine eine pedantische aber schließlich doch fördernde Lehrzeit durchmachte, während der Andere davon verschont, aber ohne Schulung unsicherer und folglich auch unbedeutender blieb.

Wie schon bei Balde hervorgehoben ward, herrschten im südlichen Baiern die lateinischen Jesuiten oder die ältere deutsch-volksmäßige Poesie, die sich langsam, wie Balde selbst zeigt, den neuen Formbesserungen anbequemte. Jene schwungvoll, hochstrebend und wieder auf Grazie und Feinheit ausgehend, im angegebenen manieristischen Stile, diese unbeholfen, unkünstlerisch und plump. Im südlichen Schwabenlande nahm man die nord-östliche Neuerung gleichfalls nur langsam und nicht sehr gutwillig auf. Im Volksleben und der poetischen Volksweise war bei allem Ungeschmack und allem Mangel an Entwicklung doch so viel frischer Saft und Kraft, daß man der gelehrten Abstraction von Opitz nur mit Widerstreben sich bequemte. Andreae's und Weckherlin's Art stand mit Recht der neuen, herrschend werdenden Dichtung entgegen, doch Fortsetzer und Verbesserer hatten sie nicht. So machten sich die Vorzüge der neuen Form und die tieferen Triebkräfte der Opitzischen Dichtung auch hier geltend. Friedr. Greiff mit seinen schon oben genannten Bearbeitungen älterer Gedichte nach Opitzisch-reiner Art in seiner «Geistlichen Gedichte Vortrab» (Tübingen 1643) war hier Einer der Ersten, der, freilich in sehr trivialer Art, nach Opitz, Buchner und Zesen über Metrik vorredete und verfehlte. Der breite, nach Gewähltheit strebende, poesielose Christoph Kaldenbach, der von Königsberg 1638

als Professor nach Tübingen kam (und dort 1683 seine Deutschen Lieder und Gedichte herausgab), konnte kein gutes Beispiel geben. (Kaldenbachs Gedichte reichen bis 1638 zurück.)

Aehnlich war nun die Entwicklung im übrigen Südwestdeutschland. In der deutschen Schweiz kam man erst ziemlich spät zu dem Bewusstsein, dass man in der Poesie einen anderwärts für alterthümlich erachteten Standpunkt einnehme. In seiner eignen Weise, etwas schwerfällig aber ruhig und nicht geblendet durch die nordostdeutschen Erfolge ging man hier nun den weiteren Gang.

Wenn J. H. von Traunsdorff, der mit Logau genannt werden mag, in seinen 3000 Gedichten und Sprüchen noch ganz der alten Schule angehört, so sehen wir Joh. Wilh. Simler in seinen «Teutschten Gedichten» (Zürich 1648) zu der neuen Schule den Uebergang machen.

Aus der Vorrede erfieht man die Anregung, welche durch die Fruchtbringende Gesellschaft (der Drucker Bodmer wünscht in einem Sonett höchst naiv, dass die Fruchtbringende Gesellschaft Simler als Mitglied aufnehmen möge), und die angeführten Opitz, Buchner, Venator, Nüssler, Weckherlin, Hübner, Werder, Lund, Rist gekommen war. Simler, damals Zuchtherr im Collegio Parthenico in Zürich genannt, erklärt, er habe früher die deutsche Poesie nicht geachtet, jetzt aber diese Gedichte gemacht, doch nicht in schönen Redensarten, sondern nur einfach und zu alten schönen Gefangsweisen. Gegen die Reimereien von heidnischen Göttern und Göttinnen, als der leichtfertigen Venus und ihrem garstigen Sohne Cupido, woraus verdammlicher Schade komme, erklärt er sich streng, tadelt aber auch die übelklingenden Verse. Seine Gedichte sind mehren Theils geistliche. Simmler ist charactervoll, phrasenlos, ernst und einfach, älterer deutscher Art in seinen Anschauungen. Metrum und Form haben über ihn keine Gewalt. Es ist kein Schwung noch befondere Phantasie in seiner Dichtung, aber es ist diese Ausfluss eines innerhalb seines Kreises tüchtigen, die Welt verständig anschauenden Charaters und damit von einem gewissen Interesse. In seinen «Ueberschriften» nimmt er dieselben noch im alten Sinn. Er hat darin viel mit guter Ehe, Tischzucht u. s. w. zu thun, lehrhaft, ehrbar, aber ganz hübsch zu lesen, weil Alles kurz und sinnig, freilich auch ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, gesagt ist: *) ein höherer Ringwaldt in diesen Dingen.

*) Schon er heisst den Fisch nicht mit dem Messer schneiden und für keine Speise das Messer zum Einschieben benutzen.

Im Uebrigen ging die Poesie in der Schweiz ihren alten Gang weiter. Die älteren Anschauungen und Richtungen wogen hier noch vor, während sie in Deutschland zwar noch grade so, namentlich im Süden und Nordwesten bestanden, aber erst in zweiter und dritter Linie und vor den Neuerungen nur noch eine kümmerliche, immer geringer werdende Geltung hatten.

9.

Die Satiriker.

Kann die Geschichte der Dichtung einen noch gröfseren Abstand zeigen zwischen Wirklichkeit und idealem Streben? Und für den ersten Anblick sonderbarere Ideale, soweit sie hinter den Lehren, die uns so trivial dünken, und den gedrechfelten Phrasen, die uns so langweilig und komisch vorkommen, zu erkennen sind?

Was das deutsche Volk seit dem dreissigjährigen Krieg litt, war grauenvoll. Was aber ist Inhalt und Ziel seines poetischen Träumens? Was wird geliebt, gehafst, ersehnt und gelehrt?

Und wie lange noch musste man warten, bis man den neuen Menschen nun wirklich angezogen, das erstrebte moderne christlich-philosophische Gleichgewicht gewonnen hatte, Muth bekam, die Gängelbänder loszulassen und sich frei in der Welt umzuschauen und dieselbe sich zurechtzulegen, die Kraft, nach wahrem schönem Menschenthume zu ringen! Welch' ein Jahrhundert in der Oede und Verkehrtheit stand noch bevor! Welche Zustände aber mussten vorhergegangen sein, um solche Gegenwirkungen nicht blos hervorzurufen, sondern sie in den Augen der Zeit selbst als heilsam, die Perrückenlehre als idealisch erscheinen zu lassen!

Die bisher betrachteten Poeten waren vorwiegend Lyriker und Didactiker. Die, welche schon die nachfolgende Zeit nach Satire und Drama für sich zu nennen pflegte, mögen auch hier gesondert erscheinen. Sahen wir schon bei den Früheren, dass die aus der Ferne wie eine einzige Kette erscheinende sogenannte Opitzsche Schule — gemeiniglich die erste schlesische Schule genannt — sich in eine Reihe von Einzelzügen auflöst, zu deren meisten Opitz allerdings der Knotenpunkt ist, dass aber auch Querzüge und sogar selbständige Gruppenbildung nicht fehlen, so werden die Folgenden das Bild noch

etwas mannigfacher erscheinen lassen. Wir sind und bleiben dabei freilich in Höhenzügen, welche in ihren besten Parthien nur die Gestaltungen eines Mittelgebirges erreichen.

Die Satire gehört in so weit zur höheren Poesie, als sie ein Ideal hat, mit dem sie das Verßpottete oder Verdammte zusammenhält, um es eben danach zu verlachen oder zu verwerfen. Dies Ideal kann vorwärts oder rückwärts in der Zeit liegen, revolutionär oder reaktionär, freifinnig oder conservativ sein. Manche Satiriker schlagen blind um sich oder suchen in jeden Punkt, den ihr Witz oder übler Humor für verwundbar hält, ihre Bolzen zu schießen. Sie treiben die niedere Jagd in der Satire. Die hohe Jagd bilden die großen, gefährlichen Laster der Zeit, die nicht blos angekläfft werden sollen, wie der Finderhund den Bären umkläfft, sondern angepackt werden müssen. Große Satire verlangt viel Muth, am besten den Muth der Ueberzeugung. Wer ihn nicht hat und in dem immer persönlich gefährlichen Spiel nicht hoch einsetzt, kann nie hohe Treffer ziehen. Was wagten Aristophanes, Juvenal, Luther, Hutten, Rabelais! Gedeckter schon durch die eigne Parthei ging Fischart vor, aber er hatte den echten satirischen Muth. Die große Satire ist sehr selten, weil sie ideale Gewalt, Witz und Muth vereint voraussetzt. Sie entsteht gewöhnlich in großen Wendepunkten des Volkslebens. Reichthum an Satire mittelmäßigen Schlags ist öfter ein Zeichen des Zerfalls als des Fortschritts. Hätte man ein festes Ziel und die nötige Energie, so würde man sich nicht bei dem Geplänkel des Spottes beruhigen, sondern mit hohem Pathos vorwärts dringen.

Die idealisirende Poesie nützt gewöhnlich dem culturhistorischen Interesse allgemeiner Art unmittelbar wenig, hat auch in keiner Weise die Aufgabe.

Die Satire ist meistens ein besserer, wenn auch gleichfalls kein getreuer Spiegel der Zeit. Sie verzerrt zu oft die Züge in die Caricatur, oder sie trägt stark auf, um stark zu wirken; scharfe Linien, grelle Lichter und schwere Schatten gebraucht sie. Sie wählt besondere Standpunkte, Vogel- oder Frosch-Perspectiven jenachdem. In der unendlichen, allgemeinen Reihe der Unvollkommenheit erstrebt sie keine höhere Vollkommenheit, wie es die positive Kunst versucht; sie stellt die Vollkommenheit nicht als Ideal, sondern als eine Norm hin, um den Abstand der gerügten Unvollkommenheit als außerordentlich er-

scheinen zu lassen. Diese Besonderheiten der Satire sind für Satiriker nicht zu vergessen.

So interessant einige der folgenden Männer vom culturhistorischen Gesichtspunkt aus sind, so können sie doch hier, wo vorzugsweise die Entwicklung der Dichtung in's Auge gefaßt wird, keine eingehendere Behandlung finden, als ihre und ihrer Werke Wirkung auf jene gebietet. Ihr eigenthümlicher, allgemeiner Werth möge also nicht nach der Länge der Besprechung gemessen werden.

Zwei Prosaiker mögen vorangehen. Sie streifen beide in andere Gebiete aus der Satire heraus, der Eine in den Sittenroman, der Andere in die Theologie und das allgemeine Schriftstellerthum.

Ueber die Prosa selbst einige Worte. Auch sie war bis zu der Opitzischen Zeit beim alten Stil geblieben. Als Kunst war sie vernachlässigt. Nur im officiellen Gebrauch hatte man sie, falls man nicht Latein anwandte, verkünftelt zu den Verschränkungen und Verschnörkelungen des Curialstils. Zu Opitz' Zeit und nicht zum wenigsten durch seine Bemühungen begann auch in der Prosa das Renaissancestreben und zwar besonders nach dem Vorbild des schon entwickelteren, geschloßnen, logisch schärfer gebundenen französischen Satzbaues.

Opitz mit seinem klaren, leicht disponirenden Verstande schrieb, abgesehen von den Dedicationen, in denen der steifere Canzlei- und Schnörkelstil officiös war, leicht und im guten Mittelmaß hinsichtlich der Kürze und Länge und der Bindung der Sätze, im Ganzen freilich seiner Natur gemäß mehr trocken als frisch, mehr genau und fließend als charakteristisch: der Stil der planen Logik. In so weit entsprach er dem französischen und zugleich dem neuen allgemeinen Ideal; nur die Kraft und Geschmeidigkeit, welche die Franzosen gewannen, das Feuer ihrer Sprache, die doch dem scharfen Zügel sich fügte, konnten weder er noch seine Nachfolger ihrem deutschen Stil geben, da die Eigenthümlichkeiten der damaligen den französischen Stil bildenden französischen Gesellschaft nicht hinter ihnen standen. Nüchterne Deutlichkeit als Nutzen, schnörkelhafter Unsinn zum Ergötzen — danach theilte sich auch durchgängig die deutsche Prosa des neuen Stils, wo sie poetisch in Betracht kommt. Versuche gelehrter Art, wie sie Zesen machte und spätere Zeiten wiederholt haben, wurden schon angeführt.

Daneben ging der alte Stil. Wie vor Jahrhunderten schon haben Anfangs des 17. Jahrhunderts wieder die Mystiker in die Prosa eingegriffen durch ihre Versuche, die schwierigsten Gedanken und Gefühls-

probleme deutsch denkend und sprechend zu bewältigen. Die wissenschaftlich-rechte Ausbildung, wonach die Zeit rang, konnte freilich der deutschen Prosa Jacob Böhme nicht geben, wie sie Descartes auch hinsichtlich der Prosa den Franzosen gegeben hat.

Aehnlich wie in der Poesie sehen wir aber für die Prosa neben den Bestrebungen eines Opitz eine volksthümlichere Renaissance, welche wir auch hier äusserlich an Zincgref und zwar an seine Apophthegmata anschliessen können, die den älteren Erzählungsstil nicht kurzweg aufgeben. Dabei ist zu beachten, dass für behagliches Sich-Gehenlassen und gemüthliche Erzählung der ältere Stil so bequem wie drafisch war und das volle Leben und den Volksgebrauch hinter sich hatte.

Philander von Sittewald nannte sich der berühmte Verfasser der satirischen Sittenschilderungen, welche unter dem Titel der «Wunderlichen Gesichte» sich eine dauernde Anerkennung gewannen und uns tief in das Leben jener Zeit einführen. Johann Mich. Moscherosch ist der wirkliche Name des Verfassers (1601—1669). Moscherosch, (einer aragonischen Familie entstammend, sein Ahne, Hauptmann Mufenrosh war unter Karl V. nach Deutschland gekommen) geboren in Willstädt im Elfsas, studirte in Straßburg. Er erwuchs in den älteren und speciell südwestdeutschen Anschauungen, wie sie sich im Uebergang von Fischart und Spangenbergs zu Andreeae, Zincgref, Schneuber und Rumpler darstellen. Wohl lernte er die französische Literatur, nach beendeten Studien auf einer Reise durch Frankreich auch das französische Volk kennen, brachte aber mehr Abneigung als Wohlgefallen an demselben heim. Mit Zincgref ward er in seinen Jugendjahren bekannt und arbeitete für denselben, wie wir oben bei Gelegenheit der Zincgreffschen Apophthegmata gesehen haben. Wie aus seinen Citaten, vor Allem aus den Lobeserhebungen hervorgeht, trat er in den Kreis der Anschauungen, wie dieselben Zincgref's Gedichtsammlung characterisirt^{*)}). Er selbst beharrte als Profaiker bei dieser Weise, in noch ausgeprägterer volksthümlicher Art als die Schneuber und Rumpler in Straßburg. Andreeae und Weckherlin sind und bleiben für ihn die grossen Dichter; Opitz wird im Ganzen kühler behandelt und finden sich mit dessen Bestrebungen nur die

^{*)} Zincgref ging 1623 nach Straßburg: 1626 war er nach kurzer Abwesenheit wieder dort; ebenso Balthasar Venator und Christoph Colerus.

allgemeinen Berührungspunkte, wie Lob des deutschen Wesens, der alten deutschen Helden u. s. w. Dagegen tritt mit der Fruchtbringenden Genossenschaft nähere Beziehung ein; Moscherosch ward auch als Träumender ihr Mitglied.

Ein Lyriker war Moscherosch nicht und wollte er nicht sein. Er hat bezeichnender Weise sich in der französischen Literatur wenig mit Ronsard und Genosßen zu schaffen gemacht, dagegen viel mit dem großen Essaisten Mich. de Montaigne (1533—92), der auf ihn eine Anregung ausgeübt hat, wie wir sie bei Schupp durch Baco von Verulam finden.

Moscherosch ward praktischer Jurist und blieb fortwährend im Drang der Geschäfte auf das Reale gerichtet. (Er wurde erst Amtmann im Linksrheinischen, erlitt hier die schrecklichsten Drangfale durch den Krieg, Plünderungen und Todesgefahren, ward dann Fiscal in Straßburg, gegen Ende seines Lebens Rath in Cassel.) Als er die Feder ergriff, in der bedrängtesten Lebenslage und aus der zerfahrensten wüsten Zeit heraus, war es die satirische Sittenmalerei, der er sich zuwandte.

Wir fahnen schon durch Aegidius Albertinus den Picarischen Roman aus dem Spanischen eingeführt. Moscherosch nahm für seine Schilderungen gleichfalls seine Anlehnung an spanische Vorbilder, stellenweise an jene Schelmenromane, mehr aber noch an ein Werk des Spaniers Don Francisco de Quevedo Villegas, welches er wahrscheinlich aus der französischen Uebersetzung kannte: eine satirisch-allegorische Sittenschilderung.

Er arbeitete danach seine Visionen oder Wunderbare Geschichtes des Philander von Sittewald (aus Willstädt zusammengesetzter Name); sieben Themata in freier Bearbeitung des Spaniers, die übrigen selbständige. Es sind satirische Skizzen, genannt Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Todtenheer, Letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, Alamode Kehraus, Hanshinüber-Gansherüber, Weiberlob, Thurnier, Podagra, Soldatenleben und Reformation; am berühmtesten darunter Alamode Kehraus, Hanshinüber und Soldatenleben.*)

Diese «wunderbaren und wahrhaften» Geschichtes Philanders sind wunderbar genug, wie bei der allegorischen Behandlung kaum anders

*) Die älteste Ausgabe ist von 1643; die Leydener von 1646, les visions de Don de Quevedo, Satyrische Geschichtes u. s. w., enthält einige unechte Zusätze.

möglich ist. Quevedo hat, wie er selbst sagt, aus Dante sich die Einkleidung des Traums geholt, die auch in Deutschland sehr beliebt und durch Hans Sachs, Ringwaldt, den Verfasser des Reisebüchleins eines begierigen Pilgrims, Andreæ u. A. getübt war. Der Welt Scheinsal, Eitelkeit und Betrug, ihr närrisches und frevelhaftes Wesen, giebt den, allerdings schwer zu erschöpfenden Inhalt der durch Lehre, Gelehrsamkeit, Anekdoten, Citate u. s. w. aufgelockerten Erzählungen und Schilderungen, welcher durch die Persönlichkeiten des Philander, des expertus Robertus, Königs Ariovist, Hans Thurnmeyer romanhaft lebendig gemacht wird und stellenweise ganz in den picareschen oder Schelmenroman hinübertritt. So vor Allem im Soldaten-Leben, welches mit seinem mannigfachen aber schauerlichen Detail zu den interessantesten Schilderungen des dreissigjährigen Krieges gehört.

Wie es damals in Leben und Sitte ausfah in den mittleren und unteren Ständen, lehren diese Gefichte, in deren Fülle und Wust alles Mögliche aus dem täglichen, gewöhnlichen Leben mit all' seinen Bedürfnissen und Conflicten zum Vorschein kommt, was zu berühren die ideale Poesie selten oder nie in den Fall kommt. Welche Einblicke z. B. in den Wirrwarr der Rechtsverhältnisse bei dieser Auflösung aller Ordnung auf der einen und dem Zug der Zeit zum Beamtenwesen auf der anderen Seite!*)

Culturhistorisch sind diese Gefichte Philanders deshalb von höchster und auch poetisch in vieler Beziehung von nicht geringer Bedeutung. Auch gelesen sind sie ihrer Zeit viel und hoch geschätzt, wie z. B. sie Rist gleich nach der Bibel liest. Der Verfasser hatte eine Fülle

*) Es sei hier auf eine Ecloga oder Gespräch zweier Hirten von Krieg und Frieden (1639) verwiesen von einem nicht angegebenen Dichter. Damon antwortet auf Coridons Wunsch nach Frieden:

Du albern armer Tropf, du bist ja wohl betrogen;
Hat der Soldate dich nicht gänzlich ausgesogen,
Der Schlößer Amtmann kommt, der Schreiber und Fiscal,
Die nehmen Haupt und Haar und bringen neue Qual.

Dies sei nicht möglich, sagt Coridon. Man habe ja Alles für den Junker geopfert. Aber Damon entgegnet: sei gewiss, der Junker wird kommen und den Zins einfordern, als ob noch Alles gut stände und lässt dich die Kriegsjahre her nachzahlen, sonst jagt er dich fort und setzt einen neuen Pächter ein.

Eine trübe, aber einsichtige Beurtheilung der Zustände, die aus dem Kriege hervorgingen und dem Bauernstande in so vielen Provinzen den letzten Treff versetzten, indem in manchen jetzt erst die Leibeigenschaft durchgriff.

von Anschauungen, fasste die Sache nicht ganz unkünstlerisch an, sondern wußte ihr Leben einzuflößen, war so beleben, wie praktisch kundig und schrieb resolut und frisch von der Leber weg. Seine Mängel: die kritiklose Häufung von Erzählung, Schilderung, Reflexionen, Gelehrsamkeit u. s. w., die zuweilen erdrückende und confuse Fülle Fischartischen Sprudelns sagten der Zeit zu. Es ist ein turbulenter Jahrmarkt des Lebens, durch den er uns führt, dessen Gewirr uns freilich betäubt und selbst katzenjämmerlich macht, wenn wir in ihm zu lange verweilen. Schließlich fehlt Moscherosch nämlich doch das rechte, höhere Ziel; mit der blofsen Verzeichnung und Charakteristik des Uebels ist es bei allem guten Willen und aller richtigen Beobachtung und tüchtigen Satire nicht gethan. Künstlerisch hat er die angeführten, für uns sehr hinderlichen Mängel; persönlich war er tüchtig, scharffichtig und wohlmeinend, ragte aber nicht über seine Zeit empor und konnte ihr keine besseren Bahnen weisen, als die, welche wohl oder übel betreten werden mussten. Er war übrigens selbst in mancher Beziehung zu alamodisch in seiner Schreibart, als daß seine Werke etwa den conservativen Effect des hölzernen aber durch und durch alterthümlich-biderben Ringwaldts hätten machen können.

Tüchtig nach Ernst und Scherz finden wir ihn nicht blos in seinen prosaischen Schriften, sondern auch in einem interessanten Gedichte von 1652: Melander's Abschied und Philander's Glückwünschung in Straßburg.

Kommst du nach Sittewald, heißtt es, so beseuze das Unglück des Vaterlandes. Unser Gut und unsere Kraft ist dahin. Wir denken nicht einmal an Hilf und Mittel, die vor 100 Jahren uns die Eltern erworben —

Es scheint, als wären wir den Fremden heimgestorben
Und gehn zur Schlachtbank hin als wie das dumme Vieh — —
Wir find? Ach was find wir? Ein Scheusal unfren Freunden,
Den Nachbarn ein Gespött, ein Anstoß unfren Feinden.
Das ist der schöne Ruf, der allen Völkern kund.
So hab ich oft geklagt — —

Doch ist man nicht zufrieden

Und sind im Frieden wir mehr als im Krieg geplagt.

Man vexirt sich mit Eiden, sagt er, und ruft Gottes Rache herab, der den gebrochenen Eid an den Christen für die Türken gerächt habe.

O Untreu falsche Treu! Der Christen grösste Seuche,
 Zerrüttung aller Ständ, Zergliederung im Reiche,
 Und was aus dieser wird in Kurzem eingeführt,
 Verfluchte Moderei, Wälsche Statisterei,
 Unchristlich Deutelei, Tyrannisches Gemüthe,
 Ein wilde Barbarey und, welches Gott verhüte,
 Ein' folche Christenheit, die ärger als Turkey,
 O du armes Deutschland du,
 Wie bist du gerichtet zu!
 Vor warfst du an allen Gütern reich!
 Jetzt bist du mehr als einer Wittwen gleich!

In Moscherosch herrscht noch ein unruhig-phantaſtisches Element, wie es auch Spangenberg und Andreæ zeigen. Unruhig, aber nicht phantaſtisch, eine im Grunde derb-heitere Kraft, schon weit mehr nach dem Norddeutsch-Practischen und Nüchternen zeigend, ist Joh. Balthasar Schupp aus Giesen (1610—1661). An sprudelnder Kraft und Frische der alten Art steht Schupp Niemandem in seiner Zeit nach, wenn er nicht Alle übertrifft; es ist eine unverwüstliche Natur aus einem Stück, nicht gerade fein gearbeitet, aber nirgends zusammengeleimt und selbst die Schnitzel daran noch aus dem Vollen geschnitzt. So klar wie er, schauen Wenige seiner Zeitgenossen in das Getriebe um sich und so gradeweg draftisch und treffend weiß kaum Einer zu sprechen. Als Professor (in Marburg) und Pastor (in Hamburg seit 1649), inmitten all' des gespreizten, halb scholastischen, halb alamodischen Wesens steht er und geht er so ungenirt und urwüchsig seine Wege, daß es kein Wunder ist, wenn er gegen Viele und Viele gegen ihn anprellen. Was er schreibt und predigt, Erzählung, Abhandlung, Streitschrift, Litanei u. s. w., Alles wird durch seine voll hineingelegte Persönlichkeit lebendig und characteristisch, somit ins Poetisch-Schöpferische hineingezogen. Er kann nichts reden, was nicht durch und durch individuell belebt wäre und zu einem Sittenbild der Zeit würde. Sein dem alamodischen Wesen gegenüber unbestechlicher gesunder Menschenverstand, sein Humor und sein Mutterwitz, seine practische und theoretische Lebenserfahrung, der natürliche Fluss seiner kräftigen Sprache zeichnen ihn hoch vor Vielen aus. Wie er die falsche Gelehrsamkeit der Zeit und viele ihrer sonstigen Mängel anschaute und verurtheilte, was er über Persönlichkeiten, Universitäten, Studium und Politik bringt, gehört nicht hieher, hat aber realistisch bleibenden Werth. Schupp's Kritik war übrigens

in dieser Beziehung nicht eine schlechthin eigengemachte oder hausbackene, sondern ein grösserer Geist, Baco von Verulam, stand hinter ihm.^{*)} Die Bewegungen in der deutschen Poesie fasste Schupp dem entsprechend auf.

Er ist der einzige Mann, der herzlich über die poetischen Schulfuchsfereien und Klein-Meister lacht und sie rundweg für solche erklärt, ohne nun auf der anderen Seite ein grosses Wesen zu machen, ohne freilich auch selbst eine höhere Ansicht von der Poesie zu haben als sein alter Lehrer und Gewährsmann Bachmann (der, wie später sein Landsmann Weise dafür hielt, dass man in etlichen Wochen Einem schon das Versmachen müsse beibringen können). Bekannt ist sein Spruch, dass ihm und allen Musquetirern in Stade und Bremen wenig daran gelegen sei, ob «und, das, der, die, ihr» u. f. w. lang oder kurz sei und dass nicht Kaiser, nicht Apostel ein Gesetz geben hätten, «dass man einer Silben halben, dem Opitio zu Gefallen, folle einen guten Gedanken, einen guten Einfall fahren lassen.»

Seine eignen Gedichte sind frisch, von Herzen kommend; die Opitzische Neuerung ist darin genutzt. Höheren Werth hat er als Dichter nicht.

Schupp's Hauptfähigkeiten lagen in der Characteristik und Satire des Realismus. Ihm fehlte nur eins, um durch seine Vorzüge einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit zu werden und dauernde Gröfse zu erringen: eine höhere, ihn befeuernde Idee, die seine vielfach an Luther erinnernden Kräfte aus dem Trivialen und der Neigung zum Draftisch-Schnurrigen emporgerissen hätte. Sie fehlt und damit die Alles durchwaltende ideale Macht. Dagegen fällt er wirklich in die Fehler, welche seine Gegner ihm vorwarfen^{**)}: er kennt keinen Unter-

^{*)} Schupp citirt Sidney und Owen nicht, dagegen mehrfach Baco. In der „Kunst reich zu werden“ hat er die soeben erst bei Moscherosch angeführte Einkleidung, dass er in Schlaf fällt. Im Traum erscheint ihm Francisc Baconus, Freiherr von Verulamio, Vice-Graf St. Albani, ein Mann grossen Verstandes und sonderbarer Geschicklichkeit. Der sei gerade von Peru gekommen etc., von der Insel Atlantidis, die so beschaffen wie des Thomas Morus Utopia. Mit ihm spricht Joan Barclajus u. f. w.

In der Pädagogik wirkte Baco auf Comenius, den Verfasser des *orbis pictus* (1650), den grossen Neuerer im Sinne des Realismus.

^{**) Man muss bekennen, dass der Gegner Schupp's in der Streitschrift bei dem Kampfe nicht am schlimmsten wegkommt. Die Klatschereien der Hamburger Unzufriedenen über ihren populären, kernigen, witzigen Pfarrer sind für die Klein-}

schied von Zeit und Ort; sein Mund geht mit ihm durch; er fabulirt, satirisirt überall, am Schreibtisch wie auf der Kanzel und letzteres derart, dass zumal die Frauen, welche jetzt anfingen, sich bei der gleichen geistlichen Expectorationen derbster Art zu geniren, keineswegs der Prüderie zu beschuldigen sind.

Den Fehler so vieler Humoristen, namentlich des alten Stils, hat er im hohen Grade, dass er von der wahren Einheit und Mannigfaltigkeit sich dispensirt und überall gleichsam improvisirt. Sein Vorrath von Einfällen, Geschichten^{*)} u. drgl. ist grofs, dass es ihm nie fehlt, wenn er einmal in Zug gekommen ist. In Folge dessen kann er nicht bei der Stange bleiben und kein Thema ruhig und würdevoll durchführen. Was ihm in die Feder oder auf die Zunge kommt, muss heraus, eine Eigenschaft, mehr amüsant als wirksam. Statt zu Mannigfaltigkeit führt sie zur Buntheit oder wirren, der rechten Einheit ermangelnden Vielheit.

Männer wie Schupp, Kernholz der Vorzeit, hatten natürlich hohen Werth. Im Großen und Ganzen dienten sie als Hemmschuhe gegen das Kopfüberstürzen in den Alamode-Geist; aber die Kraft, selbständig-volksthümlich die älteren Ideen zum Neuen zu entwickeln, fehlte ihnen. Sie sind deshalb doch mehr von mittelbarer Bedeutung in der Entwicklung der Literatur.

An Schupp reihten sich Joh. Praetorius u. A., Praetorius zu den Hervorragenden im treffenden derb-witzigen Stil gezählt. Lauremberg und Rachel und Fr. v. Logau sind die hervorragenden in Versen schreibenden Satiriker dieser Zeit. Die römischen Poeten von Juvenal's bis zu Martial's Stil muss man für diese Zeit stets als Muster vor Augen haben.

Johann Lauremberg aus Rostock (1591—1659) zeigt uns in seiner Stellung zur Zeitneuerung den niederdeutschen gemein-nützlich verständigen und verständlichen Geist. Das Interessante und Auffällige

lichkeits-Chronik von Hamburg nicht ohne Interesse und hätten Heine einigen Stoff geben können. Dem Pastor wird vorgeworfen, dass er wegen pecuniärer Zerrüttung Torf statt Holz brenne, zu Juden seine Zuflucht nehme, durch zu gutes Essen und vieles Weintrinken seine Gesundheit verderbe, fortwährend Tabak rauche u. s. w. Schupp's Vertheidigung ist ein tragikomisches Stück aus dem Pastorenleben und Philisterium des 17. Jahrhunderts.

^{*)} Die Geschichte: Fritz, Fritz, die Brücke kommt — ist unter andern bei ihm sehr ergötzlich.

ist bei ihm, dass er — der Professor der Poesie und Mathematik in Rostock, später in Soroe — über die Gelehrsamkeit nichts von seiner Natürlichkeit verloren, nichts Pedantisches, Kathederhaftes, Predigendes hat, sondern flott, in populärster Weise, ohne Wohlweisheit und Dociren seine Spottgedichte daherbringt. Er ist frisch, inhaltsreich, von vortrefflichem « Schnack ». Manches wird ausgezeichnet gesagt. Alles beruht auf derb-wahrer, nicht selten freilich auch etwas gemeiner Anschauung. Wie aber bei so manchen verständig-witzigen Nützlichkeitsmenschen ohne weitere Phantasiebegabung so oft der Fall, empfindet man auch bei Lauremberg wegen Mangels eines höheren, erhebenden Geistes keine tiefere Befriedigung.

Seine wichtigste Leistung sind die niederdeutschen « veer olde Schertz-Gedichte » (1653).

Sie handeln: von der Menschen jetzigem verdorbenen Wandel und Manieren, von alamodischer Kleidertracht, von vermengter Sprache und Titeln, von Poesie und Reimgedichten — zum Theil in Alexandrinern, zum Theil in Knittelversen abgefasst.

Durchgehends sind sie draftisch, wie besonders die zweite Satire; Vieles z. B. in der vierten Satire ist vortrefflich.*)

Mit vollem Recht blieben diese Gedichte in Norddeutschland das ganze Jahrhundert hindurch und drüber hinaus beliebt.

Joachim Rachel aus Lund (1618—1669), Rector verschiedener norddeutscher Schulen, kam vom Hochzeitsgedicht zur Satire, wie er uns selbst berichtet. Seine drei ersten Saturen: das poetische Frauen-Zimmer, der vortheilige Mangel und die gewünschte Hausmutter waren ursprünglich Hochzeitscherze « denen er, wie Jean Potage seinem Hute, die Form geben konnte, die er wollte ». Die Kinderzucht habe er aus der vierzehnten Satire des Juvenal, das

*) Dem Reincke Voss wird hohes, verdientes Lob gesungen:

„In weltlicker Wyfsheet is kein Boeck geschreven,
Dem man billig mehr Rohm und Loff kann geven
Als Reincke Voss: ein schlicht Boeck, darinnen
Tho fehnde is ein Spegel hoger Sinnens

Von der hochdeutschen Uebersetzung derselben heisst es:

Ydt klappet jegen dat Original tho reken
Als wen men plecht ein Stücke vul Holt to breken
Edder schmit einen olden Pot jegen de Wand . . .

Gebet aus der vierten des Persius, das Gute und Böse nach der zehnten des Juvenal gedichtet. Der Freund, der Poet, die Jungfern-Anatomie und Jungfern und verkehrtes Weiberlob folgen, das letzte eine keck-derbe, grobe und auch grob-witzige Wiederaufnahme des Themas der ersten Satire.

Diese erste ist flott, kräftig, ohne jedoch Tieferes zu bieten; sie behandelt das altbeliebte Thema der verschiedenen Frauen und ihrer Aehnlichkeit mit Hund, Gans u. s. w. bis zur Biene. Die zweite ist unbedeutender. Die dritte giebt ein sehr nettes, biederer, klares Bild der guten Frau und ihrer Wirksamkeit, ist aber streng genommen nur eine derartige Characteristik, keine Satire. In den nachgeahmten Satiren merkt man bei der freien Bearbeitung nichts von eigentlicher Nachahmung. Wallensteins Wort: «Lafst die Bestie henken» und sein Schicksal zu Eger ist in Nr. 6 gut verwandt; Nr. 7, die uns Einblicke in das Studentenleben und dessen Verführungen giebt, ist leider viel zu breit; in dem «Poeten» beweist Rachel gleich Schupp, dass er einen klaren Einblick in die Poesie seiner Zeit hat, wengleich er seinen Freund Tscherning so inbrünstig lobt. Hinsichtlich Opitzens ist seine Anschauung so ziemlich dieselbe wie bei Lauremberg. Das Verstandesgemässe, Klare der Opitzischen Dichtung sagt ihm zu. In der «Jungfern-Anatomie» bekommen wir eine culturhistorisch ganz ergötzliche Einsicht in die weiblichen Toiletten-Künste und Gebrechen der putzfüchtigen Jugend jener Zeit.

Im Ganzen zeigt Rachel einen kräftigen, männlichen, republikanisch-sicheren Sinn. Es steckt etwas von Justus Moeser in dem dithmarschen Rector zu Heide, Norden und Schleswig. Die Sprache ist flott, frisch und fließend. Tiefere Gedanken sind allerdings in diesen Satiren oder Quasi-Satiren nicht zu finden (durchgängig ist nämlich Satire und Strafrede zu sehr von ihm zusammengeworfen worden).*)

*) In der Sammlung der Satiren Rachel's und Lauremberg's (Bremen, Joh. Wessel) im Jahre 1700 folgte noch ein „Anhang etlicher in dieser Zeit neu herausgekommener Nieder-Sächs. Teutsch. Versen“ über die hier kurz berichtet werden mag. Das Gedicht von den „Bungen und Gygeln“ ist gewandt in den Versen; der Realismus aber hat viel Betrübendes und Trauriges in seiner nackten und gemeinen Wahrheit; das Prügeln der Frau spielt noch immer eine grosse Rolle im Eheleben jener Zeit. „Eene lustige Geschicht thom beschluth“ ist in der Anschaulichkeit den derbstesten Niederländischen Bauern-Prügelscenen gleichzustellen;

Schon Opitz hatte das Epigramm nach älteren und neueren Epigrammatikern aufgenommen; unter den letzteren waren des Engländers Owen lateinische Epigramme besonders beliebt. Die kecksten Nachbildungen, z. B. nach Martial wurden schon erwähnt; in Schwieger zuckte auch jenes Gefühl: «also das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeistert, dass Martial sich zu mir auch, der verweg'ne, gesellt?»

Es war kein Wunder, dass in diesem bunten Durcheinander der gährenden, Alles über einander stürzenden, zwischen schrecklicher Wirklichkeit und barockem Idealismus sich bewegenden Zeit der Drang zur gnomischen und epigrammatischen Dichtung herrschte. Ueber allen derartigen Poeten steht hinsichtlich seines Talents und seiner Leistungen in einsamer Grösse Friedrich von Logau.

Friedrich von Logau^{*)} (1604—1656), Rath des Herzogs Ludwig von Brieg, des späteren Herzogs von Liegnitz, gab 1638 unter dem Namen Salomon von Golau «hundert Teutsche Reimen-Sprüche», 1654 seine grosse Sammlung: Salomons von Golau Deutscher Sinn-Gedichte Drei — Taufend — heraus: das Bedeutendste, was wir auf diesem Gebiete besitzen.

Dass Logau's Fülle nicht das Auffälligste an seiner Poesie ist, zeigt J. H. von Traunsdorff, der schon 1642 zu Bern 3000 deutscher weltlicher Poematum herausgab «von allerhand täglich fürfahrenden Materien und Handlungen, mancherlei Sprüchwörtern und Gleichnissen, schönen dictis und Sentenzien, aus des Authoris operibus manuscriptis und ethico-moralischen Emblematibus also zusammen getragen.»

Traunsdorff ist das treffliche Seitenstück alten Stils zu dem in der Opitzischen Schule erwachsenen Rath an dem schlesischen Piaisten-

in erschrecklicher Wahrheit wird erzählt, wie ein Strömer zu einer Bauernhochzeit kommt, zu essen und zu saufen erhält nach Herzenslust, Nachts aber noch Hühner stehlen will und nun halb todgeschlagen wird. Er reflectirt, dass man ihm für ein Huhn oder ein Ei die Rippen entzweischlägt, während diejenigen, welche im Grossen stehlen, Obrigkeiten heissen.

Die niederdeutsche Sprache ward übrigens auch fernerhin zu Bearbeitungen der Satiren des Horaz, der Eklogen Virgils u. s. w. benutzt. So oft nicht übel von dem Rector und Pfarrer Caspar Abel (1676—1752) einem sonderbaren Kauz, dem Uebersetzer der Satiren Boileau's.

^{*)} Fr. v. Logau, Bibliothek deutscher Dichter. 3. Band. (Brockhaus).

hof. Er schreibt noch Knittelverse, oft in Ringwaldt-Art, nach der langweiligen Seite sowohl, wie nach der biderben-volksmäfsigen; viele seiner Sprüche sind uralt, Manches in Priamelweise. Das erste Tausend enthält fast nur Sprüchwörter^{*)}; dann kommen auch Fabeln und Anecdoten, kurz es ist die alte Volksweisheit und Volksrede darin vertreten; die Satire oder das Epigramm ist mehr zufällig als beabsichtigt.

Dagegen steht Logau da als der subjective Betrachter der Welt um ihn herum: ein Mann der neuen Anschauungen, aber in dem Guten, Tüchtigen der voralamodischen Zeit wurzelnd. Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens befähigt ihn, das Gewühl und den Wirrwarr der neuen Sitten und Ordnungen zu beherrschen; zum Leitstern hat er den ernsten rechtlichen Sinn; über die gewöhnliche Philistrofität und den unbestreitbar guten aber mittelmäfsigen Willen wird er gehoben durch höhere Anschauungen von Recht, Ehre, Schicksal und göttlichem Wesen. Es ist nicht bloß Katechismus-Geist; es ist philosophische Anschauung und Vertiefung in dem, vom Glück wenig begünstigten, in mannigfacher Noth des Familienlebens und seiner dienstlichen Stellung sich abringenden Manne. Zu dem

^{*)} Kalbfleisch — halb Fleisch. (Jetzt noch niederdeutsch.)

Der Frosch hupt wieder in den Pful
Und säfs er auf eim gulden Stul.

Besser die Kinder bitten dich,
Als du sie bittst, verfleh recht mich.

Man heifst nicht leicht ein Kuh Bläfslein,
Sie hab dann vorn her ein Flecklein.

Ein Herr ohn' Reputation
Ist ein Pfau, der kein Schwanz thut han.

Warum sollt ich ein Doctor sein,
Hatt doch Christus der Herre mein
Zwölf Jünger ghapt, dern, wie wir lesen,
Keiner Baccalaureus gewesen.

Kein Scheermesser, das schärfer schirt
Als wenn ein Magd zur Frauen wird.

Einem vollen Mann und feines Gleichen
Soll auch ein Fuder Heu ausweichen.

geistlichen Angelus Silesius bildet Logau den weltlichen epigrammatischen Ergänzer; in mancher Beziehung konnte dieser jenem ein Vorbild fein.

In seiner Jugend hatte Logau der Lyrik im Allgemeinen sich zugewendet; in späteren Zeiten concentrirte er sich mehr und mehr auf das Epigramm. Alles gestaltete sich ihm zum Sinnspruch oder zur pointirten oder witzig-scharfen Bemerkung; aus jeder Anschauung heraus entwickelte er den zu Grunde liegenden oder treibenden Gedanken. Nicht immer ist jene und dieser verschmolzen, wie es der ungezogene Martial so herrlich verstand. Der Deutsche wird nicht selten trocken, weil der Gedanke oft einseitig vorherrscht, doch mangelt ihm durchaus nicht die echt dichterische Anschaulichkeit und treffende Characteristik; selbst die lehrhafte Zeitrichtung kann sein Talent in dieser Beziehung nicht unterdrücken^{*)}. Seiner Stellung, die ihn im höheren Leben den Kampf eines Hofmanns mit Neid, Laune und Mifsgunst zu bestehen zwang und ihn von den gelehrten Kreisen und ihren einseitigen Theorien ferner hielt, sodann seinen antiken und modernen Mustern hat er es sicherlich zu danken, dass er sich nicht noch mehr der abstracteren Gedankendichtung zuwandte.

Als Dichter und Patriot gehört er zu den besten Männern dieser Zeit; culturhistorisch zählt er zu den interessantesten, indem er uns namentlich den Kampf des neuen modischen Geistes mit dem alten volksthümlichen besserer Art in den höheren Schichten trefflich versinnlicht.

Und auch Logau wurde bald vergessen. Die neue Aera, welche mit den zweiten Schlesiern siegte, stellte ihn im Allgemeinen zu den alterthümlicheren Poeten; er erschien antiquirt, zu ernst, zu schwer. Im nächsten Jahrhundert kannte man nicht einmal mehr seinen wahren Namen. Lessing und Ramler erst erweckten sein Angedenken, indem sie 1759 eine Sammlung aus seinen Sinngedichten unter seinem richtigen Namen herausgaben¹⁾, wonach er, wie es manchem älteren deutschen Dichter geht, viel genannt aber leider nicht so bekannt geworden ist, wie er es verdient.

^{*)} Aus der Fülle der Logau'schen herrlichen Sinngedichte sollen hier nicht einzelne herausgegriffen, dagegen soll dringend auf die soeben angeführte neue Ausgabe hingewiesen werden.

10.

Das Drama.

Eine spätere Epoche sah auf diese Opitzische Zeit oder die Dichter der sogenannten ersten schlesischen Schule mit einer Verehrung, wie wir etwa die Dichter des Klopstockischen Aufschwungs betrachten. Opitz^{*} war der allgemeine Heros. Zu ihm ward als Lyriker Paul Fleming gestellt. Als dritten im Bunde erhab man für das Drama Andreas Gryphius. Noch der junge J. E. Schlegel hat versucht, ihn dem grossen englischen Dramatiker entgegenzusetzen, da zum ersten Male die Aufmerksamkeit der um ästhetische Interessen sich kümmern den Deutschen auf Shakespeare gelenkt wurde.

Andreas Gryphius^{*)} (1616—64) zählt zu den bedeutendsten poetischen Talenten dieser Zeit in Deutschland; in der gedankenhaften Lyrik wird er von Niemandem übertroffen; im Drama steht er unter allen feinen Genossen dieser und der nächsten Epoche einzig da. Er ist kein Dichter der Mache, des theoretischen Beweises und des Metrums, sondern eines wahren poetischen Drangs. Schwermuth, Schauer über das irdische Elend und Religiosität, mit welcher er

*) Andr. Gryphius ward 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien geboren, ein Unglückskind der schrecklichen Zeit. Im fünften Jahr verlor er seinen Vater, im zwölften seine Mutter. Er musste die Gräuel des damals in seiner Heimath wütenden Krieges und der Pest anschauen; bis in das spätere Alter konnte er die Eindrücke nicht verwinden. Er besuchte die Schulen in Görlitz, Glogau und Fraustadt, seit 1634 in Danzig. Dann ward er Erzieher bei einem Herrn v. Schönborn, der sich seiner annahm. Die katholische Bekehrungswüth war damals im Schwang und brachte neue Leiden. 1638 ging Gryphius nach Leyden, studirte daselbst und hielt dann Vorträge über Philosophie, Geschichte, Mathematik, Anatomie u. s. w. 1643 kehrte er in die Heimath zurück, ging 1644—46 als Reisebegleiter auf Reisen in den Niederlanden, Frankreich und Italien. 1647 blieb er in Straßburg, lehnte, zurückgekehrt, verschiedene Berufungen ab, wurde 1650 Syndicus seiner Vaterstadt, in welcher er 1664 starb.

sich gegen jene wappnet, haben seine Poesie erzeugt, die in ihrer Wehmuth und Wahrheit die Didactik verschmäht und oft wie in thränenloser Verzweiflung zum Himmel starrend uns tief ergreift.*)

Ist denn zwischen Tief' und Höhen
Kaum ein Sonnenuntergang?

Diese Worte könnten als Motto zu seiner Lyrik gelten.

Die meisten Dichter jener Tage haben tiefe Klagetöne zwischen ihren heiteren und didactischen Weisen; der Todesgedanke umschwebte Alle, so wie Gryphius aber doch keinen andern.**)

Ein leidenschaftlicher Geist von wirklicher Phantasie, lag ihm die Gefahr des Barocken und Grotesken nahe. Muster einer, leider manierirten, Kraftrichtung hatte er namentlich seit seinem Aufenthalt in Leyden vor Augen.

Seine Sonette (1643, wie auch die Oden; das 3. Buch religiöser Sonette von 1639), „Jugendblumen, die er nicht verworfen“, zählen zu den besten dieser Epoche: ernste sowohl wie scharfzige und Liebessonette; besonders die des zweiten Buchs. Manche sind durchaus fertig und vortrefflich. Der Dichter zeigt sich durch und durch poetisch geslimmt, und nicht Worte und Ansichten, sein ganzer dichterischer Charakter spricht sich in seiner Dichtung aus. Diese Leistungen einer eigenartigen Natur stehen poetisch so weit über dem Niveau der Zeit, dass derselben ihr voller Werth nicht einmal ganz klar werden konnte, da die Masse nur dem Trivialeren hinsichtlich der Werthschätzung gewachsen war.

Einer Schule gehört Gryphius nicht weiter an, als dass er durchaus im Geist der Opitzischen Neuerung wirksam ist. Aber besondere Theorien aufzustellen und ihnen nachzuhängen und Propaganda zu machen, kommt ihm nicht in Sinn. Er ist eine einsame Natur, kein Macher, seine Wirkung auf Andere deshalb auch verhältnissmäßig nicht gross; wie selten wird er, anderen unbedeutenderen

*) Gryphius bietet Biographen einen viel dankbareren Stoff als Opitz, Fleming, Logau u. A., weil die psychologischen Untersuchungen bei ihm in erster Linie in Frage kommen.

**) Will man bei dem jungen Gryphius nach einer Anlehnung an einen deutschen Poeten suchen, so könnte man — abgesehen natürlich von den allgemeinen Einwirkungen von Opitz — am meisten an Plavius denken, dessen Gedichte er in Danzig sicher kennen lernte.

Männern gegenüber, seiner Zeit genannt! wie schnell von der Masse außer Augen gelassen, um freilich desto rühmlicher der Nachwelt zu erscheinen.

Seine hervorragendste Bedeutung gewann er durch seine Dramen.

Der ernste, charactervolle, im Unglück und in bitteren Verhältnissen heranreifende Mann hatte eine wirkliche Begabung für die Erkenntniß der menschlichen Seele und des Characters. Eine Grundbedingung für den Dramatiker war somit erfüllt. Eine bedeutende pathetische Ader, dann nach der Abklärung der schmerzlichen Empfindungen ein kräftiger Humor, der freilich nicht ganz nach der richtigen Seite schlug, kamen ihm zu Hilfe.

Bessere Anleitung und eine tüchtige Bühne — und Gryphius hätte in bedeutender Weise für unser Drama wirksam werden können!

Mit 15 Jahren schon hatte er dramatisch zu dichten begonnen. Was späteren Zeiten ein Arminius oder Conradin war, bot damals für poetische Jünglinge der in Bild und Dichtung nie genug behandelte Herodes und seine Kindermorderei, entsprechend den Schauertaten jener Zeit, die sich mit Geringem nicht in den verlangten mitleidigen Schrecken versetzen ließ. Als Gryphius 1638 nach Leyden kam, hatte der begabte niederländische Dramatiker Joost van den Vondel durch seinen Gysbrecht van Amstel seinen höchsten dramatischen Triumph gefeiert. Der Einfluß auf den deutschen Dichter ist augenscheinlich.

Vondel hielt die neukatholisch-italienische Richtung; er ward auch im nächsten Jahr, 1639, katholisch; Drang zum Großen und Bewegten, weiträumige, schwungvolle Phantasie zeichneten ihn aus. In ihm wirkte, was in Rubens so gewaltig lebte, was wir in Balde und abgeschwächt in einigen Pegnitzern wirksam fanden. Vondel war der Mann, der im Lucifer ein Vorbild und ein Seitenstück zu dem verlorenen Paradiese Miltons geben konnte.

Das holländische Drama war aristotelisch im Sinn der Zeit. Wie nicht Homer, sondern Virgil noch als das höchste epische Muster, als verbesserter Homer galt, so standen die Dramen des Seneca da gegenüber den Dramen der griechischen Blüthezeit. Das Bombastisch-Aufgeblasene der Diction, die Uebertreibung und Manier in jeder Beziehung galten für das Wahrhaft-Erhabene und waren mustergültig.

Wie früher bemerkt, trat das französische Drama aus dem Zwitterzustand heraus, den Chor und Musik veranlaßte, sobald es sich von

der religiösen Idee loslöste, welche bei den Griechen den Mittelpunkt gebildet hatte. Wenn die Handelnden, wenn zumal der Chor sich in den grofsen Kriſen, welche das Drama vorführt, zu der Gottheit wendete, flehend oder jubelnd, so war die Lyrik und Muſik vollständig eingeordnet. Sobald das religiöfe Element zurücktrat, kam der Zwiespalt. Schon Euripides hätte den letzten Schritt wagen und den Chor aufgeben müssen. Da dies nicht im Alterthum geschah, hatte damals die weitere dramatische Entwicklung stocken müssen.

Die Niederländer steiften sich auf ihre Clasficität; sie behielten den Chor oder Reyen, wie ihn Gryphius nach ihnen nannte bei, ohne doch nun den Mittelpunkt für den Chor zu finden. Derſelbe wurde ein lyrisches, die Handlung unterbrechendes, damit leicht der Reflexion anheimfallendes, unorganisches Einfchiebfel, welches überdies durch seine Anforderungen an die Darstellung die Aufführung ungemein erschwerte. Den Alten folgend, beschränkte man sich nicht auf Menschen, fondonr wenn im Prometheus die Okeaniden den Chor bilden, so fuchte man mit ihnen in der Phantasie zu wetteifern, und nun kommen auch in die historischen Stücke Chöre von Geistern, Sirenen, allegorischen Personen u. s. w.! Also Barockwirthſchaft im höchsten Grade!

Dafs Gryphius in diesem Stile fortſtrebte, fällt feiner Kritik zur Last und zeigt feinen Fehler in der dramatischen Begabung. Denn er hatte auch bessere Muſter. Er hat die französische Bühne und die englischen Dramen der grofsen Zeit gekannt. Ein durchgreifendes Genie war er ſomit nicht; wie hoch wir auch im Einzelnen ſein dramatisches Talent ſchätzen können und müssen, überschätzen dürfen wir ihn nicht. Das Endergebnis war denn auch — und deshalb ist er auch hier nicht eingehender betrachtet — dafs er bei all' ſeinen bedeutenden Anlagen keinen dauernden, rein-poetischen Werth erringen konnte.

Was wir für das grofse Drama dadurch verloren, dafs er nicht bessern Muſtern folgte, lehren am besten ſeine Stücke «Leo Armenius» und «Catharina von Georgien», beide von wirklicher dramatischer Bedeutung. Die Tragödie «Carl Stuart» (1649) ift dadurch interessant, dafs wir fehen, wie Gryphius das Zeitbegebnis aufgefaſt hat; ſie bleibt aber in der Charaſteriſtik der Personen (Carl, Fairfax, Cromwell) weit hinter jenen zurück; der lyrische Eifer, mit welchem der Dichter daran gearbeitet hat, hat der Gewichtigkeit des Inhalts geschadet.

Schwach ist Papinianus (1659); versprechender, aber zu wirr, das, italienische Liebesintrigue behandelnde Stück «Cardenio und Celinde.»

«Leo von Armenien» (1646, nach der Dedication aus Strafsburg), später von Joh. El. Schlegel dem Julius Cäsar Shakespeare's zur Vergleichung an die Seite gestellt, hat bedeutende Auffassung. Die Charactere sind in ihrer unaufgelösten Mischung von Gut und Böse echt dramatisch. Das Ganze ist echt poetisch gedacht, empfunden und vor der Phantasie geschaut. Dem Dichter, der dieses Stück schrieb, fehlte nur eine Bühne wie die zu Paris oder London, um sich völlig durchzuringen. Michael Balbus, für den augenscheinlich Wallenstein dem Dichter vorschwebte, tritt in seinem Trotz und seiner nicht ungerechten Selbstschätzung besonders hervor; daneben Theodosia. Die Sprache ist oft voll wirklicher Leidenschaft; im Anfang freilich sind die Reden meistens rhetorischer als dramatisch und zu lang, doch beffert sich dies. Eine Reihe Scenen sind höchst bedeutend; mehrere weisen auf Kenntniß und Benutzung der englischen Dramen. So die grosse Beschwörung durch Jamblichus, die Zusammenkunft der Verschworenen — an Julius Cäsar erinnernd — wo Crambe und ein Verschworener sich gegen einander erhitzend die Schwerter ziehen, Andere dazwischen treten, der Diener eintritt u. s. w. Die frühere Scene, wo dem Leo der Geist des Tarasii erscheint, erinnert an Richard III. Wie Leo den zum Tod bestimmten Michael im Kerker schlafend findet, gehört zu den Glanzstellen. Sodann die Erzählung des Todes Leo's, wie er sich vertheidigt, schließlich das Kreuz entgegen hält, Alle erst stille stehen, dann aber wie die neunte Welle wüthend über ihn herstürzen. Theodosia's Wahnsinn ist hoch dramatisch. Nur fehlt dann der eigentliche Schluss.

Der Dichter stand wirklich hoch und frei in seinen Anschauungen, wie dies Stück zeigt*). Der ewige Conflict zwischen dem schwächeren

*) Der Rath klagt über Theodosia, die ihren Gatten Leo beredet hat, die Hinrichtung Michael's aufzuschieben, (wodurch das Verderben über Leo hereinbricht):

Ja, die Princessin bat, ein ander trieb sie an!
Warum doch will die Schaar, die dem Altar geschworen,
Stets in dem Rathe sein? sie hört durch eure Ohren,
Sie schließt durch euren Mund, sie kümmert sich um Feld,
Um Lager, Reich und See, ja um die grosse Welt,
Nur um die Kirche nicht.

Herrſcher und dem gewaltigen Untergebenen, auf dem die Last des Reicheſ ruht, den man für all' ſeine Thaten noch fürchtet, beſpionirt und nach Laune zu Fall bringt, iſt trefflich gefaſt und ſcharf zum Ausdruck gebracht.

Die Fehler dieses Barockwerkes gilt es hier nicht näher aus-einanderzufüſzen: es iſt nicht rein genug zusammengearbeitet, iſt vielfach in der Diſtione überladen, zu lang in Reden, zu oft nur in Reden beſtehend. Der Reyen ſchiebt ſich tardirend und nur in der Refleſion angehängt zwischen die Handlung. Der erste Reyen iſt z. B. ein Mahn-Chor über den Nutzen und Schaden des Redens, der zweite Reyen der Höflinge bringt das Lied: O du Wechſel aller Dinge.

Zu «Catharina von Georgien oder bewehrte Beständigkeit» bemerkt der Dichter in der Vorrede: dies Trauerſpiel ſei längſt vor dem jämmerlichen Untergang Caroli Stuardi, Königs von Groß-Brittannien, aufgeſetzt. Er weift damit ſelbst auf die Ereigniſſe hin, an welche es erinnert. Die Einheit der Zeit iſt wie im «Leo» festgehalten, aber der Schauplatz wechſelt wie dort.

Der Aufzug beginnt mit großer allegorischer Schauſtellung. Der Schauplatz iſt voll Leichenbildner, Kronen, Scepter, Schwerter u. f. w. Ueber dem Schauplatz öffnet ſich der Himmel, unter dem Schauplatz die Hölle ^{*)}). Die Ewigkeit kommt vom Himmel und hält den Prolog (in wechſelnden 6, 5, 8, 4füßigen Verſen), fragend, was die Menschen wählen wollen, den Himmel oder die Hölle.

Das Stück hat wieder bedeutende Charakteriſtik mit edler Sprache. Catharina weiß wirklich königlich zu reden. Leidenschaft und deren echter Ausdruck waltet darin. (Im Anfang ſetzt Gryphius leider wieder mit zu vielen einzeligen Gegenreden ein). Es iſt ein wahrhaft drameſtiſches Erfülltfein, voll und tief; nichts oberflächlich. Man vergißt oft die gereimten Alexandriner ganz und gar. Wäre das Stück in fünf-füßigen Jamben geschrieben, die Wirkung wäre für uns noch bedeuten-der. Einzelne Stellen find ausgezeichnet; fo die Wehklage der Catharina über die Leiden und Martern ihrer Landsleute. Catharina vor ihrer Hinrichtung (mit ſchrecklicher Beschreibung) erinnert an Maria Stuart, wie ſie ihre Sachen austheilt. Imanculi, eine Art Burleigh, wird dann auch von Chach Abbas ^{**)} als zu voreilig angeklagt. Mit tiefer Welt-

^{*)} Also noch ganz alterthümliche Bühnenſcene.

^{**)} Gryphius zählt in den Anmerkungen auf, was er über Persien gelesen hat: Purchasius und Olearius, die Reisen Joh. Cartwigt's und Anton Jenckinson's u. f. w.

und Charakterkenntniß sind die Verhandlungen dargestellt. Zum Schluss erscheint die gemordete Catharina dem Abbas und prophezeit dem verwirrt Redenden den Untergang. Noch der letzte Vers ist bedeutend, wie Abbas spricht:

Doch ist wohl herber' Rach und die mehr kann betrüben,
Als daß Wir, Feindin dich, auch todt stets müssen lieben.

Auch in diesem Drama ist der Conflict zwischen Catharina und Abbas hoch dramatisch. Auf der einen Seite steht Marter und Tod und die angedrohte Vernichtung ihres Volkes; auf der andern Seite ihr fester Glaube und ihr christliches Bewußtsein.

Dass der Dichter oft über das Maass hinausgeht, namentlich im Schaurigen, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Doch ist er von den Uebertreibungen und Scheuflslichkeiten seines Nachahmers Lohenstein noch weit entfernt.

In den Lustspielen, zumal in «Horribilicribifax» und «Absurda Comica oder Herr Peter Squentz» zeigt Gryphius echten Humor und herrliche komische Charakteristik. «Peter Squentz» behandelt die aus Shakespeare's Sommernachtstraum bekannte Episode der Handwerker-Comödie; obwohl dieselbe auch sonst in Deutschland dramatisch bearbeitet worden, ohne dass eine Kenntniß des Sommernachts-traumes anzunehmen ist, scheint doch eine Kenntniß Shakespeare's bei dem Dichter vorauszusetzen.^{*)} Gryphius wählt zum Rahmen des Stücks ein Fest, welches dem durchreisenden Fürsten gegeben wird. Im «Horribilicribifax» ist der miles gloriosus des Plautus nach den Erscheinungen des dreißigjährigen Kriegs verarbeitet. Ein Gesangspiel: das verliebte Gespenst — wurde von dem Dichter schnell zu der Hochzeit des Herzogs von Liegnitz gedichtet, in der Hauptsache mit Benutzung von Ideen aus «Cardenio und Celinde». In dieses Stück schob der Dichter ein anderes hinein: das Scherz-Spiel, «die geliebte Dornrose», in der Weise, dass stets Aufzug um Aufzug das eine oder andere Stück wechselt.^{**)} Es war dies ein Mittelweg, bei den Vorschriften des Aristoteles zu bleiben und keine niedrigen Personen in die Stücke hohen Stils zu bringen und doch dem Verlangen der Zuschauer nach Humor und ihrer Gewohnheit von Alters her Rech-

^{*)} Gödeke nimmt sie bestimmt an. Schon seit Tieck geht der Streit über diesen Punkt.

^{**)} Beide Stücke mit Anmerkungen herausgegeben von H. Palm.

nung zu tragen. Das englische Drama hatte bekanntlich kurzweg die Sitte der Mysterien hinsichtlich des Wechsels von Ernst und Scherz, von Erhabenem und Niedrigem beibehalten: völlig richtig, sobald der Realismus Grundlage für das Drama war und nicht eine idealisch schon äußerlich in Gefang und Musik sich darstellende Handlung.

Gryphius hat die Literatur seiner Zeit stets im Auge behalten, die Lateinpoesie eines Balde, Niederländer, Italiener u. s. w. Fast könnte man aber bei der ganzen Handhabung des Gespenstes und der Dornrose an Shakespeare wieder erinnert werden: der Art, wie wenn der Dichter etwa das Wintermärchen einmal gelesen und ein Historico-Pastoral, um mit Polonius zu reden, in seine zwei Bestandtheile aufgelöst hätte. In der Dornrose ist der schlesische Dialekt gewählt.

Das Volksmäßige in diesen Lustspielen, welches sich aus dem Pomp, der Rhetorik und Ueberladung der Tragödien des Gryphius oft so frisch, heiter, wenn auch wohl derb und faftig hervorhebt, ist nun allerdings nicht immer aus heiterem, künstlerischen, geschweige in unserem Sinn volksthümlichen Wohlgefallen an dieser Art, sondern öfter aus spöttischer Anschaugung des Volkslebens im Sinn der Aufklärung und des gelehrten Fortschritts jener Tage hervorgegangen. Wie wenig wäre es aber darauf angekommen, woher folcher Humor seinen Ursprung nahm, wenn Gryphius eine Bühne, zumal die Bühne einer grossen Stadt hinter sich gehabt hätte und das Publicum ihn durch sein Vergnügen auf den betretenen Wegen weiter gedrängt hätte. Gryphius hätte dann immerhin gleich Hamlet seufzen mögen, dass seine Seneca-Erhabenheiten Caviar für das Volk seien und daselbe gleich Polonius für Poffen und Zotengeschichten sei und sonst einschliefe. Ohne die Gründlinge im Parterre und den grossen Haufen, dem die Stücke mit Reden wie:

Der rauhe Pyrrhus, dessen dunkle Rüstung
Schwarz wie sein Vorsatz war —

missfielen, wäre Shakespeare nicht der grosse Shakespeare geworden.

Gryphius Dramen hatten keine regelrechte Bühne hinter sich. Sie wurden im günstigsten Falle von den Gymnasiasten oder von Liebhabern für bestimmte Zuschauer-Gefellschaften oder sonst bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt. Aber welcher Fortschritt konnte sich daraus ergeben? Welche Wirkung vom Publicum auf den Dichter? Welche Kritik? Wie sollte der Dichter sich abschleifen, dem Volksgeschmack Rechnung tragen, wonach ja im guten Sinne

durchaus zu streben ist, um wirklich Wurzel zu fassen und zu wirken? Welcher Unsinn, welche Abgeschmacktheit macht nicht, selten vorkommend Effect, der öfter vorkommend erkannt wird! Was halfen also, um es kurz zusammenzufassen, alle dramatischen Talente, so lange keine Bühne in Deutschland existirte, die ihnen wenn auch nur halbwegs angemessen war! Gryphius in Glogau neben seinen Geschäften Dramen schreibend! Doch schon früher ward auf den tiefen Schaden hingewiesen, der daraus entsprang, dass Deutschland damals so wenige Centralpunkte und grade in diesen Zeiten keinen einzigen hatte, in welchem ein Sinn vorhanden war, wie ihn die hohe dramatische Poesie braucht, um in volksthümlicher Kraft sich zu entfalten. Der Mann war da: ihm fehlte die Bühne und das richtige Publicum.

Aufser Gryphius haben noch eine Menge Poeten, der eine in diesem, der andere in jenem Stil dramatisch sich versucht und Dramen drucken lassen oder in ihren Kreisen zur Aufführung gebracht; nichts davon griff durch, weder für die Bühne noch auch für das Lefepublicum. Es wurden jetzt auch die Dramen der französischen Bühne bekannter; unter Andern machte sich Tobias Fleischer — Greflinger hatte schon 1650 den Cid von Corneille übersetzt — an die Uebersetzung. «Der Märtrer Polieyt und das Trauerspiel von Cinna» erschienen 1666 als feine «Erstlinge von Tragödien» (mit Balzac's Antwortschreiben an P. Corneille); sehr hart und ungelenk, doch gewissermaßen Character zeigend. Sie machten so wenig wie andere Versuche Wirkung.

Erst zu Gottsched's Zeit war das deutsche Publicum, falls es ein dramatisches Werk aufführen sah, geneigt, dem französischen Stil mehr Geschmack abzugewinnen. Bis dahin war ihm Seneca noch lange nicht schwermüthig, Plautus noch lange nicht leichtfertig genug und Tragico-Historie, Tragico-, Komico-, Historico-Pastoral oder in deutscher Lesart der Zeit Staatsactionen, allegorische Schausstücke, rasende Schauder- und Bombaststücke des, Gryphius überbietenden Lohensteinstils, lyrische Schäfereien und Poffen und Zotenstücke, von der Oper abgesehen, waren die Kost, die man liebte und an der man sich dramatisch befriedigte.

Vom Wesen und von der Aufgabe des Drama's hatte man noch auf lange hin keine Ahnung.

11.

Epos und Roman.

Erzählung einer ereignisreichen, bedeutsamen Geschichte mit Allegorien oder Göttermaschinerie in Versen, das war es, was man in dieser Zeit für ein Epos hielt: Allegorie oder Götter zur Idealisirung und Unterscheidung von der gewöhnlichen Historie unumgänglich nothwendig.

Wir sahen bei Opitz und Werder, wie die Zeit sich zu einem derartigen Epos stellte, wie Opitz zweifelte, dass man das höchste Muster, einen Virgil, erreichen könne, Werder den Tasso entschuldigte, wie Fleming mit Barclay's Argenis durch eine Margenis zu wett-eifern gedachte, wie Lehrgedicht, idyllisches Lehrgedicht u. s. w. substituirt wurde. Wenn die Meisten vor der Aeneide zurücktraten, so dachten sie um so mehr daran, einer Schlacht von Pharsalus so gut wie einem Gedicht de natura deorum oder über den Aetna Etwas an die Seite stellen zu können. Was der Zeit in dieser Beziehung vorschwebte, kann man noch an Voltaire's Henriade, oder bei deutschen Poeten an Schlegel's Heinrich dem Löwen oder Schönaich's Herman ersehen.

Es ist kaum der Mühe werth, von den sogenannten epischen Dichtern der ganzen vorliegenden Epoche zu reden. Die Meisten lieferten jene allegorisch aufgeputzten Erzählungen oder wirkliche Allegorien oder Schilderungsgedichte. Opitz mit seinem Gedicht über die Geburt Christi, Zlatna, Vesuvius, Andreea's Christenburg u. s. w. lieferten uns dafür schon Beispiele. Später kamen hinzu Dichtungen, die man Novellen in Versen nennen könnte, wie wir sie z. B. in des Albinus u. A. Nachahmung nach Cats sahen und noch bei anderen Poeten hätten anführen können.

In den ersten Decennien werden unter den vielen Poeten, welche nun im beschränkteren epischen Stil sich versuchten, zwei Namen

öfter genannt, die deshalb hier ihre Stelle finden mögen. Der erste freilich bringt nichts, was nicht Andere ebenfalls nebenher in geschichtlichen Schilderungsgedichten lieferten.

Der württembergische Pfarrer Joh. Seb. Wieland dichtete 1633 sein in dieser Zeit oft citirtes Carmen auf Lützen und den Tod Gustav Adolfs: der Held von Mitternacht. Es steht weit dem Weckherlinschen Nachrufe nach, ist gewöhnlich, pedantisch lehrhaft, aufzählend, im Ganzen Geschwätz ohne Werth. Bei der wichtigsten Stelle, dem Tode Gustav Adolfs, schweift Wieland mit O! und Weh! in der langweiligsten Weise vorher ab; die verkehrteste Weise, Spannung erregen zu wollen. Johann Freinsheim (1608—60) folgte 1639 mit einer Dichtung auf Herzog Bernhard von Weimar, um den z. B. auch Schneuber in einem Hochzeitsgedicht in wahrer tiefer Trauer klagte, mit der religiösen Tröstung, dass Gott, wenn er wolle auch den Deutschen einen Jonathan nach dem Judas Maccabaeus erwecken könne.

(Bei den verherrlichenden Todtengedichten schob sich durch die Erzählung des Lebens der Gestorbenen öfter ein episches Element ein. So z. B. bei Schneuber in dem Todtengedichte auf Bernh. Schafalitzky.)

Der gewöhnlichen rhetorisch-erzählenden Gedichte heroischer Art, d. h. Gedichte in Alexandrinern geschrieben, giebt es eine grosse Menge, viele dem Stil der fliegenden Blätter, den damaligen Zeitungen sich fehr annähernd, manche noch in seltsamen Mischungen des alten und neuen Geschmacks.*)

*) So z. B. das alterthümliche Gedicht auf Magdeburg und die Schlacht bei Leipzig 1631; Tillyscher Nachklang 1631 mit der barocken Allegorie. Früher wäre Tilly rein und keusch gewesen; dann habe ihm Cupido das Bild der stolzen Magd Magdeburg gezeigt. Diese aber will lieber, dass ihre Jungfräuschaft in Blut ein Ende nehme. Tilly wird rasend in grausamer Affenliebe. Seine Harpyenklaue tödtet sie. Da kommt der Helden-Mann aus Mitternacht. Die Schein-Braut Magdeburg sagt zu Tilly:

Hinfort ist Hecate dein Weib und du ihr Mann u. s. w.
Tilly flieht vor Gustav Adolf. Orpheus zum Tanze blies:

So so geht's allemal

Allemal geht's so zu.

Cörber hat die Schlacht bei Leipzig für seine Zeit nicht übel beschrieben. Bei Hellborn heisst es:

Hecheln und Mäusefallen, die sonst hie trugen feil,

Rittmeister wurden und kriegten deutsch Gut zu Theil.

Schrecklichen Einblick gewährt: Buss-Spiegel über die Stadt Bautzen, 1634 etc. etc.

Ein Dichter trat nun aber im siebenten Decennium mit einem Versuch eines grossen Epos im Sinne der Zeit auf, ein Oesterreicher bezeichnender Weise, d. h. ein Poet, der sich weniger um Opitz Vorschriften und Zweifel kümmerte und den Italienern näher blieb und, wenn es sich um Anknüpfung mit der norddeutschen Bewegung handelte, hauptsächlich auf die fruchtbringende Genossenschaft blickte.

Wolfgang Helmhard von Hohenberg (in den Dedicationsgedichten seiner Freunde auch Hohberg genannt, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft) geb. zu Lengefeld in Niederösterreich, im Jahr 1665 als Protestant nach Bayern übersiedelnd, gab außer andern Poesien, darunter eine Proserpina, im Jahre 1663 und 64 ein episches Gedicht: der Habsburgische Ottobert, heraus, eine Dichtung in sechsunddreissig Büchern in gekuppelten, männlich und weiblich wechselnden Alexandrinern (aa, bb). Ein Ahn des Hauses Habsburg wird mit fingirten Schicksalen darin besungen.

Muster ist Ariosto, wodurch nach früher Auseinandersetzung das Epos wieder die grösste Aehnlichkeit mit den gleichzeitigen Romanen bekommt. Dazu aber ist nun die Nachahmung des Homer nicht zu erkennen. Der Verfasser selbst ist durch und durch in seinem Werke barock, aber eins ist er nicht, er ist kein schulmeisterlich-gelehrter Pedant.

Ein nach Belieben kritiklos zusammengeträumtes, aller Grundlage entbehrendes Epos von ungefähr 30,000 Versen kann natürlich nichts anderes als Widerfinn ergeben, gleich den ähnlichen prosaischen Werken. Von einem Organismus ist in dem Gedichte keine Rede. Nochmal so lang, halb so kurz, dies weggelassen oder andres eingeschoben: es käme Alles auf Eins hinaus; von künstlerischer Composition ist eben keine Spur. Hierin steht es in einer Linie mit den Romanen von Buchholtz, Lohenstein und allen höfischen Zeitgenossen. Ariosto hatte eine Ueberlieferung vor sich mit bekannten poetischen Größen, und er behandelte sie subjectiv-humoristisch; Ottobert hat von Anfang bis zu Ende keinen Anhalt, während der objectiv-erzählende Ton für alle die Einfälle und Phantasie-Zusammenspielungen eingehalten wird. In dieser Beziehung fällt das Werk aus jeder Kritik heraus.

Dagegen kann man dem Dichter für die Darstellung durchaus nicht alles Verdienst absprechen. Er hat eine gewisse anschauliche Phantasie — wie sie selbst der spätere Joh. Elias Schlegel in seinem

epischen Versuch nicht zeigt. Er sieht die gedichteten Kämpfe und Thaten vor dem geistigen Blick mit cavaliermäsigem Interesse. Mehrere seiner Gestalten und seiner Einfälle sind nicht übel. Wie in der realistisch-anschaulichen Darstellung, zumal der Zweikämpfe, ist er besonders durch seine dem Homer nachgeahmten, oft durchaus nicht ungeschickten Gleichnisse vor Andern hervorragend. Ruremunda, eine Art Bradamante, spricht häufig an. Ihre Gefangenschaft durch Anändemon, ihre Befreiung, ihre Vertheidigung mit Stuhl und Stuhlbein hat z. B. Vortreffliches. (Der Däne Duraldan, der mit dem Siegwald einen Zweikampf flicht, ist der Sohn Frotho's aus dem Stamm Starkaters. Merovig's, Chilperich's, Brunhilden's, Fredegonden's Namen und Historien werden benutzt wie Rodoalt und Rotharis, Alles freilich in der ungeschickten Romanweise.)

Mit dem zweiten Theil verliert sich die Erzählung leider immer mehr in's Wirre. Im dritten Theil geht die Geschichte nach Böhmen und erzählt von Libussa, Primislaus, Schlachten gegen die Tartaren. Was Hohenberg in dieser Beziehung Alles zusammengetapelt hat, welche tieferen Bezüge er aus der Zeitgeschichte genommen haben mag, wie weit er für seinen fabelhaften im Orient kämpfenden, Schiffbruch leidenden, von Rafael geretteten Helden in dem Habsburgischen Stammbaum irgend einen Anknüpfungspunkt gefunden, geht uns nichts an. Wohl aber, wie schon mit Robinsonfreude von Einsiedlern, einem gescheiterten Fräulein, von einem an Simplicissimus erinnernden verwilderten Knaben auf Inseln erzählt wird, wie Ottoberts Schiffbruch und Rettung durch Rafael nach der Odyssee gedichtet ist, nur dass Rafael den Ottobert nicht in kurzer Weise wie Pallas Athene den Odysseus anredet, sondern ihm eine Rede von 1400 Versen über die Tugend hält, die Laster zeigt und die Zukunft seines Geschlechtes sagt. Ottobert ist sicherlich eben so selten, wie die ihm verwandten grossen Profawerke ganz durchgelesen.*)

Wenn wir Schlegels epischen Versuch zum Vergleich herbeiziehen — abgesehen von Postels Wittekind und Schönaich's Hermann, denen Hohenberg an Kraft zu schildern weit überlegen ist — und sehen, was Schlegel im Drama, was er unter falschen Einflüssen, den

*.) Es ist immer ein eigenthümliches Gefühl, wenn man auf den besuchtesten Bibliotheken in solchen Werken Blätter seit 200 Jahren unaufgeschnitten findet, die beim Binden dem Buchbinderhobel durch Zufall entgangen waren.

gleichen, die bei Hohenberg schon wirkten, im Epos leistete, dann müssen wir diese Kraft und Zeitverschwendug des Ottobert um so mehr bedauern. Hohenberg macht, wie gesagt, episch eine Ausnahme. Die meisten Poeten dieser Zeit begnügten sich nach dem Muster Frankreichs mit dem profaischen Epos, mit dem Roman,^{*)} wie schon bei Zesen angeführt worden.

Den grofsen Roman dieser Epoche stellt man sich am leichtesten vor, wenn man irgend eine absonderliche Helden- und Liebesgeschichte in der verschlungenen Weise des Rasenden Rolands sich in Prosa aufgelöst und verballhornt denkt, jede Scene durch unendliche Reden in's Breite gezogen, nöthigenfalls durch Moral gespickt. Statt Phantasiepersönlichkeiten liebt man eine Anlehnung an die Historie. Jeder Begriff von Composition pflegt gemeiniglich zu fehlen. Es ist ein unendliches Gespinst und Geflecht; der Inhalt ist ohne besondere Nachhilfe unübersehbar, ohne alle innere Nothwendigkeit, nur der Gnade und Laune des Romanschreibers anheimgegeben.

Neben verschiedenen Uebersetzern aus dem Französischen, Italienischen und Spanischen thaten sich außer Zesen in langathmigen grofsen Romanen besonders hervor Buchholtz, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Lohenstein.

Christian Heinrich Buchholtz (1607—1671), Superintendent zu Braunschweig, ist der Verfasser des gewaltigen Schreibe- und Lesewerks: des christlichen deutschen Grossfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte (acht Bücher, 1659) und der Fortsetzung Herculiscus und Herculadisla, worin der Held ein junger Sachsenfürst zur Zeit des Alexander Severus ist.

Buchholtz hat mit seinen Roman-Genossen dasselbe Ziel. Neue Bildung soll durch Muster in Reden und Handlung gelehrt, Gottesfurcht bewährt, Patriotismus genährt werden. Leider ist die Lehre dieser Zeit gemeiniglich steif, breit, langweilig, und es fehlt der belebende Geist, der Enthusiasmus, die Schneidigkeit; die Gottesfurcht ist in gar vielen Beziehungen unerfreulich, die Lebensauffassung ist beschränkt und standesartig, resp. niedrig; die menschliche Freiheit mit ihrem Schwung und Idealismus ist eine unbekannte Grösse;

^{*)} Cholevius: Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, auf welches Werk schon früher verwiesen wurde.

der Patriotismus ist gut gemeint, aber doch nur zu oft äußerlicher Anputz durch Namen und Phrase; der Wille ist durchgängig bider aber alle künstlerische Einsicht, die einem Romandichter nöthig ist, sehr schwach. Was die geschichtliche Anlehnung betrifft, so ist sie durchgängig nur eine Fiction von bekannten Namen; all' und jede geschichtliche Wahrheit mangelt. Bedenkt man nun, dass in solchen Werken weder Geschichte noch Characteristik, weder Idealismus noch Realismus zu finden ist, dass in ihnen Alles eine wirr sich verschlingende, willkürliche Erzählung ist, die im Lehren von Anstand, Religiosität u. s. w. den Zweck sieht und so das Nützen und Ergötzen zu verbinden sucht, so erklärt sich, dass diese Ausgeburten einer von Kunst nichts ahnenden Phantasie ohne Gliederung, Steigerung, Geschlossenheit, Mannigfaltigkeit, aber von langweiligster Vielheit und Breite, zu den Werken gehören, die jetzt vor dem Durchlesen am allersichersten sind und uns künstlerisch erschaudern lassen.

Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), der Zögling Schottel's und Birken's knüpfte in seiner durchlauchtigen Syrerin Aramena (1669—73) an die biblische Geschichte äußerlich an. Für die Octavia (1685—1707) wählte er die römische Geschichte zum Rahmen; beide Romane waren bestimmt «rechte Hof- und Adels-schulen» abzugeben, «die das Gemüth, den Verstand und die Sitten recht adlig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen». Der Herzog hat in diese Romane, Andern darin folgend, Manches aus der Zeitgeschichte hineingeheimnisti. Doch soll der Namenschlüssel dazu verloren sein. Das Deutschthum ist in beide Werke, so gut oder übel es ging, hineingezogen; in der Aramena dadurch, dass der König von Bafan zu einem König der Celten und Germanen gemacht wird; in der Octavia dadurch, dass Armins und der Thusnelda Sohn Thumelicus eine Rolle spielt. Doch ist in dieser die Darstellung des Christenthums die Hauptfache.

Wer die Romane dieses Stils näher anschaut, dem wird Cholevius' Hindeutung auf Göthe's Wilhelm Meister nicht überraschend kommen; man erinnere sich, wie Göthe in den Bekehrtnissen einer schönen Seele über den christlichen deutschen Hercules und die Octavia, die vor allen den Preis behalten, spricht. Der ältere Mann hat wieder gebildet, was ihm in der Jugendzeit gefallen; Wilhelm Meister bietet schlieslich ein ähnliches Gewirr von Lebensschicksalen, Verwicklungen, dunklen Wunderlichkeiten und seltsamen Lösungen, gegen das Ende

nebelhaft in Raum und Zeit, gleichfalls auf eine Bildung von Gemüth, Verstand und Sitten zielend. Ist doch auch im zweiten Theil des Faust Manches, was an die Phantasie des 17. Jahrhunderts erinnert.

Dafs übrigens in diesen Romanen nicht selten Anspprechendes und viel für die Zeit Interessantes vorkommt, braucht nicht bemerkt zu werden. Einzelne Parthien sind stilistisch oft über alles Erwarten flott geschrieben. Für Anderes dürfen wir nicht vergeffen, dafs wir in der Periode uns befinden, darin Leibnitz unter verhältnismäfsig regem Interesse der höheren Stände philosophirte.

Von diesen an Ausdehnung ungeheuerlichen Werken ist in mannigfacher Weise unterschieden die durch ihren haarsträubenden Anfang als Muster des Bombasts berüchtigte «asiatische Banife oder das blutige doch muthige Pegu» (1689) von Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen.

H. A. von Ziegler (1663—97), ein vermögender Adliger in der Laufitz, knüpfte an das Interesse, welches man damals durch Vermittlung der Holländer für die ostindischen Länder und deren Angelegenheiten hatte. Reisebeschreibungen waren beliebt und wurden gern benutzt. Ziegler wählte einen geschichtlichen Vorgang in Pegu zum Anlehnungspunkt; wie Gryphius seine persischen, Zesen seine ägyptischen, Andere ihre classischen Studien und Vermuthungen, nutzte er jene Reisebeschreibungen. Ziegler's Banife ist verrufen wegen ihres Bombastes der Sprache, wozu besonders der Anfang mit seiner ungeheuerlichen, komisch werdenden Verwünschung Anlaß gegeben hat. Damals war diese Sprache ein Muster leidenschaftlichen Ausdrucks und galt für unübertrefflich. Aber diese Banife hat auch wirkliche Vorteile. Vor Allem zeichnet sie sich durch ihre verhältnismäfsige Kürze, dann durch Lebendigkeit und anschaulichkeit aus. Sie hat unter viel üppigem Wust wirklich geschickte, markige, lebendige und humoristische Züge und fliessenden Stil. Der Tyrann und Haupt-Wütherich Chaumigrem wurde eine populäre Figur; er spielte nicht blos auf Wilhelm Meister's Puppentheater seine Rolle, sondern das Werk fand noch lange sein großes Lefepublicum.^{*)} Einen eigent-

^{*)} Die letzte Auflage der Banife erschien 1764 zu Königsberg bei Hartungs Erben und zwar, wie es in der Vorrede heißt, „als gutes Muster eines gefunden und tugendhaften Romans“ — ohngeachtet ihres schwülstigen Stils. „Die Banife erhebt sich weit über die Talandrischen Posse und Thüringische und Sächsische

lichen culturhistorischen Roman beabsichtigt Ziegler in der Banife noch nicht, nähert sich ihm jedoch dadurch, dass er sich an die Reiseberichte hält und dem Ganzen das tropische Colorit zu geben sucht. (Der Humorist und Realist des Werkes Scandor, Balacins Diener und Freund gehört zu den erfreulichsten Darstellungen des Romans; zwischen Komischem und Widerwärtigem kennt freilich auch Ziegler nicht die Grenze.)

In der Banife ist nicht mehr der unendliche Erzählungsfaden, sondern der Romanschreiber führt mit einer verhältnismäsig lobenswerthen Selbstbeschränkung hinsichtlich all' der Thaten und Verwicklungen. Die Haupterzählung bleibt in ihrem Verlauf erkennbar und bleibt Hauptsache, ein großer Fortschritt gegen die vorhergenannten didactisch-erzählenden Roman-Ungeheuerlichkeiten, zu denen durch die Masse und Weise auch Lohenstein's Arminius gehört, über den kurz bei Lohenstein berichtet werden soll.

Neben diesen Werken des neuen Stils ist nur eine hervorragende Erzählung volksthümlicher Art anzuführen, himmelweit verschieden von den Lehrromanen und französischen Nachahmungen, voll Ursprünglichkeit, realistischer Kraft und Anschaulichkeit, voll Humor und Charakteristik: ein Werk, dessen Verfasser nur eins fehlte, um allgemein Bedeutendes und in seiner Art Classisches zu leisten: das Verständniß für die Composition eines Kunstwerks. Ein künstlerisch-befriedigender Schluss und der Simplicissimus des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen aus Gelnhausen (1625—76) verdiente alles Lob, welches man jetzt schon häufig ihm gespendet sieht.

Grimmelshausen (er nannte sich in seinen Schriften German Schleifheim von Sulsfort, Samuel Greifenson von Hirschfeld u. s. w. in der beliebten Namen-verstellenden Weise dieser Zeit; längere Zeit hielt man Samuel Greifenson für den echten Namen) war als Knabe in den Strudel des dreißigjährigen Krieges hineingerissen und hatte als Soldat gedient; später — katholisch geworden — war er Schultheiß zu Renchen in Baden, im Dienst des Bischofs von Straßburg. Er hat einige Sachen im neuen Stil geschrieben, so wenig von Be-

Robinson, die, eben so abgeschmackt geschrieben wie die Felseninsel, bis zum Ekel gelogen haben.“

Man muß bekennen, dass die Erzählung noch heute ebenso gut und ohne grössere Langeweile gelesen werden kann, als eine Menge der jetzigen Zeit-todtschlags-Romane.

deutung wie die mancher Anderer. In seinem Hauptwerk und dessen Fortsetzungen und Zubehör dagegen stellte er sich auf den alten, volksthümlich realistischen — Phantaſtik dabei nicht ausſchließenden — Boden, und hier war sein Erfolg groß und verdient. Er nahm den picarischen Roman auf, wie ihn Aegidius Albertinus zu München durch seinen oben besprochenen Landftörtzer Gufsman von Alfarche aus dem Spanischen eingeführt und wie ihn Moscherosch in seinen Gefichten des Philander von Sittewald, beſonders in dem Soldatenleben verwerthet hatte.

1669 erschien dieser «abentheurliche Simplicissimus, d. i. die Beschreibung des Lebens eines ſelſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim» u. f. w. — die Erzählung des Helden der Geschichte, dessen erste Erinnerungen ſich an einen Bauernhof im Spessart knüpfen, der aufwächst wie ein ins Derb-Bäueriſche überſetzter Parcival als einfältiger, von der Welt nichts wiffender Knabe, der dann einen Soldatenüberfall und dessen Schrecken erlebt, zu einem Einfiedler kommt, hernach in's wilde Soldatenleben hineingerissen wird, wo er kaum der Gefahr entgeht mit Absicht wirklich blödfinnig gemacht zu werden, weil ſein dummm-unſchuldig-täppiſches Wefen ſeinem Herren großen Spafs macht, der dann heranwächst, felber Soldat und ein berüchtigter Partheigänger wird, dem hohes Glück lächelt, der in Paris Liebesabenteuer beſteht, hier jedoch die Blattern bekommt und nun in Elend und Noth zurückgeworfen wird. Ist von da an die Schilderung des armfeligen Lebens in der Garniſon, der Räuberbande u. f. w. nun auch culturhistoriſch ſehr intereſſant, auch lehrhaft-abschreckend genug, fo geht doch hier die vortreffliche Erzählung künstleriſch aus Rand und Band. Der Schluss mit einer ſpringenden Erzählung ſeiner Ehe, weiter Reifen durch Europa und Afien und ſeiner Einfiedelei auf einer Inſel — seit Käſtner die erste Robinſonade genannt, während vor ihm im Ottobert von Hohenberg ſich ſchon Aehnliches findet, — zeigt leider, daß der Verfaffer bei all' ſeiner natürlichen Begabung nicht wufste, worauf es ankam. So lange er erzählt, ist er ganz vortrefflich, von grösster volksthümlicher Frische, Kraft und Naivität und Originalität; er vermeidet dabei die neumodiſche Einfachitelung und ſpitzfindige Verwirrung, obwohl er in wirksamster Weife einen Knoten zu ſchürzen verſteht — es stellt ſich heraus, daß der Einfiedler, dem er die erste Bildung und Gottesfurcht verdankte, ſein Vater und der Befehlshaber zu Hanau, in dessen

Dienst er der närrische Junge war, der Mann seiner Schwester gewesen — nur kann er sich doch zu schwer von dem Anreihen von allerdings immer spannenden Geschichten losreissen und zur Composition der Haupt-Geschichte emporschwingen. Schon bei seinen Partheigängerstreichen verliert er sich zu fehr in Detail, in Jagdgeschichte und Soldatenstreich-Erzählung — die Zauber- und Schwarzkunst-Geschichten sind mit einem schauerlichen Ernst und ergreifender Lebendigkeit erzählt. — In einer Reihe von Anhängeln des Simplicissimus (Trutz-Simplex oder die Landstörtzerin Courasche, Springinsfeld, Vogel-Nest u. s. w.) hat Grimmelshausen diese seine starke Seite noch einseitiger ausgebeutet und dem derben, abergläubischen und rohen Geschmack derb und abergläubisch Rechnung getragen: in dem, was lobenswerth, eine grofse Aehnlichkeit mit Hebel zeigend. Wie Rist in manchem seiner Prosaerweke an den Robinson-Campe, so kann Grimmelshausen in der kleinen Geschichte an den alemannischen Volkschriftsteller erinnern. Im Allgemeinen aber haben wir von Grimmelshausen dasselbe wie von Andern ihm ähnlichen begabten Autoren des deutschen Realismus dieser und der voraufgegangenen Zeiten zu wiederholen. Mit aller Kraft der Natürlichkeit ohne Kunst konnte ebenfowenig wie mit sogenannter Kunst ohne Kraft und Natürlichkeit der nöthige Fortschritt gemacht werden.

Von den Romanschreibern sei nur noch Einer erwähnt, der gegen Ende des Jahrhunderts sein Wesen trieb und das Publicum mit Lecture versorgte: Happel, mit den Europäischen Geschichtsromanen. Wie später mit den Robinsonen, so hatte der Erfolg des Simplicissimus beim grofsen Lefepublicum mehrere Nachahmungen erweckt: türkische, französische, ungarische Simplicissimi u. s. w., in denen der Hintergrund eines betreffenden Krieges genommen wurde. Happel verfertigte seine Romane mit Rücksicht auf das je verflossene Jahr, indem er im Allgemeinen die höfischere Romansphäre hinsichtlich des Helden, seiner Geliebten und unerhörten Abenteuer, Tugenden, Verfolgungen u. s. w. einzuhalten und in Verwicklungen, Täuschungen, Aufklärungen das Möglichste zu leisten suchte. So heifst es z. B. im «Engelländischen Eduard oder sog. Europäischen Geschicht-Roman auf das 1690. Jahr, in welchem neben des Königreichs Gross-Britannien Merkwürdigkeiten die denkwürdigsten Kriegs- und Politische Staatsfachen, Wunder-Geschichten, Glück- und Unglücks-, auch hohe Todes-Fälle u. s. w. beschrieben wird» in der Vorrede: «Es bleibt

aber der Author nicht nur bei der blofsen Romanisirung, sondern ist bemühet, unter diesem Liebes- und Helden-Gedichte, auch die vornehmste Handlung und Verrichtungen so wohl in Kriegs- als auch andern Sachen, grofse Feld- und Seeschlachten, Belager- und Eroberungen der Städten, wie sie mit der Wahrheit übereinkommen, ohne Zufatz oder Jemanden Nachtheil, wie es einem Historico geziemet, unpartheiisch und wie sie sich hin und wieder zugetragen, auf eine ebenmäfsige nicht unangenehme Manier mit einzuflechten, damit dasjenige, was das verstrichene Jahr da und dorten Notabels vorgegangen desto besser der Gedächtnuß eingepräget bleiben möge.»

Man sieht, einige Romanschreiber der Gegenwart können von Happel noch profitiren hinsichtlich der frischen Verarbeitung des Neuesten.

Was Happel noch Alles sonst verspricht, von Beschreibungen, Historien, Discursen, Donner- und Hagelwettern, Mordbrennern, Gifttränken, Vestmachen, Kugelbannen, Nothhemden, Geographie, Lebensbeschreibungen, Nachweisen der Unbeständigkeit der Engländischen Nation, Untreue von Freunden, von Wechselkindern u. s. w. u. s. w. zu melden, soll hier nicht einmal im vollen Auszug angeführt werden. Schon das Wenige mag genügen, um einen Begriff von diesem einen gegen 1600 Seiten starken Roman des Jahres 1690 zu geben, dem einen unter vielen desselben Stils.

Dafs in diesem Geschmiere manches Flotte und Drafstische unterläuft, sei nicht vergessen. Man merkt zuweilen, dafs man auf einem Boden steht, dem ähnlich, aus dem später ein Fielding'scher Tom Jones erwachsen ist.

Ein Blick auf die eigentliche Volkspoesie zur Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege möge hier genügen.

Ihre Verkümmерung hatte seit dem vorigen Jahrhundert zugenommen. Die Gunst der Gebildeten war den alten Weisen und Worten entzogen; die frischeren Gemüther, welche sich nicht ganz in den neuen, trockneren oder gelehrteren Ton schrauben liefsen, wandten sich dem populären aber kunstgemäfsen, bald feineren, bald derberen Gefang der Greflinger, Schwieger, Finkelthaus, Schirmer u. s. w. zu: dem neuen soldatischen und studentischen Gefellschaftslied. Das Volk stutzte sich diese Lieder zum Gebrauch zu, vergröbernd

und corrumptirend, wie wenigstens die darüber sich beklagenden Poeten melden.

Die eigne echte Produktionskraft war durch die Begierde, es dem neuen Stil gleichzuthun, auf's tiefste geschädigt; unverstandene Phrasen aus dem Gelehrtenthum hatten sich schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeschlichen. Das Kirchenlied hatte vielfach in den Tagen der Noth bei den gesitteteren Schichten die alten, schönen, idealeren Laienlieder verdrängt und viel poetische Kraft und Zustrom in sich abgeleitet. Während das ältere deutsche Volkslied durch seine Weichheit und Gemüthstiefe oft so unübertrefflich ist, bleiben ihm jetzt mehr die roheren und zerfahrenen Elemente. An neuen balladenmässigen Relationen bedeutender oder auffälliger Ereignisse ist kein Mangel; der dreissigjährige Krieg hat ihrer eine schwer übersehbare Fülle hervorgebracht: des Guten wenig, geschweige, dass sich die echte historische Ballade entwickelt und etwa um Mansfeld, Gustav Adolf, Pappenheim, Wallenstein, Joh. von Werth u. A. episch verdichtet hätte. Durchgängig sind es poetische Phantasien untergeordneten Ranges ohne höhere Anschauung, welche mit den überkommenen Mitteln des alten Stils und hie und da mit neuem gelehrt Kunstaufputz zum Theil als Geschäft (Zeitungsgeschäft) fortsetzen, was früher aus dem innersten Regen und Leben hervorgesprudelt war.

Der Meistergesang schleppte sich hin und ward mehr und mehr ein Spott. Viele Schulen gingen jetzt ein.

Einige wenige Districte ausgenommen hatte durch ganz Deutschland die neuere gelehrte Dichtung allein Geltung. Was ihr nicht angehörte, war verachtet oder ward nicht beachtet.

Grade die Jahre nach dem dreissigjährigen Kriege vollendeten den Umschwung. Diese Jahre der todesmüden Erschöpfung, wo Jeder sich freute, endlich Frieden und Ruhe wiederkehren zu sehen, wurden von den an der Spitze stehenden Mächten benutzt, das Joch fest und gesetzlich zu machen. Aus der Zersplitterung und dem Eigenwillen, der ohne höhere Ideen sich um das Allgemeine und die höhere Ordnung nicht kümmert, kommt jetzt der Deutsche in die monotone, von Oben herab durchgesetzte Zwangsordnung, die sich um das individuelle Leben nicht kümmert.

Poesie und Soldatenwesen mag man jetzt vergleichen: dem ungebundenen, nur seiner Articuls-Ordnung folgenden, freien Lands-

knecht der älteren Zeit, dem rüden, doch schon halb gedrillten Söldner des dreissigjährigen Krieges folgte jetzt der Soldat des beginnenden Gamaschenthums und der Fuchtel-Ordnung unter dem ausgebildeten Officiersstand: Ordnungen, von den früheren Auffassungen so verschieden, wie ein modisches Gedicht von 1660 verschieden von den Weisen des Hans Sachs.

Wenn die glatte äußere Form als das Erstrebungswerthe gilt, verliert das Characteristische feine Geltung und gilt leicht für naturalistisch und schlimmer für ein Zeichen schlechter Erziehung und Rohheit. Man muss dies für die nächsten Zeiten nicht vergessen.

Die poetische Unerquicklichkeit derselben nimmt nun nicht ab, sondern eher noch zu. Die Männer der ersten Hälfte des Jahrhunderts sind mit denen der zweiten verglichen Originale, und jene Zeit erscheint wie die der Mannigfaltigkeit und Frische.

Das Geschlecht der Böhme, Andreæ, Moscherosch, Lauremberg ist ausgestorben und damit die ältere volksthümliche Gegenbewegung; der katholische Aufschwung geht jetzt auch vorüber; die älteren, aus und neben Opitz sich entwickelnden Renaissance-Bestrebungen nehmen ein Ende oder gehen Wandlungen ein. Jeder kann jetzt die neuen Formen handhaben. Jeder meint, er wäre damit auf der Höhe der Zeit. Alles wird uniformer, äußerlicher, unkünstlerischer.

Da die lebendige Triebkraft im deutschen Volke denn doch noch nicht ganz erloschen ist, so erzeugt das Uebermaass wieder gewisse Gegenbewegungen; aber in all' den Schwankungen und Kämpfen wird das Wesen der Poesie auch fernerhin verkannt, und wahre Poesie kennt Keiner und bringt Keiner.

12.

Hofmannswalda und Lohenstein oder die sogenannte zweite schlesische Schule.

Opitz hatte zum Ziel den in gelehrter classischer Bildung geschulten, in jeder Hinsicht maafsvollen und verständigen, etwa im Sinn eines Cicero eklektisch-philosophischen, vorurtheilsfreien, virgilisch-horazisch klaren, feinen Menschen, den humanistischen Weltmann. Der barock-gelehrte Geschmack trat bei ihm allerdings stark hervor. Ueber dies fein Streben war er als Poet zu sehr Didactiker geworden. Das Verstandesmäfsige des Niederländisch-Franzöfischen und dessen Muster, der lateinischen Poesie, hatte ihm am meisten zugesagt.

Zu seiner eigentlichen Schule gehören die, welche in dieser Beziehung mit ihm auf demselben Boden stehen.

Die Katholiken und die Nürnberger gingen andere Wege, von den volksthümlichen Richtungen abgesehen.

Harsdörffer hatte weniger die humanistische Bildung als die zierliche Aeußerlichkeit im Auge, welche er bei den Italienern sah. Er griff weit oberflächlicher die Neuerung an, ein Nachahmer, der für das Einzelne ein nicht unrichtiges Gefühl hatte. Sein Verdienst war, dass er in bewussterer Weise die Phantasie, mochte sie nun auch so verschroben zu Tage treten, wie sie wollte, gegen die dominirende Verstandesrichtung bei den Opitzianern setzte. Da Opitz todt war, als Harsdörffer hervortrat, so war es diesem bei seiner Stellung und seinen Verbindungen um so leichter, zu einem nicht unbedeutenden Ansehn und somit zur Wirkung zu gelangen.

Seit der Mitte des Jahrhunderts dringt der Nürnberger Phantasie, respektive ihr Bombast, wie wir fahen, überall ein, unterstützt durch die fremden Poesien, so weit diese die gleichen Tendenzen verfolgten. Eine Entfesslung der Subjectivität wird aber

durchaus nicht beabsichtigt. Das formale Element waltet noch immer vor.

Der Mann, welcher lachend erklärt, von der moralisch-didactischen und der formalen Theorie sich dispensiren zu wollen und, ein echtes Kind der Zeit frisch weg die vornehm modische Lüsternheit poetisch verwendet, begründet eine neue Schule, die um so wichtiger wird, weil sie in dem Hauptland des Opitzianismus, in Schlesien, die Opitzischen Grundsätze umstößt und neue an die Stelle setzt. Nicht mehr der humanistisch-didactische Poet, sondern kurzweg der Weltmann des italienischen Barockstils bekommt nun das Wort. Die neu-höfische Anschauung schlägt damit in wichtigen Kreisen vor, während bisher die gelehrte und schulmeisterliche der neuen Bildung den Ton angegeben hatte. Da Deutschland aber keinen eignen höfischen Ton ausbildet, wird in ihm der beginnende Kampf um das Uebergewicht des italienischen Barock- oder des französischen Stils poetisch durchgefochten.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1618—79)^{*)} ist es, der sich gegen die neue Meistersängerschaft der Herren von Katheder und Kanzel stellt und nicht nach der Antike bilden will, sondern aus dem modernen Barockgeschmack herauspoetisirt und mit vornehmer Geringsschätzigkeit auf die Pedanten der Silbenmaafse herab sieht, welche von der Hauptsache der Poesie, der Amourschaft, nichts wissen. Wenn Opitz einstmals in dieser letzten Beziehung hatte die Flügel einziehen müssen, so war die Zeit jetzt eine andere und kein Ludwig von Anhalt Sittenrichter. Hofmannswaldau hatte das richtige Gefühl von dem, was Noth war, wenn er bei seinem Dichten sich über die «gemeinen Schul-Posßen» und die Schul-Gelehrsamkeit, ihre Mythologie etc., lustig machte und von sich ausfagte: «lange auf Kunst und weitgesuchte Dinge zu denken oder über allen Wortfätzchen Rath zu halten und drüber in den Nägeln zu klauen, ist kein Werk vor meinem Gemüthe.» Aus den Schul-Cliquen trat er heraus, sich in seiner Stellung erhaben fühlend über ihre Pedanterien und Gehäffsigkeiten. Um diejenigen, die «aus vergälltem Urtheil oder

^{*)} Ch. Hofmann von Hofmannswaldau geb. zu Breslau 1618, lernte auf dem Gymnasium zu Danzig Opitz kennen, der den Jüngling auszeichnete. Er studirte zu Leyden, bereiste mit dem Fürsten Fremonville die Niederlande, England, Frankreich, Italien und kehrte über Wien nach Breslau zurück, wo er 1646 Rathsherr ward und 1679 als kaiserlicher Rath und Rathspräses starb.

Richtgierigkeit etwas Widriges aus seinem Werk zu entspinnen begreben» bekümmert er sich so wenig als um «die Hof-Junker des grossen Mogols oder um die Mohren in den Zucker-Mühlen», von denen ihm schwerlich einer viel werde schaden können. Er dichte zu feiner eignen Belustigung und lasse nur drucken, weil Andere sonst seine Sachen herausgeben würden und sie verstümmelten, wie es schon geschehen. Die Liebe nennt er ein Hauptagens der Poesie; er wisse gar wohl, dass «Gedichte in allerhand Bewegungen des Gemüths und von allerhand Arten geschrieben werden können, doch scheinet es, dass die Poesie überall Fremdling und in dem Land der Liebe alleine zu Hause ist, und saget ein gelehrter Ausländer nicht ungereimt, dass man der Poesie mit Entziehung der Liebesfachen die Herz-Wurzel versteche und hergegen der Liebe durch Entziehung der Poesie den lieblichsten Blumengarten verschlieszen würde.» Zug zur Poesie habe er von Jugend auf gehabt; als neunjähriger Knabe habe er an Maximilians Theuerdank Silben zählen gelernt, an Dichtern, nicht durch gedruckte Anweisung habe er sich gebildet und erst später fleissig Theorie getrieben.

In mehr als einer Beziehung leitete ihn also ein richtiges Gefühl und dies machte auch seine Bedeutung und gab ihm die ungeheure Wirkung in seiner Zeit: er war durchgreifend. Er zeigte wieder Unabhängigkeit vom Formalismus, von Handwerksdichtung um Brod und von der Furcht vor rigoroser moralischer Verketzung, gegen welche er sich auch durch seinen ganzen Charakter als Mensch und hoher Beamter deckte. Ein wohlgemuther, freundlicher, verständiger Mann, schneller, wenn auch oberflächlicherer Fassung, von leichter Phantasie, thätig und tüchtig im Amt, hülfreich, in behaglicher Lebensstellung — so konnte er gegen Schulstaub und Kanzel seine Aufgabe erfüllen und erfüllte sie. Leider schofs er dabei weit über das Ziel hinaus. Die Ueppigkeit und Sinnlichkeit, welche er überall auf seinen Reisen im Leben und in der Poesie der Fremden gefunden hatte, nahm er frischweg herüber; ihn, wie so manche persönlich maafsvolle Männer, amüsirte die Frivolität des Sinnlichen mehr, als dass sie auf seinen Charakter verschlechternd wirkte; er hatte, abgesehen von den wundersamen Schrullen, die aus der Liebes-Theorie floßen und ihn gegen den Anstand blind machten, sein heiter-oberflächliches Spiel mit dem Unzüchtigen. Gegen die Heuchelei, die, damals so wenig wie je eine rohe crasse Sinnlichkeit ausgeschloß,

stellte er sich lachend und enthüllte epicuräisch-spöttisch alle Nacktheiten mit etwas künstlerischem und viel modernäsig lästernem Formfinn, aber er konnte die Grenze, die vom Gemeinen schied, nicht einhalten. Extrem kam gegen Extrem, die Lüsternheit so schlimm und das Blut vergiftend wie die moralische Pedanterie langweilig und das Blut verdickend. Sicherlich trieb ihn der falsche Satz von der redenden Malerei noch mehr auf Irrwege. Man muss sich die beliebten Vorwürfe aus der mythologischen Malerei ver gegenwärtigen, die Leda's, Io's, die Aufdeckungen der Satyrs u. f. w., um zu sehen, wie man zu dieser schildernden Verirrung der Sinnlichkeit in der Poesie gelangen konnte.

Hofmannswaldau hat Heldenbriefe, poetische Geschichtsreden und viele weltliche und geistliche Gedichte geschrieben; außerdem den «getreuen Schäfer» von Guarini und den «sterbenden Socrates» von Theophile übersetzt. Wie und wo es ihm fehlt, zeigt schon die für seine Epoche höchst wichtige Vorrede zu seinen Werken. Es war nach Opitz Poetik Mode, jede Vorrede wo möglich zu einer kleinen Poetik zu machen. Seine Jugend sei in des Opitz Zeit gefallen. «Meiner Natur gefiel diese reine Schreibens-Art so fehr, dass ich mir aus seinen Exempeln Regeln machte und bei Vermeidung der alten rohen Teutsch Art mich der reinen Lieblichkeit so viel möglich gebrauchte: bis nachmals ich auf die Lateinischen, Welschen, Französischen, Niederländischen und Englischen Poeten gerieth, daraus ich die sinnreichen Erfindungen, durchdringende Beiörter, artige Beschreibung, anmuthige Verknüpfungen und was diesem anhängig, mir je mehr und mehr bekannt machte, um nicht, was sie geschrieben, nachzuschreiben, sondern nur deren Art und Eigenschaft zu beobachten und solches in meiner Muttersprache anzuwenden.»

Das heifst: die Grundlage seines Poetifirens ist das vernünftige, prosaische Anschauen und Verarbeiten, dies äußerlich-poetisch aufgestützt durch pomphafte Sprache, Gleichnisse u. f. w. Da er die Vorwürfe der Niederländer, Franzosen und der Nürnberger, Balde's u. A. gegen Opitzens Mangel an Erfindung und dessen Nachdichtung Anderer kennt, so müht er sich, freier zu dichten, nicht nach — sondern neben — zu erfinden. Und hierauf legt er nun triumphirend das Hauptgewicht Mit anwachsenden Jahren habe er vermittelst fleissiger Durchsuchung gelehrter Schriften auch endlich dichten und erfinden können «indem das erste allein der Pritschmeisterei gar nahe kommt

das andre aber, sozusagen, der Poesie Seele ist». Ein richtiger Gedanke, Streben nach Inhalt gegen die formalen Reimer, kam hier in dieser Weise entstellt zum Vorschein.

Interessant ist, wie er sich theoretisch Opitz anschliesst und in welcher Art er ihn zu erweitern sucht. Die neueren citirten Autoren zeigen den Standpunkt der Zeit. Für den Werth und die Berechtigung der Dichtung müssen wieder Moses, Debora, David, Aristoteles, Musaeus, Homerus, Thales u. A., dann die Druiden und Barden Zeugen sein. Dann aber werden auch die «halb-erfrorenen Lappen mit ihren Morse faurop oder Hochzeitsgesängen und die Areitos und Haravac (Poeten) der neu-erfundenen americanischen Lande» angeführt, zum Beweis ein Indianerlied auf eine Schlange beigebracht. Ueber die Erfindung des Reims wird verhandelt; neben Dante und Petrarca werden die Troubadours citirt und die bekannten Italiener und Franzosen; doch hat Ronsard den Alten zu knechtisch angehangen. Malherbe, Theophile, St. Amant, Geodeau, Moine, Chapelain, Scuderi, die beiden Corneille werden hervorgehoben. Dazu Boscan und Garcilasso, Monte-Major, Lopes de Vaga, Quevedo, Caſtillojo, Ercilla und Juan Rufo von den Spaniern. Chaucer und Robert von Gloucester hätten nicht die Gelehrigkeit, Kunst und Lieblichkeit wie Edmond Spenser, Michael Draiton, Johnſon, Quarles und Dons.^{*)} Heinsius, Cats, Hügens, Vondel, Hofft, Westerbaen, Veens, Vos, Dekker werden von den Niederländern gerühmt. Nach den citirten Druiden und Barden wird Otfried («achthundert Jahr nach Christi Geburt, zur Zeit der Kaiser Lotharii und Friedrichs»!) genannt und aus ihm citirt, dann ein Gemisch von Namen, Cunrad von Würzburg (um 1100[!]) Hermann v. Sachsenhausen, Werner von Tüfen, Wolfram von Eschenbach u. s. w. Dann sei die Poesie meistens unter gemeine Hände gerathen, bis auf das vermeintliche Werk Maximilians «darinnen ich im neunten Jahr meines Alters mich fehr belustigt und die Silben zählen gelernt». Sodann wird Hans Sachs genannt, «deffen Kopf und Art nach Beschaffenheit der Jahre, darinnen er gelebet, ich gar nicht tadle und würde er, wann er bessere Wissenschaft von gelehrt Sachen und genauere Anweisung gehabt hätte, es vielen, die nach seiner Zeit geschrieben und manche ungereimte Dinge uns sehen und hören lassen, weit vorgethan haben». Erst mit Opitz sei der Auf-

^{*)} Die Namen nach Hofmannswaldau.

schwung gekommen; verdient nach ihm Tscherning, Colerus, Czepko, Dach, Fleming (wegen der Sonette), Rist, Titz, Mühlpfert, Harsdörffer, die beiden Gryphii und Lohenstein, Anderer zu geschweigen.

Bei Hofmannswaldau's Ansicht von poetischer Erfindung und bei seiner Art Reimbegabung ließ sich natürlich eine grosse Mache entwickeln. Es ist nicht nöthig lang auseinanderzusetzen, was bei kecker Laune, breiter Schilderung der Sinnlichkeit als Ziel, (denn die Liebe bewegte sich mit schamloser Offenheit um die Sinnlichkeit) bei leichter, nach Vers und Sinn einen gewöhnlich fliessenden Ausdruck findender Phantasie, beim Princip der Ausmalerei, d. h. des Schwulstes, zu Stande kam. Mochte hie und da ein leichter, frischer Klang in der Lyrik ertönen, mochte Hofmann hie und da poetische Einfälle haben und einigen guten Gedanken Ausdruck geben (die Thränen der Tochter Jephthe bringt ein Bild, in der Art des Abschieds der Jungfrau von Orleans, wo Jephthe von Thal, Berg, Fluss Abschied nimmt), seine Dichtung als Ganzes ist durch verstandesmäßige Ausmalerei, Frivolität, die oft plump in's Gemeine und Ekelhafte fällt, und jenen angeleimten Schmuck des Bombastes entstellt. Es sind ausgedachte Stoffe in ausgedachten Versen — keine Gedichte. Und diese Seite seines Schaffens, nicht die besseren Ausnahmen darin, wirkte am meisten; darauf stürzten sich natürlich die Nachahmer zuerst und übertrieben die schon grossen Fehler bis in eine kaum denkbare Caricatur. Eine Malerei beginnt, ein Bombast, ein Vergleichen und eine Schlüpfrigkeit, eine Gemeinheit in Bezug auf Alles, was man sonst für schamhaft hält, dass man die Gedichte lesen muss, um zu glauben, dass so Etwas in Deutschland gedruckt worden und für scherhaft gegolten hat. Wäre noch naturkräftige, frische Sinnlichkeit darin, antike Genusskraft! Thierische Sinnlichkeit, jene derbe Obscönität der Fastnachtsstücke ist noch sittlicher als diese kitzelnde Lüsternheit. Die galanten Gedichte in Neukirch's Sammlung der «auserlesenen und bisher ungedruckten Gedichte des Herrn von Hofmannswaldau und andrer Deutschen» bieten dafür Auswahl. (Bei den schlüpfrigsten hat sich übrigens der Herausgeber gehütet, Anfangsbuchstaben hinzuzusetzen; die Gedichte sind nur zum Theil von Hofmannswaldau, was zuweilen bei Citaten nicht genug beachtet wird, so dass ihm Gedichte zugeschrieben werden, die auf Rechnung seiner Nachahmer kommen).

Hofmannswaldau hat sich selber viel auf die Helden-Briefe zu gut gethan, welche die Liebesgeschichte berühmter Personen, wie Lemcke, *Geschichte der deutschen Dichtung*.

Eginhard's und Emma's, die mit einer nackten, rohen Deutlichkeit sonder Gleichen geschilderten Begebnisse Abälard's und Heloifens u. A. behandeln; sie fanden natürlich ihre Nachahmer, obwohl sie klaglich langweilig in ihrer crassen undelicateen Behandlung sind. Ovid's Briefe hatte er sich dafür zum Muster genommen; wie hölzern, wie klappernd der Schlesier des 17. Jahrhunderts gegen den leichtenfertigen Dichter des Augusteischen Rom's, bedarf keiner Auseinandersetzung. Plump zeigt Hofmannswaldau stets die psychologische Maschinerie. Nirgends Reiz. Wie denn überhaupt die ganze Schule durch die mifsverstandene Eloquenz sich selbst zu Grunde richtet, weil sie dadurch, dass sie Alles sagt, was sich ungefähr sagen lässt, Alles langweilig und abgedroschen macht.

Auf gleichen Wegen mit Hofmannswaldau wandelte Casp. Dan. von Lohenstein,²⁾ dem auch «Schlesiens Himmel oder ich weiss nicht was für ein Geist den Trieb zum dichten eingeflösst», wie er selbst sagt; auch er ein hoher Beamter, der aus Dichten kein Handwerk macht, sondern es zum Zeitvertreib übt, der auch nur deswegen seine Dichtungen herausgiebt, dass man sie ihm nicht verstümmle und fremde unterschiebe, der zwar mit Hinweisung auf Kaiser und Könige und Moses die Poesie vertheidigt, aber sie doch mit Herablassung behandelt und auf die Ernsthaftigkeit seiner juristischen Beschäftigung hinweist, um eine gewisse Säure seiner Dichtung zu entschuldigen; kurz ein Poet, der gleich Hofmannswaldau den vornehmen Herrn herauskehrt und eifrig forgt, dass er nicht zum gewöhnlichen Dichtertroß gerechnet werde.

Einen Satz seines Vorrede zu den «Blumen» kann man als sein Princip hinstellen: «dass in der Dichter-Kunst das nur erlangte Mittelmaß, welches doch sonst der Maassstab aller Vollkommenheit ist, jederzeit für einen grossen Fehler gehalten worden.» Danach hat er in Bezug auf Maass gehandelt. Alles hat er übertrieben.

Hofmannswaldau's lyrische Anlage geht Lohenstein ab; eine in Gewaltsamkeit nach dem Erhabenen strebende Rhetorik macht seinen poetischen Trieb aus; Gryphius schwebt ihm vor Augen; er dramatisirt mit dieser Rhetorik: darin sah seine Zeit seine Hauptbedeutung.

²⁾ C. D. von Lohenstein, geboren 1635 zu Nimptsch in Schlesiens, studirte in Leipzig und Tübingen, wurde in der Heimath früh befördert, später kaiserlicher Rath und erster Syndicus in Breslau, wo er 1683 starb.

In seinen Gedichten, Liebesbriefen u. s. w. folgte er Hofmannswaldau, ohne ihn in der «lieblichen» Art zu erreichen, wenngleich er ihn noch überhofmannswaldaute.

Am wirksamsten war Lohenstein als Dramatiker. Als solcher wird er zu einem der interessantesten Objecte für Jeden, der Verirrungen studiren will. Seine Anlage ging auf das Rhetorische und Bedeutende. Ein Drang nach Grofsartigkeit des Stoffs und der Sprache erfüllt ihn. Seneca, Gryphius geben ihm die Richtung. Während Gryphius tief innerliches Gefühl besitzt und daher wahrhaft schmerzvolle und nachbebende Töne hat, ist Lohenstein äufserlich und auf das Aeußerliche gerichtet. Sein Kopf ist fest; seine Hand in seiner Weise sicher; seine psychologische Kenntniß nicht verächtlich. Die «Säure» seiner Dichtung, der Ernst stimmt recht gut zu Tragödien. Auch der Trieb ist nachhaltig und wahr; mit funfzehn Jahren hat er den Ibrahim zu dramatisiren begonnen; Cleopatra, Agrippina, Epicharis, Ibrahim Sultan, Sophonisbe folgten.

Aber welche unglaubliche Verirrung kommt dabei heraus. Alles Gefühl für Maafs ist verloren; die durch die Gräuel des dreissigjährigen Krieges und der Justiz jener Zeit abgestumpften Nerven verlangen zur Reizung das Entsetzlichste, damit in falsch verstandener Weise die Bühne über die Wirklichkeit den Sieg davon trage: Entsetzliches in Schrecken und dazu natürlich an Schuld, beides in widerwärtigster Deutlichkeit.

Mit einer verhenkerten Phantasie und protocollarischer criminalistischer Genauigkeit in der Ausmalung geht Lohenstein in seinem Stoff vor. Gefühl für Anstand, für die Grenze, wo Schmutz und ekelhafter Gräuel beginnt, hat er nicht. Gleich Gryphius folgt er wohl den Zeitbewegungen. Die Türkenkriege bewegen ihn, dramatisch Schläge gegen den Erbfeind zu versuchen, der ja bis an die Thore Wiens wieder vordrang; er schildert die Despotie und Wahnwitzigkeit eines Ibrahim, die Corruption am Sitz der Pforte. Der Mord eines Clement, Ravaillac's reizt seine Phantasie. Seine Gedanken bewegen sich richtig um den überhand nehmenden fürstlichen Absolutismus, der jetzt mit den ständischen Freiheiten durch Macht spruch, Gewalt und selbst mit dem Richtbeil kämpfte; Despotie, Verschwörung dagegen, Freiheitsbestrebungen sind sein Lieblingsthema, wozu außer der türkischen Geschichte die römische, besonders Tacitus ihm die Stoffe liefert, aber in den sinnlosen Uebertreibungen wird die zu Grunde

liegende gute Idee erstickt und Lehre und Warnung klappert pedantisch nach. Die Rohheit des Gefühls und die Naivität dieser Tage ist erstaunlich. So dedicirt z. B. Lohenstein seine Agrippina, in welcher eine Hauptscene die ist, dass Agrippina ihren Sohn Nero durch ihre körperlichen Reize zur Blutschande verführen will, der Herzogin von Schlesien-Liegnitz, «denn ihre (der Agrippina) Laster wissen nirgends als bei denen Tugenden einer grossen Herzogin Gnade und die, welche dem Mord-Eisen ihres Sohns nicht entfliehen kann, nur bei einer Mutter des Landes Beschirmung zu finden». In «Epicharis» ist durch die Folterungen das Unglaubliche geboten; der Anblick des vorgesetzten Holzschnitts mit sengendem Henker, aufgeschlitzten Adern und geköpften Personen kann übel machen und tief in den ganzen schrecklichen Zustand einer Zeit führen, die dies Stück mit diesem Bilde ausdenken, sehen und ertragen konnte — nicht blos auf dem Papiere! Aehnliches übte sie ja als Gerechtigkeit in den Folterkammern und auf dem Richtplatz! Als Gerechtigkeit! O Erbärmlichkeit menschlicher Natur! Und nicht als Ausgeburten toller Fieberphantasie stehen diese Stücke da; entsetzlich nüchtern bei allem Schwulst sind sie durchgeführt; alle Hauptphrasen sind durch Gelehrsamkeit gebunden, wofür in den langen Anmerkungen der juristische Beweis der Echtheit und Wahrheit angetreten wird, indem der Dichter gleichsam zeigt, dass sein Werk aus Citaten der berühmtesten Autoren zusammengesetzt ist.

Das Faunische Hofmannswaldau's fehlt übrigens Lohenstein, wenngleich seine Unanständigkeiten noch grösser sind, was die Widerlichkeit wo möglich noch widerlicher macht.

Von Gryphius und den Holländern hat er die Nachahmung der antiken Chöre in den Reynen beibehalten, wodurch ein fonderbares Spiel der Phantasie in die Stücke hineinkommt, an deren Allegorifiren hie und da der zweite Theil des Faust anklingend gemahnen kann.

Am bekanntesten ist der «Lohensteinische Schwulst», jene übertriebene, den italienischen Manieristen, besonders Marino nachgeahmte, im Stil Hofmannswaldau's sich bewegende Sprache, welche sich bei Lohenstein in vielen, vermeintlichen Glanzstellen seiner Dichtungen bis zu einer solchen Lächerlichkeit steigert, dass der Rückschlag dagegen wie gegen seine sonstigen Uebertreibungen erfolgen musste und zur Bildung einer neuen Schule trieb. Das non plus ultra bot Lohenstein in seiner Leichenrede auf Hofmannswaldau, den «grossen Pan».

Ein hoch gepriesenes Wunderwerk ließ Lohenstein unvollendet zurück: den ungeheuren Roman Arminius^{*)}, von dem freilich bald nach dem Tode des Dichters schon ein Verehrer klagt, «dafs die wenigsten sich die Mühe nehmen, dieses herrliche Buch auszulesen». Es ist ein patriotischer Roman im Stil der obengenannten Genossen, ungeheuerlich an Ausdehnung und durch das, was Alles hineingearbeitet ist; manches Tüchtige dazwischen, manches frisch und flott Geschriebene: ein solches Buch einer gewaltigen Rumpelkammer gleich, in der man immer wieder Neues findet und in der namentlich die Jugend sich unbeschreiblich ergötzen kann, wenn auch gar nichts Brauchbares daraus für die Folge zu entnehmen sein sollte.

Es war bei Lohenstein die alte, in den verschiedensten Epochen wiederkehrende Verkehrtheit, das Erhabene mit dem Schwülftigen, das Große mit dem Grofswortigen, das Entsetzliche mit dem Tragischen zu verwechseln. Im Uebrigen steht diese Poesie in ihrer Manier auf demselben Boden mit der damaligen bildenden Kunst. Dort wie hier Schwulst über nüchternem Schema; dort aufgebauschte Phrase und outrirte Empfindung, ungewöhnliche Beiörter u. f. w., hier das Alles in die körperliche Form, in Muskel und Schnörkel und Kleiderbausch und Stellung übertragen, dort äußerliche Bravour und äußerliche Gelecktheit im Vers, hier in Formen und Farben.

Und doch vertrat in der Poesie die zweite schlesische Schule die Phantasie gegen den Verstand und hatte ihre Gegenfatz-Nothwendigkeit. Die Jugend fiel ihr fortan meistens zu, um freilich, wie es zu gehen pflegt, mit zunehmenden Jahren sich den regelrecht-gemässigteren Schulen zuzuwenden.

In ihrer Jugendzeit standen für sie ein die Besser, Neukirch u. A., Poeten, welche dann aus diesem italienisch-barocken ganz in's neu-französische Lager Ludwigs XIV. übergingen.

Zu der zweiten schlesischen Schule werden, mit mehr oder minder Recht, gezählt der breite, unerquickliche, in seiner Anlage durch falsche Lehre verdorbene Heinrich Mühlfort (1639—81), Hans von Affig (1650—94), Christian Gryphius (1649—1706), der Sohn des grösseren Andreas Gryphius und Hans Afsmann von Abschatz (1644—99).

Abschatz tritt unter diesen am kräftigsten und klarsten hervor. Sein deutsches Kriegslied ist z. B. von überraschender Kraft; neben

^{*)} Cholevius a. a. O.

seinen Epigrammen war besonders seine Uebersetzung des Pastor Fido berühmt.

Gefunder Menschenverstand und Anstand begannen bald sich gegen den Lohensteinismus und den Schilderstil der schlechten Hoffmannswaldaischen Poetik zu erheben. Das alte Spiel dauert aber noch lange fort. Das Gegengift wirkt so übel wie die Krankheit selbst. Der Kampf zwischen dem Uebertriebenen und dem Nüchternen kommt zu keinem richtigen Ausgleich. Er schleppt sich mit grosser Erbitterung und haarsträubendem Unverständ durch die nächsten Zeiten. Er beherrscht die Partheien Gottsched's und Bodmer's; der alte Schlachtruf gegen Lohenstein soll bei Klopstocks Auftreten zu neuer Bedeutung gestempelt werden, ja er klingt noch hinein in Schillers erstes Auftreten. Lohensteinischer Schwulst wurde dem jungen Mediciner vorgeworfen, der nach anscheinend begründeter Ueberlieferung noch mit der Bombastdichtung in seinen Knabenzeiten genährt ward. Neukirch's Sammlung scheint der poetische Hausschatz gewesen zu sein, aus dem er seiner Mutter vorzulesen hatte. Man pflegt ja auch noch heutigen Tages in kleineren Bürgerhäusern um hundert Jahr und mehr in der sogenannten schönen Literatur zurück zu sein.

13.

Anti-Lohensteiner. Die Gelehrten.

Für die Bewegungen in der Poesie der nächsten Decennien vergesse man nicht die grossen geistigen Strömungen im Auge zu behalten, welche im Völkerleben Europa's hier gegeneinander, dort neben einander gingen und nach Ausgleichung strebten.

In den höheren Kreisen beginnen der italienische Barockgeist und das französische Wesen, wie es jetzt als Stil Ludwig's XIV. sich ausgebildet hat, miteinander um die Herrschaft zu ringen. In beiden herrscht ein manierirter Idealismus. Jetzt tritt der Realismus dagegen mit neuen Auffassungen und voll innerer Ueberzeugung auf. Nach Verständigkeit und Klarheit strebte auch der französische Geist und dies gab ihm seiner Zeit das Uebergewicht unter den Mitbewerbern, wie sie sich aus dem Mittelalterlichen zu lösen suchten, aber er hatte dann mit dem höfisch-aristocratischen Idealismus sich verquickt und dessen überspannten damaligen Ansichten gemäfs die Naturwahrheit verletzt. Jetzt kommt der democratiche, durch das Wissen geregelte, im Nutzen das ideale Ziel sehende Geisteszug, wie ihn besonders die Niederlande repräsentiren, um Hand in Hand mit den neuen Entdeckungen aller Art die Geister aller Orten zu erregen und das Leben unter andere Gesichtspunkte zu bringen.

Ludwig XIV. von Frankreich, August der Starke von Sachsen repräsentiren uns den französischen und den italienischen Geist. Der Czar von Russland auf dem Schiffszimmerplatz von Saardam arbeitend und der gefürchtete Besucher Dresdens in Stulpstiefeln, der Verächter alles Prunks, Carl XII. von Schweden zeigen uns die Gegenströmung und ihre Kraft und Bedeutung.

Will man die Entwicklungen und Gegensätze im Nacheinander betrachten, so sehe man den grossen Churfürsten, ein bedeutender,

selbständigerer Renaissancegeist, ein kühner, Opitz ähnlicher Reformer, wenn man solche verschiedene Thätigkeiten vergleichen kann, dann König Friedrich I., italienisch-französischer Stil, dann Friedrich Wilhelm I., holländischer Nützlichkeitsenthusiasmus vom Scheitel bis zur Zehe.

In der deutschen Poesie spiegeln sich im Kleinen alle die grossen Bewegungen wieder. Hinter jedem der Führer steht eine grosse Parthei, steht ein Geist, der mehr zu besagen hat, als man nach seinem Vertreter vermutet und der von diesem selbst in feiner wahren Bedeutung durchaus nicht erkannt wird.

Die Schulmeister-Poesie hatte nach den Begriffen der Schulmeister so herrlich geblüht, und nun kamen der Herr v. Hofmannswaldau und der Herr v. Lohenstein und sprachen über deren Principien so wegwerfend.*⁾ In mehr als einer Hinsicht war es nicht zu verwundern, dass diese wieder aus jenen Kreisen heraus ihre Widersacher fanden.

Die Sachsen hatten selbst zu des grossen Schlesiers, Maro-Opitz', Zeit eine gewisse Selbständigkeit und ältere Tradition bewahrt. Gegen den Bombast der zweiten Schlesier sich aufzulehnen fand unter den Ersten wieder ein Sachse den Muth. Der berühmte Schulmonarch von Weissenburg und Zittau, Christian Weise (1642—1708) aus Zittau, trat mit der Forderung des gesunden Menschenverstandes gegen den Hofmannswaldau-Lohensteinischen Geschmack auf und vertrat nebenbei unumwunden das übrigens altgeübte Nützlichkeitsprincip in der Versmacherei der Schule. Er stammte als Poet direkt von den Poeten des Leipziger Kreises ab, die mit ihrer Anlehnung an das studentische Gesellschaftslied und durch ihr Streben nach Frische und Ungenirt-

“ Eine vorzügliche Anschauung der Gymnasien-Poesie kann man gewinnen aus Joh. Böhme's: vier Bücher Odarum oder Gefänge in Deutsche Verse übersetzt (1656). Der Dresdener Rector paradiert darin mit den Uebersetzungen seiner Schüler, welche dieselben in Alexandrinern, Anapästen u. s. w., Alles gereimt, bringen. Sie sind durchgehends haarsträubend. Od. I. 22, vierte Strophe, heisst:

Dieser Wolf war also grausend,
Dass auch nicht dergleichen Wild
In Apulien dort brüllt,
Da der Krieger sind viel taufend.

Noch hegt wo das Morenland
Solche Thiere in den Wäldern,
Von den stets erhitzen Feldern,
Da viel Löwen, wie bekannt.

heit sich in Brehme, Finckelthaus, Schoch u. A. eine volksthümliche Specialität geschaffen hatten, aber auch häufig innerhalb der Gränzen des Trivialen, Derben und Rohen bewegten.

Der Unterschied zwischen dem Schulmann und den Weltmännern von Breslau, welche die Poesie als Cavaliere treiben wollten und zu treiben vorgaben und auf die Schulpedanterie herabsahen, musste in vielen Einzelheiten zu Tage treten.

Weise begann als jugendlicher Poet im Stil des studentischen Gesellschaftsliedes und hat darin manches Hübsche, Fliefsende, Gefangliche gedichtet. In den: «Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend» 1668^{*)}) sind die Lieder fast alle in diesem Ton, keck und flott, die Jungferschaftslieder mehr als deutlich; neben Franzöfisch-Piquantem und Saloppem und Liedern, die auf manchen Bühnen noch heute als Couplets ihre Wirkung thun würden, faugrobe, plumpe Scherzlieder im Hanswurstgeschmack, fehr gemein, aber instruirend für diese Zeit. Alles in Allem ist es eine ordinäre Luft, in welcher diese Phantasie athmet. Man muss diese Lieder lesen, die der Autor als geehrter Präceptor wieder drucken ließ, um Günther und die Nothwendigkeit der franzöfisch - vornehmeren Reaction zu begreifen. Diese und ähnliche Lieder sind von den Studenten bis in Göthe's Studentenzeit gefungen.

Die Gedichte, wie sie z. B. in: «Der Grünenden Jugend Nothwendige Gedanken, denen Ueberflüssigen Gedanken entgegengesetzt» etc. sich finden (1675), gehen aus einer andern Tonart, find aber die allergewöhnlichsten Reimereien eines versemachenden, schnell fertigen, unpoetischen Kopfes; es ist der gewöhnlichste Verstand, ohne alle Kunstanschauung.

Dieser Geist des Nüchtern-Verständigen, Practischen im Sinn der Zeit und des Kecken, Derben, Munteren und Rohen, auf welchem Gebiete Weise eine bedeutende Anlage hatte, mischt sich seltsam in allen seinen Werken. Als Theoretiker der Schule lässt er jenem, als Lyriker, Dramatiker und Romanschreiber diesem den Vorrang.

Eine kurze Betrachtung seiner den größten Einfluss gewinnenden

^{*)}) In der zweiten Aufl. von 1692 steht vorn eine Art Entschuldigung, dass Manches schlüpfrig und das Meiste verliebt wäre, aber die Wissenschaft sei oft unter einem Frauenzimmer verstanden, zwei Mädchen auf einmal bedeute, dass der Autor zugleich theologica und juridica collegia hielt. In den Gedichten selbst merkt man keine Allegorie.

poetischen Theorien klärt am besten die Eigenthümlichkeit der ihm folgenden poetischen Schule auf.

Weise sagt in den nothwendigen Gedanken: «Allein dies sind meine Gedanken. Sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenem will angewiesen werden, das er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muss etliche Nebenstunden mit Verschreiben zubringen.» Die Gedanken könne uns Niemand ansehen. Darum müsse die Zunge des Gemüths Dolmetscher fein und unsere Klugheit an das öffentliche Licht bringen. Dazu wäre gut Poesie wie Beredfamkeit.

Hier ist also der alte Satz vom Nutzen der Poesie der Art noch verstärkt, dass die Poesie ganz zum nützlichen Mittel gemacht wird.

Sehr practisch wirksam, weil bequem, wird nun Weise dadurch, dass er nach dem Spruch handelt, er wolle lieber gar keine, als zu viel Regeln geben. Sein Abfehn ist ja für die, «welche sich der Verse nur als eines Neben-Werkes bedienen wollen.» Er theilt das Poetische Geheimniß in zwei Theile: «Erftlich muss man sich nach der Grammatica und vor's andre nach der Rhetorica sich zurichten. Ich pflege es fonst so auszusprechen: Ein Liebhaber der Poesie (ich sage nicht ein Poete) muss sich erftlich auf Gute Verse, hernachmals auf Geschickte Verse befleissigen.» Einzelne, beliebte und gang und gäbe gewordene Fremdwörter sind gestattet. «Doch das ich es kurz mache, es geht Alles an und ist nichts verboten, was nicht wider die Eigenschaft der Sprache läuft. Was aber der Sprache wohl und übel anstehe, das wird verhoffentlich ein geborener Deutscher mit schlechter Mühe judiciren und erkennen.» Er habe in einer Disputation gesagt: «in Poesi Germanica omnis constructio, quae in profa non toleratur, vitiosa» etc. Fast möchte er zweifeln, wenn er so viel vornehme Leute davon abgehen sehe, und doch wäre es richtig. Er lobt Ringwaldt, aber die Alten hätten nicht die rechten pedes oder Tritte gehabt, mit denen Opitz den Anfang gemacht. Anapästen gäbe es im Deutschen nicht, sondern nur Dactylen mit Vorschlagssilben. (Dies und vieles Andere, auch Beispiele wie z. B. «ich erbasiliske mich» aus dem Horribilicribrifax, hat Omeis von Weise abgeschrieben.) Alexandriner mit weiblich-männlich verschlingenden Reimen (a b, a b) seien Elegien. Von anacreontischen Versen, von denen er ein Beispiel giebt, sagt er, ähnlich wie Opitz und wie später Gottsched: «Ich gestehe es, ich mache diese Art nicht gerne, weil sie

etwas kindisch und so zu sagen thalhaftig herauskommt» (tala ahd., dahlen niederd., spielen, albern sich benehmen). Uebrigens wolle man jetzt ein Gedicht lieber zu kurz als zu lang. Genaue Regeln gebe es nicht. «Die Ode ist gut, da nichts ausgelassen ist und da nichts steht, welches man hätte mögen auslassen.»

Der zweite Theil über die geschickten Verse giebt tiefen Einblick in die Art und Weise der damaligen poetischen Mache. Da sehen wir, wie die inventio, dispositio und elocutio zu geschehen hat. Die «affectionate hohe Obscurität» der Ausdrücke wird verworfen, unglaubliche Flachheit gepredigt. Es wird gezeigt, wie Hochzeitsgedichte im Winter, Sterbegedichte um Pfingsten, Sterbegedichte für einen reichen Kaufmann zu machen sind. In der Disposition für den Kaufmann heifst es z. B. als Nr. 6: «Gott hat die Kaufmannschaft recommandirt, weil nicht in allen Ländern Alles wächst.» Nr. 7: «Es ist befohlen, Wein beim Abendmahl zu brauchen und er wächst doch nicht überall. Es müffen also Kaufleute da fein» u. f. w. Es ist außer Maassen in die Fabrication der Versemacher bei Gelegenheit der verschiedenen loci hineinzublicken. Welch ein Wuſt! Welche Pedanterie und Mache! Indem Weise Alles mit Beispielen in Versen belegt, gesteht er: an den locis topicis habe er seine grösste Lust. *)

*) Der Dichter finde vortreffliche Hülfe hinsichtlich des Inhalts durch folgende loci:

1. locus notationis (meistens mit dem Namen spielen).
2. „ a genere (Stand, Profession u. s. w.).
3. „ definitionis (Beschreibungen).
4. „ partium (zerlegen und weitläufiger ausführen).
5. „ causae efficientis (anstatt der Sache oder Person das, was als eine Ursache beigebracht wird, z. B. bei einem Professor der Churfürst, der ihn an die Universität befördert hat, statt des Sohnes den Vater, der ihn gezeugt hat).
6. „ causae finalis (zu was Ende eine Person oder Sache ihr Absehn habe).
7. „ „ formalis (Wesen und Gestalt einer Sache).
8. „ „ materialis (woraus die Sache besteht oder worauf sie gegründet ist oder womit sie pflegt umzugehen, z. B. bei dem Gelehrten werden die Bücher als Leichenstein gewünscht).
9. „ effectorum (was die Person gethan hat).
10. „ adjunctorum (Gemüth, Leib, Glücksgüter u. s. w.)

In den: «Reiffen Gedanken, d. i. allerhand Ehr-, Lust-, Trauer-, Lehr-Gedichte» von 1682 finden wir die Fortsetzung dieses Geistes, der Schulmethode, welche realia bezweckt und vom Anfang dieses Jahrhunderts bis Ende des nächsten immer wieder aufstrebtt. Weise sagt, sein einziges Symbolum in den Arbeiten für die Jugend sei: «disce loqui.» In den Gedichten ist er ein über alle Maassen trockner Pedant. Seine Gedanken bei dem Leichenbegägniss seines Söhnchens beginnen: «Gott lob, dass wir in Zittau noch Leichenbegägnisse haben und hierbei vornehmen und lieben Freunden vor ihre Gegenwart danken können» (anstatt wie in der Epidemie, wo die Leichen so verscharrt wurden). In den «Ueberflüssige Gedanken, andere Gattung», 1692, heifst es: «Man muss die Sache also vorbringen, wie sie naturell und ungezwungen sind, sonst verlieren sie alle grace, so künstlich als sie abgefasset werden. Ein Maler wäre nicht klug, wenn er die Rosen mit güldenen Knöpfgen abmalete . . . (es folgt eine Verßpottung der gespreizten Redensarten). Es mag ein Jedweder seinem Belieben nachgehen; ich bleibe bei meiner Freiheit und habe meine Lust an der Einfalt, die der Natur am nächsten kommt . . . Und gewiss die comoediens wäre ein Narr, der die Schäfer in die Sammet-Pelzen präsentirte . . . In dem letzten Lustspiel habe ich nach Anlaß der Personen die Worte bald hoch, bald niedrig geführt, ob die Historie wahr oder nicht, davor darf ich so genau nicht Rechenschaft geben. Es ist genug, dass ein jedweder gestehen muss, es gehe im gemeinen Leben nicht anders her.»

In diesen Sätzen hat Weise ein Princip und zwar das des Naturalismus ausgesprochen, während er sich früher in der allgemeinen Nützlichkeit bewegte. Uebrigens fügt er bei, er habe nicht zu allen Liedern die Arien beigesetzt, «sonst lernen es die gemeinen Kerlen in allen Bauerschenken zu leicht, wie es den Kriegerischen Arien ergangen ist, welche man viel höher hielte, wenn nicht alle Sack-pfeiffer und Dorffiedler die herrlichsten Melodien zerlästerten und gemein machten.» Noch ganz Schoch, wie man sieht. In der: «Politischen Jugend erbaulichem Zeitvertreib» von 1699 stimmt er den

11. locus contrariorum (Widerspiel, womit die Person oder Sache nicht behaftet war).

12. „ comparatorium (Vergleichung einer andern Sache mit dem Thema). Dann sind noch loci exemplorum et testimoniorum.

alten Ton auf's Neue an, daß ein junger Mensch auch bei seinen wichtigen Studiis gleichwohl einige Nebenvergnügung in deutschen Versen haben und dennoch keiner poetischen Eitelkeit nachhängen dürfe. Er wäre oft wegen seines einfachen Stils verachtet worden, hätte aber lieber Hochtrabendes ausgestrichen, um nur bei der leichten und ungezwungenen Art zu bleiben. «Und wofern ein Ruhm in solchen Dingen zu wünschen ist, habe ich nicht den Namen eines wohlsetzenden, eines hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen Concipientens verdienien wollen.» Es ist deutlich und langweilig, was er danach in Lehr- und Geschichtsreimerei, Sprichwort u. s. w. bringt.

Weise's Lehre war so leicht fasslich und feicht, sie entsprach so sehr dem Bedürfnis der Menge und der hausbackenen Vernunft, schlug so in den realistisch-practischen, dem Ueberschwang oppositionellen Zug der Zeit ein, daß ihr Einfluß von Bedeutung ward.

Was Weise's Leistungen auf dem Roman- und dem dramatischen Gebiet anbelangt, so setzen dieselben sich zusammen aus Trivialität eines Pedanten, unkünstlerisch gehandhabtem hausbackenen Verstande, eigenthümlichem Witz und Humor und ungeziigeltem Talent für das, was man Poesie des Derben und Rohen nennen kann. In feinen Romanen, darunter «die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt» (1672 und oft) und «die drei klügsten Leute in der ganzen Welt» (1673 u. s. w.) die berühmtesten waren, haben wir eine Dosis der Art des Simplissimus mit einer Dosis der von Rist her bekannten Lehrschriften und der echt Weise'schen Zuthat. Hätte der Autor nur einmal einen höheren ideellen Standpunkt erreichen können oder auch nur mit Ernst erstreben wollen! Aber es bleibt Alles in der einen Sphäre: in der gemeinen, in welcher wahre Kunst nicht gedeihen kann.

Eine Menge Nachahmer überweisen natürlich noch den Stil des Meisters und machten die ganze Art zu einem Gräuel für alle höher strebenden Geister, die an der Gewöhnlichkeit und dem Rohen keinen Gefallen fanden.

Zeigt Weise schon in den Romanen und Gedichten, so besonders im Drama, daß ein wirkliches Talent in ihm verloren ging, indem es über die künstlerische Vernachlässigung und die trivialen Schul-Rücksichten nicht zur Entfaltung kam.

Plautus und Terenz sind seine Muster für das Lustspiel, und wenn er seine Phantasie auch zu sehr wie eine volle Rumpelkammer be-

handelt, aus der er bald dies, bald das, selten Gleichmäsiges und Zusammen-Ansprechendes nimmt, so kommt doch auch oft Drolliges zu Stande.

Wofür er hauptsächlich dramatisch dichtet, erzählt er uns. Alle Jahr werden drei Schauspiele in seinem Gymnasium von den Studirenden gehalten, eine geistliche Materie, eine politische Begebenheit, ein freies Gedichte nebst einem lustigen Nachspiel. Zweck ist Besserung der Jugend. Zu diesem Behuf hat er denn geistliche, politische und freie Materien verarbeitet, Trauer-, Lust-, Sangspiele, z. B. Jacobs Heirath, Mafaniello und Neuer Peter Squenz (1683), Kain und Nebucadnezar, Carl Stuart, Wenzel von Böhmen, König Regnerus und der träumende Bauer am Hofe Philippi Boni in Burgundien, die betrübte und getröstete Galathee, die beschützte Unschuld u. f. w.¹⁾

Die Stücke wurden von ihm zuweilen darauf eingerichtet, dass man sie leicht einfach machen könne durch Aussonderung der Nebenhandlung, diejenigen aber, welche fein lange Comödien sehen wollten, viele Veränderungen und Aufzüge, auch ihr Vergnügen fänden.

Weise hat eine Kotzebue'sche Ader für das Draftische und Komische, ja zuweilen fliegen Aristophanische Schnaken dazwischen. Wäre nur nicht durchgängig Alles zu leicht genommen und nach dem ersten Einfall auf's Papier geworfen! Interessant ist unter andern Stücken das «Luftspiel von einer zweifachen Poeten-Zunft», aufgeführt 1680, gegen die poetischen Gesellschaften und die Deutsch-Sprach-simpler; die Tannenzapfen- und die Kolben-Gesellschaft stehen sich gegenüber. Die Förmlichkeiten, Festlichkeiten, Namen, Beiworter u. f. w. werden ergötzlich verspottet,²⁾ nur dass der Dichter nichts Positiv-Gescheidtes bringt. Hier wird Hans Sachs höhnend angeführt mit Wilh. Weber, Michel Theuerdank, Jacob Vogel; der Sprachpurist bezieht sich auf Walther von der Vogelweide.

Am bekanntesten und das geeignetste Werk, Weise's Art und Talent darzuthun ist das Luftspiel: «die triumphirende Keuschheit», eine

¹⁾ Nach Gödecke 54 Schauspiele, von denen 31 gedruckt und 9 handschriftlich vorhanden sind.

²⁾) Einer hat sich Stifelius genannt, deswegen soll Stiefel als lateinisches Wort übersetzt werden. In der Berathung wird vorgeschlagen: Lederstrumpf, Schusterstrumpf, Sporn-Sattel, Kalfsellen-Wachstuch, Fuss-Regenmantel, Canonen-Behälter, Schuhstrumpf, Wohnstube des untersten Leibestheils, lederne Beinscheide u. f. w.

romantisch-übertragene Geschichte von Joseph und Potiphar, in der ein gefangener deutscher Graf Heinrich, genannt Floretto, der Joseph ist. Die Geschichte spielt unter Karl von Anjou nach Conradins Tod. Schon Lessing hat hervorgehoben, wie Manches in diesem Drama an Shakespeare erinnert. Es ist durch und durch getränkt mit Pickelhärings-Witz, oft so gemein, wie die Fastnachtspiele diese Zoten- und Schmutz-Poesie bieten, oft auch mit dem Witz von Lanz und Lancelot Gobbo rivalisirend. Dann aber folgen auch Scenen der Leidenschaft mit Bildern und Hyperbeln, dafs man den Shakespeare-Stil einer freilich unendlich tieferen Stufe vor sich hat. Man übertrage in Verse Reden wie die des Königs: «Floretto! Euch haben wir unser Leben und unsere Wohlfahrt zu danken; ihr seid der lieblichste Weſt, der unser gescheitertes Schiff von den gefährlichen Klippen abgeführt hat. Ihr seid der unvergleichlichste Künstler, der allen Rost von unserer königlichen Krone abgewischt hat. Mit einem Wort, dafs wir König sind, das habt ihr zu Wege gebracht.» — Floretto spricht danach wieder höfischen Bafel, aber sobald erregte oder komische Scenen kommen, blitzt jene genialischere Anlage im Guten und Uebeln durch; so z. B. wie Sibylle und Melane um den Alten und den Pickelhäring flehen. Rod: «Du elendes Gefindgen, wie kann sich ſtinkende Butter und garſtiger Speck fo leicht zusammenfinden!» . . . Pickellh. (aus dem Hundeloch kommend): «Es ist keine Kröte oder Schlange auf dem Erdboden, die nicht Bruderschaft mit mir gemacht hat. Die Eidechsen haben unter meiner Halskrause Junge ausgebrütet und die Wiedhopfe bauten mir das Nest gar in's Maul. Ich habe die Strümpfe ſtets mit einer Blindſchleiche zugebunden und wenn mir eine Hofs-Neſtel fehlte, riss ich einer grofsen Ratte den Schwanz ab . . . Ich wollte lieber ſieben Mal sterben als ſechs Mal in die Mördergrube kriechen» u. f. w. Wäre nur nicht die böfe Gemeinheit, die Alles widerwärtig macht!

Wenn der gefeierte Schulmann fo in's Gemeine hinabſtieg, wie muſte es dann auf den niedrigen Schaubühnen ausſehen, wie herumziehende Schauspieler ſie in Dörfern und Städten auffſchlügen! In der That hat die überkommene dramatische Unſtätherei in diesen Zeiten wieder eine unglaubliche Höhe erreicht und bildete einen Hauptbeſtandtheil des Komischen dieſer Hans-Wurst-Zeit, gegen welche jetzt ſchon eine Reaction durch Johann Velten eintrat, ſich später aber Gottſched feine literarischen Ritterſporen verdiente.

Solider als der für die Jugend seine Poetiken schreibende Weise ging ein Universitäts-Profeßor vor, nüchtern-tüchtig, oft treffenden, immer selbständigen, ruhigen Urtheils, der grosse Polyhistor Daniel Georg Morhof aus Wismar (1639—91). Der auf Reisen in Holland und England gebildete Mann, Professor in Rostock, dann in Kiel, wirkte besonders durch sein Werk: Unterricht von der Teutschchen Sprache und Poesie (1682). Als Dichter ist er unbedeutend, sagt auch selbst: er habe seine Gedichte immer unter die verlorenen Arbeiten gezählt. Weder seine horazischen Uebersetzungen in metrischen Spielereien, in denen sich der Zögling Tscherning's zu Rostock zeigt, noch die sonstigen Gedichte gehen über das Gewöhnlichste hinaus. Nur die Epigramme sind zum Theil frisch. (Morhof war Wernicke's Lehrer).

In dem Buch von der Teutschchen Sprache (erster Abschnitt des Unterrichts von der deutschen Sprache) finden wir eine literaturgeschichtliche Uebersicht, welche die Ergebnisse der franzöfischen Kritik, daneben aber auch das eigene Urtheil Morhof's glänzend vor Augen stellt. Die Kenntniss der «Troubadours, Trouverres, Chanternes, Jongleurs» und des Cour d'amour, alle Anführungen und Urtheile führen weit über Hofmannswaldau's Wissen hinaus.

Ueber Marot, Ronfard, Bartas, Malherbe wird kurz und einflichtsvoll geurtheilt. Godeau bekommt grosses Lob; Theophile folge ihm, werde aber in seinen Phantasien oft kindisch. Voiture sei in festivo genere besser als in ferio, oft niedrig. Molière wird kurz aber wacker gelobt und sehr hoch gestellt. Der Misanthrop sei wohl sein bestes Stück. Desgleichen wird Corneille und die französische Tragödie gewürdigt, «aber es ist nicht die Kraft der Wörter und der Ausbildungen, welche bei den Griechen ist». Regnier sei in der Satire zwar sinnreich, aber etwas grob und Rabelais fehle die Zierlichkeit dieser Zeit. Mit Renatus Rapinus fällt er das Urtheil über die französische Poesie: sie sei lebhaft, sinnlich in Wörten und Gedanken, geschwind und weitschweiffend, ungeduldig zum Nachsinnen, überfleissig zur Rede, daher zu hoch- und tieffinnigen Werken ungeschickt. Rapinus werfe seinen Landsleuten vor, dass es ihnen an Ausbildung der Ideen fehle; sie seien in kleinen Dingen forgsam, in grossen kalt, kein Schatten sei da von der hohen Poesie eines Virgil und Homer. Logik würde nicht gebraucht, sondern es sei insgemein lauter Pedanterei oder Nonfense. Aber Morhof will dies strenge Urtheil nicht unterschreiben.

Welcher Anstoß aber zur richtigeren Kritik, welche Vorbewegung gegen die französische Literatur, wie sie erst nach mehr denn einem halben Jahrhundert sich langsam Bahn brechen sollte!

Dante, Petrarca, Boccaccio, Vittoria Colonna, Bojardo, Ariosto, Trissino, Torquato Tasso (bei welchem Dieterich's von dem Werder Uebersetzung als zu gezwungen und von keiner sonderlichen Art gerügt wird), Guarini und Marino werden von den Italienern angeführt. Unter den Engländern wird Shakespeare genannt! Morhof citirt einen Engländer, der sagt: «Will you read Virgill? Take the Earl of Surrey! Catullus? Shakespeare and Barrow's Fragment». Die Engländer seien sehr ruhmredig auf ihre Sprache und Poesie, wobei auch John Milton citirt wird. Die Engländer, sagt Morhof, «belieben die Tieffinnigkeit und in ihren Versen haben sie fast allezeit metaphysische und weit umschweifende conceptus, worauf keine andre Nation leicht denken sollte und welche der Sache selbst allzuweit entlegen.»

Er citirt den englischen Uebersetzer des Reginus, der behauptet, in der dramatischen Poesie habe die Welt nichts, das mit den Engländern zu vergleichen sei. «Die Engländer, die er hierin anführt, seien Shakespeare, Fletcher, Beaumont, von welchen ich nichts gesehen habe. Ben Jonson hat gar viel geschrieben, welcher meines Erachtens kein geringes Lob verdient. Er ist in griechischen und lateinischen Autoribus wohl beschlagen. Die Ausbildungen seien kräftig und lebhaft.»

Das Capitel über die Niederländische Poesie konnte bei der Verbreitung und Anerkennung des Buches sehr wirksam sein und hat wohl auf die späteren Sätze Weise's u. A. großen Einfluss gehabt. Heinsius, Cats in Dichtung niederer Art, zu wortreich, aber dennoch süß, lieblich und sauber, ohne die geringste Härtigkeit, der das Volk zu unterrichten bestrebt, sich nur leider nicht in der Weitläufigkeit gemässigt habe, Huigens, als dramatischer Dichter vor andern Joost van Vondel, der Glaser Jan de Vos, der hochtrabende Hooft, der seine holländische Geschichte ungewöhnlich und nach Tacitus eingerichtet habe, sie werden kurz characterisirt. Vondel habe gesagt, das Allererste und Beste für die Poesie sei das Natürlichste und Einfachste. Dass Morhof dieser Lehre huldigte, wirkt durch seine Schüler bedeutsam ein.

In der deutschen Poeterei greift Morhof auf die ältesten Zeiten zurück, nennt seit der neueren Zeit Sebastian Brant, Theurdank.

Reincke Vofs — «ein überaus sinnreiches Buch» —, Rollenhagen, Hans Sachs, «erstlich ein Schuster seines Handwerks und hernach ein Bürger und Schulmeister zu Nürnberg», der 6048 Stücke geschrieben habe, «und ist zu verwundern, dass ein Handwerkermann, der lateinischen und griechischen Sprache unkundig, so mancherlei Sachen hat schreiben können, die nicht ohne Geist sind», wie schon Hofmannswaldau bemerkt habe.*). Nach Hans Sachs wisse er keinen als Johannes Doman, dessen Lied im Rolandston von 1618 über die Hansa abgedruckt wird.

Unter der nordischen Poeterei folgen die beiden Edden und Ragnar Lodbrog's Lied! Dazu ein Finnenlied, wobei die Alliteration angeführt wird, über die Morhof aber für die nordische Dichtung nicht klar ist. Ein übersetztes finnisches Bärenlied und ein (nach Schefferus: Lapponia) höchst und auf's wärmste belobtes Liebeslied der Lappen, welches Lied sicherlich der Meisterfänger Kunst beschämen könne, desgleichen Peruanische Lieder (mit lateinischer Uebersetzung des Beispiels) versetzen uns in eine Empfänglichkeit, wie wir sie nicht in den Zeiten Hofmannswaldau's und Morhof's, sondern gewöhnlich erst in den Zeiten nach den englischen Wochenschriften des Spectator suchen.

Im neunten Cap. bespricht Morhof die deutsche Poesie seit Opitz, der seiner Zeit der vortrefflichste Poet und sehr gelehrt gewesen sei. Fleming sei höher gestiegen als Opitz, ein unvergleichlicher Geist in ihm, der mehr auf sich selbst als auf fremder Nachahmung beruhe. Ihn könne man Franzosen und Italienern entgegenhalten; er hätte vor allen Andern vielleicht leisten können, was Tasso und Ariost ihren Landsleuten geleistet, und die Deutschen seien zu tadeln, die ihn bis dahin nicht höher geschätzt hätten. Geschmacklos wird Morhof im Lob seines Lehrers und Vorgängers, Tscherning, und der Dramen Lohensteins. Den Nürnbergern Harsdörffer, Birken und Klaj fehle es nicht an Geist, Erfindung und sinnreicher Ausbildung, aber es sei etwas Fremdes in ihnen und ihrer Freiheit in Fügung von Worten und Sätzen. Zu ihnen wird Balde gestellt. Chr. Weise wird gelobt als zu den besten Geburten der Zeit gehörig. Mehrere Dichterinnen werden in galanter Weise genannt, eine Reihe Poeten, darunter der Trompeter Gabriel Voigtländer wegen seiner artigen Einfälle, angeführt oder nur dem Namen nach genannt.

*.) Alles dies hat Omeis später wieder abgeschrieben.

Im zweiten Theil folgt die Poetik über Orthographie, Prosodie, den numerus poeticus u. s. w. Der Rhythmus, d. h. Proportion der Füsse unter sich, bewegt an sich, wie der Trommelschlag zeige; er giebt das Leben. Bei den Reimen heifst es gleich: «Es verwerfen einige die Reime, als Isaac Vossius, (der de poematum cantu weitläufig davon gehandelt: barbarum et inconditum metri genus), Rolandus, Maresius ... Es wird gezweifelt, ob man in Comödien Reime gebrauchen solle» ... kurz eine Reihe der späteren Streitigkeiten werden schon hier kurz angeführt und besprochen. De Messiriac habe Ovidii epistolas in ungereimte (französische) Verse übersetzt, John Milton ein Poem, the Paradis lost, ohne Reime geschrieben. Ein Beispiel wird aus dem Niederländischen von dem Feind der Reime Abrah. Mylius gegeben. «In deutscher Sprach hat noch Niemand es zu versuchen begehrت, ist auch eine unnöthige Arbeit»; sie käme ihm wie eine Strohfiedel gegen eine Geige vor. Kräftig werden dann von ihm die Reime vertheidigt. [Der erste grössere Versuch, reimlose Verse für das Epos zu verwenden, geschah durch Veit Ludwig von Seckendorff, der Lucan's Pharsalia in reimlosen Alexandrinern übersetzte, 1695.] Morhof führt Hexameter und Pentameter an, z. B. die Elegie Birken's:

Laffe ja, lafs' dich nicht den Wein und die Weiber bethören:
 Dann die Weiber und Wein schaden auf einerlei Weis,
 Weiber und Wein die können Leib und Kräfte verfehn:
 Weiber und der Wein stellen die Füsse auf's Eis u. s. w.

«Dies klingt nicht so wohl, weil die Verse allzulang und die pedes sich allzuoft ändern. Die vielbändigen Oden schicken sich besser hiezu und will ich mich verpflichten, dass ich die meisten im Teutsch so nachmachen will, dass sie nicht unlieblich sein sollen. Das Asclepiadeische mit Glyconischem vermischt ist bei Betulius. Anacreontica hat man häufig» u. s. w. Eine Reihe Metren folgt. Hierin wie in den Versarten und Erfindungen ist Tscherning's Einfluss wirksam; Der Schulmeister dieser Zeit wächst dem verständigen Kritiker dabei über den Kopf. Gut ist dann wieder, wie Morhof gegen Schwulst und die «Bidibumpoesie» eifert. In allen Dingen müsse Maass gehalten werden. Man müsse allezeit auf den Gebrauch und die Eigenschaft der Sprachen sehen. Die übermässigen metaphorischen Beschreibungen und übel angebrachte Gelehrsamkeit sei zu vermeiden

Dann tritt er, Heldengedicht, Oden und Schauspiele besprechend, auf das Niveau Weise's, dessen Nützlichkeits-Comödien er lobt.

Gleich an Weise und Morhof sei Magnus Daniel Omeis (1646—1708) gereiht wegen seiner «Reim- und Tichtkunst und Teutschchen Mythologie». Das Werk des Pegnitzschäfers, Pfalzgrafen und Professors zu Altdorf, 1704 gedruckt, ist dadurch interessant, dass es uns den Umschwung in der Pegnitzschule und die Niederlage des italienischen Barockstils zeigt. Omeis hat in jungen Jahren, z. B. in seiner «Emma», dem «Teutschchen Paris» und in Gedichten, theils dem übertriebensten Hofmannswaldaischen Geschmack, auch in der Lüsternheit, theils der unbedeutendsten, albernsten Pegnitzschäferart gefröhnt, später aber durch Weise und Morhof und den veränderten allgemeinen Zeitgeschmack sich gänzlich umstimmen lassen. Seine Poetik, die, neben der von Prafch, in Süddeutschland grosse Verbreitung fand, zeigt dies sehr deutlich: sie ist in den wichtigsten Parthien aus Weise und Morhof abgeschrieben.^{*)} Er, Omeis, habe vor zwanzig Jahren sich auch der von Manchen getadelten gezwungenen Red-Fügungen und Wortversetzungen von Birken und Klaj bedient und nicht die «rechte natürliche Wortfügung secundum constructionem prosaicam, wie Herr Weise redet.» Jetzt aber habe man sich auch bei den Pegnitzern die ungezwungene natürliche Schreibart des Herrn von Rosenroth, Herrn Morhofens selbsten, Herrn Weifens und deren Erinnerungen bestens gefallen lassen und Harsdörffers (einfachere) Schreibart wieder eingeführt.

Des Weiteren ist aus Omeis kaum etwas besonderes Selbstständiges hervorzuheben, als dass er die siebensilbigen oder anacreontischen Versmaafse als von sonderbarer Lieblichkeit lobt, eigentliche Anapästen im Deutschen vermisst, wogegen wir viel Amphibrachen hätten.^{**)} Ueber deutsche Hexameter und Reime folgt er Morhof. «Diese

^{*)} Der geborene Nürnberger und Altdorfer Professor schreibt Morhof nach, dass Hans Sachs Schulmeister gewesen. Des Meister-Singer Erzvaters geistreiches Lied: warum betrübst du dich mein Herz — würde übrigens noch von Vielen hochgehalten.

^{**)} Sein metrisches Gefühl mag man danach schätzen: er bringt:

Ihr Hirten | befehlet | den trauri | gen Herzen ...

Dies solle man nicht Anapästen nennen, sondern Amphibrachen (— —). Anapästisch würde etwa auf diesen Schlag herauskommen:

Ruhet sanft | ohne Furcht | ohne Scheu | ohne Plag.

latinisirende Vers-Sucht ist so neue nicht.» Vor fast Eineinhalbhundert Jahren habe Conrad Gesnerus damit begonnen.^{*)} «Nun fragt sich aber, was von dieser Lateiner Art zu halten? Antwort: die Sapphische und Phalaecische Art (zumal wenn der letzte Tritt wegkommt) etwan ausgenommen, so achte ich die übrige vor unnöthige Schulgrillen.»

Man sieht, wie die Hexameter- und Reimfrage immer wieder auftaucht, bis sie durch Breitinger neue Kraft gewinnt. Sie ist nicht plötzlich mit Klopstock vom Himmel gefallen.

Was man über Ringellieder, Rondeau, Wiedertritte, Gespräch-Lieder, Frag-Reime, Echo, Bilder-Reime u. s. w. um das Jahr 1700 docirte, ist des Breiten in Omeis zu finden, der, wenn er nicht Unfinn schreibt, sehr nüchtern ist^{**)}. In dem Anhang «Teutsche Mythologie» findet man auf 272 Seiten nicht, was man nach dem Titel staunend erwartet. Omeis giebt nämlich keine deutsche, sondern eine antike, lexicalisch geordnete Mythologie, wobei wir belehrt werden, dass die meisten Heiden aus den Büchern Mosis geschöpft hätten.

Die letzten Decennien des 17. Jahrhunderts bieten, wie man leicht erachten kann, ein merkwürdiges Gemisch der verschiedenen älteren, in der Umwandlung begriffenen Richtungen unter dem Einfluss der Hofmannswaldau, Lohenstein, Weise, Morhof und der Männer, welche nicht vom Gelehrtenthum aus, wie Morhof, aus der franzöfischen Kritik Nutzen zu ziehen suchten.

Namentlich im achten Jahrzehnt, wo Weise's antilohensteinischer Einfluss erst begann und neben den zweiten Schlesiern noch so manche der älteren Schriftsteller und Poeten (z. B. Zesen) lebten und wirkten, sah es bunt und, nach Schulen betrachtet, zerfallen aus.

Da tauchen z. B. Pegnitzschäfer im äufsersten Norden auf, neben Zesen, den Anhängern eines Tscherning, Rist u. s. w., mit einem blühenden Unfinn, gegen welchen Pistols Bravaden Kinderpiel sind z. B. in der Sammlung «Balthis» 1674). Die norddeutsche Nüchternheit wird darin in's alberne Gegentheil verkehrt. Diese Parthei wirft sich dann Lohenstein, den italienischen Manieristen und besonders der Oper in die Arme.

^{*)} Z. B. O Vatter unfer, der du dein ewige Wohnung

Erhöchst in Himmeln, dein Name werde geheiligt u. s. w.

^{**) Aus seinen trivialen Bemerkungen über das Schauspiel sei nur angeführt der nicht uninteressante Satz: „Heut zu Tage passirt auch statt des Chori eine Instrumentalmusik.“}

Anderseits zeigen sich neben den nüchternsten Mittelmässigkeiten z. B. eines Röling, dem Weifeschen Bestreben entsprechende Versuche. So z. B. ein gewählterer, nicht in's Rohe fallender Realismus in dem Lob des Landlebens von Ernst Stockmann, (1681), weniger anschaulich und weniger ansprechend in dem breiteren, gelehrteten Lob des Stadtlebens (1682). (Die nachfolgenden Gedichte Stockmanns*) taugen nichts).

Zu den maassvolleren Poeten dieser Zeit gehört der unter fächerischem Einfluss dichtende Schweizer Johann Grob, der 1678 mit seiner «Dichterischen Versuchgabe» auftrat, einer Sammlung von Aufschriften (Epigrammen) und etlichen Stimmgedichten oder Liedern. Sind jene rein, d. h. nicht entstellt durch Zoten, Grobheit, Schwulst und drgl., so erheben sie sich doch nicht über das Mittelmaß, wenn sie auch dadurch wieder ein Interesse gewinnen und einen künstlerischen Hauch zeigen, dass der Character des Dichters aus ihnen hervortritt und zwar als ein freundlicher, verständiger und angenehmer, wie ihn auch Grob in seinem öffentlichen Auftreten als Bürger und Politiker bewährt hat.

*) Interessiren kann es, dass Stockmann die auch im alten Lied angedeutete Ueberlieferung anführt, dass Gödke Michael und Störtebeker die Wege der jetzigen Weltumsegler zum Theil gewusst hätten.

14.

Anti-Lohensteiner. Die französische Schule. Günther.

Zwischen die Lohensteinianer und Weiseaner trat Friedrich von Canitz (1654—99) aus Brandenburg, ein Diplomat der Schule des grossen Churfürsten, ein wahrer Edelmann in mehr als einer Beziehung. Canitz hatte gegenüber der poetischen Trivialität und Rohheit wie dem Bombast die kritische französische Poesie vor Augen und wirkte in ihrem Sinn, verhältnissmässig unbefangen genug, nicht als reiner Nachahmer, sondern verarbeitend. Ein reiner, edler Ausdruck, Klarheit, Eleganz, Vermeidung aller bunten Ueberschwänglichkeit ist sein Bestreben, Horaz sein Meister. Horazens und Juvenals Satiren sind seine Muster. Bei jenem findet er auch das Vorbild in dem Behagen am Landleben, worauf freilich noch besonders Niederländische Einflüsse, speciell am Berliner Hof, wirkten. Der Hofmann und bewährte Gefandte preist es mit Vorliebe, was von einer gewissen Bedeutung wird. Er kann in seiner Art als Vorgänger von Kleist erscheinen. War Canitzens Talent nicht bedeutend, weder weit, noch frischenergisch, noch schwungvoll, so ward es doch von grosser Wirksamkeit, weil, was er gab, echt war und nichts falsch Angenommenes hatte. Sein Wesen adelt seine Poesie, die es nicht glänzend, nicht phantasievoll machen konnte, der es aber innere Tüchtigkeit und guten Halt mittheilte. Ein ehrenwerther, vornehmer Character stand hinter den Versen, und dies verfehlte seine Wirkung nicht. Er war im Ganzen ein guter Repräsentant der Schule des grossen Churfürsten und des Berliner Hofs: ein sicherer, gebildeter Character, im Kerne festhaltend am deutschen Wesen, allem Rohen feindlich, wahrer Bildung zugethan, von Vorurtheilen frei. Er rang auch in der Poesie nach einem Phantasiebilde solcher Tüchtigkeit, eines Mannes, der mit dem Degen, mit der Feder und als Verwalter seines Hauses und

Gutes gleich tüchtig sei. In dieser Hinsicht ist er Poet, wiewohl er mehr in der didactischen Darstellung stecken blieb. Ueber die Dürftigkeit und Kläglichkeit so vieler ihn umgebenden Zustände des engeren Standes- wie des weiteren Volkslebens ihn wegzuhaben, war seine Kraft allerdings viel zu schwach. Hervorgehoben mag noch bei ihm die überraschend gewandte und belebte Prosa in manchen seiner Briefe werden.

Viele erkannten, hier seien die Anfänge der Wege gebahnt, um aus Weife's und Hofmannswaldau's Manier herauszukommen. Es begann ein Streben und Ringen, auf Canitz fortzubauen. Ein Dichter nach dem andern ging zu ihm über. Manche suchten feinen und den zweiten schlesischen Stil zu vereinen und bedienten sich je nach Bedürfnis des einen und des andern. Dabei kam nun freilich vor der Hand nichts heraus, im Gegentheil manches verschlechterte sich noch. Mit der sogenannten Reinheit der Dichtung rifs eine erneuerte, grenzenlose Langweiligkeit ein.

Ein Beispiel für die Einwirkung von Canitz ist Benjamin Neukirch aus Schlesien (1665—1729), in seinen jungen Jahren einer der eifrigsten Anhänger Hofmannswaldau's, in dessen Manier keck und frivol gegen Pedanterie redend und das Unzüchtigste versificirend. Er hat seine Gedichtsammlung «Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte» zu einem wahren Brennspiegel all' der galanten und ungalanten, übrigens von Leibnitz wie von Churfürstinnen bewunderten, den elfenbeinglatten Gemälden van der Werff's entsprechenden poetischen Bilder und Unsittlichkeiten gemacht. Der französische Ton wirkt bei Neukirch, wie bei den späteren Anhängern der zweiten schlesischen Schule. Die Galanterie kommt nicht mehr so plump, wenn auch sehr oft sehr indecent heraus. Er hat Glätte, sucht Esprit zu zeigen, dringt auf Kritik nach Boileau's Vorgang. Canitz hat dann bedeutenden Einfluss auf seinen Geschmack, vielleicht auch die Jahre, Sorgen, die das Strohfeuer der Sinnlichkeit und des Leichtsinns erstickten, und schliesslich das Amt.

Neukirch stand in dieser Beziehung nicht allein. Es wendet sich der erst so leichtfertige Dichter von seiner Jugendrichtung ab und geisselt sie schliesslich mit der Schärfe eines Renegaten, wobei er nur, wie es zu gehen pflegt, zu beklagen hat, dass man ihm auf seinen schlimmen Wegen so hohen Ruhm gegeben, jetzt aber «da er beschämt zur

Vernunft zurücke kreucht» ihn nichts mehr gelten lasse. Griechische Vernunft und sittliches Latein soll ihn trösten; von den mit Pickelscherzen untermischten Operettchen, stinkenden Romanen und unsittlichen Buhliedern, dem Lügenruhm der Nachruf-Gedichte, den rohen Trauerspielen, unsinnigen Episteln, kreissenden Sonetten u. f. w. will er nichts mehr wissen. Frühe hatte er sich übrigens durch die Franzosen bestimmen lassen, seine Aufmerksamkeit der modischen Satire zuzuwenden; an Satiren fehle es den Deutschen; nur Rachel und hie und da Opitz hätten sich darin ausgezeichnet, sagt er in der Vorrede zu seiner Sammlung, als ihm noch ein «fröhliches Gemüthe» Hauptbedingung für den Dichter war und dies fröhliche Gemüthe ihm und seinen Genossen manches frische Lied mit gutem Klang brachte. Denn verschiedene jener Lieder der Sammlung von Hofmannswaldau, Neukirch, Abschatz u. A. sind höchst beachtenswerth durch Frische, lyrische Bewegtheit, Klang und Rhythmus; einige klingen an Götthe's Jugendlieder an, zu denen sie durch Günther und das Leipziger Studentenleben hinüberführen. «Ich habe beschlossen, ich liebe (trinke, spiele) nicht mehr», «Wo find die Stunden der süßen Zeit», von Hofmannswaldau, «Springt Fesseln entzwei, brecht Ketten und Schlösser, ich hab es jetzt besser, die Seele wird frei», «Glaube nicht, dass ich dich hasse» oder «Fliehst du Sonne nun von hinten und entziehst mir deinen Schein», diese Gedichte mahnen an den musicalischen Geist, der bald zeigen sollte, dass der deutsche Genius nicht ganz und gar erstickt sei.

Dass Neukirch, nachdem er Jahre hindurch eine dürftige Stellung in Berlin gehabt, als Prinzenerzieher nach Ansbach versetzt wurde, mag infoweit interessiren, als wir seitdem in dieser Stadt eine gewisse poetische Tradition finden, deren Stolz in der nächsten Periode Uz werden sollte. Neukirch beschäftigte sich in seinen späteren Jahren mit der Uebersetzung des Telemaque von Fenelon. Seinen Hauptruhm setzte er und mit ihm seine Anhänger in seine, übrigens durch nichts besonders characteristischen Satiren.

Es folgte Canitz kein Besserer. Was er als hochgestellter, freier Mann mit Würde erstrebt hatte, musste unter höfischen Literaten, falls sie ihn an Talent nicht stark überwogen, an und für sich ein weniger ansprechendes Ansehen bekommen und sich gleich mehr veräußerlichen. Sobald, wie jetzt nach Frankreichs Vorgang geschah, officielle Hofdichter seinen Stil aufnahmen, war das Uebel da. Bis jetzt hatte

man sich an den deutschen Höfen mit Hofnarren und mit Pritschmeistern für die nöthige Spruch- und Aufzugsdichtung begnügt oder mit Dichtern für das Opern-Libretto; jetzt wurde die Pompdichtung officiell, wozu man die Anforderungen des Pritschmeisterthums steigern musste. Ein gelehrter, der Mythologie, der französischen und italienischen Sprache und Aufzugsdichtung kundiger, dazu der Aufzüge wegen im Hofceremoniell schulgerechter Mann wurde jetzt überall erforderlich. Welch ein Umschwung tritt bald ein gegen die Zeiten eines Schirmer und seines weichen italienischen Stils!

Der Unfinn einer «verrückten Fantafey» kam für diese Ceremoniedichtung aus der Mode, aber der Unfinn schaler, kriecherischer Rhetorik kam dafür in die Mode, ein erbärmliches leeres Gewäsch des kalten Prunkes, der Erniedrigung aller Freiheitsempfindungen vor dem Despotismus und welchem Despotismus erbärmlicher Art! Taft und Bildung hat man natürlich nicht gleich mit der neuen Mode gelernt. Rohheit und Schmutz läuft noch immer unter — weder Dichter noch Herrschaften wissen beides vom Scherz richtig zu trennen. Grösse wird auch fernerhin im Bombast gesucht. Schmeicheln, Preisen, Kanonen-donner und Feuerwerksgeprassel, das wird die Hauptfache der Festlichkeiten.

Vor diesen eigentlichen Ceremonienpoeten sei aber noch ein süddeutscher Dichter als Gegenstück zu Canitz angeführt: Christoph Fürer von Haimendorff (1663—1732), langjähriger Vorstand des in seinem zweiten Stil nach grösserer Einfachheit strebenden Pegnitzordens. Nach seiner «Christlichen Vesta» und «Irdischen Flora» (1702) wenigstens verdient Fürer den selbständigen Standpunkt. Auch bei ihm ist der französische, besonders Boileau's Einfluss sichtbar. Nichts ist bombastisch-pegnitzisch (einige Briefe sind noch im Hofmannswaldauischen Geschmack). Man merkt einen gebildeten, in der französischen und italienischen Schule bewanderten, doch nicht verdrehten Geist, weniger spröde, weicher, anmuthiger als Canitz, doch ohne dessen festeres Metall im Charakter, der in und aus Canitz Dichtung hervortritt. In der Vesta beginnt nach breitem, nichts bedeutendem Einleitungsgedicht mit dem Hohenlied in Alexandrinern ein frischer, kurzer, wahrer Ton, der dann freilich in seiner Art Volksmässigkeit abgelöst wird durch eine registrirend lehrhafte Weise, welche schon ganz zu Brockes hinüberweist und in den philosophischen Fragen Haller vorbahnt. Hier kommt die philosophische Betrachtung des

Menschenchicksals, der Verdrieslichkeit des menschlichen Lebens und Anweisung auf das Vertrauen zu Gott, in einfachem, präcisem Stil, ohne Pognitztirade und Lohensteinschwulst. Die Frage nach der besten Welt, nach der Harmonie der Dinge mahnt bei Fürer doch daran, dass damals der grofse Leibnitz (1646—1716) in Deutschland dachte (zuweilen auch deutsch schrieb und deutsche Verse machte). Schade, dass die «kurze Wanderschaft dieser Welt» in der Vesta zu lang wird. Das Gedicht ist durchgehends gut, Einiges darin sehr gut.

Was ist die Welt mit allem ihrem Pracht?
Ein finstrer Wald gleich einer dunklen Nacht,
Allwo wir uns gar kurze Zeit verweilen
Und mit dem Tag zu unsrer Heimath eilen —

ist für diese Zeit nicht gewöhnlich.

In der Irdischen Flora ist Manches recht hübsch aus dem Pastor fido und aus Torquato Tasso's Aminta übersetzt. Ein Lob der Medicäischen Venus (als Statue des Phidias) und Bezugnahme auf Michelangelo mag als selten in der damaligen deutschen Poesie hervorgehoben werden. Es weist auf den beginnenden Kunst- und Kunstsammeleifer auch reicher deutscher Männer hin, während das früher vorwiegende Raritäten sammeln aus der Mode kam.

Uebersetzungen des «Cinna» von P. Corneille (ungleich, manches steif und ungelenk, namentlich zu Anfang, Anderes bis in Gottsched's Zeiten schwerlich besser übersetzt), der italienischen Oper «Camilla, Königin der Volsker» (aufgeführt 1690 in Augsburg zu Ehren des Römischen Königs Josephi), des italienischen Singspiels: «Singende Stärke», aus Voiture und Ovid beweisen die Gewandtheit des Poeten. Uebersetzungen und Nachahmungen aus Boileau, Fabeln aus Aesop, Epigramme, Gelegenheitsgedichte, in denen er auch schlüpfrig sein kann, zeigen Alles in Allem einen gewissen Umfang seines Strebens und machen es im Ganzen auffällig, dass Fürer, wenn auch vielfach gelobt, nicht grössere Bedeutung gewann. Andere wussten schärfer die Principien herauszukehren: daher ihr bleibender Name.

Unter den eigentlichen Ceremoniendichtern gewannen durch ihre Poesien und ihre Stellungen den grössten Ruf Johann (v.) Besser (1654—1729), Dichter und Cermonienmeister am Berliner, danach am Dresdener Hofe und sein Nachfolger in Dresden Joh. Ulrich (v.) König (1688—1744), beide ihrer Zeit zu den Mustern eines reinen poetischen Stils gezählt. Ihre Gedichte und Prosa können an character-

lofer Glätte der Dićtion, wie sie die Zeit für vornehm hielt, auch an trivialem Gepränge nicht leicht übertragen werden. Dafs Besser auch den üppigen Stil zu handhaben wusste und in seiner Jugend dadurch sein Renommee gewann, ward schon erwähnt. König ward auch als Verfasser der «Untersuchung vom guten Geschmack in der Rede und Dichtkunst», einer nach Boileau gemodelten Poetik von äußerlich sehr glatt fließender Form wirksam. Aus dem Schwall der eigentlichen Ceremoniendichtung braucht nach dem Gesagten nichts hervorgehoben zu werden. Nur der Wiener Hofpoet Karl Gustav Heraeus (1671—1730) sei hier noch genannt, weil er mit der Absicht «dem französischen Unfug zu wehren, der der deutschen Sprache unbequeme Härtigkeit vorwirft», nach Vorgang des Herrn von Seckendorf (1626—92), der den Lucan, wie erwähnt, mit reimlosen Jamben zur Erleichterung der Genauigkeit übersetzt hatte, darauf verfällt als «Neuigkeit» Hexameter zu bauen, Hexameter mit Reimen. Seine Neuigkeit war, wie man weiß, nicht neu. Er fand bei Birken u. A. die Muster. Seine poetischen Grundsätze mögen, wie diejenigen dieser neuen Richtung überhaupt, folgende Worte charakterisiren: «Die edle poetische Entzückung muß in keinen Rausch, noch in eine verrückte Phantasei verunarten. Das wahre Hohe oder sogenannte Sublime besteht auch nicht in schwulstigen Worten, noch in überhäuften Zierrathen; nicht in verwirrten Empfindungen, welche eine Zuflucht find derjenigen, die entweder von Vorrath der Materie verlassen werden, oder deren zur Bewegung der Gemüther gehörige männliche Stärke nicht genugsam versehen ist mit reinen Gedanken und dem, was die Franzosen Sentiments nennen. Die wahre Bildung, welche allezeit die schönste, ist die Seele der hohen Schreibart in dem Leibe einer neuen, kurzen und netten Ausrede.» Heraeus bemerkte, dafs auch die Italiener sich von ihren neuesten manieristischen Dichtern wieder zu Petrarca und Dante wendeten.

Zu dieser Hofdichtung bekannten sich nach und nach immer weitere Kreise. Unter den vielen derartigen Festlichkeitsfeierern seien hier nur Pietsch, Gottsched's Lehrer, Amthor und Richey (1678—1761), mit seinen von ihm als Stade'schem Gymnasiallehrer verfertigten Lobgedichten auf Schweden hervorgehoben, wenngleich beide sonst zum Hamburger Kreise gerechnet werden können.

Aber auch hier sollten die Extreme sich wieder berühren.

Neben den wohlbestallten Dichtern des Ceremonienzettels, den

Intriganten der Antichambres, neben den dichtenden, ihre Potentaten verherrlichenden Professoren der Poesie und Rectoren und Predigern, neben den vornehmen Poeten nach italienischem und französischem Schnitt erscheint der wüste Poet des Branntweinrausches, der hungrige, verstoßene und verfluchte, in Mangel und Elend als Lump verkommen Dichter, der nun auf lange hin ein abschreckendes Beispiel eines deutschen Poeten wird, der nicht auf sein «sicheres Brod» studirt.

Und daneben beginnt, nicht aus dem Gymnasium, sondern aus einer größeren Schule heraus, ein unbewußtes Anbahnen einer im Vergleich mit der Hofpoesie democratichen Dichtung, vertreten durch den Patricier und Philister einer norddeutschen städtischen Republik in all' seiner Würde und Herrlichkeit.

Das ältere burschikose Gesellschaftslied und der Ton, den es vertrat, die Lyrik der Leipziger, Schwieger's, Greflinger's, Schoch's und des jugendlichen Weise bekam einen neuen Vertreter, der genialischer als feine Nebenmänner und Gegner, aber leider ohne inneren sittlichen Halt war und in seiner Schwäche, seiner Lage und den traurigen Zuständen des damaligen Studentenlebens zu Grunde ging: ein wirres, unerquickliches Gemisch von wirklicher und bedeutender Begabung, dem Glück und Unglück, Jubel und Reue zur Dichtung ward und dem oft ein Gott zu sagen gab, was er litt, aber von Planlosigkeit im Wollen und gemeiner, sich fallen laffender Schwäche. Ein Schwanken zwischen Realismus und Idealismus (im Sinn der Zeit) kam hinzu, poetisch das Misgeschick voll zu machen. Wo fand der junge begabte Poet Stoff, wo Form, sich wirklich zu genügen, auch wenn er eifriger sich bemüht und in der Kunst einen Halt gesucht hätte?

Johann Christian Günther^{*)} (1695—1723) ist dieser Dichter. «Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedäch-

^{*)} Joh. Christ. Günther, geb. 1695 in Striegau, fühlte früh seinen dichterischen Beruf, sollte, durch Unterstützung im Stande zu studiren, Mediciner werden, zerfiel wegen seines unordentlichen Lebenswandels mit seinem Vater; eigne Schuld und Neid und Vernachlässigung Anderer hinderten ihn im Fortkommen; Trunksucht und Auschweifungen und Elend brachten ihn bald immer mehr herunter, machten es ihm unmöglich sich recht zu concentriren, ermüdeten seine Freunde und brachten ihm frühen Tod. Allen Jammer der Armut und einer liederlichen Genialität, Elend, Vaterfluch, Verstoßung durch die Geliebte u. s. w. hatte er erschöpft, als er 1723 starb.

nifs, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine grosse Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch das Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Character oder, wenn man will, seiner Characterlosigkeit. Er wusste sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.» So Göthe über Günther. Wahrheit und Kraft der Empfindung bildet sein hauptsächliches Gut, wie sie durch Rohheit und Geschmacklosigkeit, die er nicht blos mit Andern theilt, sondern in der er sich auch oft gefällt, hindurchschlägt. Seine Form ist flüssig und geschmeidig. Leider verwirthschaftet er seine Begabung, statt sie zu verstärken, tobt sie aus, als ob er im reiferen Alter noch immer genug habe, wie alle diese jugendlichen Verschwender an Geist und Gesundheit träumen. Sein keckes und wüstes Leben durchleuchtet immer ein oder der andere ideale Zug, noch aus den Jugendträumen herüberblitzend, aber die Kraft, die Ruhe, diese Züge zu reinen, steten Idealvorstellungen zu verbinden, ist verloren gegangen. Die dichterische Kritik fehlt dem aufgeregten, überreizten Geiste; seine Schöpfungen zeigen nur zu oft die Schwächung des Raufsches: Energie, Abspannung und verzweifelnder Jammer wie in willenloser Folge. Was ein Hofmannswaldau in hoher Stellung, in lebemannischer Sorglosigkeit und Jovialität versificirt, ohne seiner inneren Natur dadurch Schaden zu thun, immer im Gleichgewicht mit sich selbst, hier bei Bier und Branntwein schlägt es dem mittellosen, leichtsinnigen, characterschwachen Studenten über dem Kopfe zusammen. Und weil er wüst durchlebt, was er dichtet, wobei das Gefühl von der Wahrheit seiner dichterischen Empfindung, seines Talentes, ihm noch mehr zum verlockenden Verderber wird, geht er elend unter. Die Armuth hat ihren Dorn in seinen Lorbeer geflochten. «Verfolgung, Dürftigkeit, Gram, Missgunst, Lästersteine und Lügen obenauf» — dazu Schwachheit und Schuld, Verzweiflung, die Gott fragt, wo die Billigkeit bleibt, warum er so den armen Wurm im Staube martere, warum die Narrheit, Krieg, Hunger, Pest und Brand, Hochmuth und Geiz, Wortgeänke, Verruchtheit das

Leben füllen und dann Reue und dann Sehnsucht nach Ruh: «Im Grabe schläft man aus; die Nacht ist lang genug.» Wir haben nicht viele so begabte Lyriker gehabt, wie Günther war. «Dafs Günther und sein Fleifs nicht gar umsonst gewesen», wie er hoffte, hat sich erfüllt. Seine Lyrik hat nachgewirkt; ihm zerrann sein Leben wie sein Dichten, aber er streute den Samen für kommende Zeiten. Seine echten Töne der Empfindung konnten alle Lamentos und Zornworte der Moralisten, konnten alle gedrechslen Phrasen der glücklicheren Poeten nicht ersticken. Für manchen studentisch-wilden Poeten ward Günther, wie kaum bemerkt zu werden braucht, ein falsches Vorbild, während die Pedanten dieser Zeit an ihm das warnende Exempel zeigten und sich darauf noch mehr verrannten, einen genialisch sorglosen Menschen mit einem Lumpen zu verwechseln.*)

Als Gegenstück zu Günther stehe hier Benjamin Schmolke (1672—1737) geboren in Brauchitschdorf bei Liegnitz, berühmt als geistlicher Liederdichter von warmem, herzlichem Ton, in dessen besseren Liedern der einfache Inhalt oft seltsam contrastirt mit den wunderlichen schwülstigen Titeln, welche er feinen Sammlungen zu geben liebte.

*) Aus dem unglückseligen Leben Günther's sei nach Roquette hier nur die verhängnisvolle Audienz beim Churfürsten erwähnt. Der Dichter hatte Ausicht auf die Ceremoniendichter-Stelle bekommen und Audienz erlangt. Er war (seiner Ausage nach) dem seinen Freunden gegebenen Versprechen gemäss nüchtern, als er in's Schloss ging. Im Vorzimmer, darin er lange warten musste, sei ihm, behauptet er, durch einen Bedienten ein Glas Wein angeboten; der Bediente sei von seinen Feinden bestochen gewesen, in dem Wein müsse ein Erbrechen erregendes Mittel gewesen sein. Die Folgen waren der Art, dass die Freunde Günther's für ihre Empfehlung üblen Dank hatten.

15.

Die Hamburger Poeten. Brockes.

Der italienische Barockgeschmack hatte in dem Stile Ludwigs XIV., namentlich in den steif-gelehrten Hofpoeten und in den Weiseanern und deren Nüchternheit, Plattheit und Derbheit, bald so gewaltige Gegner gefunden, dass es von Wichtigkeit ward, dass diese, dem Lohensteinischen Bombast an poetischer Unbrauchbarkeit bald nichts nachgebenden neuen Richtungen ein Gegengewicht in der den Itali-lienern treu bleibenden Dichtung für Musik, namentlich in der Oper behielten. Hier behauptete sich der italienische Manieristenstil mit all' seinem Klingklang, Bombast und Unsinn trotz dem Zorn der Verstandesradicalen und dem Eifer der gestrengsten Herrn von der Kanzel. Es war in einer Hinsicht ein Glück: denn in der Willkür und unter dem Wuß solcher Dichtung konnte wirkliche Phantasie und Empfindung mitschweifen, um später daraus sich hervorzuschwingen, während das kalte Pathos und der Esprit der Franzöfirer ihr kaum einen Unterschlupf bot und die strengeren Verstandesdichter ihr barsch die Wege wiesen. Wenn wir jetzt ihren Text-Unsinn lesen, so müssen wir uns erinnern, welche musicalische Größen ihre Empfindungen daran aufgerichtet haben und dass zwischen dem Uebel ein Keim des Guten steckte.

Damals nahm die deutsche Tonkunst ihren hohen Auffschwung; frei, grofs, erhaben ward sie ein Gegensatz gegen die knechtisch dienenden Künste. In ihr zeigte sich die Kraft-Idealität des deutschen Geistes. Die Oper ward damals von allgemeiner Wichtigkeit. Sie florirte nicht blos an den Höfen; ihren wichtigsten Standort hatte sie in Hamburg (seit 1678), das, wie die wenigen andern Städte, die der dreissigjährige Krieg ungeschädigt gelassen hatte, mit steigendem Wohlstand auch frische Lebenslust und sinnliches Behagen über die schreck-

lichen Zeiten hinübergerettet hatte. Poeten hatten hier mit Vorliebe ihren Sitz aufgeschlagen; die freien Künste waren nicht unter Mord und Plünderung verscheucht worden; es war Sinn dafür vorhanden, besonders wenn sie dem Nützlichen oder Vergnüglichen dienen mochten. Die Oper ward beliebt und gepflegt und damit auch im Allgemeinen die Parthei der Dichter unterstützt, welche «die Schreibart der Italiener, die das Metaphorische, tieffinnige und Majestätische Wesen lieben» gegen die «leichte, wohlfließende und liebliche Dichtkunst der Franzosen, die einer Prosa nicht gar unähnlich ist» verteidigte. Marino und Loredano behielten hier ihre Geltung; Lohenstein und die Pegnitzer und deren Gesinnungsgenossen wurden hochgeschätzt. Als kaum mehr anderswo Pech, Schwefel und Feuer eine so grosse Rolle spielten, konnten hier noch die «raffelnden Wetter, die stürmenden Winde, die Brände der höllisch- und irdischen Schlünde» ungefört die Welt «zerschmeissen, zertrümmern, verschlingen» und «Höhlen und Schlünde voll fressender Flammen, voll reissender Winde die Welt zerbärsten, versenken, verscharren». Kayser, Mattheson, der junge Händel, Telemann u. A. componirten^{*)}). Tapfer focht man gegen geistliche und weltliche Opernfeinde; enorme Summen wurden auf die Ausstattung verwandt.

Ein beachtenswerther Zug ist, dass mit dem Beharren im Ton der älteren Schulen auch der patriotisch-deutsche Zug der Zesen und Lohenstein, des Braunschweiger Herzogs u. s. w. wohl oder übel sich weiterspann, ein weiterer, dass die Nachahmung Homer's beliebter wurde. Christian Hinrich Postel^{**)}), «aller Niedersächsischen Poeten Grossvater», wie Weichmann den halbgenialischen Advocaten und Poeten nennt, schrieb «die listige Juno» (1700), eine Bearbeitung des vierzehnten Gefangs der Ilias, und begann ein episches Gedicht: «der grosse Wittekind» (unvollendet, erst 1724 von Weichmann herausgegeben). Sein Herausgeber ist versichert, dass, wenn dies Werk wäre vollendet worden, «Teutschland weit grösseren Ruhm davon gehabt hätte als Italien von seinem Tasso und Marino zugleich». Ungeachtet dieser Versicherung ist der Wittekind ein so trauriges ausgesonnenes

^{*)} Die interessanten musikalischen Zustände bei F. Chrysander: G. F. Händel.

^{**)} Weichmann führt unter Postels Werken unter Nr. 17 an: „Königlicher Prinz aus Polen Sigismund oder das menschliche Leben wie ein Traum 1693. Ist aus einer holländischen Comödie.“

poetisches Machwerk, wie seine Mitepen bis Klopstock hin, unsinnig in der Anlage, ohne alle führenden Gedanken, ohne Einheit, ohne Sinn, mifsralthen vom Anfang bis zum Ende, wie all' folche Hirngespinste des unkiünstlerischen Ausdenkens und schaaler Nachahmung. Der Inhalt ift: Die Franken überfallen die Sachfen. Wittekind entkommt mit Noth. Erzählung, wie Wittekind als Jüngling mit einem Berferker gekämpft hat (?). Er geht mit einer Flotte ab. In England ist Stierhatz, Wettrennen, Hahnenkampf (nach der Ilias). Wittekind leidet Schiffbruch, schwimmt an's Land (ganz nach der Odyssee); Fürst Bedis Tochter Fatima erbittet sich Erlaubnifs, mit ihren Dienerinnen an's Meer zu gehen. Wittekind geht mit ihr nach Granada und schwafelt ihnen dort vor, was Alles die Deutschen von Anbeginn gethan hätten. Sodann folgt eine Circe-Rinald-Geschichte, lange Tasso'sche finnlich-warne Erzählung von Adelwig und der Zauberin Galiana, dann Heerbeschreibungen und eine lange Schlacht. Im zehnten Gefang bricht die Geschichte ab.

Postel (1658—1705), der Singspiele dichtende Bürgermeister Lucas von Bostel (1649—1716), Nicolaus von Bostel, Barthold Feind (1678—1721), Praetorius und Hunold (Menantes 1680—1721) bildeten den Kern dieses Hamburger Kreises. Opern, Lustspiele, lyrische Gedichte, epische Versuche, dann satirische Nachahmungen Boileau's, plattdeutsche Gedichte und Romane wurden von ihm mit grossem Stolze in die Welt gefandt. Aufser diesem lustigen Behagen, welches in Lustspielen (z. B. in der «Hamburger Schlachtzeit» von Praetorius) den derben populären Geschmack traf und namentlich im plattdeutschen Gedicht dem derbsten Realismus huldigte, ift nichts oder fehr wenig zu loben. Blühender Unfnn wog bei den Hauptführern, z. B. bei Postel, vor, wenn man eine höhere Poesie erstrebe. Wollte man komisch und realistisch fein, so kam Gemeinheit und Weifse Trivialität. Uebrigens lebte man und liefs leben in poetischer Hinficht; als einzigen Feind betrachtete man die Hamburger Orthodoxen, die Feuer und Flammen gegen die Oper spien. Man lohensteinte, weifete, schrieb im Stil Marino's oder der Franzosen; jedes Produciren war recht, man war in der Handelsstadt kosmopolitisch, bis Christian Wernicke (Warneck, Warneke † nach 1710) die Eintracht im literarischen Lager störte und der durch ihn hervorgerufene Streit den Kreis zer sprengte.

Wernicke (in Preusen geboren; seine Mutter war eine Englän-

derin), ein Zögling Morhof's, dann am Mecklenburgischen Hof angestellt, wo die Herzogin seinen Witz reizte und jeden Tag Epigramme von ihm erwartete, kam durch Schule und Anlage kritisch gebildet nach Hamburg und erregte durch seine Antischwulst-Epigramme bald den Zorn der unkritischen, aber stolzen, sich ungeheuer wichtig dünkenden Poeten, namentlich Postels und Hunolds. Der höfisch-französische, kritische Geschmack und der unkritisch populäre, wie er sich nun vom Trivialsten bis zum Bombastischsten entwickelt hatte, kamen hier in das erste scharfe, persönlich geführte Gefecht, in welchem es weder von Wernicke's noch von Postels und Hunolds Seite an wirklichem und sein sollendem Witz, Grobheit und gemeinen persönlichen Hetzereien fehlte.

Wernicke, ein kritischer, scharfer, feiner Kopf, im Hofumgang geschliffen, der französischen Reinigung zugethan, der neuen Literatur nicht blos kundig, sondern auch in ihrem Geiste durchgebildet, musste sich zu diesen phrasenhaften, leicht fertigen, breiten Reimern und ihrem roman- und opernhaften Unsinn in Gegensatz fühlen. Mit ihm beginnt der Kampf der Kritik gegen Schwulst und Trivialität, der nun in scharf spottender Weise durch Liscow sich bis zu Lessing fortsetzte.

Wernicke's Epigramme sind im Ganzen vortrefflich und zeugen von einer für ihre Zeit auffällig klaren Einsicht in die literarischen Gebrechen. Nur ein Mann, der geistig hoch darüber stand, konnte sie in so freier leichter Weise verspotten. «Der Abschnitt? gut. Der Vers? fliesst wohl. Der Reim? geschickt. Das Wort? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt» — dies eine Epigramm charakterisiert unübertrefflich das damalige Lohensteinerthum.

Amthor, Richey, Weichmann u. A., dann vor Allen Brockes traten nach und nach zu dem Hamburger Kreise hinzu, für den man im Allgemeinen auf Weichmanns «Poesie der Nieder-Sachsen» (1721) verweisen kann, eine der Neukirch'schen nachgeahmte Sammlung, nur dass Weichmann eifrig bemüht ist, die «Sau-Disteln», d. h. «garstige oder auch nur solche Dinge, dadurch einige ernsthafte und zärtliche Ohren könnten beleidigt werden», fernzuhalten. Hier ist Lohensteinismus, kaltes Heldengedicht, Marino-Nachahmung, französirendes Epigramm, französirende Fabel und gewöhnlichste Trivialität bunt beieinander. Auch Uebersetzungen englischer Lyriker nehmen ihren Anfang. Hier blüht z. B. noch des belobten Postel's musicalisch-

tönender Unsinn: «Des Himmels Blumen sind die güldnen Nachtgesichter, wenn sich der Sonnen Ros' in Thetis Armen neigt, die Blumen aber sind der Felder Sternen-Lichter u. s. w.» als glänzende Poesie. — (Bei der Herausgabe der zweiten Sammlung (1722) fand sich Weichmann schon durch die Schweizer Verfasser der Maler-Discourse (1721) beunruhigt, die, wie Seckendorf, reimlose Verse empfahlen. Des Heraeus Versuche, Hexameter zu machen, billigte er. Diese metrischen Fragen wurden durch seine Vorreden in dieser in Norddeutschland, soweit es nach Hamburg blickte, weitverbreiteten Sammlung somit schon frühzeitig populär.)

Richey, der seit 1717 von Stade an's Hamburger Gymnasium berufen war und nicht wenig dazu beitrug, die Poesie im Ansehn zu erhalten, sowie durch eine fliesende Diction ihr zu nützen, wurde bald noch in der Wirksamkeit übertroffen durch Barthold Heinrich Brockes^{*)}, der seit seiner Herausgabe des: «Irdischen Vergnügen in Gott» von eingreifender Wichtigkeit für die deutsche Poefie werden sollte. Brockes huldigte anfangs den italienischen Manieristen, wie er denn 1715 Marino's Bethlehemitischen Kindermord übersetzte; die Lehrdichtung der Franzosen ward ihm ein weiteres Muster (der dritte Band seines Irdischen Vergnügens ist eine Uebersetzung der «Principes de Philosophie» des Abbé Genest); die Einwirkung der Engländer tritt erst in den späteren Jahren bestimmter hervor.

Mit einer viel componirten Passions-Cantate begann der, zu seinem und seiner Dichtung Vortheil freigestellte Dichter, der in keinem trübseligen Literatenschicksal sich abzuarbeiten hatte, sich in weiteren Kreisen hervorzuthun. Eine Reihe Fest- und anderer Dichtungen folgten, von denen uns das Geburts-Gedicht des jungen Leopold's verweilen mag, worin Hamburg mit der jetzt von aller Furcht befreiten Germania über die Geburt dieses jungen Hercules frohlockt (1716). Auch hier steht Deutschland, wie der Hamburger Reichsstädter anhebt, mit schlaffem Hals und mit zerstreutem Haar.

^{*)} Barthold Heinrich Brockes, geb. zu Hamburg 1680, studirte die Rechte in Halle, bereiste Italien, ging über Paris nach Leyden, wo er seine Studien abschloss (dichtete in hochdeutscher, niederdeutscher, holländischer, französischer und italienischer Sprache). Nach Hamburg zurückgekehrt im Jahre 1704, gründete er 1714 mit Richey und König die Teutschliebende Genossenschaft, 1716 die Patriotische Gesellschaft, wurde 1720 Rathsherr, später einige Jahre Amtmann in Ritzebüttel und zählte zu den angesehensten Würdenträgern Hamburgs. Er starb 1747.

mit stetig rinnenden, geschwollenen Augenliedern. «Der Thränen Flut, das Blut der Seelen benetzt ihre Brust und Hand, und aus den klopfenden beklemmten Herzens-Höhlen brach, wie aus einem feuchten Brand die eingesperrte Luft mit Rauschen zischet, ein röchlendes Geseufz, mit Schluchzen untermischet, worauf sie denn mit unterbrochnem Ach und heisrer Stimme folgends sprach» u. s. w. Aber dann kommt durch allen Schwall wirkliche Phantasie. Der Dichter redet nicht in blofsen Phrasen. Der Schutzgeist Deutschlands fliegt in den Himmel und senkt sich vor dem, dem Demuth nur gefällt, im brünstigen Gebete. Der sel'gen Engel Schaar, der heilgen Seelen Heer, die das Paradis füllen, wie Tropfen ein unendlich Meer, erheben ihren nimmer müden, flehenden Gesang. Viel hundert tausend Chöre stimmen das Heilig! Heilig! Heilig! an. — Grofse anschauliche Uebersichten mischen sich auch weiter in den Bombast. Es ist eine Erneuerung des Pegnitzer-Wesens eines Klaj, aber zum ersten Male wieder grosses dichterisches Raumerfassen, welches nun bis Klopstock hin sich steigern soll, eine Phantasie, welche wirklich sieht, in der Art, wie die grofsen und noch viele manieristischen Maler in ihren Verklärungs- oder Schreckensbildern vom jüngsten Gericht, die mit dem Blick aus Himmelshöhen Länder überfasst oder in Sternenfern hinauffschaut und kühn an das Unendliche hinaufzufliegen sucht. Brockes hatte hier an den Quellen geschöpft, aus denen Milton in glücklichen Jahren — ein Wanderer bei den Gegnern — getrunken. Wer einmal solchen wahren poetischen Zug gethan, der spürt ihn sein Lebenlang; Brockes in all' seiner Pedanterie beweist es. Er hat von den grossen Malern, und hat von Vondel, von Marino gelernt, er plappert nicht blots nach; er ist zum Theil besser, als er sich in seinen Aufzeichnungen selbst macht; manche Stellen seiner Gedichte und Cantaten bezeugen es und sie wirkten. Es sind freilich nur Stellen. Der junge Hamburger, der Musik, Malerei, Poesie liebte und pflegte, wurde mehr und mehr ein guter, moralischer, reimender Philister; sein poetisches Licht, welches er an den Italienern angezündet hatte, brannte nach dem ersten helleren unsteten Aufflackern stet aber klein Jahrzehnte hindurch gleichmäfsig dahin. Für die eigenthümliche Kraft, welche er wirklich gewonnen hatte, fand er nicht den rechten Stoff. Der grofse, unglückliche Milton, der Verfechter der Königsbestrafung, der ehemalige Staats-secretär der Republik England, schuf sich blind geworden, eine neue

innere Welt nach jenen Vorbildern der italienischen Dichter und Maler, deren höchster Ausdruck Michelangelo war; sein verlorenes Paradis musste ihm ersetzen, was er verloren. Brockes, der kleine Dichter und glückliche Hamburger Rathsherr und zeitweise Gebieter von Ritzebüttel verlor seine innere Phantasiewelt über die äußere; von den Schilderungen der ihn umgebenden sichtbaren und tönenden Natur stieg er hinab zu der mikroskopischen Prüfung und betrachtete so gerne Steinchen und Blümchen, die er in ihre Blätterchen und Fäden und deren Düfte er zerlegt; er braucht kein verlorenes Paradis und kein's wiederzufinden, denn er hat seinen Garten und seine Wiese; er braucht keine Hölle zu schildern, weil es so lieb im Zimmer ist, wenn die Sonnenstäubchen tanzen; Satan braucht er nicht zu messen; schöner ist es die Lagen der Farben auf den Schmetterlingsflügeln untersuchen; die Güte Gottes und die vortreffliche Einrichtung der Welt kann man aber an Stein und Kraut, an Hund und Katze, Ochs und Dachs, Wiesel und Mond etc. lernen.

So verzettelte Brockes die Begabung, die concentrirt Würdigeres hätte leisten können; die poetische Lage war freilich in Deutschland so kläglich, dass es fraglich wäre, ob er mit besseren Dichtungen mehr genutzt hätte; man hatte noch an Schulexercitien zu thun.

Er wandte sich in seinem « Irdischen Vergnügen in Gott » (1721—1748; neun starke Bände) zur Naturbetrachtung. Neben dem musicalischen Bestreben,^{*)} welches Weichmann hervorhebt, der behauptet, dass Brockes die Musik durch seine tönende Sprache überflüssig mache — wozu auch die unregelmäfsigen Verse gehören, richtet er sich hier auf die malerische Erfassung. Den bekannten Satz: Poesie ist redende Malerei, treibt er auf die Spitze. Er war selbst ein guter Zeichner, Freund des Mieris, Denner, Liebhaber von Gemälden; wenn er in

*) Im Gegensatz zur Lehrdichtung begann jetzt die Theorie, dass die Poesie eine Art Musik sei, Extrem gegen Extrem zu setzen. In Frankreich fochten schon die Partheien, die wir als Prosa-Dichter und Anakreontiker auch bei uns wieder finden. Chaulieu z. B. sagt: elles seules (les rimes redoublées) donnent aux vers libres et irréguliers le nombre et l'harmonie, en quoi je suis convaincu que consiste le principal agrément de la versification. Quoique pénétré déjà de la vérité de cette opinion, j'y ai été confirmé par un excellent livre latin, écrit par un Anglois, de Rhythmo et Mensura: il établit pour principe que la Poésie est une espèce de musique. Il est aisément démontré que le nombre et les sons harmonieux doivent faire la perfection. In Deutschland musste die Gottschedische Schule erst das Verstandes-Extrem durchsetzen; dann bekamen auch wir jenes Musik-Extrem.

feinen Cantaten oft als ein Nachahmer der Malerei der italienischen Manieristen erscheint, so wird er in seinem Irdischen Vergnügen zum Wettkämpfer mit der Landschafts-, Blumen-, Thier- und Stilllebensmalerei. Sehen wir von dem Moralischen in diesen «physicalisch- und moralischen Gedichten» des Irdischen Vergnügens noch ab, so ist hervorzuheben, dass Brockes selbst in der Verirrung noch im ästhetisch-sinnlichen Element blieb, indem er auf Anschaulichkeit hinausging. Wie unglaublich dürtig, hausbacken und abgeschmackt er auch in seinen Schildereien wurde — was mit dem Alter und der Anerkennung sich steigerte — so waren dieselben doch gegen die bloße Verstandesdichterei noch eine Erquickung. Oft finden wir eine wirkliche Erfassung und Durchdringung der Natur durch künstlerischen Geist. Seine landschaftlichen Schilderungen haben in den besten Stücken Tiefe des Horizontes; in Luft und Flut, in Wald und Feld, in Blumenpracht und Abendschein taucht sein Blick mit einer Frische, wie die niederländischen Maler seiner Zeit sie nicht besser hatten, aber besser in wirklichen Gemälden verwandten, während Brockes auf falschen Wegen das Unmögliche zu leisten sucht. Er hat Denner'sche Genauigkeit, wenn er das Geringste malt, aber in seinen Wetterzeichnungen weiss er doch auch das Große oft wirklich grossartig wiederzugeben. Kritiklosigkeit und verkehrte Theorien verderben freilich Vieles wieder.

Er war malerisch angelegt; seine Zeit hält ihn für einen grossen Poeten. Er war ein eifriger Deist im Grunde seines Herzens und huldigte den englischen Anschauungen — er war ein Freund von Reimarus, dem berühmten durch Lessing so bekannt gewordenen Fragmentisten. — Dem biedermännischen Nützlichkeitsprincip anhängend, verwerthete er gewissenhaft seine Kräfte seiner Ueberzeugung gemäfs.

Für Handlung und Entwicklung in der Poesie hat er in seiner malerischen Anlage keinen Sinn; er hätte sonst in der Art der La-Fontaine'schen Fabel seinen Gedanken Ausdruck gegeben und in derartigen vorgeführten Handlungen moralisiert und seine Lehre gepredigt. Ausgehend von der alten falschen Theorie, dass Dichten redendes Malen und das Vergnügliche mit dem Nützlichen, mit dem Moralischen darin zu vereinigen sei, verfällt er in die malende Beschreibung. Die Natur war die sichtbare Bibel dieses Deismus, und er preist sie und lehrt in ihr seine Moral, seine Lobpreisung von Gottes Güte,

seine Lehre von der best eingerichteten Welt. Schwulst und Genauigkeit, d. h. unsagbare Nüchternheit und Lächerlichkeit — Alles zu Ehren Gottes! je breiter, je populärer und desto nützlicher im Sinne der Zeit. So liefert ein wirklich nicht unbegabter Mann das Unglaubliche in philiströser, wohlmeinendster Geschmacklosigkeit, wie er anderseits keck in's Schwulstextrem gestiegen war. In ähnlicher Weise sehen wir später noch einen Klopstock einerseits am Bombastischen hin sich bewegen, anderseits in seiner prosaischen Didactik der kahlsten Nüchternheit, in seinen dramatischen Werken einer ähnlichen Kritiklosigkeit verfallen.

Brockes' Naturschildereien — physicalisch-moralisch, noch nicht sentimental im Sinn der nächst folgenden Zeit — nehmen eine wichtige Stelle in unserer Dichtung durch ihre grosse Wirkung ein. Diese anschauliche Richtung ward, wie schon gesagt, in Gegensatz gegen die blos verstandesmäfsige gestellt. Dann aber ward sie ein Gegen-gift gegen die höfische Prunkdichtung; ein democratisches Element lag in diesen versificirten Dichtereien des Hamburger Republicaners gegen den Böllerknall und Festspectakel der Hofalexandriner. Brockes führte die Gemüther auf das Allen Zugängliche, in die Natur, in Wiese und Garten und Feld und Landschaft. Er lehrte sie, man könne Poesie suchen in dem Blumenstock vor dem Fenster und in der pispernden Maus des Dachstübchens, im Taufendschönchen der Wiese und in der Birnbaumblüthe; man brauche nicht Schlachten, Kanonaden, das Gewitter sei weit erhabener; anstatt Feuerwerke könne man Sonnenaufgang und Untergang besingen; anstatt Hofmaskeraden die Wandlungen in der Natur, und die Lilie auf dem Felde sei schöner als Salomo in all' seiner Herrlichkeit. Die Zeit, die hierin, wie Brockes selber, der bürgerlich-englischen Literatur zu folgen begann, verstand dies wohl; besonders da, wo man nicht unter dem directen Einfluß der Hofwirthschaften lebte, z. B. in der Schweiz, hatte Brockes eine durchgreifende Wirkung. Lohenstein's höfischer Bombast ward verworfen; Brockes ward als Muster proclamirt. Bezeichnend ist, daß Brockes auch für die Gleichberechtigung der Menschen poetisch seine Lanze einlegte. In anderer Hinsicht ward er dadurch wichtig, daß er in seiner deistischen Verherrlichung Gottes durch die Natur gegen den steif-dogmatischen Glauben vorging, der in der anscheinenden Bundesgenossenschaft bald einen gefährlichen rationalistischen Gegner fand. Die Verpopularisirung der Brockes'schen

Methode führte übrigens bald zu den lächerlichsten Auschreitungen; es ward eine förmliche Manie, Naturtheologie zu treiben und nicht blos aus den Lilien auf dem Felde und dem Sperling auf dem Dache und den gezählten Haaren des Hauptes, sondern auch in eigenen grofsen Gedichten aus Steinen und Feuer und Wassergrund und Insecten, speciell z. B. aus den Heuschrecken, Gottes Güte und Weisheit zu beweisen.

In seinen späteren Jahren ließ Brockes die englischen Schriftsteller und Dichter immer mehr auf sich wirken — Addison, Pope, Thomson; von Pope übersetzte er den Versuch vom Menschen, von Thomson die Jahreszeiten; für Richardson schwärmte er —; doch war er in dieser Beziehung nicht Bahnbrecher, vermochte auch ihren Geist nicht mit jener Frische zu erfassen noch sich zum beredten Organ desselben zu machen, wie dies in der Schweiz schon seit dem zweiten Decennium in bestimmter Weise geschah. Er hatte viel zu tief im Lohensteinismus der Jugendzeit Wurzel geschlagen, und hatte er dann auch wieder nach der verständigen Diction der Franzosen gestrebt, doch nicht die Kraft und nicht die Kritik gehabt, das Streben nach einer glänzenden Diction und verständigem Inhalt zu jener Einheit im Stil eines Addison und Pope zu verschmelzen; er war ein Mann des alten Stils geblieben.

II.

Von Gottsched bis Klopstock.

1.

Gottsched.

Hundert Jahre nach der durch Opitz eingeleiteten grossen Neuerung, wie sah es mit der deutschen Poesie aus?

Alles Mittelalterlich-Volksthümliche war im grössten Theile Deutschlands erstickt bis auf eine geringe, in den niedrigsten Schichten unverwüstlich lebende ältere Literatur von Volksbüchern und von Volksliedern, zu denen mit wenigen Ausnahmen nicht viel Gutes hinzugekommen war. Ein frisches Blatt sproste grade jetzt wieder. In dem Lied: «Prinz Eugenius der edle Ritter» — hielten die Soldaten die glorreiche Eroberung des türkischen Bollwerks Belgrad fest. Nur in wenigen Districten, besonders in katholisch abgeschlossenen und in einzelnen Gegenden der Schweiz setzte sich der alte Stil mit allgemeinerer volksthümlicher Geltung bis zum 18. Jahrhundert fort, im gedruckten Buch, wie im aufgeführten Drama, freilich ohne irgend welche Bedeutung für die allgemeine Entwicklung.)

*) So z. B. wurde 1672 das Drama: die „Aufnemmende Helvetia“ vorgestellt auf öffentlichem Theatro von einer loblichen Burgerchaft der Stadt Zug; es wurde 1702 mit der „Abnemmenden Helvetia“ gedruckt, reicht also in Bodmer's Kindheit. Das Werk ist durchaus alten Stils, frei von classischen oder modern-fremdartigen Einflüssen und ganz ernst gemeint. Die eigentliche Handlung beginnt mit Vogt Gridler, der sich über Stauffacher's grosses Haus ereifert. Des Schiller'schen Tell's wegen mögen hier die nächsten Scenen folgen. Werner Stauffacher, Walther Fürst, Erni aus dem Melchthal, Conrad von Baumgarten berathen sich. „Cronist“ erzählt die Geschichte der Schweizer. Tell schiesst den Apfel vom Kopf seines Sohnes. Erni von Melchthal werden die Augen ausgestochen. Baumgarten erschlägt seinen Vogt im Bad. Der drei Länder erster Bund wird aufgerichtet. Die Schlösser werden eingenommen. Jogeli überredet Anneli ihn Nachts zu sich zu lassen und lässt sich in's Schloß ziehen. Ludwig der Baier bestätigt der Schweizer Freiheit u. f. w. . . bis zu Karl V. und Franz I. von Frankreich.

Herrschend war die seit Opitz eingeführte neue Poesie nach Inhalt und Form, durchschnittlich eine Dichtung nach Theorien, die alle in der Hauptfache, hinsichtlich des Wesens und Ziels der Dichtung, unrichtig oder ganz falsch waren.

Weit gingen die einzelnen Richtungen auseinander.

Lohensteinischer Bombast, Hofmannswaldauische Frivolität, steifer Paradegeßchmack oder Prunkgewäsch, italienisch manierirte Ueberschwänglichkeit, Opernunfsinn, Nüchternheit und Gemeinheit, die statt Volksthümlichkeit echter Art auf die Popularität des Niedrigen und Trivialen ging und sich besonders im (Hanswurst) Lustspiel zu einer Rohheit steigerte, die in ihren Poffen und Zoten mit den Fastnachtspielen rivalisirte, breite Lehrdichtung und ausmalende Schilderungs-dichtung, im Roman das Unglaubliche an Trivialität und weisem Sammelsurium, in der Lyrik neben Klingklang vielfach ein wüster, in Energie und Wildheit an den Rausch gemahnender Ton, dazwischen gröbere und feinere Satire, Alles in breiter Kritiklosigkeit neben und durcheinander — das war der Zustand der deutschen Poesie in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts. Der Zustand der Geister spiegelte sich im Ganzen nur zu getreu darin wieder, indem für das Gute, das man wirklich besafs, Verkehrtheit und Beschränktheit, die man in sehr vielen Fällen auch Feigheit nennen könnte, nicht den richtigen Ausdruck finden liefs.

Wer nun in Deutschland die französische Poesie kannte und ihre Einheit, Geschlossenheit, Klarheit, Gröfse, Eleganz u. s. w. mit der deutschen verglich! Wer Corneille, Racine, Molière, J. B. Rousseau, Fénelon, Lafontaine und den scharffsinnigen Boileau, wer den Kranz von grofsen Prosaikern vor Augen hatte und die deutschen Dichter der Gegenwart überschaute!

Wie die ganze Zeit angethan war, mochte ein resoluter Kopf die kühnsten Pläne fassen und auf ihre Durchführung finnen. Niemals gab es in dieser Hinsicht mehr Kühnheit und weniger Bedenken. Der Verstand war autokratisch geworden.

Man ging in Deutschland dem Höhepunkt der Entwicklung entgegen, die seit Mitte des 16 Jahrhunderts zur entschiedenen Geltung gekommen war; damit näherte man sich dem Anfang der ebenso entschiedenen Gegenbewegung.

Im äußern und innern Leben befand man sich auf der Scheide zu einer neuen Zeit.

Jetzt war die Aufklärung da und in den Spitzen der Geister der grösstmögliche Gegensatz gegen die herrschenden Anschauungen des Mittelalters eingetreten. Auch die Religion galt nun bei Vielen für «vèrruckte Phantasei» und das: «écrasez l'infame!» kam aus einer Leidenschaft der Aufklärung und einem Cultus des Verstandes, wie ihn früher nur der Glaube gehabt hatte. Auch dieser Cultus hatte wie seine Enthusiasten, so seine Märtyrer. Das Gleichgewichtsbestreben, welches antreibt, sich in die entgegengesetzte Richtung zu werfen, wenn der eine Schaukelarm so tief sinkt, dass man fürchtet, das Ganze möge aus dem Angelpunkt gerissen werden und Alles sich überschlagen und welches im Völkerleben die Geister in dem steten Hin und Her der Besorgniß und des Widerstreites erhält, hatte Ende des Mittelalters gegen den Wußt von Rechten und Ausnahmen und Beschränkungen zu der Reaction der Begünstigung der einheitlichen fürstlichen Gewalt getrieben. In dem Kampfe zwischen altem Recht, welches Unrecht geworden war, und neuem Recht, welches von den Anhängern des alten als Unrecht verworfen ward, konnte schliefslich Nichts helfen als ein Durchhauen des gordischen, verfilzten Knotens durch den rücksichtslosen Willen und die Gewalt. Bei einer regelmässigen gefundenen Entwicklung tritt natürlich ein solcher Zustand überhaupt nicht ein. Jetzt aber kämpften die schroffen Gegensätze in den meisten Ländern auf fast allen wichtigen Gebieten: gegen zu viel Recht, wodurch die unendlichen Ausnahmen und Verclausulirungen eingetreten waren, der despotische Wille des Staatsoberhauptes und der einfache, unumstößliche Befehl; gegen den zusammengetragenen, unendlichen Krimskram in der Gelehrsamkeit, in welcher das Polyhistorwesen blühte, die Reaction der mathematisch-philosophischen Methode, gegen scholastische Verwicktheit die neuen Philosophien und die Aufstellung des gefundenen Menschenverstandes als höchste Instanz, gegen Dogma die Naturreligion u. s. w. Alles das nimmt die verschiedensten Gestaltungen an; die Gegenbewegung ist ein Proteus, der in der politischen Sphäre als fürstlicher Despot auftritt, in der religiösen Sphäre zum Deisten oder zum Materialisten wird und in der Erziehungstheorie den Naturzustand als höchsten preisen lehrt, in Allem aber nach den einfachsten, bestimmten Kräften sucht.

In Deutschland kam dies Alles zum Austrag, aber nicht in der durchgreifenden Weise nach der einen oder andern Seite wie anderswo. Die Durchgährung der Masse ist langsam und sehr ungleichartig.

Vieles blieb der deutschen Zersplitterung gemäß duodezartig und ein Wille kam wieder vor dem andern nicht zur Geltung.*)

Im Allgemeinen galt damals auch in Deutschland, was meistens in solchen Zuständen gilt, das der Teufel durch Beelzebub, ein Unrecht durch ein anderes vertrieben wurde.

Wir haben schon in Morhof einen kühnen, gradedurchgehenden Mann gefunden. Zwei andere deutsche Gelehrte gingen um den Anfang des 18. Jahrhunderts in der entschiedensten Weise weiter vor, principiell der alten Richtung den Krieg erklärend und mit dem ganzen Bewusstsein der Neuerung kühn und schroff auftretend: Christian Thomasius aus Leipzig (1655—1728) und Christian Wolf aus Breslau (1679—1754). Sie bewirkten einen gewaltigen Umschwung, Thomasius für die gröfsere Freiheit der Universitäts-Wissenschaft im Allgemeinen, besonders wirksam im Recht, specieller für Naturrecht und Ethik und jene Lebensweisheit, welche man damals Politik nannte, Wolf in der Gesammt-Philosophie als Systematiker und Ordner, der nach mathematischer Methode die letzten scholastischen Begriffe aufsegte.

Die Logik und die sogenannte gesunde Vernunft wurden als die einzige gesetzmäfsigen Mächte hingestellt, denen fortan Glaube, Dogma, phantasievolle Ahnung keine Einsprache zu thun hätten. Was in der Wissenschaft seine höchste Berechtigung hatte, wurde strict für das ganze Leben als nothwendig angenommen. Alles wurde dem Verstande unterworfen, dessen Kreis aber freilich noch keinen sehr grossen Durchmesser hatte. Die Kehrseite blieb natürlich nicht aus: Herrschaft des Schema's und Nüchternheit, eine Weisheit, die späteren Zeiten oft unendlich kleinlich, beschränkt und kindisch-lächerlich dünkt. Anderseits war eine kräftigere Reaction des Glaubens und Gemüthes und der verbannten Kräfte gegen diese Herrschaft des Einmaleins und des numerirten Classificirens unausbleiblich.

*) Am bekanntesten ist in dieser Beziehung die lächerliche damalige Staatswirtschaft im heiligen römischen Reich deutscher Nation, wo der Wirrwarr bei der Vielherrschaft nicht einmal durch das Gegengift des Despotismus geheilt werden konnte. Wernicke sagt am Schluss eines Epigramms über die Verschiedenheit und Gleichheit von fünf Wörtern in Regensburg, dem Sitz des deutschen Reichstages und in Versailles so treffend:

Bei uns heisst's: Ob? Wie? Wen? Was? Wer?
Und dort: denn das ist mein Begehr!

Diese Ordner sind durchgehends Geister zweiten Ranges. Genies pflegen voraufzugehen und die Ziele zu finden, wenn sie dieselben auch im Zickzack erreichten. Dann kommen die klugen, bestimmten Systematiker. So ging es jetzt auf den verschiedensten Gebieten. Nach Richelieu waren Ludwig XIV. und seine Colbert, Louvois u. A. gekommen; auf den grossen Churfürsten folgten Friedrich I. und der Ordner Friedrich Wilhelm I.; nach Corneille, Racine und Molière kam Boileau, nach Spinoza und Leibnitz kam Wolf.

In der deutschen Poesie kam Gottsched. Aber der grosse Vordermann fehlte zu dem Ordner und Aufräumer, dem steifen Hercules im poetischen Augiasstall, der in der Dichtung leisten wollte, was Wolf auf dem Gebiete der Philosophie geleistet hatte. Gottsched, der Polizist gegen das Unsaubre, der Lehr- und Zuchtmeister gegen die Ungeregeltheit, griff mit einem unglaublichen Erfolge ein. In wenigen Jahren hatte er sich die Dictatur auf dem damaligen deutschen Parнаss theils erzwungen, theils hatte man sie ihm mit Freuden zugestanden.

Die poetische Entwicklung war aber in diesem Falle nicht so einfach, wie zu Opitz Zeit, den Gottsched in neuer Auflage wiedergeben zu wollen schien. Opitz hatte direct gesiegt über die vor ihm und neben ihm ringenden Bestrebungen. Auch Gottsched schien eine Zeitlang vollständig mit seinen Doctrinen den Sieg gewonnen zu haben über Alles, was vor und neben ihm sich geregelt hatte. Dann verkehrte sich aber sein Triumph in Niederlage.

England hatte angefangen sich literarisch auf dem Continent Geltung zu verschaffen. Dort hatte nach den grossen Zeiten der Elisabeth ein steiferer classischer Ton die Oberhand bekommen. Es folgten die Zeiten der Revolution, welche das bürgerliche religiöse Element an die Spitze brachten. Der Gegenschlag danach hatte in's französische Wesen der leichten Art geführt. Nach der holländischen Invasion war der niederländisch-französische Geschmack von grösserer Bedeutung geworden. Dann aber schälte sich der englische Geschmack, nachdem er das ihm Zufagende aus den übrigen Stilarten angenommen, aus diesen heraus und löste nun in seiner germanisch-freiheitlichen, die Mittelklassen besonders berücksichtigenden Stilweise den niederländischen Einfluss ab. Er ward siegreich in den sogenannten Wochenschriften, siegreich besonders gegen den französischen Stil oder vielmehr den französischen Manierismus, der übrigens in Frank-

reich selbst critische Widersacher fand. Einzelne hervorragende Geister in Frankreich, im Gegensatz namentlich zu dem übermächtigen Despotismus, schauten jetzt nach den freieren Ordnungen des englischen Volks und begannen für dieselben, damit aber auch unwillkürlich für englische Literatur und Critik Propaganda zu machen.

Schon bei Brockes, dem Bürger der Hamburgischen Republik, sahen wir eine Richtung, die man democratisch nennen kann hinsichtlich der Wahl ihrer Stoffe in der Poesie, sowie einen Zusammenhang mit dem englischen Deismus. Nun begann man aber auch in der republicanischen Schweiz sich um die englische Literatur zu bekümmern. Hinzuzufügen ist noch, daß die Engländer besonders durch naturwissenschaftliche Erfolge jetzt sich auszeichneten und die fremden Gelehrten, welche mit der Naturwissenschaft zu thun hatten, nothwendiger Weise von ihnen angezogen wurden, was ähnliche Folgen wie die Aufmerksamkeit hinsichtlich der politischen Institutionen England's hatte.

In Basel bildete sich ein Kreis, der englische Literatur pflegte. Der Professor Drolling (*1688—1742*) aus Durlach wurde ihr Verehrer; dann aber wurden zwei Züricher, Bodmer und Breitinger, Bewunderer und Vertreter der englischen Anschauungen. Sie gaben *1721* in den «Discursen der Maler» eine Nachahmung der englischen Wochenschriften heraus, die sich aber noch nicht halten und durchgreifen konnte. Während diese neue Bewegung noch wieder in's Stocken kam, brach nun Gottsched mit feiner, seit Canitz vorbereiteten französischen Theorie durch.

Eine kurze Uebersicht der Entwicklung kann am besten orientiren.

Gottsched's Ideal war die Literatur der steiferen französisch-römischen Ordnung, die verstandesmäßige Aufklärung übertragen in die Dichtkunst. Die freie Phantasie war verbannt aus der Dichtung, die durch die Nachahmung der Natur ihre genauen Grenzen hatte, welche höchstens hie und da des Spasses und Ergötzens wegen überschritten werden durften.

Gottscheds Triumph schien fertig, seine Richtung unanfechtbar. Der bombastisch-manieristische Stil, die verrückte Phantasie nach Gottschedischen Begriffen und der niedrig populäre, rohe ungebildete Stil, der dem Gelehrten widerlich war, schienen besiegt. Der Himmel Gottsches war blau bis auf paar schwarze Punkte. Sie hiessen Haller und die Frage wegen des Miltonischen Epos, über welches die Engländer und ihre Freunde viel Wesens machten.

Anfangs fürchtete Gottsched nichts Arges, aber die Wölkchen wurden Wolken und plötzlich brach das Unwetter los.

Nachdem man lange anscheinend zusammen gegangen war, traten die Schweizer Bodmer und Breitinger gegen Gottsched auf, d. h. die neu-englische gegen die französische Anschauung. Bald entwickelte sich ein Kampf auf Leben und Tod. Aus eigenem Kopfe kam auf beiden Seiten wenig oder nichts. Bodmer und Breitinger führten gegen Gottsched, der sie mit den Waffen seiner französischen Lehrmeister angriff, die in England schon gegen eben diese Franzosen bewährten Waffen. Der Erfolg war nicht sehr lange zweifelhaft. Der germanische Geist der englischen Theorien drang in Deutschland gegen den romanischen der französischen Theoretiker vor. Die deutsche Jugend wandte sich Bodmer und Breitinger zu, von Gottsched ab.

England begann durch seinen Geist dem deutschen Volke ein Theil von dem zu vergüten, was dieses durch die Reformation um die andern germanischen Völker verdient hatte.

Eine bedeutende Regung kam nun in die literarischen Kreise. Zwei Pole waren entstanden, gegen welche Feindliches und Freundliches sich sammelte, zwischen denen bei dem steten Anziehen und Abstoßen Alles in Mitleidenschaft versetzt wurde. Die Sache lag dies Mal anders, als wenn für gewöhnlich ein Paar Poeten oder selbst zwei Schulen bisherigen Stils ihre Streitigkeiten mit einander ausfochten. Es war ein großer, scharf ausgeprägter Principienkampf von zeitbewegenden Geistesströmungen geworden, der nicht blos nach einer Seite des Inhalts oder der Form, sondern nach allen Seiten hin seine Gegensätze zeigte. Inhalt und Form war in Frage gestellt, deutscher und romanischer Geist kämpften; die Wissenschaft war betheiligt.

Je mehr es Gottsched geglückt war, die gelehrte Welt für die Fragen der Literatur zu interessiren, desto einschneidender ward der Streit. Wie unter Opitz die deutsche Poetik, so setzte sich jetzt — durch die Untersuchungen der Franzosen und Engländer zumeist angeregt — die Aesthetik, anfangs speciell für die sogenannte schöne Literatur, als eine besondere Disciplin der Philosophie auf der Universität fest.* Bisher hatte sich bald hie bald da ein oder das andere

*) Alexander Gottlieb Baumgarten, ein Schüler Wolfs, schrieb 1735 „de non-nullis ad poema pertinentibus“ und las in Halle, später in Frankfurt a. O. Aesthetik. Nach Baumgartens Heften gab Prof. Meyer, Vertheidiger der Schweizer, 1748 seine:

Centrum der schönen Literatur zu bilden gesucht, jetzt in Breslau dann in Nürnberg oder Hamburg u. s. w. Jetzt geben alle Universitäten und grösseren Centren der Bildung eine Art Stützpunkt ab. Von Zürich bis Königsberg, von Basel bis Hamburg, von Frankfurt bis Breslau entloderte derselbe Kampf um das Wesen der Dichtung und ihre beste Form. Man war durch die Geistesrepublik des Gelehrtenwesens und der sich interessirenden Gebildeten mit einem Schlage über den Provincialismus als Clique in der Poesie hinaus und es verbreitete sich jetzt in Folge dieses Bodmer-Gottsched Kampfes die Theilnahme für Dichtung durch alle gelehrten und gebildeten Schichten. Man begnügt sich jetzt nicht mehr in der alten Weise mit dem Gesangbuch und einem oder dem andern Lieblingsdichter, sondern es wird guter Ton, gehörig zu wissen, was in der Poesie vorgeht, und Parthei zu nehmen und somit Kenntniß zu zeigen.

Sehen wir jetzt die streitenden Mächte näher an.

Seit Canitz war der neue französische Stil Ludwig's XIV. eingeführt. Er galt in Frankreich und allen geistig davon abhängigen Kreisen als das höchst Erreichbare, als die moderne und nicht nachstehende Renaissance des kaiserlichen Roms zur Zeit des Augustus, dem der Gebieter in Versailles gleich zu sein, den zu übertreffen er sich bestrebte.

Man sah in der französischen Poesie und Literatur die neue Clässik erreicht; man erblickte vollendet, was Opitz erstrebt hatte; dort agirten und philosophirten und poetisirten solche Männer mit folcher Geistesfreiheit, Feinheit und Eleganz, wie es den früheren Zeiten vorgeschwobt hatte. Ludwig's XIV. Epoche war in dieser Beziehung für die französische Renaissanceströmung in Wahrheit idealisch; sie war in ihrer Art clässisch.

Zu den Anhängern der französischen Schule, die in Deutschland meistens in der leeren Hofdichtung zum Ausdruck kam, gehörte auch der Professor der Poesie Pietsch in Königsberg (1690—1733).

Ueber die metrischen Schwierigkeiten war man in dieser Zeit hinaus und die Begeisterung für die Form, wie sie Buchner, Opitz, Zesen, Tscherning und die Nürnberger gehabt hatten, war vorüber.

Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften — heraus. Baumgarten ließ seine Aesthetica 1750 erscheinen. Eschenburg, Sulzer u. A. schlossen sich an diese Schule an.

Wie nun einer wissenschaftlichen Behandlung der Poetik eine neue Seite abgewinnen?

Die Fremde musste Hülfe schaffen. In Frankreich waren die grossen Dichter todt; Racine war 1699 gestorben. Aber die grossen Schriftsteller, die philosophirenden Geister, die Vortruppen und Begründer der eigentlichen Aufklärung hatten mit kleineren Dichtern jene abgelöst. Nun kamen die Reflexionen, Untersuchungen und Fragen, die Prüfungen der beati possidentes einer reichen, mannigfaltigen Literatur-Erbenschaft, darunter auch die Fragen nach dem Wesen der Dichtung, den Vorzügen der verschiedenen Stile, dem Werth der verschiedenen Arten. Die Kritik trat auch hier schneidig ein; interessante, wenn auch nicht gerade philosophisch tiefe Streitigkeiten hatten sich darüber entsponnen; die Nützlichkeitstheoretiker und Realisten waren in Paris selbst aufgetreten; ein allgemeines, mehr oder minder populäres Aesthetisiren hatte sich daraus für die Poesie entwickelt.

In England war dasselbe geschehen; hier aber mit dem Unterschiede, daß die freiere Schule sich auf das nationale englische Element stützte und dadurch den Kampf zweier ästhetischer Schulen in den Kampf der französischen, fremden und der englischen, nationalen Parthei verwandelte, wie sehr sie auch selbst noch in der Tradition des französischen Stils stand und von diesem ihren Ausgang genommen hatte.

Steele und vor Allen der hochbegabte Addison waren es, welche durch ihre populären Wochenschriften in dieser Beziehung einen ungeheuren Einfluß ausgeübt und die Linien für den neuen englischen Geist ausgelegt haben. Der «Tatler» 1709, der mit Recht berühmte «Spectator» 1711 und der «Guardian» 1713 machten Epoche durch Inhalt und Behandlung ihrer Thematik.

Der Literaturdrang dieser französischen und englischen Schriften begann im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhundert auch in Deutschland seine Wirkungen zu üben. Wir sahen schon die Reflexbewegung in der Schweiz. Aber auch in Königsberg ward er wirksam bei einem Schüler von Pietsch.

Johann Christoph Gottsched*) (1700—1766) aus Judithen-

*) Johann Christoph Gottsched, geboren 1700 zu Judithenkirchen in Preussen, studirte in Königsberg Theologie und schöne Wissenschaften, ging 1724 nach

kirchen studirte in Königsberg, welches seit Simon Dach seine poetische Tradition hatte. Gottsched verspürte in sich den Reformator der zeitgenössischen deutschen Poesie. Er ging nach Leipzig — die Furcht, wegen seiner Grösse unter die Riesengarde von Potsdam gesteckt zu werden, trieb ihn aus Preussen —. Er habilitirte sich dort; der Professor Johann Burkhard Menke (als Dichter Philander von der Linde), ein im Morhof'schen Stile für die Literatur wirksamer Gelehrter, hatte 1722 aus der früheren Görlitzischen poetischen Gesellschaft die Deutsch-übende Gesellschaft gegründet; in diese trat Gottsched, schwang sich zu ihrem Leiter empor und constituirte sie 1727 neu als Deutsche Gesellschaft, wobei ihm ein academisches höchstes Tribunal vorschwebte. Durch seine Professur und seine Lehrbücher über Redekunst und Dichtkunst verschaffte er sich bald durch ganz Deutschland ein Ansehen, dass er alle übrigen Mitbewerber in der Poetik verdunkelte.

Das Interessante war, dass er von Leipzig aus nun nicht blos den Lohensteinischen sondern auch den älteren sächsischen Geschmack schonungslos bekämpfte und gegen den Dresdener italienischen übertriebenen Barockgeschmack und anderseits die Weisedichtung, die in dem Steuerbeamten Chr. Friedr. Henrici (1700—1764; genannt Picander) jetzt ihren nicht selten lasciven, schmutzigen Vertreter hatte, norddeutsch zäh und pedantisch im Geist der Aufklärung vorging.

Gottsched, gebildet im Geiste Wolf's und Thomasius', angefeuert durch die Erfolge der Franzosen und Engländer in der Lehrhaftigkeit und Kritik in der Poesie, fühlte sich berufen, der Boileau der Deutschen zu werden und es einem Addison und Steele in der Popularisirung gleich zu thun. Er war ein Mann seiner Zeit, vom echten Schlage der despotischen Ordner und Aufklärer, voll erfüllt von seiner Aufgabe, von Scrupeln und Zweifeln hinsichtlich des Werthes oder der Nothwendigkeit seiner vermeinten Besserungen frei, somit auch durchdrungen vom eignen Werth und dem seiner Arbeit, ein grosses Talent des Schematisirens und Aufräumens mit nie versagender ruhiger Arbeitskraft, Fanatiker der Ordnung und nüchternen Klarheit, unter dessen Händen Alles sich unter übersichtliche Nummern fügte.

Leipzig, wo er sich habilitirte. 1730 wurde er außerordentlicher, 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Seit dem Erscheinen seiner kritischen Dichtkunst, 1729, hatte er den weitgehendsten Einfluss auf die deutsche Poesie, der bis 1740 etwa unbestritten dauerte, seitdem abnahm. Hinter seiner Zeit zurückgeblieben und ihr zum Spott geworden, starb er 1766.

Eine tiefere, reichere Natur wäre bei der Arbeit, die Gottsched übernahm, verzweifelt und nicht mit ihr fertig geworden; er in seiner Beschränktheit und Selbstsicherheit brachte sie, in seiner Weise freilich, zu Stande.

Gottsched ging aus von der französischen Kritik und deren Ausgangspunkt, als den man jetzt kurz und gut Horazens Brief an die Pisonen, die sogenannte «ars poetica» bezeichnen kann. Alle übrigen classischen Schriftsteller, selbst Aristoteles, wurden in dieser Periode dem Horaz untergeordnet, der als kaiserlich-römischer Hofpoete, als der kritischste Kopf der Poesie des Augusteischen Zeitalters absolut Recht haben musste. Man lege diesen Brief des Horaz von der Dichtkunst nüchtern aus, dann hat man die Quintessenz der Gottschedischen Lehre. Gottsched hat ihn auch seiner kritischen Dichtkunst als Einleitung vorangestellt und hebt hervor, «alles, was er (Horaz) sagt, ist höchst vernünftig und man kann sich von seinen Vorschriften kein Haar breit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und gesunden Vernunft abzuweichen.» Höchster Grundsatz des Ganzen ist für Gottsched darin das «scribendi recte sapere est et principium et fons» — «Vernunft und Klugheit sind die Quellen schöner Lieder» oder wie er es prosaisch ausdrückt: eine gesunde Vernunft und gute Einsicht in philosophische Wissenschaften legen den Grund zur wahren Poesie. Durch den Satz geht es nach ihm zur Dichtung, und über seine nüchterne Auslegung ist er nie weggekommen. Als schon der Beweis durch die That geliefert war, dass noch etwas ganz anderes zur Dichtung gehöre, schrieb er zu jenem Satz in bitterer Ernsthaftigkeit: «Indessen halten doch bis auf den heutigen Tag die meisten dafür, die Poeten würden geboren und wachsen gleichsam wie die Pilze fix und fertig aus der Erden. Höchstens meinen sie, man dürfe sich nur die Regeln der Versmacherkunst vom Scandiren und Reimen ein wenig bekannt machen; das Uebrige gäbe sich von selbst. Wenn Pritschmeister Poeten wären, so hätten sie ganz recht.» Gottsched hat für die Poetik Alles gethan, was ein nüchterner Gelehrter seiner Zeit vermochte, aber das Wesen der Phantasie hat er nie begriffen und damit nicht das Wesen der freien Schönheit und wahren Dichtkunst. Nur so weit der Verstand reichte, ging sein Reich; Klarheit, Ordnung, formelle Festigkeit, auch noch das gewöhnlich Lustige und gewöhnlich Witzige, so weit das Moralisch-Lehrhafte philiströser Ehrbarkeit dies zuließ, konnte er

würdigen, und dafür wirkte er. Mit seinem Glauben an das Evangelium der gesunden Vernunft und der Aufklärung im Wolfisch-philosophischen Sinne und mit den Brillen des französischen Geschmacks überfah Gottsched die Poesie seiner Zeit. Eine ausgedehnte Belefenheit gab ihm alle Anhaltspunkte und lieferte ihm die für Beweise genommenen Bezugsstellen für seine Ansichten und Behauptungen. Einen wirklich originellen Gedanken kann man wohl kaum bei ihm finden. Hätte er einen gehabt oder hat er einen gehabt, so hat er doch als echter gelehrter Pedant nicht eher geruht, als bis er ihn auch bei Andern, Lateinern, Griechen, Franzosen, Italienern, Engländern oder wer es sei, aufgestöbert und zum Beleg herangezogen hatte.

Da waren die Lohensteiner: ihr in Prunkwörtern wie auf einen Faden gereihter zusammengefuchter Bombast widerte seine nüchterne, verständige Natur an. «Eine von den allervornehmsten Tugenden eines guten poetischen Satzes ist die Deutlichkeit desselben.» Der Lohensteinische Unfinn und die Unnatur war nirgends in der Natur anzutreffen und doch «besteht das Wesen der ganzen Poesie in Nachahmung der Natur.» Dazu war er nach den Franzosen und durch Horaz geschmackvoll genug, das Hereinziehen der «weithergesuchten Gelehrsamkeit» der Lohensteinischen Zeit zu verwerfen. Die Unzüchtigkeit der Lohensteiner und Hofmannswaldauer hafste er gleichfalls; Horazens Regel, nicht sein Exempel müsse da gelten; unzüchtige Reden in garstigen Allegorien, grobe Zweideutigkeiten und häfsliche Wortspiele litt Gottsched nicht, weil es ihm Ernst damit war, dass sie die Dichtung schändeten. Er vergisst nicht anzuführen, wie Boileau mehrmals diese Regel, das Unsittliche zu vermeiden, wiederholt hat. Unerbittlich fuhr der gestrenge Mann hier drein, und weil er Recht hatte und diese Sittenstrenge jetzt nach früheren französischen, dann nach englischen Mustern auch in Deutschland als Zeitströmung vielfach durchbrach — man denke nur an Friedrich Wilhelm I. —, so hatte er grossen Erfolg und gewann sich hier die am längsten anerkannten Lorbeeren.

Die Hofdichter ließ er mehr in Ruhe; stammte doch seine Muse von der Pietschischen und gehörte er selber als Poet vielfach in den Orden, wenngleich man nicht leugnen kann, dass er im Ganzen den bürgerlich-gelehrten Sinn bewahrte. Uebrigens hatte er auch zu viel furchtsame Klugheit, um hier freimüthig mit seinen Ansichten heraus-

zufahren. Kam er doch so schon mit Dresden später in schlimme Differenzen.

Aber die Weiseaner! Ein Mann, der die besten franzöfischen Poeten und Schriftsteller verehrte und rhetorisch-gewichtig von Charakter war, konnte sich mit solcher banalen «gemeinen Sprache» nicht befreunden. Das «*si caret arte*», wenn die Kunst fehlt, — des Horaz, stand ihm immer vor Augen; ferner dessen «*brevis esto!*» sei kurz und all' die andern goldnen Sprüche des Horaz; die Lust der Weiseaner an gemeinem Inhalt traf ihn wie alles Rohe auf's Empfindlichste. Hier fand er einen besonderen Wirkungsplatz, den Kehraus zu machen und den Schmutz und die Zoten aus Gedichten und von der Bühne hinwegzufegen; der ganze Hanswurst musste mit-springen und ward abgethan.

Dann waren die breiten Lehrdichter da: Brockes und seine Anhänger. Wunderlich fast, dass Gottsched hier so streng sich zeigte, und doch wieder erklärlich. Er war ein viel zu systematischer Verstandeskopf, als dass er die breite malerische Verschwommenheit hätte lieben können. Er fand auch bei Franzosen und Engländern Kritiker, die gegen dies blofse Lehren in Reimen eiferten und die ihn bei den Sätzen des Aristoteles über die Fabula von der Nachahmung der Natur in der Dichtung festhielten. So sagt er (§ 9 Von dogmatischen Gedichten): «Dafs es also angehe, dergleichen philosophische, theils natürliche, theils sittliche Materien in Versen abzuhandeln, lehret der Augenschein selbst: und dafs es nicht uneben sei, zeigen die angeführten Exempel der grössten Männer. Das fraget sich nur, ob man diese oder dergleichen Schriften Gedichte nennen könne? Nach der oben festgestellten Beschreibung der Poesie überhaupt, kann man ihnen diesen Namen so eigentlich nicht einräumen. Alle diese grossen und weitläufigen Werke sind zwar in Versen geschrieben; in der That aber keine Gedichte: weil sie nichts Gedichtetes, das ist, keine Fabeln sind. Aristoteles hat daher in dem ersten Capitel seiner Poetik dem Empedokles den Titel eines Poeten abgesprochen und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugestanden, ob er wohl wusste, dass die Unverständigen ihn, seiner alexandrinischen Verse halber, mit dem Homer in eine Classe zu setzen pflegten. Was er von dem Empedokles geurtheilt hat, das müssen wir von allen übrigen obenerwähnten Büchern und Schriften sagen. Es sind philosophische Abhandlungen gewisser Materien, Ver-

nunftschlüsse, Untersuchungen, Muthmaassungen der Weltweisen, Ermahnungen zur Tugend, Trostreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Also würden denn wohl alle diese Stücke gar nicht in die Poefie laufen, wenn sie in ungebundener Schreibart abgefasset wären: da hingegen die Helden-gedichte, Romane, Trauerspiele, Komödien, Schäferspiele und überhaupt alle Fabeln dennoch Gedichte bleiben und in die Poesie gehören; wenn sie gleich nur in ungebundener Rede abgefafst werden.» Doch wolle er sie wie Oden, Elegien und Briefe passiren lassen. Man sieht daran so recht seine kritischen Bedenken und auch die Ehrlichkeit, freilich in diesem Fall auch die Nachgiebigkeit derselben (die angeführten Worte nach der 4. Auflage der kritischen Dichtkunst), eine Nachgiebigkeit, die er in andern, ihm weniger homogenen Fällen nicht kannte.

Die dramatische Poesie sah er vor Allem als seine Domäne an. Er berichtet uns von dem ersten Eindruck, den er von der Aufführung von Schauspielen nach altem Schnitt bekam: «Lauter schwülfste und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam.» Die Muster Frankreichs, Corneille, Racine, Molière vor Augen, den Kopf voll von den Bemühungen der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs und Englands für die Bühne, angeeifert auch wohl durch den siegreichen, bekannten Streit Collier's*) gegen die unsittliche englische Comödie der Nach-Revolutions-Epoche, fand er im Drama das rechte Feld seiner Thätigkeit. Practisch griff er die Sache an, wie nüchtern er auch in seinen Anschauungen war. Er verbündete sich mit der Frau Neuberin, der intelligenten Vorsteherin einer verhältnismässig bedeutenden Truppe.**) Er bewog sie, die Staatsactionen und Stegreifstücke und Poffen so viel wie möglich zu beschränken und Stücke in Versen nach französischem Muster aufzuführen. Er war voll Eifer, neue entsprechende Stücke herbeizu-

*) Siehe Macaulay's Essay über Leigh Hunt: The Dramatic Works of Wycherley etc.

**) Eduard Devrient: Gesch. der deutschen Schauspielkunst. 2. Band.

Seit Veltен hatte, wie oben schon bemerkt, die deutsche Schauspielerkunst einen neuen Impuls bekommen und sich aus dem Jahrmarkts-Gauklerwesen mehr herausgeschält.

schaffen, er übersetzte und trieb Freunde und Anhänger dazu, die besten Tragödien und Comödien der Fremden zu übersetzen. Seine gewandte, liebenswürdige Frau ward darin die thätigste Arbeiterin. Er selber dichtete nach Addison und Deschamps 1731 den sterbenden Cato, die erste deutsche Tragödie des neuen Stils, eine ehrenwerthe Leistung für ihn und seine Zeit, wenn man sich auf deren Standpunkt stellt.

Gottsched ging für das Drama nach der Regel zu Werke, die er bei den Franzosen und bei dem franzöfisch verstandenen, moralisch verballhornten Aristoteles fand. Sein Argumentiren ist danach einfach und consequent. Das Drama ist Nachahmung menschlicher Handlungen. Es soll wie jede Dichtung belehren und gefallen. Sein höchster Zweck ist Moral. Die Tragödie muß, man kann einfach sagen, weil Aristoteles es gefordert hat, Schrecken und Mitleiden erwecken; die Komödie «ist nichts anders als eine Nachahmung einer lasterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Wesen den Zuschauer belustigen aber auch zugleich erbauen kann.» Hören wir ihn selbst über die berühmten Sätze von der Einheit:

«Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht; nämlich einen moralischen Satz: also muß sie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwillen alles übrige vorgeht Alle Stücke sind also tadelhaft und verwerflich, die aus zweien Handlungen bestehen, davon keine die vornehmste ist Insgemein sündigen die englischen Stücke wider diese Regel, wann sie zwei ganz verschiedene Fabeln in einander wirren. Die Einheit der Zeit ist das andere, das in der Tragödie unentbehrlich ist. Die Fabel eines Heldengedichts kann viele Monate dauren, wie oben gewiesen worden; das macht, sie wird nur gelesen: aber die Fabel eines Schauspiels, das mit lebendigen Personen in etlichen Stunden wirklich vorgestellt wird, kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Aristoteles spricht, das ist einen Tag dauren. Denn was hätte es für eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte; wie Cervantes solche thörichte Schauspiele an seinen spanischen Poeten im Don Quixote ausgelacht hat. Haben es die Engländer nicht völlig so schlimm gemacht, so ist es doch nicht viel besser. Shakespears Cäsar hebt vor der Ermordung Cäsars an und dauert bis nach der philippischen Schlacht, wo Brutus und Cäsar geblieben. Oder wie ist es wahrscheinlich, daß man es auf der

Schaubühne etliche Mal Abend werden sieht und doch selbst, ohne zu essen oder zu trinken oder zu schlafen immer auf einer Stelle sitzen bleibt? Die besten Fabeln würden also eigentlich diejenigen sein, die nicht mehr Zeit gehabt hätten, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen; das ist etwa zwei oder drei Stunden; und so sind die Fabeln der meisten griechischen Tragödien beschaffen. Kommt es hoch, so bedürfen sie sechs, acht oder zum höchsten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe und höher muss es ein Poet nicht treiben, wenn er nicht wider die Wahrscheinlichkeit handeln will. Es müssen aber diese Stunden bei Tage und nicht bei Nachte sein, weil diese zum Schlafen bestimmt ist, es wäre denn, dass die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre Zum dritten gehört zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuschauer bleiben auf einer Stelle sitzen: folglich müssen auch die spielenden Personen alle auf einem Platze bleiben.» Diese Forderungen, die hier stehen mögen, weil sie ja die ganze Zeit beherrschten und bei den Franzosen kanonisch waren, bedürfen keines besonderen Commentars mehr. Pof-sirlich ist nur die Art der Folgerung, die Gottsched anwendet. Mit demselben Rechte könnte man sagen, weil die Zuschauer schweigen, müssen auch die Schauspieler alle den Mund halten. Und wenn er eifrig damit schließt: «Es ist also in einer regelmäfsigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man ist, da muss man bleiben; und daher auch nicht in dem ersten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege und in dem vierten in einem Garten oder auf der See sein. Das sind lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrscheinlich ist, taugt nichts, weil dieses ihre vornehmste Eigenschaft ist» — so fallen ihm alle anderen Unwahrscheinlichkeiten der Bühne nicht ein, so lässt er die Unwahrscheinlichkeit des Verses z. B. ruhig passiren! Die ganze Anführung mag ihn nach der engherzigsten Seite kennen lehren, wie hölzern er die französischen Argumente wiedergab; sie wird seinen Sturz und die spätere Verspottung erklären, als man einmal an dieser öden Art der Wahrscheinlichkeit und Natur-nachahmung zu rütteln begonnen hatte. So unnachrichtlich er in der Tragödie sich zeigte, so unnachrichtlich in der Komödie, die natürlich auch nach den Regeln der Vernunft gemacht werden muss. Unfinnige Phantasien und Schwärmerien, Parodien, Geisterspuk, Zaubereien, Romanstreiche, Beträgereien der Diener und Narrenspoffen

von Harlekin und Scaramutz, worin nicht Handlungen des gemeinen Lebens nachgeahmt werden, sondern lauter ungereimte Streiche geschehen, die einem nicht so arg träumen könnten — sie sind ihm in den Tod zuwider. Mit der schon oben angeführten Definition von der Komödie fühlte er sich in jeder Hinsicht gesichert.

Gottsched siegte damals mit seinem franzöfisch-classischen Streben über den alten Schlendrian der deutschen Bühne, wenn man dieselbe mit ihren zerfetzten, unsinnigen Stücken und Posßen, mit ihren verschlechterten Nachahmungen der fremden Schauspiele und ihrem Stegreifspiel so nennen darf. Wie groß seine Thätigkeit war, beweist seine deutsche Schaubühne (seit 1740, acht Bände). Die beiden ersten Bände führten folgende Werke vor: den sterbenden Cato, den Gottsched allmälig so umgedichtet hatte, dass er ihn für ein Originalwerk ausgeben könne, Molière's Menschenfeind, Corneille's Cid und Horazier, Holberg's politischen Kannegießer, die Spielerin und die Widerwillige von Rivière du Fresny, Iphigenia von Racine, die Opern von St. Evremond, Cornelia von Mad. Barbier, das Gespenst mit der Trommel von Addison nach Destouches, Zayre von Voltaire, der deutsche Franzos von Holberg. Die deutschen Theaterbanden hatten kein einzig nennenswerthes Stück! Wohin der Geschmack aller Gebildeten sich solchen Werken gegenüber richten musste, war klar; der Enthusiasmus, womit Gottsched und die Neuberin und die ersten Drama-Sänger die Wandelung der deutschen Schaubühne durchsetzten und der namentlich Leipzig erfüllte, ist leicht zu begreifen. In den Studenten Schlegel, Weifse, Lessing u. A. sehen wir ihn später wirksam. Durch diese Regelmässigkeit und Ehrbarkeit wegen des hochgewichtigen Leipziger Professors ward das deutsche Schauspiel wieder ehrlich gesprochen und das Niederste in der poetischen Praxis wieder gehoben.

Die weiteren Fragen, ob denn eine solche radicale Umwälzung nothwendig oder gut war, ob sich aus den Staatsactionen, dem Weife'schen Drama und dem Stegreifspiel Nichts hätte entwickeln lassen, mögen nur mit dem geschichtlichen Hinweis beantwortet werden, dass eben Revolutionen, die durch ganz verkommene, unhaltbare Zustände hervorgerufen sind, in Extremen sich bewegen. Bei einer gefunden lebendigen Entwicklung geschieht ein solcher Umschlag in's Gegentheil nicht. Bei gehöriger Lebenskraft wird sich aber aus den Extremen allmälig das richtige Mittelmaas herausstellen.

Was den Hanswurst betrifft, dessen Abschaffung Gottsched oft und von gewichtigen Kritikern schon der nächsten Zeit, z. B. von Lessing und Just. Möser, vorgeworfen worden, (und zwar, nebenbei bemerkt, in derselben Weise, wie Fielding im Tom Jones [1750] über den Polichinell des Puppentheaters gesprochen hatte) so kann man den alten Polizisten der Sittsamkeit in Leipzig wohl noch anders in Schutz nehmen, als dass man auf die wirklich unerträgliche Art der Possen und Zoten dieses, aus dem englischen Clown und den italienischen burlesken Masken entstandenen deutschen Possenreissers hinweist. Ist denn der Harlekin wirklich daran gestorben, dass er auf der Neuberischen Bühne als Strohpuppe verbrannt wurde im Jahre 1737? Vegetirte er nicht lustig fort auf den anderen Bühnen, ja fand er nicht in Wien eine langdauernde Verjüngung? Schon drei Jahre nach jener Puppenverbrennung begann der Kampf gegen Gottsched. Und Niemand kam, der den Hanswurst restaurirte? Warum hoben den Hanswurst denn nicht andre, poetischere Geister zu der Höhe, die ihnen später nach Shakespeare's besten Clowns vorschwebte?

Aehnlich könnte man einen Vorwurf erheben, dass man die Marktschreier und Quacksalber nicht zu Wanderpredigern gewandelt hätte, um der Masse des Volks die Lehren von der Gesundheit beizubringen.

Ging Gottsched in dieser Weise im Schauspiel positiv vor, so negativ gegen die Oper. Diesem Verstandeskopf war die Oper an sich ein Unding, ein Unfinn, der jeden Augenblick der gefunden Vernunft in's Gesicht schlug. Das «Bessere», die moralische Lehre, fehlte in der Oper neben dem Vergnügen ganz und gar; Nachahmung der Natur ist darin nicht zu finden. «Wenn nicht die Regeln der ganzen Poesie übern Haufen fallen sollen — sagt er in dem Capitel über Opern und Singspiele — so muss ich mit dem St. Evremond sagen: Die Oper sei das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand jemals erfunden hat. Einmal ist es gewiss, dass die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln mit den alten Ritterbüchern und schlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Natur, so wie wir sie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zusammenhange ansehen, so müssen wir uns einbilden, wir wären in einer andrer Welt: so gar unnatürlich ist alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders als man im gemeinen Leben thut und man würde für närrisch angesehen werden, wenn man im gering-

sten Stücke so lebte, als es uns die Opern vorstellen. Sie sehen daher einer Zauberei viel ähnlicher, als der Wahrheit, welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfordert. Wo sieht man im gemeinen Leben Leute, die einander als Götter anbeten, Liebhaber, die auf den Knien vor ihren Gebieterinnen liegen, und sich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Gestalt der Sclaven in weitentlegene Länder ziehen, weil sie sich in den blossem Ruf einer Schönheit verliebt haben; Könige, die ihre Kronen um eines schönen Weibes halber verlassen, und was dergleichen Phantasien mehr sind? Wo höret man die gewöhnliche Opernsprache, von Sternen und Sonnen, von Felsenbrüsten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsstunden, um eines scheelen Blickes wegen u. s. w. . Ich schweige noch der seltsamen Vereinbarung der Musik mit allen Worten der Redenden. Sie sprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: sondern sie dehnen, erheben und vertiefen ihre Töne nach den Phantasien eines Andern. Sie lachen und weinen, husten und schimpfen nach Noten. Sie schelten und klagen nach dem Tacte, und wenn sie sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, so verschieben sie ihre heldenmässige That so lange, bis sie ihre Triller ausgeschlagen haben. Wo ist doch das Vorbild dieser Nachahmungen? Wo ist doch die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben? »

Es ist das Alles wieder nicht auf seinem eignen Mist gewachsen. Getreulich nennt er auch seine Gewährsmänner, St. Evremond, Gedoy, Racine, Boileau u. s. w. Kein Wort über den innern Unwerth einer solchen Deduction, die von falschen Grundsätzen ausgehend zu falschen Folgerungen kommen musste.

Der logische Philister, den man übrigens grade so ja noch heutigen Tages hört, möge aber eine Entschuldigung finden, soweit eine solche zu geben ist. In der Oper herrschte allerdings ein Unsinn, der eine Reaction erforderlich machte. Aus dem heiteren, freien Phantasienspiel edler Art hatte sich ein Ausstattungsstück entwickelt, welches dem Zuschauer den Kopf wirbeln machen musste und in der That unter jeder vernünftigen Kritik stand.* Wenn das Chaos

*) Heut erleben wir das Gegentheil im Schauspiel. Die philisterhafte Nüchternheit der neuen Schau- und Lustspiele mit ihrer verstandesmässigen Ausarbeitung

sich bei Eröffnung der Bühne in die vier Elemente zertheilte, die gegeneinander sangen, wenn Winde und Bildfäulen tanzten oder der ganze Olymp um ein Nichts in Bewegung gesetzt wurde, wenn eine Beschreibung, wie sie Gottsched in der Uebersetzung von St. Evremonds Lustspiel «die Opern» giebt, nur zu wahr war, dann konnte eine Reaction nicht ausbleiben. Aus seinem Lustspiel ein Beispiel, welches Gottsched nach den ihm vorliegenden Hamburger Opern giebt. Dr. Heilbronn «Auch diese (die Oper Theseus) ist aus dem Französischen übersetzt und von Strunk in die Musik gebracht. Das Vorspiel dabei war neu, der Stadt Hamburg zu Ehren gemacht. Es fungen lauter Götter zusammen. Und es ist wahr, die Götter kamen ein wenig zu oft, so dass man sie schon überdrüssig ward. Denn was nicht natürlich ist, das setzt einen nur in Verwunderung, so lange es neu ist. Es ward auch ein Opfer der Minerva vorgestellt, welches vielen Leuten sehr andächtig vorkam. Es ist in der That ärgerlich, dass so viel heidnisches Götzenzeug in den Opern vorkam. Die Verse in diesem Stücke waren sehr schlecht und unrein und die lustige Person, Arkas, hatte eine Menge Zoten und niedriges Zeug auf seiner Rolle, das dem untersten Pöbel kaum gefiel. Z. E. in dem ersten Auftritte der vierten Handlung heißt er seine Dorine eine verfluchte Donnerkatze, ein Stachelschwein, eine Hexe, die zu Plutos Hexenfeste über Berg und Thal fährt; eine alte Hure, der er mit Gunst ihre Kunst zersetzen will. Und da er einen Geist kommen sieht, spricht er:

Ach gnädiger Herr Teufel!
Ihr seid es ohne Zweifel,
Der eben itzt die Pfeife mit Taback
An meinem Feuerschlag
Habt angezündet.

Wie schön sich das auf die Zeiten des Theseus und der Medea schicke, das ist leicht zu sehen. »*)

Gottscheds Reaction und die wichtigere feiner französischen Vormänner bewirkte, dass fortan mehr Maafs gehalten wurde. Die Ge-

erzeugt jene unsinnigen Ausstattungstücke, die zu neunzig Procent in Decoration, Garderobe, Maschinerien etc., zu zehn Procent in einer phantastisch unsinnigen Handlung bestehen.

*) Und heute? Orpheus in der Unterwelt etc.!

schichte der Musik hat nachzuweisen, wie Händel's Oratorien und später Glucks Reinigung der Oper*) mit den darauf bezüglichen Ideen zusammenhängen.

Eine Zeitlang jubelte Gottsched schon, dass er die gefahste Oper verdrängt habe, die überall dem Schauspiel, dem nützlichen, moralischen, nach den Regeln der alten Griechen und Römer verfassten Schauspiel im Wege stand; sein Enthusiasmus für die neue Schaubühne fleckte an, und an einzelnen Stellen ging die Oper ein und kam das neue, deutsche Schauspiel auf, ja an den Höfen würdigte man dieses neue Schauspiel des Anblicks. [In Dresden spielte 1734 nach vierzig Jahren vor dem Hofe die erste deutsche Truppe wieder, so lange hatte derselbe nur französische und italienische Comödien gesehen. Jene Truppe agirte noch mit dem Hanswurst.*]) Doch dauerte dieser Triumph des gesunden Vernunft-Dictators der Poesie nicht lange, trotzdem er, wunderlich genug, den Vorschlag machte, die Neugier und die Schausucht durch das pantomimische Ballet zu befriedigen. «Vielleicht kommen einmal in Deutschland die Zeiten, da man durch dergleichen sinnreiche Erfindungen, die das vorige Jahrhundert schon gekannt und geliebet, die Schaubühne wieder emporzuheben und den bisherigen Wust der unnatürlichen Opern in solche allegorische Tanzspiele, die abgeschmackten Haupt- und Staatsactionen in herzröhrende Trauerspiele und die närrischen Burlesken der italienischen und anderer gemeiner Komödianten in lehrreiche und scherzhafte Lustspiele verwandelt sehen wird.» Das Ballet rief er gegen die Oper an! Freilich hat er es sich nicht ganz in der heutigen Weise gedacht. Naiv erzählt er in der späteren Auflage von dem grofsartigen pantomimischen Ballete in Wien, welches er 1749 auf seiner Reise gesehen, und setzt hinzu: «Was kostet nicht die grofse Anzahl Tänzer zu unterhalten, die sich oft bis auf dreissig und mehr Personen und drüber erstrecken können.» Hätte er nur im Traume Ballete der Jetzt-

*) Niemand hat Gluck besser verstanden als Richard Wagner der in seiner Art ähnliche und grosse Tendenzen verfolgt. Die poetische Unklarheit aber, die dieser energische hochbegabte Componist selbst noch nicht überwunden hat, kann man schon äusserlich daran erkennen, wie er der Phantasie gerecht zu werden sucht, wenn wir den singenden Drachen der Früh-Händelschen Opernzeit in dem Nibelungen-Ring wiederkehren sehen und den ganzen nordischen Göttersaal, Riesen und Zwerge und Nixen und Walkyren etc. statt des alten Olymps der Barockzeit wiederfinden.

**) Devrient a. a. O.

Lemecke, Geschichte der deutschen Dichtung.

zeit mit den Tänzerinnen und ihren «hieroglyphischen Figuren» von Arm- und Beinbewegungen sehen können, zu denen kein Poet mehr Verse, «doch kurz und gut», macht und die auch nicht einmal die consequent verlangte Einheit haben! Die seltsame Beschränktheit dieses Geistes zeigt sich auch hierin vortrefflich. Singen sollte man seine Gemüthsbewegungen nicht; sie springen schien ihm nicht gegen die Nachahmung der Natur. Natürlich wirkten auch hiebei aufser Erinnerungen an die grofsen Mimen der römischen Kaiserzeit die Meinungen einiger franzöfischen Schriftsteller.

Das wäre eine Uebersicht über die verschiedenen Richtungen seiner Thätigkeit in der Poesie, der seine weiteren Anregungen und ähnlichen Einwirkungen und Verdienste für die deutsche Sprache und Literatur überhaupt als Sammler und Gelehrter hier nicht angereiht werden können. Man sieht, er erkannte richtig, dass das Waffer schmutzig und das Gefäß schmutzig und auszubessern sei, schüttete nun aber das Kind mit dem Bade aus. So lange, bis die Wanne gebessert und frisches, klares Waffer hineingepumpt war, mochte man immerhin das Kind — ein recht ungefügtes und verwahrlostes, die damalige Poesie! — herauslassen, aber als der Renovirer die Wanne soweit gerichtet und sein Pumpenwasser darin hatte und nun das Kind doch nicht wieder hineinsetzte, im Gegentheil das für eine Schändung und Verderbung seiner Renovation erklärte, da wurde es doch Gottlob Einigen zu arg und das Publicum selbst begann allmälig einzusehen, dass der Leipziger Professor Unrecht habe und das Kind am Ende die Hauptfache sei.

Die ersten Jahre seines Wirkens standen die Uebel, gegen die Gottsched kämpfte, so im Vordergrunde, auch waren seine Schroffheiten, die wir zusammenfassen, noch nicht so ausgebildet, dass ihm, man kann sagen, die ganze Nation, soweit sie sich für Literatur interessirte, dankbar war und seinem Wirken die Gebildeten entgegenkamen.

Seine, ob auch jetzt schon pedantische Ordnung war eine Art Erlösung aus dem Wuſt der voraufgegangenen Literaturepochen. Er gab, wie Wolf, einmal wieder ein System, eine Regel, Grundsätze, nach denen man sich richten, nach denen man beurtheilen konnte. Seine Nüchternheit entsprach der Zeit — der Regirung eines Friedrich Wilhelm, um wieder an diese Parallelen zu erinnern; in dieser Zeit des noch schrecklichen grassirenden Aberglaubens war keine wolfisch-

philosophische, pedantische Maßregelung alles sogenannt Unnatürlichen in jeder andern Hinsicht als in der Beurtheilung der poetischen Phantasie ein Verdienst. Wir verstehen diese Männer und ihre Verstandespedanterie gar nicht recht, wenn wir uns nicht die damaligen Culturzustände mit dem Wuß von jammervollem Aberglauben vergegenwärtigen. Ja Gottsched bekommt in dem nun ausbrechenden Kampfe dadurch eine Art tragisches Interesse, daß er die letzten Gründe gegen das Gebahren seiner Feinde nicht scharf sagen durfte. Es handelte sich für ihn und seine Anhänger um mehr als um die Poesie.

In innerster Seele war ihm jede Pflege des Wunders, des Uebernatürlichen verhasst. Als Bodmer mit seinem Milton und dann auch Klopstock mit den Engeln und Teufeln und Schutzfeelen u. s. w. kam, da sah er die alte Dunkelheit, die alten Nebel des Aberglaubens, die Feinde der gesunden Vernunft wieder über sein Volk sich herabsenken, nachdem die Encyclopädisten Frankreichs und Voltaire, nachdem Wolf und er, Gottsched auf seinem Gebiet und durch die Uebersetzung des Bayle, die er veranstaltete, schon nahe daran gewesen waren, den völligen lichten Tag der Vernunft heraufzuführen. Und dies konnte er nicht einmal Alles sagen. Thron und Predigerkanzel wagte er niemals anzugreifen, wenn er auch gegen jenen nicht blind, gegen diese gelehrt-stolz und durchaus nicht freundlich war, sondern dem vollen Rationalismus der Wolfischen Schule persönlich huldigte. Nur allegorisch duldet er in seiner poetischen Theorie das Unwahrscheinliche; seine Scrupel, ob nicht die Phantasie eine Aufgabe in der Poesie hätte, beschwichtigte er damit, daß er das Aufserordentliche für diese verlangte, da selbst er einen Abklatsch der ganz gemeinen Natürlichkeit nicht für poetische Nachahmung anerkennen konnte. Aber er ging consequent so weit zu sagen: vernünftige Leute würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauern in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction solcher Opermarionetten spielen sehen. Das Wunderbare — sagt er — muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben und nicht zu hoch steigen; «es muß glaubwürdig herauskommen, und zu dem Ende weder unmöglich noch widerfinnig aussehen. Daher kommt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrscheinlichkeit beobachten muß: ohne welche eine Fabel, Beschreibung, oder was es sonst ist, nur ungereimt und lächerlich sein würde. Ich verstehe nämlich durch die poetische Wahrscheinlichkeit

nichts andres, als die Aehnlichkeit des Erdichteten mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt oder die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur». Er windet sich betreffs der gebilligten Aesopischen Fabel steif genug durch mit deren hypothetischer Wahrscheinlichkeit, ist aber im Uebrigen von der rigorosesten Pedanterie, worüber denn auch der Streit losbrach, der seinen Sturz zur Folge hatte.

Nennen wir «die Muster, die man jungen Leuten vorlegen muss: Terenz, Virgil, Ovid und Horaz von den Lateinern; Petrarcha und Tasso von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, la Motte, J. Baptiste Rousseau, Destouches und Voltaire von den Franzosen; Heins, Cats und Vondel von den Holländern; Opitz, Dach, Fleming, Tscherning, beide Gryphier, Canitz, Beffer, Neukirch, Pietsch und Günther von unseren Landsleuten.»*) Homer bekommt Tadel z. B. wegen der Dreifüsse Vulcans, die von sich selbst in der Versammlung der Götter spazieren und wegen der redenden Bildfäulen und des unmöglichen Schildes des Achilleus. Virgil wird auch wegen Schnitzer in dieser Beziehung durch einen Hinweis auf Hans Sachs schwer bestraft; Camoens habe auf eine besondere Art wider die Wahrscheinlichkeit verstossen, wegen Vermischung des Christlichen und Heidnischen; Tasso hat auch oft gefündigt, aber Ariost's Phantasien nun gar; sie sehen eher den Träumen eines Kranken, wie Horaz spricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich. Es wäre weder Wahrscheinlichkeit noch Ordnung darin anzutreffen. Ueber Marino's Unwahrscheinlichkeiten weiss er gar nicht, was er sagen soll. Dann kommt er auf Milton, von dem Dryden behauptet habe, er vereinige Homer und Virgil. «Er hat sich aber auch nicht aller Fehler in diesem Stücke enthalten, so grosse Fähigkeit er auch sonst im Dichten erwiesen hat.» Kurz zählt er eine Reihe von dessen Unwahrheiten**) auf. Voltaire folgt und bekommt auch seinen Tadel. Später heisst es [in der vierten Auflage von 1751, da wir nicht die vollständige langsame Entwicklung geben können]: «und würde (ich) noch ein deutsches Heldengedicht vornehmen müssten, wenn

*) Als seine Lehrmeister nennt er: Aristoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Bossu, Dacier, Perrault, Bouhours, Fénelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callières und Furetière; dazu noch Shaftesbury, Addison, Steele, Castelvetro, Muralt, Voltaire und hinterdrein noch eine Reihe.

**) Nach Spectator Nr. 297, worin auch das Bild von Sünde und Tod streng critisiert ist.

eins vorhanden wäre, das die Mühe belohnte. Wir haben zwar den Habsburgischen Ottobert, die Proserpina, ein Stück vom Wittekind und Messias, allein diese verdienen ebensowenig eine Kritik, als Chapelains Mädchen von Orleans oder des St. Amand erretteter Moses in Frankreich. Zudem werden sie fast von Niemanden gelesen und also ist es nicht zu beforgen, dass ihr Exempel verführen werde.» Eine Selbstäuschung, die wenig mehr half. Denn der Messias stieg, ein heller funkender Stern, am literarischen Himmel empor und sein, Gottscheds Gestirn, stand schon tief, matt durch Nebel blinkend.

Die Schweizer hatten längst gewonnen, als Gottsched so über den Messias schrieb.

2.

Die Poetik der Schweizer: Bodmer und Breitinger.

Gottsched hatte die englischen Wochenschriften Steele's und Ad-dison's auf sich wirken lassen, ihren Einfluss allerdings in den Schranken seiner gelehrt-verstandesmässigen Schranken gehalten. Gleich bei seinem ersten Aufreten in Leipzig hatte auch er ihre Weise nachgeahmt und 1725—26 «die vernünftigen Tadlerinnen» und 1727 den «Biedermann» herausgegeben, wofür jene ihm Muster waren. Im Laufe der dreissiger und vierziger Jahre übersetzte seine Frau den Spectator und Guardian, trotzdem ihr Mann und Meister allerdings der strengen, französischen Schule getreu blieb.

Anders die beiden Zürcher Professoren Joh. Jac. Bodmer^{*)} und Joh. Jac. Breitinger, die beiden unzertrennlichen J. J. B. ihrer Werke.

Die Schweizer standen von vorn herein in ihren poetischen An-schauungen unbefangener da, als dies etwa in Sachsen, Schlesien, Preussen unter den Einflüssen der dortigen Dichterschulen möglich war. Lohenstein hatte auch hierhin kräftig gewirkt; die eigentliche Hof- und Prunkdichtung jedoch hatte keinen besonderen Einfluss ausgeübt und in den Republiken nicht ausüben können; dagegen hatte Brockes einen bedeutenden Erfolg. Sowie die Dichtung auf Naturschilderung gelenkt wurde und die Schweizer sich auf ihre Alpen befannen, so musste schon bei gleichen Kräften die Schilderung eines

^{*)}) Joh. Jac. Bodmer geb. 1698 zu Greifensee in Zürich, sollte in Italien die Kaufmannschaft lernen, studirte aber, wurde 1725 in Zürich Professor der Geschichte und Politik, † 1783. Joh. Jac. Breitinger, geb. 1701 zu Zürich, wurde 1731 Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt, starb 1776.

Schweizer Dichters, der sich vornahm, Gott und dessen Allmacht aus der heimathlichen Schöpfung zu preisen, anders ausfallen, als die des Hamburger Rathsherrn in seinem Garten und bei seinen Spaziergängen. Alles, was in der Poesie aus dem falschen höfisch-augusteisch-französischen Hofgeschmack hervorging, nicht blos die Verirrungen deutscher Hofpritschenmeister und Poeten, sondern auch die feineren Schädlichkeiten der französischen Hofdichtung konnten auf den Schweizerbürgern nicht so haften wie auf ihren deutschen Brüdern unter den Fürstensceptern. Dieser Rost fraß sie nicht so leicht an; der männliche, selbständige deutsche Bürgersinn erhielt sich in der Schweiz, wenigstens in deren höheren Kreisen bewusster, derber und stolzer, während er im Fürstendeutschland altväterlich beschränkt-verknöcherte und unter Herren-, Prediger- und Bureaucratensucht alle Entschiedenheit nach Aufsen verlor. (Helotenthum gab es allerdings in den botmässigen Gebieten der grossen Cantone der Schweizer ebenfalls genug.)

Die Schweizer waren hinsichtlich der philosophisch-ästhetischen Anschauungen wie alle Welt von der französischen Literatur abhängig gewesen; die englischen moralischen Wochenschriften, welche in Reaction gegen den französischen Hofgeschmack und die Leichtfertigkeit der Literatur auftraten und für eine nationale englische Richtung kämpften, mussten aber hier, wie in den freieren Handelsstädten einen besonders günstigen Boden finden. «The Tatler», besonders aber «the Spectator», dem «the Guardian» folgte, waren diese schon genannten Zeitschriften, die dem französischen Ton in England ein Ende machten, ohne ihn in Bausch und Bogen zu verwerfen und die der englischen Literatur, ja dem englischen Volke bis auf den heutigen Tag ihr eigenthümliches Gepräge hinterlassen haben.

Bei Bodmer möchten wenige Sätze zu finden sein, die man nicht auf den Spectator zurückführen könnte. Auch auf Breitinger hatten die Engländer Einfluss, doch ging er in seinen Werken am liebsten auf die freieren französischen Schriftsteller zurück, die auch auf England grosse Wirkung hatten.

Die richtigere Auffassung des Wesens der Poesie, der Einbildungskraft, des Erhabenen, der Bildung des Geschmacks, der poetischen Wahrscheinlichkeit, der Figuren, Bilder, Gleichnisse, der Auffassung des Epos, Homer's, Virgil's, Milton's, die Anforderungen an das Drama, über die Reimverse im Drama, weiter auch der Wieder-

beginn der richtigen Würdigung Shakespeare's^{*)}) und, worin er vor trefflich, die Werthschätzung der englischen Volkspoesie, der Volks poesie anderer Völker, wie der Lappländer, Indianer u. s. w., nebenbei bemerkt auch die Lobpreisung des chinesischen (späteren englischen) Gartengeschmacks gegen den franzöfischen — Alles das konnte man in dem einzigen Spectator finden, Alles mit unübertrefflicher Klarheit und Gründlichkeit dargestellt, ohne dass die Gelehrsamkeit, die dahinter stand, sich vordrängen durfte.

Bodmer hatte in den «Discoursen der Mahler» schon im Jahre 1721 mit Breitinger und anderen Freunden den Versuch gemacht, jene Wochenschriften der Engländer nachzuahmen. Die Gleichstellung der Malerei und der Dichtung als der redenden Malerei gab den Titel; moralisch-literarische Besprechungen bildeten den eigentlichen Inhalt. Dieser erste Wurf fiel zu kurz. Der ungezwungene, freie, sichere Ton, den keine Gelehrsamkeit stöckisch und schwerfällig mache, die goldene Mitte des Populären sollte in Deutschland erst langsam gewonnen werden. Bodmer und Breitinger nahmen aber schon bei diesem ersten Versuch, als man noch an keinen Gottsched dachte, die Richtung auf das Phantasievolle und auf die Vorstellung von Bildern in der Poesie, anstatt auf die kühle Vernunftrichtung, welche Gottsched eine Zeitlang übermäßig durchdrückte. Gegen den Lohensteinischen Schwulst wandten auch sie sich von Anfang an. Aufser Muratori wirkte auf Bodmer durch die immer wachsende Verehrung der Engländer Milton. Addison's Lob und Vertheidigung Milton's, durchgeführt in einer Reihe von glänzenden Artikeln des Spectator,

*) Durch den ganzen Spectator sieht man, wie Addison sich mit dem Verständniß der eigentlichem Gröfse Shakespeare's abarbeitet und sich mit ihm aus einanderzusetzen sucht. Seine Bemerkungen über ihn, über Lear (Nr. 40), über seine Metaphern, über den John Falstaff (47), Macbeth und die Hexen und Geister sind wegen des Zwiespalts, der sich zwischen dem Kritiker und seinem Gegenstand noch nicht ganz überwunden zeigt, von der Art, dass darin eine bedeutende Anregung lag, sich mit Shakespeare näher bekannt zu machen. Als 1741 eine Uebersetzung des Julius Caesar Shakespeare's durch Casp. Wilh. v. Borck, preussischen Gefandten in London, erschien, waren die streitenden Partheien vorbereitet. Gottsched's schnöde Beurtheilung schürte das Feuer. Um so eifriger konnte Bodmer werden; seine Anregung wirkte auf Wieland, der dann, als der erste, Shakespeare übersetzte, zur selben Zeit (seit 1766), wo Home's Werke in Deutschland zu wirken begannen, an welche Lessing's siegreiche Geltendmachung Shakespeare's gegen den franzöfischen Geschmack sich anschliesst.

Pope's Schriften über das Epos und sein Versuch über Kritik (1709) wurden in mancher Beziehung für ihn der Ausgangspunkt.¹⁾ Ob dann Gottsched's Ruhm sie auch überstrahlte, waren die Schweizer doch nicht geneigt, sich ruhig bei Seite drängen zu lassen. Das Gefühl, auf richtigem Wege zu sein, setzte sich vielleicht in der Eifersucht nur fester. Addison hinter sich, gaben sie einem Gottsched nicht nach, sondern suchten und studirten nur um so eifriger die Gegner von dessen Gewährsmännern. Bodmer übersetzte 1732 in Prosa Milton's verlorne Paradies.

Ein grosses gehaltvolles Muster war damit dem deutschen Publicum vor Augen gestellt. Gottsched selbst war um diese Zeit noch nicht von seiner Hochfahnenheit und pedantischen Halsstarrigkeit besessen, die sich erst recht entwickelte, als er für seinen gefährdeten Ruhm zu fechten hatte. So erklärte er 1728 Milton's verlorenes Paradies für eines der besten Heldengedichte, so in neueren Zeiten geschrieben worden, welchen Auspruch er im Jahr, wo Bodmer's Milton erschien, drucken ließ. Allerdings hatte er ihn bei Gelegenheit der Aufnahme eines Herrn von Seckendorf in die deutsche Gesellschaft gethan und es galt da, für den älteren Seckendorf, den Uebersetzer des Lucan, ein Vorbild in reimlosen Versen zu finden, um bei der Lobrede des Seckendorf'schen Geschlechts denselben von dem Makel reinzuwaschen, der poetisch noch in den Augen der Meisten an Versen ohne Reim, die keine Verse seien, haftete. Aber er gab dann selbst Veranlassung, dass Bodmer sich an eine nähere Untersuchung des Milton mache, woraus dessen spätere Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie in der Vertheidigung John Miltons entstand.

Krittlich machte allerdings den Leipziger Dictator mehr und mehr, dass Bodmer und dessen Züricher Anhänger hinsichtlich der Auffassung der Poesie, des Wunderbaren u. s. w. nicht auf seine Bahnen lenkten, sondern sich von ihm und der strengen französischen Schule entfernten. Er gewahrte, dass man sich seiner Theorie nicht füge und dass die Ansichten und Bestrebungen immer weiter auseinanderliefen. Bis zum Jahre 1740 aber dauerte es trotz mancherlei Entfremdung zwischen dem Hauptquartier zu Leipzig und dem sich absondernden süddeutschen Centralpunkte, dass offene Feindschaft ausbrach.

In diesem Jahr erschien Breitinger's «Kritische Dichtkunst» mit einer Vorrede von Bodmer. Die Stellung, welche die beiden Züricher Kunstrichter darin einnahmen, war für Gottsched beispiellos

irritirend.') Sie nennen ihn kaum; die paar Male, daß er im Buch angeführt wird, wird er in unbedeutender Weise gelobt oder ablehnend und herb beurtheilt. Verächtliches Todtschweigen seiner Verdienste und seiner Poetik müßte Gottsched in dem ganzen Werke erblicken. In der von Bodmer geschriebenen Vorrede ein Dunkelreden über Kritik und Kritiker, das mit Recht oder Unrecht die Masse auf die kritische Dichtkunst deuten müßte, auf welche einmal mit höhnischem Seitenblick hingewiesen wird. Im Werk selbst greift Breitinger Gottsched in der empfindlichsten Weise an. Er schlägt auf ihn ohne ihn zu nennen. Er behandelt ihn verächtlich, indem er Gottsched selbst als ob nicht vorhanden, übersieht und der Art gegen ihn polemisirt, daß er ihn nur als den Abschreiber behandelt, die von Gottsched genannten oder verschwiegenen Gewährsmänner aber angreift, und dagegen andere bedeutende Kritiker in's Feld führt. Man kann sicher darauf rechnen, jeden Tadel der Gottschedischen Kritik, der irgendwie in's Thema schlägt, widerlegt und wo möglich, was Gottsched lobt, getadelt zu finden.

Unverkennbar hatten die Schweizer die Absicht, mit einem Hauptschlage Gottsched und die hochmuthige sächsische Schule zu treffen, welche mit ihrem Meissenschen Hochdeutsch das Privilegium in der deutschen Literatur zu haben glaubte und sich angemaast hatte, sie, die Schweizer, die früher als jene einer Erneuerung der Poesie die Bahn gebrochen hätten, hinter sich zu schieben.

Lange hatten sie sich darauf vorbereitet und ihre Kräfte gesammelt. Bis zum letzten Augenblicke hatten sie die Kriegserklärung hinausgeschoben; mit der vollendeten Thatsache des Bruchs, überraschend

*) Danzel (in dem vortrefflichen: Gottsched und seine Zeit) behauptet mit Unrecht, daß Breitinger es ursprünglich mit seiner Poetik gegen Gottsched wenig böse gemeint habe! Man sehe als ein Beispiel nur jene verächtliche Abfertigung Gottsched's (S. 163) in Betreff Homer's. Breitinger liest den deutschen Kritikern, die sich seit wenig Jahren — die Schweizer ja früher — aufgethan hätten, den Text, nicht so fertig mit dem Abschreiben des Perrault, La Motte, Voltaire und Magny zu sein, ohne zu untersuchen, was Andere darauf geantwortet hätten. Diese Critici Mustacei wiederholten die Kritik des Scaliger über die Unwahrrscheinlichkeit der wandelnden Dreifüsse, des Achilleus-Schildes u. s. w. im Homer, die doch von Dacier gründlich abgethan sei, was auf Unwissenheit, Urtheilschwäche oder schändliche Bosheit schließen lasse. Gottsched aber hatte diese Kritik Scaliger's wiederholt. Ueber die Adresse, an welche Breitinger sich richtete, konnte kein Zweifel sein.

und verwirrend, standen sie plötzlich gegen Gottsched feindlich in Waffen, nicht zum gewöhnlichen Geplänkel, sondern ihn zu stürzen.

Man kann sagen: Alles war Gegensatz in dem Breitinger'schen Buch, sogar die Form. Gottsched's Poetik ist systematisch, paragraphirend, feucht-klar in der damals präcis erachteten Weise; es ist ein Schulbuch zum Lernen. Breitinger hält sich von Allem fern, was nach solchem Schema aussieht. Ihm kommt es darauf an, die allgemeinen Grundsätze auseinanderzulegen, die allgemeinen Gesichtspunkte festzustellen. Er giebt eine gesammelte Reihe von Abhandlungen breit beleuchtend, systemloser. Sein Werk ist deshalb für den Anfänger sehr schwierig; um wahrhaft gefördert zu werden, die Polemik ganz zu verstehen und den rechten Einblick zu gewinnen, musste man eigentlich vorher Gottsched's Poetik kennen.

Breitinger ist dem Inhalt nach von Engländern und Franzosen so abhängig, wie Gottsched von den Franzosen. Die englischen Wochenschriften, besonders aber der tüchtige, einflussreiche französische Aesthetiker Dubos bilden die Grundlage.

Er geht aus von der Vergleichung der Malerei und Dichtkunst. Dichtung ist poetische Malerei. Sie übergiebt unserer Einbildungskraft Bilder, wobei sie auf alle Sinne wirkt. Diese freie Einbildungskraft ist nicht auf die sichtbare Welt beschränkt, auch nicht auf die unsichtbar-wirkliche, sondern sie kann sich auch mögliche Welten bilden; sie hat also das Wirkliche und Mögliche zum Schauplatz. (Damit war der Riss von der Kette des Verstandesmäßig-Wahrscheinlichen geschehen, daran Gottsched hing und von der aus er alles Uebernatürliche anbellte, wenn es nicht einen allegorischen Ausweis hatte.) Man muss die «Urbilder» in der Natur zur Nachahmung ausuchen und daraus wählen, mit der blofsen Aehnlichkeit des Gemeinen ist es nicht gethan. Das Ergötzen durch die Kunst wird dem Belehren vorangestellt, in der Weise, dass wahres Ergötzen immer einen Nutzen voraussetze. Am wirksamsten wird das Neue unsre Phantasie in Thätigkeit setzen; das Wunderbare ist dessen höchster Grad. Die Dichtung ist die reichste Quelle des Neuen; das poetische Schöne ist an keinen Ort und keine Zeit gebunden; am besten ist aber, wenn der Dichter, wie Milton, sich an das Unveränderliche in der Menschen Natur hält. Das Wunderbare braucht in der Poesie keine Wahrheit, sondern Wahrscheinlichkeit; durch die Verbindung mit diesem wirkt es bezaubernd. Der Dichter darf mit

der Kraft seiner Phantasie sich eine solche möglich-wahrscheinliche Welt schaffen, Dinge, die keine Wesen sind, wie in der Allegorie Tugend, Laster etc., als lebende Wesen hinstellen, oder das Todte und Verstandlose vermenschlichen, wie in der äsopischen Fabel. Diesen Hauptfäten folgt die technische Lehre in Bezug auf die Ausführung der poetischen Malerei, wie die Bilder beschaffen sein, wie dazu die Worte gewählt, die characteristischen Farben aufgetragen werden müssen u. s. w. Streng sucht sich Breitinger dabei von jedem Verdacht der Begünstigung des Lohensteinischen Schwulstes fern zu halten und hebt hervor, wie allerdings aus derselben Quelle, woher das Gute stamme, aus dem Neuen, Wunderbaren und Poetisch-Schönen, die Künstelei, die ungereimten Metaphoren und die verwegenen Hyperbole stammten, die z. B. Lohenstein ungenießbar machten. Aber deshalb trocken und nüchtern zu sein, sei doch eben so schlimm. Es gebe Leute, welche die gekünstelte Schreibart so sorgfältig mieden und so sehr beflissen seien, lauter natürliche und einfältige Gedanken zu sagen, dass ihre Verse zur Prosa würden. «Diese bedenken nicht, dass es das schlechteste Lob ist, wenn man von einem Sribenten sagen kann, er sei ohne Fehler.» Die Poeten müsten das os magna sonaturum haben und könnten das Große, Wunderbare und Erhabene nicht entbehren. Wenn man auch einmal darüber strauchle, so sei das doch besser als die magre Armuth, die weder Tugenden noch Fehler hat.

Wichtig ward für den Versbau der Schluss dieser Poetik, das Capitel: von dem Bau und der Natur des deutschen Verbes.

Breitinger untersucht den Alexandriner und findet, dass er in einem langen Gedicht monoton sei; der Mangel der Abwechslung störe das Wohlgefallen, welches man anfänglich an seiner Symmetrie habe. Die Mannigfaltigkeit erfreue uns und verschiedene Proportionen seien angenehmer als die stete Symmetrie. Richtig hebt er hervor, dass wir Deutschen den Alexandriner um so weniger gebrauchen könnten, weil wir nicht die Freiheit des Accents, wie die Franzosen und Italiener hätten, sondern ihn hölzern scandirten, wodurch eine noch verdriesslichere Homophonie entstehe. Wir hätten Unrecht, den Franzosen und Italienern ihre declamatorische Freiheit vorzuwerfen, die in ihrer Art an die lateinische und griechische Weise erinnere, wo auch innerhalb des Metrums der Accent frei war. (Beim Alexandriner ist la Motte sein Gewährsmann.) Er empfiehlt

nach Maffei's Vorgang den reimlosen Vers, und zwar den Fünffuss Jambus ohne die Cäfur nach der 4. Silbe, mit verschiedener Cäfur (die weiblichen Endungen seien bei uns nicht so wohlautend, wie im Italienischen.) Maffei meine, vielleicht habe der Zwang des Reimes es verhindert, solche Werke wie Homer und Virgil hervorzubringen, da doch die Neueren an Geist und Erfindungsgabe nicht geringer schienen. Breitinger erklärt, die Anmuth des Reims durchaus nicht finden zu können. «Es ist ein alter Kirmess-Tanz, wo die Personen bei bestimmten Pausen aus Freude-Bezeugung in die Hände klatschen und man könnte den Reim für eine Nachahmung dessen ausgeben, dadurch er aber sich alleine in einigen lustigen Gedichten einen Platz fodern könnte.» Er weist hin auf den natürlichen Accent, der sich in unsfern mittelalterlichen Dichtern finde, löst diese also von dem banalen Vorwurf der Vers-Barbarei. Er befürwortet wieder kühnere Versetzungen anstatt der profaischen Construction der Verse, was verständigen Ohren ein grosses Ergötzen bereiten würde.

Man sieht die Tragweite aller dieser Sätze für die nun kommende Poesie. Allerdings stand Breitinger hier nicht so allein. Gottsched selbst trat für den reimlosen Vers der Art ein, dass er sagt: «Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider und gestehe es gar gerne, dass ein wohlgemachter und noch dazu gereimter Vers desto mehr Anmuth habe.» Empfiehlt doch Gottsched den Hexameter, nicht den gereimten des Heraeus oder die gereimten Pentameter, sondern den echten Hexameter und beginnt, als Beispiel ihn zur Uebersetzung empfehlend, den Anfang der Ilias darin zu übersetzen.* Anakreontische Verse hatte er selber, wie er hervorhebt, zuerst gedichtet (doch eigentlich wiederholt, was schon Morhof darüber gesagt.)

Diese Fragen über Einrichtung der Verse beschäftigten schon früher die Geister und kamen jetzt verstärkt von Frankreich, England, Italien nach Deutschland, wo sie dann am kräftigsten aufgenommen

*) In der 4. Aufl. von 1751 sagt Gottsched (XII. § 21): Diesen meinen Aufforderungen zu Folge habe ich es nun zwar erlebet, dass man uns im Deutschen verschiedene grössere Gedichte unter dem Namen epischer oder Heldengedichte in solchen Hexametern an's Licht gestellt, ja auch kleinere Versuche, z. B. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den diese Proben uns von deutschen Hexametern hören lassen, sollte ich's beinahe bereuen, dass ich diese Art von Versen unsfern Landsleuten von neuem angepfriesen habe.

wurden. Klopstock hat sie nicht erst angeregt, aber er führte aus, worüber die Andern theoretisirten. Die Verbannung des Alexandriner aus dem Drama, die Einführung des Fünffuß Jambus darin ohne Reim war längst gründlich verhandelt worden (in Nr. 39 des Spectator wird erklärt, gereimte Verse im Drama seien so absurd im Englischen, wie Hexameter in griechischen und lateinischen Dramen gewesen wären), als Wieland den Fünffuss in der Johanna Gray (1758) anwandte, dem später Lessing im Nathan folgte.

Als Ergänzung zu jener Dichtkunst fügte Breitinger im selben Jahr 1740 die «Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse» hinzu, eine treffliche Abhandlung, die nicht blos die deutschen Dichter, den hochgestellten Opitz, Lohenstein, Brockes u. f. w. einer strengen Kritik unterwarf, sondern namentlich wichtig war durch das Verständniß, welches sie nach dem Vorgang englischer und französischer Kritiker in die Gröfse, Schönheit und edle Einfalt Homer's eröffnete. Addison's Abhandlung von dem Ergötzen der Einbildungskraft und sein Wunsch, daß diese Frage der Poetik einmal eine ausführliche Erörterung finde, hatte, wie Bodmer in der Vorrede sagt, dieses Werk veranlaßt.

Schon die ersten Worte seiner Inhaltsangabe können uns die ungeheure Neuerung gegen Gottscheds Auffassung zeigen. Der erste Abschnitt von den erleuchtenden Gleichnissen beginnt: «Idee einer Logik der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gedenken lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse.»

Bodmer secundirte im Kampfe mit seinen Abhandlungen vom Wunderbaren und mit Addison-Abhandlungen über Milton, denen andere folgten.

Der grofse Schritt war gethan, der Bruch mit dem Formalismus, der seit Opitz vorgeherrscht und in Gottsched gerade eine Art Höhepunkt wieder erreicht hatte, geschehen. Die Poesie war aus der schönredenden Verstandesmäßigkeit und der gelehrten Sphäre in die Phantasie versetzt, die Einbildungskraft aus den Fesseln entlassen, die Gelehrsamkeit aus der Dichtung verwiesen.

Durch den schärfsten Gegensatz zu den herrschenden Ansichten der strengeren französischen Schule — man denke an J. J. Rousseau, der auch aus der Schweiz hervorging — durch die Kühnheit, wo-

mit sie den bisherigen Dictator Gottsched ohne Weiteres bei Seite schoben, bekam das Vorgehn der Schweizer fogleich eine ungemeine Wichtigkeit und erregte die heftigste Aufregung. Gerade dadurch, dass Gottsched überall den Boden bereitet hatte, war eine solche Wirkung möglich, konnte der Same, den die Schweizer streuten, in verhältnismässig so kurzer Zeit aufgehen.

Die erste Folge war natürlich ein ungemeiner Wirrwarr, verschuldeter und unverschuldeter.^{*)} Die Vergleichung der Malerei und Dichtung autorisirte die Schilderei auf's Neue, wie richtig Breitinger selbst auch die falsche Schilderung eines Brockes verurtheilt hatte. Eist Lessing gelang es im Laokoon dem Uebel einen Damm zu setzen. Musste auch jeder nur einigermassen poetisch begabte Geist gleich Gottsched's Nüchternheit der Theorie erkennen, so konnte doch nur eine geniale, selbstkräftige Natur sich von seinen Stützen losmachen, da Bodmer und Breitinger selbst ihre richtigeren Theorien nicht richtig in die Praxis zu übertragen vermochten und bis Klopstock hin der Beweis von deren Ausführbarkeit im Deutschen fehlte. Deshalb dieser Triumph der Schweizer, als Klopstock erschien.

Anfängern fehlten überdies bei Bodmer und Breitinger die Stufen zum Eingang in ihre Werke, die zuviel voraussetzten.

Sodann war in Gottsched's Theorie so viel Wahres — es waren eben die Grundsätze der französischen Poetik, die zum grossen Theil noch in ihren Starrheiten in Frankreich bis auf den heutigen Tag gelten, und er hatte so bedeutende, anerkannte Muster, dass Alle, die nicht näher auf den Streit eingingen oder die einmal den Geist der französischen Schule eingefangen hatten, gegen die Schweizer kopfscheu wurden, mit deren Theorien auch die nüchterne, radicale Aufklärung, wie oben gezeigt, in Conflict gerieth. Milton's Satan, Teufel, Engel, Hölle u. s. w., Alles mit der Kraft der Lebendigkeit hingestellt, wie konnte ein echter Aufklärer das hören, ohne bei dem Gedanken zu erbeben, dass dem Volk dadurch auf's neue das Gift des alten religiösen Unsinns eingeimpft werde! Steckten nicht die Auffassungen des katholischen Mittelalters dahinter? Dann wog ein Satz, wie der Gottsched's: «Die Nachahmung der Handlungen und Leidenschaften des Menschen, wird wohl allemal das Hauptwerk der Dichtkunst bleiben» (allerdings erst in der 4. Auflage

^{*)} Göthe: Wahrheit und Dichtung. Buch 7.

1751), die Schilderungstheorie der Art auf, daß die Wage ziemlich einstand.

Die Wirrniss des Kampfes unter diesen Umständen mag man sich leicht denken. Mit Klopstock's Erscheinen war dessen Erbitterung nicht abgethan, nein gesteigert; nur eine grössere Ordnung kam hinein. Erst Göthe beendete, um es kurz zu sagen, den Kampf, indem er nicht die eine oder andere Parthei siegreich machte, sondern beider Principien in sich vereinend, beide sich unterwarf.

3.

Die neuen Bewegungen in Gottsched's Kampf.

Bei dem ästhetischen Getümmel, welches nun begann und worin die literarisch zum Neuen strebenden Geister ihre schlesischen Kriege gegen die Anhänger des Alten fochten, kommt in Betracht, dass man sich in einer ungewöhnlich streitlustigen Zeit befand. Wie damals fast Alles in der deutschen Literatur auf Nachahmung beruhte, so war auch der Kitzel des Humors, der Satire und der Klopfsechterei über die deutschen Schriftsteller gekommen, mochten die wenigsten auch von Natur Humoristen oder Satiriker sein. Es war die Zeit, wo die Einflüsse Pope's, Swift's und Voltaire's wirkten.

Die Popularisirungsepoke, welche seit den zwanziger Jahren begann, erzeugte allmählig ein Schriftstellerthum von Beruf, das man bis dahin nicht gekannt hatte. Durch die grossen französischen und englischen Vorbilder Boileau, Voltaire, Pope, Addison, Steele u. f. w. erschien Schriftstellerei den jungen deutschen Gelehrten in einem neuen Licht. Zesen war bisher eine Ausnahme gewesen. Das Leben eines Günther oder ein höheres Pritschmeisterthum an den Höfen war die Ausicht für einen Gewerbs-Poeten gewesen. Jetzt kamen literarische Wochenblätter und Zeitungen auf; das Publicum hatte literarisch-ästhetische Bedürfnisse. Honorare der Buchhändler ermöglichten sich von den Lobhudeleien und dem Erwerb durch die Gelegenheitsdichtung der alten Art zu emancipiren; ein neuer Zug kam damit in die Schriftstellerei. War diese bisher als Beruf fehr anrüchig gewesen, so fühlten sich jetzt die Dichter und Schriftsteller als die grossen Culturarbeiter und Vorkämpfer der Epoche. Selbstschätzung und natürlich auch oft Ueberschätzung begann die jungen Männer zu erfüllen, die sich dem literarischen Leben widmeten. Diese neu

und oft unausgebackenen kleinen Addifons und Swifts und Voltaires von Leipzig und Halle u. s. w. hatten aber leider oft grofsen Stoffmangel, sobald die erste Formfreude vorüber war. Man muß die Reden der damaligen literarischen Gesellschaften, z. B. der Leipziger Hauptgesellschaft lesen, um ihre Kläglichkeit und Inhaltsdürftigkeit einzusehen. Intrigue, Zank und Hass ist gewöhnlich die Folge unter unruhigen und ohne grofse Ideen vorwärtsstrebenden Männern. In der Nachahmungswuth war der Zeitvertreib bald gefunden, sobald der grofse Gottschedkampf losgebrochen war. Die Kläfferei, die Grobheit und Bissigkeit, welche herrschend ward, ist danach zu erklären.

Aus der Cadmeischen Saat dieses Geschlechts blieben übrigens auch nur wenige über, die Tüchtigeren und Gewaltigen. Die Andern waren schnell in gegenseitiger Hinmetzelung wieder in das Nichts gesunken. Einer der ersten dieser Schule zählt, wie es oft geht, zu den Bedeutendsten.

Während die Theoretiker ihre Sätze über die Poesie abschrieben, durchdachten und neu aufstellten, hatten die Practiker nicht ganz müßig dagefessen, und glücklicher Weise hatten nicht Alle nur aus Gottsched's kritischer Dichtkunst ihre leitenden Grundsätze gezogen. Im Norden und im Süden, an der Ost- und Nordsee, wie in der Schweiz hatte man sich außerhalb der Professor-Diktatur freier bewegt. Liscow, Hagedorn und Haller waren diese bedeutenderen selbständigen Geister.

Liscow und seine Gesinnungsgenossen mögen hier in den Gottschedischen Streit eingereiht werden.

Gottsched hatte im vierten Decennium wohlig und mächtig in Leipzig gethront und von den Erfolgen aus, welche er im Drama hatte, ruhig auf die Kreife geblickt, welche sich neben ihm und, wie er meinte, tief unter ihm erhielten. Auf ihr Lachen oder ihre Missachtung seiner Grösse fah er mit der weisen, unerschütterlichen Würde eines pedantischen Olympiers. Er hätte eben so gut gefürchtet, daß der Himmel einfalle, als daß man seine Theorie des Aristoteles, Horaz, Scaliger und der neueren Franzosen und damit ihn selbst stürzen könne. Er fass in einem Kreife talentvoller, ihm anhänglicher Jünglinge, von denen mehrere nach den verschiedensten Richtungen Bedeutendes versprachen.

Da brach der Schweizer Streit aus. Aber nicht genug. Er fah-

sich auch in Leipzig selbst angegriffen — Bremsen im Stall, könnte man sagen — die ihn keine Ruhe ließen. Der Kampf mit den Schweizern wickelte sich vor dem literarischen Publicum ab; der Neuber-Streit wurde unmittelbar vor die Leipziger als Zuschauer gezogen und griff damit den ernsthaft-pedantischen Mann in seiner äusseren Würde um so kränkender und wirksamer an, je gravitätischer und sicherer er bisher gewesen. Schlimme Gegner folgten.

Gottsched hatte sich mit der Neuberschen Truppe Zwecks seiner Verbesserung des Dramas in Verbindung gesetzt und beide Theile hatten durch diese Verbindung gewonnen. 1737 wurde auf der Neuberschen Bühne der Hanswurst feierlich verbrannt. 1739 hatten sich die bisherigen Bundesgenossen veruneinigt. Die Neuberin, welche noch mehr als ihr Mann in der Directorschaft zu bedeuten hatte, lehnte Gottscheds Ansinnen ab, die Alzire Voltaire's nach der Uebersetzung seiner Frau, der Gottschedin, nochmals umlernen zu lassen, da das Stück schon nach einer andern Uebersetzung einstudirt war. Fortan protegirte Gottsched mehr die Schönemann'sche Truppe, als dieselbe nach Leipzig kam, und verhielt sich gegen die Neubersche kühl, da diese nach längerer Abwesenheit 1741 nach Leipzig zurückkehrte. Die erbitterte, leidenschaftliche Frau fann auf Rache und begann in der kecksten, ja unverschämtesten Weise sich gegen Gottsched zu stellen. Sie benutzte die Aufführung eines Actes seines Cato, um ihn lächerlich zu machen. Der Schweizer Kampf machte ihr Muth. Weiter gehend schrieb sie ein Vorspiel «der allerkostbarste Schatz» und brachte in diesem allegorisch-satirischen Stück Gottsched in der Maske eines Tadlers auf die Bühne. Gottsched war selbst gegenwärtig bei der ersten Aufführung; seine schwach revoltirenden Anhänger wurden hinausgeworfen, als sie das Weiterspiel zu hindern suchten. Vor dem schadenfrohen Publicum war somit öffentlich die Verhöhnung geschehen. Gottscheds Zorn gegen die Undankbare war direkt machtlos. Die Neuberin hatte Rückhalt am Dresdener Hofe, an dem allmächtigen Minister Brühl, hinter den sich der durch Gottsched gekränkte Hofpoet König gesteckt haben soll. Der Hof zu Dresden war eben nicht besonders für einen gelehrten Pedanten eingenommen, der sein Hauptvergnügen, die Opern, für das dümmste und schädlichste Zeug der Welt erklärte.

Schlimmer noch ward es, als dieser scenische Scandal wieder durch Rost aufgehetzt durch die Dresdener? zu einem allgemeinen

literarischen gemacht wurde und Rost «das Vorspiel» (fünf Gefänge 1742) schrieb, worin Gottsched und der engere Gottschedische Kreis frech aber frisch und voll echter Komik verhöhnt wurden.

Eine kühne polemische Schrift eines jungen Dichters Pyra gegen Gottsched folgte. Es kam hierin eine besondere, von jener der Schweizer wieder verschiedene Strömung zum Durchbruch.

Wernicke hatte sich schon als satirischer Epigrammatist ausgezeichnet. Die Männer, welche Thomasius und Wolf studirten und damit von vorn herein im Kampf gegen so viele Widersacher standen, dazu aber noch die französische und englische Literatur einsahen und Sinn für deren Feinheiten besaßen, begannen statt auf die Keulenschläge der alten literarischen Grobheit sich auf die Stossdegen-Fechterkunst der Satire zu üben. Es galt nicht blos, den Gegner niederzuschlagen, sondern ihn dabei noch zu verhöhnen und in den Augen der Gebildeten lächerlich zu machen.

Christian Ludwig Liscow aus Wittenburg in Mecklenburg (1701—60) war der erste Kämpfer der neuen Art. Liscow hatte sich, durch Thomasius angeregt, philosophisch und literarisch nach den französischen und englischen Philosophen und Schriftstellern durchgebildet. Swift und Bayle († 1706) waren seine Lehrmeister, er selbst war ein geborener Satiriker, einer jener Kritiker und Spötter, die in Uebergangszeiten so gern und oft erstehen, die, weil das Eine nicht mehr und das Andre noch nicht gilt, am vernünftigsten finden, über Beides zu lachen, von scharfem Verstande und jener beissenden Witzlauge, die wir z. B. auch bei Friedrich II. und seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, gewahren.

Die Hohlheit und der Wust der deutschen Sammelgelehrsamkeit und ihre unkritische, unverdaute Weisheit, die jämmerliche Art der Gottesgelahrtheit so vieler Theologen, die Kläglichkeit des deutschen Schriftstellerthums und die Erbärmlichkeit so vieler Verhältnisse konnte einen Mann, der eine wirkliche satirische Ader hatte und Loke, Montaigne, Bayle studirt, die englischen Wochenschriftsteller und Swift gelesen hatte, nicht ruhen lassen.

Der Magister Sievers in Lübeck und der Professor Philippi in Halle wurden (1732) seine Opfer, Einzelopfer geschlachtet für die ganze Gattung, zu deren Grauen und vielfältigem Grimm. Die beiden Satiren gegen diese Männer wie die anderen, aber allgemein gehaltenen Satiren Liscow's sind von genialer Kraft. Rechnet man eine über-

mässige Breite mancher Stellen ab, die mit der Freude an fliessender Darstellung in den Zeiten, wo man anfängt, gut zu schreiben, unzertrennlich scheint, so sind diese Schriften vortrefflich, Meisterwerke der damaligen Prosa, hochstehend in der Anschauung, voll Witz, in der sichersten Beherrschung des Stoffes. Die persönlichen Gegner, Sievers und Philippi, waren, wie man so oft hervorgehoben hat, traurige Helden; nichtsdestoweniger war es ein gefährliches Stück, in dieser Weise mit der sich hinter ihre Unverletzlichkeit zurückziehenden Theologie und mit der Dummheit in der Wissenschaft anzubinden. Nur die grösste persönliche Unbefangenheit mit aller Macht des Humors und des Spottes konnte dies wagen. Aber Liscow verstand es mit bewunderungswürdiger Fechtergewandtheit, in Anbetracht, dass er der erste derartige Kämpfer in Deutschland war, die Satire von aller schwerfälligen Verbissenheit und Klobigkeit, die man bisher gewohnt war, fernzuhalten und den auf die gewöhnliche Art eingetübten Gegnern nirgends eine Blöße zu geben.

Liscow (bis 1738 Hofmeister in Lübeck, später Secretair in verschiedenen Diensten, seit 1741 bei dem Grafen Brühl in Dresden, dann Kriegsrath) hat sich in die folgenden literarischen Streitigkeiten nicht weiter gemischt und seine satirischen Schriften, vor 1740 geschrieben und gedruckt, wurden über den kommenden Streit der Principien und Persönlichkeiten zurückgedrängt und mehr zu einer Speise für satirische Feinschmecker. Wenn auch in den nächsten Zeiten noch der Art in Ruf, dass man recht treffende satirische Schriften von vornherein ihm zuzuschreiben pflegte, so verging seine Berühmtheit alsdann so fehr, dass er neben Rabener kaum noch genannt wurde; erst in neueren Zeiten ist seine Bedeutung mit Recht wieder hervorgehoben worden.^{*)} Er gehört zu den bedeutenden

^{*)} Es hat sich ein scharfer Streit über die Bedeutung Liscow's und Rabener's erhoben. Lessing hat Liscow nie genannt. Goethe hat ihn weit unter Rabener gestellt. Gervinus hat ihn sehr erhoben, worauf des Für und Widers kein Ende geworden ist; noch in den jüngsten Jahren hat ein Autor sich zu unnöthiger Grobheit gegen die Vertheidiger Liscow's hinreissen lassen. Hauptanklage gegen Liscow ist, dass er sich nur an Sievers und Philippi und nicht an höhere Tröpfe gewagt habe. Abstrakt ein richtiger Vorwurf. Aber nach der damaligen Lage der Dinge, bei der Rechtlosigkeit gegen den Absolutismus und die Günstlingswirtschaft, bei der Auffassung der persönlichen Satire als des schändlichsten Pasquillenwesens wäre ein rücksichtsloses Vorgehen gegen höhere erbärmliche Persönlichkeiten für einen Mann, der so einsam stand wie Liscow, keine Parthei hinter sich hatte,

Vorläufern der nächsten Periode, seiner Zeit war er einer der geistig Vornehmeren und Eifameren von der Art Haller's.

Die keckeren Geister, wie sie den Einfluss der französischen und englischen Satiriker verspürten und literarisch-satirischen Angriff durch die Fremden, dann aber auch durch Liscow nicht mehr als plumpe Schlägerei sondern als ein Duell nach Regeln der Kunst geführt sahen, wurden nun gleichfalls zur literarischen Duellwuth erregt unddürsteten Blut.

Dieser Kampfhahnstimmung muss man eingedenk sein, wenn man den um Gottsched sich entspinnenden Streit verfolgt und die Bodmer, Breitinger, Rost, Pyra, Schwabe, Schönaich, Mylius, Lessing u. A. als derbere oder feinere Fechter agiren sieht. Ein unbezwinglicher literarischer Rauffinn wird Mode; wenn sich die Klingen einmal gekreuzt haben, ist das Verfahren dieser Männer oft gerade so erbarmungslos, ja frevelhaft auf tödtliche literarische Kränkung gerichtet, auch gegen frühere Bekannte und Freunde, wie wir dies bei Duellraufern finden.

Als Joh. Christ. Rost (1717—1765) keck und frivol sich gegen feinen bisherigen Lehrmeister aufhetzen liefs, dem er Dank schuldig und deßen Lobhudler er lange gewesen war, wurde ihm das Vergnügen zu Theil, dass man in Liscow den Autor seiner Satiren vermutete. War er schlüpfrig und frech, ein echter Vertreter der französischen Leichtfertigkeit in seinen lyrischen poetischen Nachahmungen, die berüchtigt genug wurden, so war er zu Gottsched's Schaden wirklich witzig, witzig gegen diesen aus innerster Seele heraus, ein leichtfüsiger Quäler in der literarischen Arena, in welcher sich Gottsched fortan wie ein gereizter und verwundeter Stier abquälte und in der Lessing der gefürchtetste Matador werden sollte.

wie die englischen Satiriker, keine geschlossene Macht der Bildung hinter sich wusste, wie Voltaire, ein halber Wahnsinn gewesen. Man denke nur, wie es später Voltaire mit Friedrich d. Gr. und noch später Schubart auf dem Hohenasperg erging. Ja man braucht nur Liscow's Leben anzusehen. Wegen freimüthiger Aeußerungen über die Sächsische Hofwirthschaft ward er 1749 seines Amtes als Kriegsrath in Dresden entsetzt, in Criminaluntersuchung verwickelt, eingekerkert und schliesslich entlassen, um in die ländliche Verbannung zu gehen. Er starb 1760 auf dem Gute seiner Frau. — Besonders haben seine Briefe aus dem Kerker an Brühl herhalten müssen, um ihn als miserablen Feigling darzustellen. Man lese die Briefe und denke dabei an die Gräuel der damaligen Staatsgefängnisse und die Menschen, welche die Macht und die Gewissenlosigkeit hatten, sich zu rächen.

Rost ging mit seinen Poesien in der ungezogensten Weise den Erotikern voran, deren Weise später in Wieland gipfeln sollte. Er ward 1746 Secretair beim Grafen Brühl, in dessen Kreisen der Kampf, den Gottsched zu bestehen hatte, eine malitiöse Heiterkeit hervorrief. Als Gottsched sich später in seinem Eifer für das deutsche Schauspiel zornentbrannte erhob, da man ihm vor Augen in Leipzig das Singspiel «der Teufel ist los» aufführte, und sich nach Dresden wandte, um durch ein Verbot von Oben zu erzwingen, was sein Anfehn nicht mehr bewirken konnte, da musste Rost seiner Laune wieder die Zügel schießen lassen und er schrieb jene berühmt-berüchtigte Satire «Schreiben des Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Bühne (1755), die man dem auf einer Reise begriffenen Gottsched in jedem Posthaus zustellen ließ. (Als Gottsched sich beim Grafen Brühl beschwerte, zwang ihn dieser, die Satire in Gegenwart von Rost, seinem Secretär, vorzulesen, was Gottsched, um die Beleidigung hervorzuheben, mit dem grössten Nachdruck that. Brühl speiste ihn dann mit dem malitiösen Rath ab, dass es am besten sei, über solche Posse keinen Lärm zu machen.) Im Knittelvers abgefasst, ist dies Sendschreiben eins der besten damaligen satirischen Erzeugnisse und ein Vorläufer keckster Art der späteren Götheschen Gedichte im Hans-Sachs-Ton. Man rieth anfangs wieder auf Rost's Freund und Vorgänger im Amt, auf Liscow. Später soll Rost seine Frivolität früherer Poesien wie seine rücksichtslose Bosheit leid gethan haben.

Diese letztgenannte Satire fällt schon in die abnehmende Zeit Gottsched's, in den Beginn des grossen Kampfes um die Gottschedische Autorität aber eine Schrift von Pyra: «Erweis, dass die Gottesdianische Sekte den Geschmack verderbe» (1743).

Wernicke, Liscow sind hier fortgesetzt, mit einer Kraft, einer Schneide und Beredsamkeit, dass es auffällig und ungerecht ist, dass Pyra so wenig genannt und bekannt ist. Es ging ihm, wie Liscow. Dieser schwieg frühe; jener starb frühe (1744). Der Kreis, dem Pyra angehörte, ward durch Lessing's Abstrafung Lange's im Anfehn vernichtet — auch die Literärgeschichte zeigt viele Vorkommnisse sowohl des Despotismus als auch des Undanks, feiger Verleugnung und Furcht, Männer auch nur zu nennen, die zu Schulen gerechnet werden, welche in Misscredit stehen. Lessing selbst aber braucht sich Liscow's und Pyra's, seiner genialen Vorgänger, wahrlich nicht zu schämen.

Pyra's poetische Bestrebungen werden wir später kennen lernen

Hier nur, was zu jener Gegenschrift gegen Gottsched gehört. Pyra, 1715 zu Cottbus geboren, trat 1737 mit einem Gedicht auf, dessen Motto schon «Carmina nunc mutanda, novo nunc ore canendum» und das «odi profanum vulgus et arceo» bedeutsam sind. Vor dem Schweizer Streit wagte er in diesem «Tempel der wahren Dichtkunst» einen neuen Wurf, der aber nach interessantem Anlauf viel zu kurz ausfiel. Genug, dass er darin durch eine eigenthümliche Gährung der Ideen über die Poesie zeigt, dass er nicht blos in Nachahmung der Schweizer oder einzig und allein aus verletzter Eitelkeit gegen Gottsched sich zu den Neuerern gesellte, wie seine Feinde behaupteten.

Seine Polemik überragt nun aber so fehr feine Gedichte, dass man nach diesen ihm jene kaum zutraut und an Liscow denkt und dann sich gestehen muss, dass dieser in den bittersten Lebensverhältnissen sich abquälende junge Mensch zwischen Liscow und Lessing Rang und in vielen Beziehungen seine ganz eigenthümliche Bedeutung hat. Er geht heftig, in scharfem, geistvollem, dramatischem Stil vor. Er steht Lessing an Scharffinn und Durchbildung nach. Lessings Stil ist compakter; er giebt in Vollendung, was Liscow und Pyra fliessend begonnen. Pyra hat seine Arbeit nicht so kritisch durchgesichtet, wie Lessing es bis in's Einzelnste that (selbst in seinen Briefen an Freunde, wie bekannt), aber wenn auch manche eilige, flüchtigere Stelle dadurch zwischenläuft, wo er nicht so wie Lessing den Nagel auf den Kopf trifft, so kommen doch andere und viele andere, wo er in Präcision seiner Theorie, Schärfe und Kühnheit Lessing's Vorbild genannt werden kann.

Er verdient, dass sein Standpunkt kurz klar gemacht wird. Er lehnt sich an die Schweizer, Gottscheds Feinde, seine Freunde. Dass er Bodmer den zürcherischen Swift nennt, nimmt Anfangs wenig für ihn ein, wenn man auch in seiner Verehrung Liscow's mit ihm übereinstimmt. Die Züricher, sagt er, vertheidigen die Alten, Gottsched sei ein starker Perraultianer. Er fasst dessen Anhänger auf ihren Stil an, ganz wie später Lessing gegen Klotz und Conforten es machte; Pyra jedoch versteht dies noch nicht recht, ist schwach, nicht pointirt und ungerecht nergelnd an dieser Stelle. Gottsched, behauptet er mit den Schweizern, sei diesen mit seinen Büchern nur störend dazwischengekommen und habe statt Lohensteinschen einfach Weifeschen Geschmack wieder verbreitet. In seiner Schüler Schriften sei nichts poetisch als Sylbenmafs und Reim. «Und was seine Kritiken anbelangt, so weise man mir eine, außer denen, so er ausgeschrieben, die was

taugt.» Man meint den späteren Lessing nun über Gottsched zu hören. Was Perraults Kritik, Gottsched's Vorbild angehe, welcher Mensch lache denselben jetzt nicht aus. Addisons Urtheil stehe hoch und fischer. Voltaire stiesse Milton nicht um. Das Philosophische müsse wahr, das Poetische wahrscheinlich sein. «Sie sprechen: In Milton wären die verächtlichsten Gespenstergeschichten,» wie oben gesagt, ein Punkt, den die Aufklärer nicht in aller Schärfe in Deutschland hervorzuheben wagten. Pyra's Frage ob sie Christen wären und Engel und Teufel nicht in der Bibel ihren Grund hätten, scheint nicht ganz loyal. Er setzt wenigstens hinzu: «und endlich, wer ist ein so erstaunlicher Dudenkopf, daß er nicht mit leichter Mühe den eigentlichen Sinn einsehen sollte?» Opitz steht bei ihm, wie bei den Schweizern und bei Gottsched als bedeutende Autorität da. Von Wernicke heifst es: er ist der erste rechtschaffene deutsche Kunstrichter, der erste, der sich mit Vernunft dem Lohensteinischen Geschmacke wiedersetzt, aber auch zugleich Milton gelesen hat.

Dann aber spricht Pyra klar und rund aus «dass die Poesie nichts anders als eine Wirkung der Einbildungskraft ist, folglich eigentlich und hauptsächlich mit der Einbildungskraft der Leser zu thun hat. Daher die Dichtung nichts anderes ist als eine Lehre von dem Gebrauche derselben, wie die Logik von dem Gebrauche der Vernunft. Kein Verständiger wird dies läugnen können. Die Einbildungskraft hat mit lauter klaren und sinnlichen Vorstellungen zu thun. Die abgesonderten und allgemeinen Begriffe gehören einzig und allein für die Vernunft. Nach jener Kraft ist es unmöglich, sich andere als sinnliche oder körperliche Vorstellungen auch von Gott .. zu machen.... Poetische Vorstellungen heissen also sinnliche. Und entweder darf ein Dichter von allen diesen Wesen gar nicht schreiben oder er muss sie sinnlich, d. h. mit Körpern versehen abbilden. (Milton und Lohenstein hätten nach denselben Mustern sich gebildet) Milton war ein Herr der Regeln, Lohenstein hingegen ein Rebell. In seinen Erfindungen beobachtete der Deutsche weder Wahrscheinlichkeit noch Nothwendigkeit. Keines folgte aus dem Andern, sondern es war nur viel bei einander ohne alle Verbindung zu einem Endzwecke. Das beweist sein Arminius und seine Tragödien.»

In den Sätzen von der Dichtung baute Pyra, wie auch Breitinger, auf Wolf und Baumgarten. Aber wo waren die dann folgenden Gedanken von der sinnlichen Vorstellung so scharf und kurz ausgesprochen?

Inhalt des Heldengedichts sei das Wunderbare. (Hier kam Pyra so wenig wie die Schweizer zur klaren Darstellung der idealen Freiheit der Phantasie und hob einseitig heraus, was für Milton speciell galt. Diese Ansicht vom Wunderbaren ward ein Gegengift gegen das Triviale, hatte aber auch ihre unliebsamen Folgen, wie selbst der Meffias lehrt). Ueber Gottscheds Drama Cato brach Pyra unbarmherzig den Stab. Er sei weit hinter Addison und selbst De Champs zurückgeblieben und habe den geraubten Glanz so oft in den Pfützen oder der Sprache des Pöbels untergetaucht. «Denn ein Trauerspiel heisst nicht dann so, wenn Alles an einem Orte und zu einer Zeit geschieht, sondern wenn es durch eine wohlverknüpfte Handlung Schreck und Mitleiden erwecket. Der grösste Schnitzer wider die Regeln ist, wenn es episodisch ist, wie Herrn G.'s Cato. Gottsched verfeichte, erniedrige, mache Alles profaisch, was er übersetze. (Er giebt Beweise dafür durch Uebersetzung.) Gottscheds Prosa sei wie eine klare Wässeruppe ohne Fett und durchaus nicht französischer Stil, denn die Franzosen könnten das Prosaische in Versen nicht leiden, und die bedeutenden Männer, welche die französische Literatur bewunderten, verachteten deswegen auch mit Recht diesen falschen Französischen Stil Gottscheds und der Gottschedianer. Opitz, Wernicke und Haller seien fast die einzigen deutschen Dichter.

In der Fortsetzung des Erweises (1744), nennt sich Pyra mit Namen. Seine Feinde wollten sein Gedicht «Tempel der Dichtkunst» die Kühnheit büßen lassen. «Für ihre Drohungen, den Tempel der Dichtkunst zu stürzen, erzittere ich gar nicht. Ich gebe ihn wie alle übrigen Kleinigkeiten denselben gerne Preis. Schriften, die sich einmal in der Welt befinden, darf kein gescheuter Verfasser schützen, wenn sie wirklich Fehler haben. Es ist das ohnedem eine Arbeit, die ohngefähr im zwanzigsten Jahre ist ververtigt worden und von vermischtgem Geschmack ist, denn ich hatte damals erst angefangen, Bodmers und Breitingers Schriften zu lesen. Die undeutlichen Begriffe waren noch nicht ganz zerstreut, die ich aus der kritischen Dichtkunst (Gottsched's) eingefogen. Denn ich weiss es aus Erfahrung, dass sie nichts als eine verwirzte Furcht vor den Fehlern beibringt.» Er lobt seinen Rector Behrnauer, der ihn besonders auf die Alten aufmerksam gemacht. (Winckelmann konnte von seinem Lehrer, dem damaligen Corrector Christ. Tobias Damm dasselbe rühmen). Liscow wird mit dem Odysseus verglichen, der den Thersites zum Schweigen gebracht. Mit

Milton wird Camoens (entgegen Gottsched) bewundert. Schwächer ist Pyra in der Beurtheilung Gottscheds und der Schweizer hinsichtlich deren «Episoden» und Gottsched's Fabel der Dichtung, worin er diesem nicht Recht angedeihen lässt. Gerecht aber ist, wenn er hinzufügt und zugiebt: «die Leipziger wissen immer wohl die Regeln auswendig aber nicht den rechten Verstand und die Ausnahmen. Im Uebrigen gebe ich zu, dass die Leipziger Kritische Dichtkunst noch für Anfänger hätte dienlich sein können, einen historischen Begriff von der Dichtkunst zu bekommen. Breitinger und Bodmer würden sie schon völlig zurechte gebracht haben. Wenn er (Gottsched) sich nur nicht so wider diese gesetzt und die Gemüther irre gemacht hätte.» . . . «Wen die Dichtkunst nicht selbst, sondern nur ein Lehrbuch erleuchtet, der kann nicht ihr Priester sein. G. hat kaum Feuer genug zu einer Ode und will sich an ein Trauerspiel wagen.»

Er folgt dann Aristoteles, erkennt Joh. El. Schlegel als den besten der Gottschedianer an, wenn er auch die Hoheit und Stärke der grofsen älteren und neueren Dichter bei Weitem nicht erreicht habe. Es sei einem Poeten allemal rühmlicher zu reich als zu arm an Geist und Witz zu sein. Erbittert spricht er über Neukirch, den grössten Geschmacksverderber, den wir gehabt hätten. Wer. wisse nicht, was er mit dem Hofmannswaldauischen Theil geschadet! «Ich selbst habe ihn als Schüler über Alles geehrt. Seine Einsicht ist aber so schlecht als fein Geist. Denn erstlich verließ er sich fast rasender als Lohenstein und hernach fiel er blindlings fast so tief als Weise und bei seiner grossen Niedrigkeit wimmelt er doch von falschen Gedanken.»

Nach dem Jahr 1744 war Gottsched's Herrschaft gebrochen. Diese Schrift Pyra's, der im selben Jahre starb, war ein Schlag, dem man, neben den Anstrengungen der Schweizer, mehr als gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Erschütterung und den Niederbruch der Gottschedischen Macht zuschreiben muss.

Im nächsten Jahr löste sich von Gottsched der Kreis der Bremer Beiträge, dessen beliebte Mitglieder neue Recruten nicht ersetzten konnten.

Seitdem wurde das Leben Gottscheds ein fortgesetzter, siegloser, seit Klopstocks Auftreten immer vererblicher Kampf für die Erhaltung seines Ruhmes, in welchem er nicht blos die glänzenden fremden, sondern auch die eigenen Federn einbüßte.

Sein bester Bundesgenosse war bisher gewesen und blieb seine

Frau Louise Adelgunde Victorie, geborene Culmus (1713—1762), der heitere Geist der Gottschedischen Schule, bis der für sie so unselige literarische Kampf und, wie sie selbst oft hervorhebt, der Jammer über den schrecklichen siebenjährigen Krieg ihre letzten Jahre trübte und ihr Gemüth mit tiefem Kummer erfüllte. Frau Gottschedin, wie ihre Zeit sie nannte, war eine Zierde ihres Geschlechts. Eine geborene Danzigerin aus guter Familie hatte sie eine treffliche Erziehung gehabt, die bei der Verbindung zwischen Danzig und England sich auch auf die englische Sprache und Literatur erstreckte. Im Französischen war sie geübt und liebte es, darin zu schreiben, bis ihr Bräutigam sich dagegen erklärte. Später lernte sie noch Latein, auch etwas Griechisch. Musikalisch durchgebildet, von sicherem Tact, klaren Verstandes, heiteren Geistes, als Hausfrau so gewandt und thätig wie als Gehülfin ihres Mannes in literarischen Arbeiten, zwang sie auch später noch ihren Feinden Anerkennung ab. Sie war ursprünglich dem freieren englischen Geschmack mehr zugethan, übersetzte auch später Spectator und Guardian, verehrte Haller und blieb immer unbefangener als Gottsched. Um so schmerzlicher empfand sie den Streit mit den Schweizern, da sie ihres Mannes Schwächen besser fühlte und erkannte. Ihrer mannigfachen Uebersetzungen und kleineren eigenen Werke gilt es hier nicht besonders zu gedenken. Wirksam ward sie besonders durch ihren freien und klaren Stil, durch den sie für Lustspiele wohl jeden Nebenbuhler anfangs übertraf. Ihre Briefe sind reizend;*) die aus späteren Zeiten oft tief ergreifend.**)

*) Briefe der Frau L. A. V. Gottsched, herausgegeben von Dorothee Henriette von Runckel (1776).

**) 4 Monate vor ihrem Tode schrieb sie: Ich dichte nichts mehr und „der beste Fürst“ ist der Abschied meiner Muse gewesen. Ich bin zu alt, zu verdriesslich und vielleicht auch zu unfähig meine Muse die neueren Pfade gehen zu lehren. Geschmack, Styl, Versart, alles hat sich verändert und wer diesen nicht folgt, wird nicht glimpflich, nein grausam getadelt. . .

Am 4. März 1762, einen Monat später: Und wie sehnlich wünsche ich die Stunde meiner Auflösung schlagen zu hören! Fragen Sie nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Acht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen; und die mir durch meine eigene und hauptsächlich durch die allgemeine Noth und die erlittenen Kriegsdrangsalen so vieler Unschuldigen ausgepresst worden. —

Diese Frau erwartet noch das biographische Denkmal, welches sie verdient.

Sie zählen zu den besten, die wir im Deutschen besitzen, nach Ausdruck von Anmuth, Humor und Scherz. Stellenweise sind sie von einer weiblichen Feinheit, die den besten französischen Schriftstellerinnen nichts nachgiebt.

Auf Gottsched's Seite standen anfangs die Hülfschaaren dicht. Er hatte die sämmtlichen Verstandes- und Lehr-Poeten, das ganze gebildetere Weiseanerthum und die allgemeine zahlreiche Mittelmäßigkeit, dann überhaupt die Aufklärungsfreunde entschiedenen Schlages für sich; die Anhänger und Bewunderer der französischen Literatur mochten über seine und seiner Schüler Werke den Kopf schütteln, oder sie als pedantische Nachahmungen verlachen, aber seinen Grundsätzen stimmten sie entschieden bei. Viele waren so befangen in dem französischen Stile, dass sie gar nicht begriffen, was die Schweizer und Gottschedsfeinde eigentlich wollten, und namentlich von den älteren Anhängern der feineren französischen oder der gewöhnlichen Nützlichkeits- und Vernünftigkeitsrichtung sind nur wenige in den Geist seiner Widersacher eingedrungen. Ein Kästner als Mann der Gottschedischen Schule, ein Friedrich der Große, der im Geist der französischen Philosophie und Literatur sich erzogen hatte, mögen uns daran erinnern, dass es nicht blos gewöhnliche Geister waren, welche von den neuen Theorien, wie sie sich jetzt vordrängten, tiefe Schädigungen des glücklich errungenen Humanismus der Aufklärung befürchteten.

Was die engere Gottschedische Schule anbelangt, so war sie Anfangs mehr überrascht als erschrocken; sie stützte sich besonders auf die dramatischen Fortschritte, die man in den letzten zwei Decennien gemacht hatte, und glaubte Geister genug zu haben, die den nicht zur Schule gehörigen oder gar feindlichen Poeten die Spitze böten. Wunderbar war nun freilich, wie schnell die Lage sich änderte und wie schnell die Schule zusammenschmolz. Gottsched hatte seine Aufgabe erfüllt, Ordnung und Vernunft in das Gewirr gebracht und die Poesie durch das ernstere Drama und die feinere Komödie der Fremden bereichert. Jetzt war er abgewandelt und wurde verworfen. Seine Idee war zu Ende. Die frischen Kräfte sonderten sich von ihm ab und bildeten eigene selbständige Kreise, indem sie die neuen Ideen nutzten, welche jetzt die Strömung von England her auch nach Deutschland trug. Die Halben, welche im französischen Stile beharrten, trieben dabei allmälig hintenan; die Ent-

schiedenen, die sich voll dem englischen Geiste hingaben, kamen an die Spitze. Der Jüngling, welcher den deutschen Geist mit den kräftigsten neuen Ideen zu einen wußte, war dann der gesuchte Heros der neuen Poesie.

Gottsched's literarischer Lieutenant war Anfang der vierziger Jahre Joh. Joachim Schwabe (1714—84), der die «Belustigungen des Verstandes und Witzes» herausgab, ein Hauptkämpfer gegen die Schweizer, Pyra und Genossen, grob-witzig und resolut im Stil der Zeit. Eine plattere, gröbere Richtung verfolgte der Arzt und wäffrige Poet Daniel Wilhelm Triller (1695—1782) aus Erfurt, ein Reimer der alten Sorte (Herausgeber von Opitz' Werken). Die Schweizer kränkten ihn tief wegen seiner albernen Fabeln und er ward ihr erbitterter Feind, war aber stets ein trauriger Held der Gottschedischen Parthei, das Urbild der kläglichsten, poefielen Mittelmäßigkeit. Es ist interessant, wie Triller in seinen poetischen Betrachtungen (6 Bände 1755) noch in der alten Zeit wurzelt und z. B. Gryphius gegen Lohenstein erhebt und mit Canitz, Besser, Pietsch, Amthor u. s. w. zu thun hat. Er mengte sich in den Streit gegen Klopstock. Wie mußte diesem Kopfe die Sturm- und Drangperiode als Ende aller Dinge erscheinen. Für Gottsched warf sich im nächsten Decennium der junge Christoph Otto von Schönaich auf, in dem die Schule das zu finden hoffte, was die Schweizer in Klopstock gefunden hatten. Er wird später seine Stelle finden. Zu Gottsched hinüber stand auch anfangs die ganze Schaar, die sich seit 1744 als der Kreis der Bremer Beiträge von ihm und Schwabe loslöste und nun gleichsam ein selbständiges rechtes Centrum zwischen der Gottschedischen Rechten und Schweizerischen Linken bildete, neben welcher die Anacreontiker sich als eine besondere Parthei einreihten.

Doch haben wir vor diesen neuen Richtungen noch zwei Männer zu nennen, welche glücklicher Weise neben den Theoretikern als Poeten sich erhoben und trotz Gottsched und Bodmer dem Publicum einen Begriff von Anmuth und Würde der Dichtkunst beibrachten: Hagedorn und Haller.

4.

Hagedorn und Haller.

Zwei Männer, gelehrt, aber auch hoch gebildet, der eine sogar ein Wunder der Gelehrsamkeit; beide keine Poeten von Beruf; der eine viel zu leicht auf der Höhe der Zeitbildung sich bewegend, der andere viel zu genial, um von der Schulpedanterie sich einschnüren zu lassen! Beide sich ergänzend: Jener die Heiterkeit und der Humor selbst, der Dichter des epicuräischen Geniefsens; dieser ernst, grübelnd, zweifelnd, energisch nach dem Grossen und Erhabenen strebend; ein philosophischer Gedankenwälzer, der bald in den Tiefen des Lebens sich abringt, dann wieder in die Unendlichkeit sich auffschwingt, um im Ewigen und Unendlichen die Gottheit und in Gott die Ruhe und die Lösung all' seiner Zweifel zu finden. Jener, der Glätter in seiner Lebensdichtung, geliebt, verehrt, ja als Dichter gehätschelt, das Oel in der Poesie seiner Zeit; dieser, der Vertiefer, der Sturm, angestaunt, seinen Widersachern selbst der «Alpenriege». Beide, obwohl nur dichterische Talente von mehr Geschmack als Kräften,^{*)} die Poesie aus innerem Drange übend, der Lebemann im Stil des vornehm gebildeten Mannes, der die Dichtung als feinste Blüthe des Geistes liebt und übt; der grosse Gelehrte, um den energischsten und vollsten Ausdruck seiner Empfindungen zusammenzufassen. Beide bekannt mit den besten Mustern des Auslandes und dessen kritischen Fortschritten; beide als wahre dichterische Talente sich mehr nach den Mustern richtend, als dass sie Theorien schulmäßig in dichterische Praxis zu übertragen Lust gehabt hätten.

Friedrich von Hagedorn^{**) (1708—54)} ging aus dem Dichter-

^{*)} Hagedorn und Haller gegen einander verglichen. Schreiben Hallers an den Herrn von Gemmingen 1772.

^{**) Friedr. v. Hagedorn, geb. zu Hamburg 1708, flotter Student in Jena, wo, nach Lessing, der Carcer lange Zeit ihm als sein wirkliches Studirzimmer}

kreise des behäbigen, in seinen höheren Classen sich vielfach für Dichtung und Musik interessirenden Hamburg hervor. Hunold, Feind, Amthor, Wernicke, Richey waren Bekannte des Vaters, der leider starb, als Friedrich erst 15 Jahre alt war und die früher glücklichen Vermögensverhältnisse sich schlimmer gestaltet hatten. Schon als Gymnasiast, wo Richey zu seinen Lehrern gehörte, betheiligte sich Hagedorn mit ein paar Auffässen an den damaligen hamburgischen Wochenschriften; frühzeitig trieb er neben den Berufs- und classischen Studien neuere Sprachen. Schon 1729 gab er eine Gedichtsammlung heraus, die jedoch noch den alten, kritiklosen Stil verrieth, der die Dichter aus Weichmanns Sammlungen kennzeichnet. Dann aber, in den empfänglichsten Jahren, nachdem er eben als Dichter aufgetreten, gewann er durch seine Stellung bei der dänischen Gesandtschaft in London lebendige Einsicht in grosses Leben und in die englische Literatur. Was er in seinen französischen, englischen und lateinischen Dichtern bisher gelesen und gähnt hatte, konnte er jetzt wirklich sehen: hochgestellte, freie Geister mit der Lebensphilosophie jener Zeit, Reichthum mit Geschmack und Sinn für Literatur, Verachtung schwerfälliger Pedanterie, Verständigkeit, heitere Lebensanschauung mit eleganter Form, Feinheit und Witz, ein Neu-Horazwesen, zuhöchst in Pope bewundert, galt damals besonders. Es stimmte vollkommen zu Hagedorn's Anlage, der in diesen Anschauungen sich vollsog und darin bis an sein Ende beharrte, trotz deutschen Pedanten und kirchlichen Eiferern, auch trotz eines Klopstocks neuem Schwung. Eine heitere Lebensweisheit, die gegen die Uebel mit Spott oder Geduld sich waffnet, Verkündigung der Freude ward der Inhalt seiner eigenen Dichtung; reine Form voll Geschmeidigkeit und Eleganz sein Bestreben. Hagedorn's Anlage war nicht weit, aber sein Genügen darin machte einen befriedigenden, ganzen Eindruck; seine Philosophie nicht tief, aber es galt von ihr dasselbe; seine Phantasie ging nicht in's Grosse, war aber für alles Anmuthige empfänglich; sein Humor war vortrefflich; sein sprachliches Talent für Melodie und Rhythmus erschien damals einzig. Ein gutes Herz, ein klarer Verstand und weltmännischer Anstand, was Wunder, das er so entzückte und,

nützlich geworden sei; nach den Studien 1729—31 Secretär bei der dänischen Gesandtschaft in London; seit 1733 hatte er in seiner Vaterstadt das wenig mühevolle Amt eines Secretärs bei der englischen Handelsgesellschaft. Er starb 1754.

nachdem seine Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt geworden waren, er für längere Zeit eine so unbestrittene Geltung in der an grossen Vertretern noch armen deutschen Poesie gewann, wie wenige bessere Dichter sich rühmen können.

Bekannter wurde er ungefähr seit 1740. Da er sich von den Gottsched-Schweizer Streitigkeiten fern hielt und beide Partheien ihn unangetastet ließen — die Einen, weil er beim Reim blieb, die Andern, weil sie ihre freiere Auffassung bei ihm fanden — so bot er eine wahre Zuflucht für alle Freunde der Poesie, die sich behaglich an seinen Dichtungen erquicken konnten, ohne dass gegnerische wütende Angriffe und Verläumdungen gegen dieselben ihnen den ästhetischen Genuss verkümmerten.

Hagedorn war in so weit originell, als er aus seinem Wesen heraus dichtete und Alles, was er aufnahm, erst durch dieses hindurchgehen ließ und geistig verarbeitete. So machte er es zum Eigenen. Weiter freilich ist nichts Originelles zu finden; er war auch in keiner Weise darauf erpicht, den Schein davon zu haben. Fast für Alles hat er Vorbilder; dass in Wahrheit oft von einer Rivalität mit ihnen die Rede sein kann, darin besteht sein Ruhm.*)

Hagedorn's Satz in Bezug auf seine Fabeln und Erzählungen kann man ganz allgemein als sein Princip hinstellen: Man soll nachahmen, wie Boileau und Lafontaine nachgeahmt haben. Wie diese, wie Pope, den Horaz und sonstige Muster, wie Horaz wieder seine Griechen zum Vorbild genommen, so bemüht er sich, dasselbe zu thun. Er giebt uns — mit einem gewissen Stolz und vielleicht mit geheimer

*) Es mag hier seine Uebersetzung von einem Triolet Barchin's stehen, welches Menage: le roi des Triolets genannt hatte:

Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.
Le beau dessein, que je formai
Le premier jour du mois de Mai!
Je vous vis et je vous aimai.
Si ce dessein vous plut Silvie;
Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.

Der erste Tag im Monat Mai
Ist mir der glücklichste von allen.
Da sah ich und gestand dir frei,
Den ersten Tag im Monat Mai,
Dass dir mein Herz ergeben sei.
Wenn mein Geständniß dir gefallen,
So ist der erste Tag im Mai
Für mich der glücklichste von allen.

(1732.)

Wenn man erst so genau und schön zu übersetzen verstand, dann war man bis zum Niveau der Fremden gekommen. Eine originale Kraft, falls sie erstand, fand Technik und Material vor.

Eitelkeit wegen seiner ungemeinen Belebtheit — getreulich in Noten die Quellen zu seinen moralischen Gedichten, Epigrammen, Fabeln, Liedern und Erzählungen an, wie er denn beispielsweise bei seinem «Johann, der muntere Seifensieder» auf des Burcard Waldis Schuhflicker, auf eine Fabel Lafontaine's, auf den lustigen Blondeau in den Erzählungen von Perier, auch auf den hinkenden Teufel von Le Sage verweist. Er will verarbeiten wie Lafontaine und Pope. Meistens band er sich nicht genau an seine Muster; oft ließ er sich mehr davon anregen, als dass er übersetzte, wenngleich er auch dies, wie gezeigt, so meisterlich verstand, dass man schwerlich gewahrt, dass in vielen Gedichten einfach ein Umguss aus dem Englischen und Französischen, kein Original vorliegt und eine solche Uebersetzung wohl für ein altwäterliches, kerndeutsches Gedicht gehalten wird. Das Wichtige ist, dass seine ihm eigen angehörigen Gedichte mit jenen, in denen er sich an Andere anlehnt, auf gleicher Stufe stehen und dass durchgängig die letzteren durchaus deutsch verarbeitet sind.

Es gilt hier nicht seine sämmtlichen Muster und Vorbilder aufzuzählen, noch auch nur die hervorragenden Franzosen und Engländer genauer zu citiren, die Lafontaine, Lamotte, Chaulieu, Regnier, Swift, Prior, Gay, Pope u. s. w. nach denen er sich gerichtet und gedichtet hat. Genug, dass im Allgemeinen Horaz sein «Freund, sein Lehrer, sein Begleiter» ist und seine Satire bestimmt, dass die Fabeln und die Sinnlichkeit eines Lafontaine für seine Fabeln und Erzählungen zumeist die Vorbilder wurden und er sonst überall das seiner Natur Entsprechende aufnimmt. Im Allgemeinen gilt seine Vertheidigung Pope's, mit der nöthigen Einschränkung in doppelter Beziehung, von ihm selbst: «Aber der Charakter dieses vortrefflichen Poeten ist gewiss nicht in der gewöhnlichen Nachahmung zu suchen. Keiner ist reicher an eigenen neuen Gedanken, glücklicher im Ausdruck, edler in Gefinnungen. So gar seine Nachahmungen aus dem Horaz sind meisterhafte freie Originale. Er ist ein Muster der besten Nacheiferung und bekräftigt uns eine Wahrheit, die ich voritzt so verdeutschen möchte:

Wer nimmer sagen will, was man zuvor gesagt,
Der wagt, dies ist sein Loos, was niemand nach ihm wagt.“

Hagedorn gab in Erzählungen und Fabeln heiter lebendigen Stoff in einer, seiner Zeit voll entsprechenden, weil breit behaglichen,

geschwätzigen Form, die man anfangs als ein Wunder von Leichtigkeit und Eleganz anstautete. Gestalten, Handlungen, Leben und Regen in diesen Gedichten; das Ganze ganz hübsch gruppirt, lebendig und mit Humor behandelt, mit Moralspruch unterschrieben, Jedem verständlich in der gewöhnlichen Sphäre sich bewegend — das musste nach all' den Verstandesreimereien, Redensarten der Gelegenheitsdichtungen ohne Stoff, Oden und Verherrlichungen ohne Inhalt, Beschreibungen ohne Handlung, nach den, durch Gelehrsamkeit jeden Augenblick unverständigen gewohnten Poemen auf das grosse Publicum hinreissend wirken. Hier konnte man sich erholen, sich erfreuen: das war der Parnass für die Mittelschichten des Publicums. Mit Recht leben einige von Hagedorn's Dichtungen noch heute; so z. B. sein Johann, der muntere Seifensieder, das Hühnchen, welches den Diamanten fand u. A. Die Munterkeit, welche zuweilen an Frivolität streift, der satirische Humor, und bei allem Witz das behagliche Leben und Lebenlassen bei sicherer Weltkenntniß in seinen Gedichten, Satiren, Epigrammen u. s. w. musste auch feineren Geistern als die Quinteffenz des deutschen poetischen Epicuräismus erscheinen.

Am wichtigsten ward jedoch Hagedorn für unsere Dichtung durch seine Lyrik. Er beschloß die Aera Hofmannswaldau und hob die deutsche Lyrik auf das Niveau der Fremden. Er mag uns selbst über die Neuerung belehren, welche durch ihn kam. In der Vorrede zu seinen lyrischen Gedichten beginnt er damit, daß seine Oden und Gedichte nicht den erhabenen sondern den gefälligen Charakter erstrebten. Nicht blos Könige und Helden sondern, wie Horaz sage, auch «juvenum curas et libera vina referre» Liebe und Wein besingen lehre die Muse, Franzosen und Engländer hätten sich in dieser wahrscheinlich ältesten Art der Ode vorlängst hervorgethan.

Nach einer kurzen Uebersicht über die Troubadours, Erwähnung der deutschen Lieder des 13. Jahrhunderts, der französischen Chansonniers, der Italiener, Spanier und Engländer, nach einem kräftigen Lob altenglischer Balladen kommt er durch einen Blick auf die Mittlemäßigkeit neuerer englischer Lyrik zur Hauptfache.

Er führt Pope's und Swift's Satire dawider an. Dann citirt er den Guardian. Dort heifst es (im sechzehnten Stück) über die Liederdichtung: Ohne Zweifel ist die Ursache — daß man so viele läppische Werke in der Lyrik habe — grossentheils diese, daß man von den Eigenschaften solcher kleinen Gedichte keinen rechten Begriff

hat. Es ist wahr, sie erfordern eben keine Hoheit der Gedanken, noch eine besondere Fähigkeit, noch eine Kenntniß, die sehr weit geht. Hingegen erheischen sie eine genaue Kunstrichtigkeit, die größte Zärtlichkeit des Geschmacks, eine vollkommene Reinigkeit in der Schreibart, ein Silbenmaß, das vor allen andern leicht, angenehm und fließend ist, einen ungezwungenen zierlichen Schwung des Witzes und der Einfälle und zugleich einen einförmigen Entwurf voll natürlicher Einfalt. Größere Werke können nicht wohl ohne Unrichtigkeit und Fehler der Unachtsamkeit sein; aber ein Lied verliert allen Glanz, wenn es nicht mit äußerster Sorgfalt poliert und ausgeputzt wird. Der geringste Fehler desselben gleichet einem Flecken in einem Edelstein und benimmt ihm seinen ganzen Werth. Ein Lied ist gleichsam ein kleines Gemälde von Schmelzfarben, das alle feinen Ausdrücke des Pinfels, einen Glanz, eine Glätte und endlich diejenigen zarten vollkommenen Ausbildungen erfordert, die in größeren und solchen Figuren, welche von der Stärke und Kühnheit einer meisterhaften Hand ihre ganze Schönheit erhalten, überflüssig und übel angewandt sein würden . . . sie werden mich wohl keiner Schulfuchsferei beschuldigen, wenn ich ihnen melde, dass Sappho, Anakreon und Horaz in seinen kurzen lyrischen Gedichten Muster kleiner Oden und Liederchen sind. Sie werden finden, dass diese Alten in ihren Liedern gemeinlich nur Einen Gedanken ausführen und solchen bis zu einem gewissen Ziele treiben, ohne, wie es den neueren Dichtern von diesem Orden so gewöhnlich ist, durch Nebendinge aufgehalten oder unterbrochen zu werden und auf Abwege zu gerathen.» Die Franzosen werden sodann vom Guardian am meisten gelobt und als Muster hingestellt, während die englischen Dichter ein Lied meistens mit Materie überläufen. [Was der Guardian kurz bemerkt, dass die Franzosen oft Lieder und Sinngedichte mit einander verwechselten, macht Hagedorn viel Kopfzerbrechens; er kommt darüber nicht in's Klare; seine Unruhe in dieser Beziehung ist erklärlich, weil er selbst als witziger Kopf seine Hauptstärke in der epigrammatischen Lyrik hatte.]

Hagedorn röhmt Opitz, Fleming, Gryphius, Pietsch wegen guter Oden und einiger guter Lieder, ferner König, Besser, Philander von der Linde, den feuerreichen Günther u. A., welche Schoch, Schirmer, den ehrlichen Finkelthaus weit übertroffen hätten.

Wir können die Worte des Guardian direct auf die deutsche Lyrik übertragen; ihnen gemäß hat Hagedorn dieselbe geändert.

Er lehrte, dass auch für sie die Gesetze der Composition gälten, Geschlossenheit, Unterordnen des Mannigfaltigen unter die Einheit, und hat damit jene breite, prosaische, unausstehliche Grossmäuligkeit und jene Vershaspelei zu verbannen angefangen, die ebenfogut funfzehn, zwanzig Strophen wie fünf oder acht oder zwölf aneinanderhängte und ihre miserable Diction damit entschuldigte, dass es ja nur ein leichtes Gedicht sei. Ein kleines Kunstwerk voll Einheit, geschmackvoll, bis auf den letzten Punkt sauber ausgearbeitet, sprachlich rein, glänzend, voll Geist ward jetzt verlangt. Zur Theorie kam Hagedorn's Praxis als Beweis: langsam fing man an, zu begreifen.

In Hagedorn's Wein- und Liebesliedern gewahrten seine Zeitgenossen den Ausdruck einer Vollendung, welche Opitz und Fleming befeissen hätten, seitdem aber verloren gewesen wäre: echte Renaissance, antike Geistesstimmung in schön moderner Form. In der That zeigt uns Hagedorn's Lyrik eine classische Durchbildung, wie sie die Zeit vor Winckelmann eben kannte und welche, nebenbei bemerkt, so nichtig nicht war, wie man oft urtheilen hören kann. Bei den Franzosen, auch bei manchen Engländern hatte sich der classische Geschmack vielfach so weit durchgerungen — auch die platonische oder epicuräische Philosophie — so weit dies bei Fleiss, Lust und Liebe und Talent möglich war.

Uns Deutschen blühte dann allerdings der Ruhm, das Genie Winckelmann*) hervorzubringen, dem nach der Schulung der Franzosen und Engländer und durch Lippert, Oeser, Christ. L. v. Hagedorn, des Dichters jüngeren Bruder u. A. es gelang, sich über Alle auf die freie Höhe unbefangener Anschauung der classischen bildenden Kunst zu schwingen und der damit eine neue Einficht in die ganze Welt des Alterthums erschloß.

Hagedorn war Vielen seiner Zeit ein moderner Sokrates, Anakreon, Horaz. Und er hatte von dem Geist seiner Weisheit redenden, Wein und Liebe singenden Vorgänger des Alterthums etwas in sich. Der Sänger von «Du braufender und frischer Most, du gährend Mark der milden Reben» — hob den Pokal voll Freuden, liebte den Scherz, die Gefelligkeit und die heitere Urbanität und gab nichts auf das profanum vulgus. Sokratisch heiter im französischen Stil, in eben

*) Carl Justi: Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Leipzig 1866.

demselben nachsichtig gegen das Freundlich-Ueppige, ja Freund davon — wie er denn in engeren Kreisen auch über das Maafs zu gehen liebte, das er sich für die Oeffentlichkeit gesteckt hatte —, Feind alles Düsteren, Harten und Herben, voll natürlicher Hinneigung zum Anmuthig-Schönen war und lebte er, was er dichtete. Dichterische Mache war ihm fremd.

Ein ganzes Heer von Anakreontikern ist ihm und seinen französischen Mustern gefolgt; die meisten natürlich mit der ganzen Kläglichkeit der Nachahmung. Wenn der feingebildete Kenner gesellschaftlichen Lebens im Kreise seiner wohlhabenden Hamburger Freunde die Freuden der Geselligkeit oder die Lust an Harvstehude mit horazischem Behagen pries, wenn er forgenlos durch eine zwar nicht bedeutende aber immerhin gesicherte Stellung und heiter seinem Epicuräismus Ausdruck gab in freieren Liedern, wer hörte ihn dann nicht gern? Aber das Schreckliche blieb nicht aus, dass Haufen von weniger begabten Söhnen der Muse und Freunden von Wein und von der Liebe welche deren bessere Sorten nicht kannten und mit einer Weisheit ausgerüstet waren, die grade zu einer anständigen oder auch nicht anständigen Uebersetzung von ihren lateinischen und griechischen Lyrikern hinreichte, dass diese, Hagedorn nachahmend, begannen, anakreontische Gefühle zu hegen und die Leyer des Sängers von Teos oder des Freundes von Maecen zu schlagen.

Mehreren freilich gelang es, sich neben Hagedorn zu stellen und die classische Richtung in dieser Lyrik eigenthümlich zu entwickeln.

Ein Wort Haller's, aus jener Zeit heraus (in seinem Tagebuch 1746), mag uns auf die tiefere Strömung hinweisen, die diese neuen sogenannten anakreontischen Wellen erregte und bedeutende Wirkungen hervorbrachte.

Er sagt: Pope in seinem Versuch über den Menschen verdeckt unter angenehmen Blumen ein gefährliches Gift. Seine Absicht geht dahin, dem natürlichen Triebe oder Instincte das Wort zu reden. Und der allgemeine Satz, das Alles, was ist, gut sei, streitet sowohl mit der Vernunft als mit der Offenbarung.

«Was ist, ist gut!» Der Gegensatz jener dogmatischen Lehre, dass das Irdische von Uebel sei. Eine immer wiederkehrende Zuflucht für lebensfreudige Sceptiker, von der aus man in Ehrfurcht vor der waltenden Macht seinen schuldigen Tribut bringt und allen weiteren dogmatischen Forderungen und unbequemen Geboten ein Schnippchen

schlagen kann — damit aber auch ein von Zeit zu Zeit nöthiger Regulator derselben.

Der Trieb nach einer schönen, freien unverketzerten Menschlichkeit erwachte stärker; man fand die Vorbilder einer schönen Natürlichkeit jetzt mit richtigerem Verständnifs am freiesten bei den Griechen; einmal in dieser Strömung nach dem Menschlich-Natürlichen musste überhaupt der griechische Einfluss in Philosophie und Literatur über die Horaz, Virgil, Seneca, Cicero u. s. w. siegen und wieder gegen die echte Renaissance hindrängen.

Hagedorn ward ein Führer, doch blieb er selbst, ähnlich wie sein Bruder in der bildenden Kunst, noch in jener manieristisch-classischen Stimmung der Chaulieu und Pope.

Es gelang Hagedorn, seinem oben genannten Princip in der Lyrik nachzukommen. Er ist darin gedrängt; seine Sprache rhythmisch und melodiös. Form und Inhalt sind zusammen geworden; der Inhalt ist nicht ein in Verse übersetzter Gedanke. Tiefe Leidenschaft hat er auch in der Lyrik nicht; das Anmuthige und Heitere und Französisch-Epigrammatische herrscht. Im leichten Spott über den Weltlauf, im keckeren oder zarteren Sang von der Liebe, im Preis des Weines, der Gefälligkeit, der Freude^{*)}), im Vergnügen an der Naturschönheit, für die er ein feines finniges Auge und die Frische englischer Dichter hat, im Lob der Ungebundenheit, deretwegen er schon die Zigeuner besingt, in Allem zeigt er die gleiche heitere Meisterschaft. Manchmal wird man unwillkürlich an Beranger erinnert — ein Zeugniß, wie treu sich im französischen Volke jene Lyrik als national erhalten, die Hagedorn mit ihrer Lustigkeit, Leichtigkeit und ihren Schlagwörtern des Refrains vom Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Frankreich bei uns einführte. Hagedorn ist gefühlvoll, doch hat er noch keine Spur von der Sentimentalität der nachfolgenden Epoche. Auch sein gefühlvollstes Gedicht, die in der Krankheit gedichtete Ode an den Schlaf hat zum Schluss noch eine scherzend-rührende Wendung.^{**)}

^{*)} Der Cultus der Freude beginnt jetzt. „Freude, Göttin edler Herzen“, hebt die Ode bei Hagedorn an. Bei Uz kommen höhere Accorde in dem Hymnus: „Freude, Königin der Weisen, die mit Blumen um ihr Haupt“ u. s. w. Schillers Hymne macht den Abschluß: „Freude schöner Götterfunken“.

^{**)} Egmont-Hagedorn könnte man sagen:

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein güldner Schlaf?

Haller fasste (Haller und Hagedorn gegeneinander verglichen) Hagedorn's Verdienste folgendermaassen zusammen: «Die Fröhlichkeit und Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine grosse Aehnlichkeit in der feinen Auspolirung der Verse, worin wenige, auch seit unsern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satyre und in der Kenntniß des gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der Glückseligkeit und dem Freunde vorzuziehen sei. Hagedorn schrieb rein wie Boileau und scharfsinnig wie Horaz.»

Von den Streitigkeiten Gottsched's und der Schweizer hielt sich Hagedorn gleich Haller fern. Er entschuldigte sich damit, daß er kein Gelehrter sei und dafür die beruhigende Erlaubniß habe, bei den Spaltungen und Fehden der Gelehrsamkeit nichts zu entscheiden. Hallers Worte kennzeichnen genug: Er war der wäffrigen Dichtung nicht günstig und lebte mit Bodmer in Freundschaft. Der neue Schwung, der in den hexametrischen Versuchen herrschte, däuchte ihm eine Neuerung, wie er Hallern oft verworren und gezwungen vorkam. Er blieb beim Reim und schätzte das Lehrgedicht, in welchem eins

An dem ich sonst die Gröfsesten der Erde
Weit übertraf.
Du haſt mich oft an Waffern und an Büſchen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beſſrer Raſt erfrischen,
Als mir voritzt der weiche Pfühl erheitlt.

Er ſchliefſt nach einem Blick in die Vergangenheit, wo er hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren, ohne Ehrſucht, für alle Welt, nur nicht für Phyllis todt, von Winden und Wellen eingewiegt, an den Ufern der Themſe, Saale und Elbe geschlummert habe:

Mein alter Freund, mein Schlaf erscheine wieder!
Wie wünsch ich dich!
Du Sohn der Nacht! o breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlaſſ dasfür den Wuchrer, ihn zu ſtrafen,
Den Trug ergetzt,
Hingegen laſſ den wahren Codrus ſchlafen,
Der immer reimt und immer überſetzt.

seiner Hauptmuſter, Pope, den grösften Ruhm erworben hatte, den er, der Mann der älteren Zeiten gegen Klopstocks, für ihn überſchwängliche Gestaltungen nicht einzutauschen Lust gehabt hätte. Das verschwommene Odenwesen mit den modischen Undeutlichkeiten pin-darischer Nachahmung und der Wortverſetzung entzückte ihn, den Zögling der Franzosen und Pope's ebenſowenig. Wufste er gleich das Verdienſtliche der seit 1748 ſich erhebenden Klopstockschen Richtung zu ſchätzen, fo blieb er doch ruhig in feiner Sphäre, in der er volle Befriedigung fühlte.

Sein Briefwechsel zeigt ihn in literarischem Privatverkehr in gleicher Liebenswürdigkeit wie seine übrigen Schriften, festhaltend am Mittelmaſs. So klagt er ſchon 1741, dass Leipziger und Schweizer ſich gegeneitig fo lächerlich machten; ſie hätten beide ihre Verdienſte und keiner habe allein Recht. Für Glover's Leonidas iſt er fehr eingenommen. «Den Petrarch, Taffo, Marino habe ich vorlängſt gelesen, ja fogar den Ariost. Aber nicht nur Pope, fondern ſchon Boileau haben mir einen Ekel wider jene erweckt, weil ich in ihnen mehr Figuren als Natur angetroffen habe.» Der echte Kritiker dieser Aufklärung!

In vielfachem Gegensatz zu ihm stand und wirkte fein Zeit- und Altersgenoſſe Albrecht von Haller^{*)} (1708—1777).

Der merkwürdige Mann hatte als Knabe ſich an Lohensteins Dichtung entzündet; dann hatte Brockes ihn eingenommen. In jenem, wie in diesem, dort hinter allem Bombast und der unnatürlichen Geſchrobenheit, hier zwischen den breiten Ausmalereien konnte er einen Zug in's Groſſe finden, der ihm eigenthümlich war. Nachahmend ſchrieb er eine Unzahl von Gedichten, die er aber, bis auf wenige, in demfelben Jahre, wo Hagedorn feine Erſtlinge herausgab,

^{*)} Albrecht Haller, geb. 1708 zu Bern, als Knabe ein früh reger, wenig verstandener Geiſt, verlor im dreizehnnten Jahre ſeinen Vater, erwarb ſich ſchon als Jüngling die mannigfachsten Kenntniffe. 1723 ging er als Student der Medicin nach Tübingen, 1725 nach Leyden, ward 1727 zum Doctor promovirt, beſuchte London und Paris, ſtudirte dann weiter in Basel. 1728 machte er zu botanischen Studien mit Joh. Geſner eine groſſe Alpenreife. 1729 ließ er ſich als Arzt in Bern nieder, von wo er 1736 als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik nach Göttingen berufen ward. Bald errang er in feinen Wissenschaften europäische Berühmtheit. 1749 ward er geadelt. 1753 kehrte er als Amman nach Bern zurück, wo er als Staatsmann bis an sein Lebensende 1777 wirkte.

verbrannte: Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte und was es war. Als hohes Vorbild — sagt er in «Haller und Hagedorn» — zumeist in Virgil erblickt, schwebte ihm vor eine Erhabenheit, die sich niemals herunterliess, wie ein Adler in der oberen Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Malerei, am Ausdruck nichts ungefeilt ließ. Er fand es nirgends ganz erreicht; er fühlte seine Kraft für die volle Ausführung selbst ungenügend, aber schon, dass er ein solches Ziel in seinen Träumen vor sich sah und danach strebte, ward für unsere Dichtung von der höchsten Bedeutung. Seine Reise nach England hatte auf ihn, wie auf Hagedorn den wichtigsten Einfluss.^{*)} In der Philosophie, Naturwissenschaft (Newton † 1727) und Literatur musste der freie und glänzende Geist Englands in gleicher Weise auf den begabten Jüngling wirken. In Bezug auf die Literatur sagt er von sich und Hagedorn: «Wir fühlten, dass man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bisher gesagt hatte; wir sahen, dass philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.»

Für den leichten frohsinnigen Epicuräismus zu ernst strebend und zu tief angelegt, in dieser ernsten Anlage durch seinen Beruf als Arzt noch besonders an die Leiden dieses Lebens gemahnt, warf sich Haller voll Unruhe auf Probleme, wie sie seit Leibnitz, seit Locke und Shaftesbury die Gemüther auch in weiteren Kreisen nach den verschiedensten Seiten in Spannung erhielten.

Man kann diese Fragen nach Glück, Leiden, Gerechtigkeit des Schicksals kurz als die nach der besten Welt bezeichnen. Die Engländer (Toland, Mandeville u. A.) überboten an Sceptik und vollfaßtiger Rücksichtslosigkeit noch die Franzosen. Haller nennt die Professoren Stähelin und Drollingen, die ihn während seines Aufenthaltes in Basel zu einem Wettkampf gereizt hätten mit den englischen Dichtern, von denen er «die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtkunst angenommen» hatte. Die philosophischen Dichter, sagt er, deren Gröfse ich bewunderte, verdrangen bald bei mir das Geblähte und aufgedunsene Wesen des Lohensteins, der auf Metaphoren, wie auf leichten Blasen schwimmt.^{*)} Sein Ziel ward leere

^{*)} 1726 ging auch der aus der Bastille geflüchtete Voltaire nach England und studirte drei Jahre lang englische Literatur und Philosophie.

^{*)} Vorrede zur vierten Auflage der Gedichte.

Zeilen unnachsichtlich zu verbannen. «Ein Dichter muss Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander häufen, oder gewärtig sein, dass man ihn weglegt.» So fehen wir auch bei Haller die Engländer, besonders Pope als Vorbild.

Sein Stolz war in der ersten Auflage seiner Gedichte, dass er die Welt nicht mit Vielem beschwere, gleichwohl etliche Wahrheiten sage und daneben nichts Unreines noch Anzügliches in seine Feder habe kommen lassen.

Im Jahre 1732 trat er mit seinen Gedichten in die Oeffentlichkeit — die wichtigsten sind alle vor dem dreissigsten Jahre geschrieben —, Weniges aber so Ungewöhnliches, Gewichtiges, Grosses bietetend, dass er für den Kenner augenblicklich aus dem Schwarm wie ein Phänomen hervorragte. Mit seinem Ruhm als Gelehrter mehrte sich natürlich der Einfluss und Ruhm seiner Poesie.

Eine geistige Kraft und Kühnheit, eine leidenschaftliche Energie, Macht der Schilderung und Gedrängtheit der Sprache zeigten sich darin, wie man in dieser Weise noch nicht kannte. Das Gedanken-hafte trat allerdings zu sehr vor; Haller lehrte und schulmeisterte nicht, er gab mehr leidenschaftliche Reflexionen und Selbstgespräche und betrat dadurch das Gebiet der Dichtung, aber es drang nicht zu der poetischen Erkenntniß durch, die dem trocknen Gottsched hinsichtlich des Lehrgedichts klar ward, dass diesem eine Fabel im Aristotelischen Sinn, d. h. eine nach Anfang, Mitte und Ende entsprechende Handlung fehle, dass es dieselbe nöthig habe, um sich selbstständig als Dichtung loszulösen. Haller hatte wohl ein Gefühl dafür, blieb aber auf halbem Wege stehen. Sein Bemühen ward bis Schiller maßgebend. Wie lange hat selbst dieser, sein grosser dichterischer Nachfolger auf diesem Gebiete, sich ähnlich in der philosophischen Dichtung abgerungen und demselben das nur Mögliche abgezwungen, bis er durch Göthe zur reiferen Einsicht kam! — Hätte Haller schon sich von den Fehlern der Ideendichtung freier machen können, wie hätte er dann gegen Klopstocks Schwächen ein Gegengewicht zu leisten vermocht!

Dreissig und einige Gedichte sind es im Ganzen, die Haller in seine Sammlung aufgenommen hat: ein dünnes Bändchen. Ein beschreibendes Gedicht, mehrere philosophische und satirische, einige Gelegenheitsgedichte, einige Oden und etliche Cantaten bilden den Inhalt.

Das berühmteste Gedicht ist das beschreibende «die Alpen»^{*)}, welches den Dichter neben die besten fremden Dichter stellte. Ein Werk, würdig seines Ruhms, innerhalb der Hallerschen Eigenthümlichkeit — die sächsischen Sprachrichter hatten natürlich an seinem Schweizerdeutsch viel auszusetzen — trefflich in der Form, der Inhalt von höchster Bedeutung. Man vermutet gewöhnlich darin eine Beschreibung des Hochgebirges, eine landschaftliche Malerei. Diese tritt aber zurück gegen die Schilderung des Volkslebens; nur gegen Schluss drängt sie sich stark und nicht zum Vortheil für die einheitliche Gestaltung ein. In der Hauptsache ist mit richtigem Gefühl ein sicherer Verlauf angestrebt, wodurch das Gedicht, jenen schildernden Theil ausgenommen, so viel Einheit bekommt. Der Dichter hält einer üppigen, aber nicht glücklich machenden Uebercultur die Sitteneinfalt und Zufriedenheit der goldenen Zeit vor und weist diese im Alpenvolk als vorhanden. Wie es arm, thätig, kräftig, heiter, naturgemäß lebt, das wird Gegenstand seiner Betrachtung. Er schildert uns dessen Leben nach Arbeit und Freuden; die Spiele der starken Männer, Steinstoss, Ringkampf, Schützenfreude, Reigentanz, alle die Freuden der fogenannten Bergfeste leiten ein. Eine glühende Schilderung der naturgemäß sich äussernden Liebe der schönen, blühenden Jünglinge und Jungfrauen schliesst sich daran — in feuriger Zärtlichkeit und kräftigem Ausdruck höchst revolutionär gegen die bestehenden Anschauungen und Gebote und gegen den Zwang, wo Gunst für Geld erheirathet wird, Ehrfucht, Staatsfucht herrscht, wo man nicht für sich, sondern für die Väter liebt, wo falsche Zucht die süfsesten Regungen fesselt und den Affen der wahren Keuschheit der Hochmuth Qual macht. — Nun bekommen wir die Anschauung von der Arbeit des Volks: Der Auszug auf die Almen, die Thätigkeit des Hirtenlebens, die Mähezeit, Herbstfreuden, Rückkehr in's Thal, die Ergötzungen des Winters, wie ein Wetterkundiger seine Erfahrungen mittheilt, die Jugend

^{*)} Neunundvierzig Strophen zu zehn Versen, gedichtet 1729, also mit einundzwanzig Jahren nach den Eindrücken der grossen Alpenreise, die er das Jahr vorher zu botanischen Studien gemacht hatte. Bemerkenswerth ist aus der Vorrede für die Technik: Die zehnsilbigen Strophen, die ich brauchte, zwangen mich so viel besondere Gemälde zu machen, als ihrer selbst waren und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehn Linien zu beschließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, dass die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muss, machte mir die Arbeit noch schwerer.

ihre schlichten, aber liebeheissen Lieder dichtet und singt, ein Greis von Schlachten erzählt, ein anderer, ein lebendiges Gesetz, der Freiheit Werth, den Nutzen der Gütergleichheit, den Druck der Despotie, die That eines Tell*), den Werth der Eintracht lehrt, ein Dritter die Kräfte der Schweizer - Natur und ihre Schönheit erklärt. (Hieran knüpft der Dichter die Schilderungen aus Gebirg und Flora, in richtiger Verbindung, aber oft zu breit malend.) Seht ein solches Volk, ruft er, verblendete Sterbliche! Ihr darbt und forgt bei all' euer Pracht. Jenes lacht bei Müh und Arbeit. Bosheit, Verrath und Laster wohnen in den grofsen Städten; Neid, Eigennutz herrschen; ein wilder Fürst spielt mit seiner Diener Rümpfen, sein Purpur von lauem Bürgerblut gefärbt. Dort bei dem Volk der Berge und Thäler wohnt das Glück, waltet die Natur und herrscht der Seelenfriede!

Auf die Wucht solcher Ideen und Theorien, die dichterisch zu Allen getragen und verständlich gemacht waren, des Näheren einzugehen ist nicht nöthig. Es waren grosse Ideen, es war die neue Lehre, welche in dem Jahrhundert siegen sollte: im Ganzen einfach aber in der grössten Bestimmtheit, in kurzen, kräftigen Zügen, gesund, feurig ausgesprochen, noch frei von der kommenden Sentimentalität und den Verirrungen und Verwirrungen, wie wir sie zu höchst und am gewaltigsten wirkend bei Hallers schweizerischem Landsmann, dem Bürger von Genf, J. J. Rousseau**) ausgebildet sehen.

Die Fehler von Lohenstein und Brockes find in den Alpen noch nicht ganz getilgt, besagen aber nicht viel gegen die Vorzüge. Lohensteins Einfluss, auf den Haller selbst hinweist, zeigt sich noch besonders in der Verwendung der schmückenden und erklärenden Beiörter, in denen er oft des Guten zu viel thut. Die Ausmalerei eines Brockes

*) In späteren Auflagen:

Lehrt wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frist,
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch das heute noch Europens Hälften trägt
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt.

***) Haller's spätere Kritiken über J. J. Rousseau mögen unter den kurzen die besten sein.

tritt nur stellenweise übermäßig vor. Die Hauptverse geben echte poetische Anschauungen in der knappsten Form*).

Man hat darauf hingewiesen, dass die Idyllendichtung durch die Alpen neuen Anstoß bekommen. Aber mehr hat diese characterisirende, auf Realität beruhende Schilderung und das Gefühl für das Volksleben mit seiner Liebe und Einficht gewirkt; einen Justus Möser und dessen Patriotischen Phantasien war hier schon das Vorbild gegeben. Nichts von dem oberflächlich-schnellen Urtheil und Stab-brechen über eigenthümliche Sitten oder kurzweg sogenannte Unsitten in dem Gedicht: das Gegentheil. Sitte, die mit der Natur als stimmend angesehen wird, wird gegen flache Verächter und gegen Moralisten erhoben und das Naturevangelium, je nachdem, bald mit Trotz, bald zärtlich, immer feurig gepredigt. Der Versuch, grofsartige Naturschönheiten**) in wenigen grossen Linien wiederzugeben, die Originalität der Behandlung nach der Hauptfache, die dichterische Gröfse, der Republicaner-Stolz eines Mannes, der in Wahrheit auf sein Volk stolz zu sein das Recht hatte — alles dies macht die Alpen zu einem der wichtigsten Gedichte in unserer Literatur. Hier war wenig Phrase, eine Fülle von Geist und Character mit energisch überströmender Wirkung, sobald man sich ihm hingab. Die Tiefen und die Fernsichten waren gewaltig; die Anregungen deshalb so gross; um so kürzer der Dichter, um so mehr zwang er zur Selbstthätigkeit.

*) Gemsjagd z. B. schildern die Verse:

Sobald der Himmel graut und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und ruft dem Felsenkind:
Da setzt ein schüchtern Gems beflügelt durch den Schrecken
Durch den entfernen Raum gespaltner Felsen fort:
Dort kürzt ein mördrisch Blei den Lauf von schnellen Böcken. . . .

**) Schilderung des berühmten Staubbachs, über welchen viel kritischer Lärm gemacht wurde:

Der dick-beschäumte Fluss dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwiebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fliessen,
Die aus den Wolken flihn und sich in Wolken giessen.

Die sogenannten moralischen Gedichte hob Haller's leidenschaftlicher, grosser Geist gleichfalls weit über das Niveau zu philosophischen Gedichten. Seine Satiren, wie seine ethischen Betrachtungen überhaupt, hatten einen Stil, den auch der Stumpfe bald von der gewohnten Weisheit und Ironie und Satire der meisten Nebenbuhler unterscheiden musste. Es war weder die horazische spöttische Gemüthlichkeit und halb blasirte, vornehme Gelassenheit, noch jene breite poetische Lehr-, Strafrednerei und Schimpferei, welche die Kanzelmoral, Horaz und Juvenal zu vereinen suchte. Sein Auffschwung war grandios, so hoch, wie sein Jammer, seine Zweifel in die Tiefe gingen, seine Satire bitter ernst; man fand gleich mehr den Juvenal als den Horaz darin. In Allem schlug das Feuer eines innerlich sich in verzehrender Leidenschaft abkämpfenden grossen Geistes fengend vor. Man merkte die vulcanische, leicht gefährliche Natur, und die Mittelmässigkeit schaarte sich unwillkürliche gegen ihn, wie er dieses auch im äufseren Leben als Arzt in Bern zu empfinden hatte, wo er sich Jahre lang vergebens um eine Anstellung bemühte. Die Rechtgläubigkeit schüttelte den Kopf über einen Dichter, der so Aberglauben und Unglauben besprach und ausrief: Genug, es ist ein Gott! es ruft es die Natur —; selbst die Halbphilosophen bekamen Herzklopfen über die Kühnheit, womit er die menschlichen Schwächen und Schäden aufdeckte, und selbst sie, geschweige die Menge, wurden scheu und fühlten sich doch nicht ganz wohl, wenn er Gott apostrophirte, wie z. B. in dem Gedicht über den Ursprung des Uebels.*)

*) Das Gedicht ist auch äusserlich wichtig, weil Haller eine äussere Anlehnung zu geben sucht, die Schiller im Spaziergang ausführlicher gab. Der Dichter überschaut in grossartigem landschaftlichen Umblick seine Heimath, von den blauen Schatten des Juras bis zu des Wetterhorns nie beflogenem Gipfel. Er schildert die idyllische Landschaft vor sich; dann Sonnenuntergang; nachdem die Dämmerung hereingebrochen, senken sich auch Schatten über seine Seele. Er sieht die innere Welt, der Hölle gleich, wo Qual und Laster herrschen, voll nagender Begierden, falscher Hoffnung, eingebildeter Ruh und wahrer Schmerzen; auf der Lüste wilder See schwankt der Nachen; umsonst hält Vernunft das schwache Steuer. Ein Leben in Feindschaft mit Gott, dann Tod, mit welcher Ausicht in welche Schrecken? Ein Fluch gegen Menschsein bricht aus dem Menschen. Was hat Gott gewollt, der Güte, Gnade, Langmuth ist? dessen Rathschluss aber niemand erkennen kann?

O Vater! Rach und Hass sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud an unsren Schmerzen,

Gofs Haller auch poetisch nach den Zweifeln Oel auf die Sturmwogen, so kam doch die Beruhigung nicht in Betracht gegen die Erregung und die Erschütterung.

Das «unvollkommene Gedicht über die Ewigkeit» gehört zum Erhabensten in unserer Dichtung. Der Anfang desselben, wie der Dichter in den hohlen Felsen wandert, wo im Gesträuch verirrt ein trauriges Geschwärz einsamer Vögel schwirret, wo matte Bäche in dünnen Angern fliessen und den verlorenen Strom in öde Sümpfe giessen, wo das erftorbene Gefild, die Grausenvollen Gründe ein Bild der Ewigkeit geben, wo der Schatten des Freundes vor den Sinnen schwebt, ihn selbst aber die Ewigkeit mit starken Armen festhält — wer merkt nicht, welchen jüngeren Dichter dies später befeuert hat! Die nun folgende Schilderung der Ewigkeit und des unendlichen Weltraumes und Gottes Gröfse klang bis über Tiedge's Urania hinaus nach. Wenn doch nur unsere jetzigen jungen Dichter an solchen Vorbildern ihre Phantasie üben wollten! Was Klopstock und Schiller so grofsen Nutzen gebracht, würde ihnen gewisslich nicht schaden.

Haller's lyrische Gedichte, so wenig sie volle lyrische Freiheit gewannen, und so fehr sie auch in der Reflexion gebunden blieben, übten in ihrer Art eine ähnliche Wirkung. Es sind ihrer wenige. Die berühmtesten jenes die Liebesgluth schildernde: Doris (1730) und die Trauerode*) beim Absterben seiner geliebten Mariane (1736). Wie viel Flammen haben sich an dem Feuer in Doris entzündet! Wie viel Seufzer haben denen in der Klage über Mariane mit Worten

Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hiefest Wesen sein, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fliesst,
Schien dir noch feliger, sobald sie sich ergiesst.
Wie dafs, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riss im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegen lief?
Doch wo gerath ich hin? wo werd ich hingerissen,
Gott fordert ja von uns zu thun und nicht zu wissen

Dichtungen im Geiste Schopenhauer's wären, wie man sieht, nicht ganz neu.

*) Schiller: über naive und sentimentalische Dichtung. Es ist Schade, dass Schiller so kurz über Haller ist, dessen Anregungen er sehr viel verdankt.

nachzuringen sich bemüht! Doris wurde zu einer Art Manifest der feurigeren Liebhaber.*.) Man lernte daraus Gluthen der Liebe, die man sonst gewöhnlich nur neckisch oder das zarte Gefühl verletzend dargestellt hatte, durch Leidenschaft adeln.

Haller konnte feiner ganzen Natur nach nicht so populär werden wie etwa Hagedorn. Nicht für die Masse, aber für die Auserleseneren ward er so wichtig; so wenig er verhältnismässig der Quantität nach gab, so schwerwiegend war die Qualität. Die Grösse und Kühnheit der Ideen, die Leidenschaftlichkeit und Kürze des Ausdrucks, die Bestimmtheit und Sicherheit die überall einen außerordentlichen Geist verräth, die Art und Weise seine Empfindungen auszusprechen — Alles dies gab den feurigeren poetischen Gemüthern und den Grösse liebenden Geistern nachhaltigsten Anstoß. Er hob das moralisirende Gedicht zum philosophischen; er hatte Feuer, Kraft, Kühnheit. Bei ihm zuerst ist jene Straffheit und an die Antike gemahnende Strenge in Anschauung und Form, jene oft grossartig republicanische Strenge, die nun auch bei den deutschen Dichtern durchbricht. Noch bei Schiller ist der direkte Einfluss Haller's mehr, als man gewöhnlich annimmt, nachweisbar.**)

*) In Weise: „die Poeten nach der Mode“, dichtet Reimreich:

Wenn du nur erstlich wirst empfinden,
Wie schön es ist, sich zu verbinden,
Und überhaupt die Liebe sei:
So sollst du mir gewisslich sagen:
Ach! warum strich in vor'gen Tagen
Mir ohne sie die Zeit vorbei!

Henriette: Wie elend, wie glatt, wie kalt! Wenn ich einem Mädchen an ihrer Stelle das hätte vorsagen wollen, wissen Sie, wie ich es würde ausgedrückt haben?

(Mit der äußersten Zärtlichkeit)

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht!
Du foderteft von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die dein Herz müffig zugebracht.

Henriette verspottet Reimreich, als dieser über den Vers in Entzücken ausbricht und erzählt ihm, dass der Vers aus Haller's *Doris* sei. Vorher hat er über Haller gerufen: Fy! Eine Ode von dem Alpenriesen? Die mag schön sein! Haben Sie denn noch nicht meine Satiren auf ihn gelesen?

**) Manche Zuströme der Schiller'schen Dichtung fliessen aus den grossartigen, durch ihre Rauhheit weniger bekannten Regionen des Alpenriesen. Der Lemecke, *Geschichte der deutschen Dichtung*.

Haller's unausgemünzte Gedankenbarren konnten auf lange im Einzelnen Andern zum Ausmünzen dienen und könnten es in manchen Beziehungen noch heute. (Seine Kritiken für die philosophische und schöne Literatur von 1745—77 geben die interessanteste Ausbeute zu seiner und der ganzen Zeit Beurtheilung.)

junge Arzt war durch sein Studium auf den großen Arzt Haller hingewiesen. In einigen Fällen ist die Anlehnung Schiller's überraschend und wird zur Nachdichtung, allerdings der schönsten Art, durch welche der Gedanke erst voll schön in die künstlerische Erscheinung tritt. Als Beispiel wähle man Haller's Gedicht *Aberglauben und Unglauben*, beiläufig bemerkt, mit 21 Jahren gedichtet. Dort erhebt Haller den Verstand des Menschen:

Sein flüchtig Denken ist kaum von der Welt umschränket,
Was nimmer möglich schien, hat doch sein Witz vollbracht,
Und durch die Sternen-Welt sich einen Weg erdacht.
Dem majestätschen Gang von tausend neuen Sonnen
Ist lange vom Hugen die Rennbahn ausgesonnen,
Er hat ihr Maass bestimmt, den Körper umgespannt,
Die Fernen abgezählt und ihren Kreis umrannt.
Ein forschender Colomb, Gebieter von dem Winde,
Befegelt neue Meer, umschifft der Erden Ründe:
Ein anderer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bort,
Die fernen Gränzen sind vom Ocean umschlossen,
Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen;
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt und was er will, muss sein.

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder
Zieht Blitz und Strahl aus Staub u. s. w. Es folgen Newton's Berechnungen.

In den philosophischen Briefen Schiller's bringt Julius in genauer Reihenfolge: die Berechnungen des Cometen und des Eintritts des Planeten vor die Sonnenscheibe, dann Columbus, dann die Schlüsse der Mathematik auf die verborgene Physik.

In dem herrlichen Columbus des gereiften Schillers heißt es: „Steure mutiger Segler, mag auch der Witz dich verhöhnen.“ Der Stein als Führer wird zum „leitenden Gott“, das Weltmeer bleibt. Der grandiose Gedanke: Er sucht noch eine Welt, und was er will muss sein — heißt bei Schiller: „Wär sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor.“ „Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen“, bei Haller, heißt bei Schiller:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiss.

Jener Vers Haller's ist das Gegenstück zu seinem: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist“, dessen Nachplappern Göthe so ärgerte.

Grade bei diesem so gewaltigen und eigenthümlichen Geist möchte die Hinweisung wieder am Platze sein, wie die Romantiker uns jener Zeit mehr als billig ist, entfremdet und wie sie die Aufklärungsperiode in förmlichen Misscredit gebracht haben, die doch unfre grössten Musiker, Staatsmänner, Philosophen, Dichter theils hatte, theils erzeugte und heranbilden half. Das rechte Verständniss für viele Beurtheiler in unferer Zeit beginnt erst mit der ausgebildeten deutschen Sentimentalitätsperiode, woran sich dann die weiteren geistigen Strömungen schlieszen. Man kann versichert sein, dass die Wenigsten einen Mann wie Friedrich d. Gr. und seine eigentlichen Zeitgenossen — alle die grossen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, auch Staatsmänner wie den grossen Pitt eingerechnet — psychologisch richtig aus der Zeit heraus beurtheilen und die Kraft und Sicherheit und den Stolz jener Zeit nachzuempfinden wissen.

Haller's sonstigen Charakter zu schildern liegt hier fern. Seine inneren Kämpfe, die mit einer ängstlichen hypochondren Rechtgläubigkeit und einer unerquicklichen Unterwürfigkeit vor seinem gefürchteten Gott endeten, seine Fehler als Mensch im Allgemeinen oder als Politiker würden uns zu weit führen.

Nachdem er alle Zweifel seiner Epoche in der Jugend durchgearbeitet hatte, klammerte er sich, in der aus seinem Tagebuch bekannten Weise, an den überlieferten Glauben. Es ist das in einer Beziehung nicht so auffällig. Niemand musste besser als er, in seiner Zeit einer der grössten Kenner der Natur, die Kümmerlichkeit jener damals schwunghaften Versuche empfinden, Gott aus der sogenannten besten Welt und deren Einrichtungen zu beweisen. Womit der Dilettantismus sich bewundernd erfüllte, mit jenem Anstaunen, das wir bei Brockes sahen, das konnte diesem wissenschaftlichen Forscher nicht genügen, somit nicht die Sehnsucht seines dichterischen, also nach Befriedigung des Gefühls und der Phantasie strebenden Gemüths stillen. Abstrakte philosophische Sätze eben so wenig. So kam er in jenes unglückliche Schwanken des Glaubens, aus dem er durch Schroffheit sich zu retten suchte und immer weiter nach der strenggläubigen Seite flüchtete. Zu jener harmonischen Freiheit und freien Gläubigkeit, welche in Göthe's Iphigenie aufgeht, war eben noch nicht die Zeit gekommen.

Haller kann übrigens zum Repräsentanten jener Männer dienen, die in religiöser und politisch-socialer Beziehung conservativ, neben

so manchen neueren Richtungen und Wandlungen der Gemüther, bei dem, nun alt genannten Stil beharrten.

In seinen letzten Lebensjahren nahm er noch einmal die Lehrdichtung und zwar in drei Geschichten über Staatsformen und gute Regierung wieder auf. Er schrieb, Fenelon und Montesquieu zu unterstützen, Rousseau's Verirrungen einzuschränken und dessen Fehler zu berichtigen. Einen sich selbst beschränkenden Despoten schilderte er in: Ufong, eine morgenländische Geschichte (1772), wo er Xenophon sich zum Vorbild nimmt, aber außer manchen Schwächen des Alters bei seinen Kriegsgeschichten noch den Fehler hat, dass er eben kein Anführer der Zehntausend gewesen, sondern nur ein Gewaltiger im hohen Rath von Bern ist. Trocken genug wird erzählt, wie Ufong, ein mongolisches Prinz als Gefangener in China, als Reifender in Aegypten, Venedig, als Kämpfer bei Scanderbeg, Sultan Murat und Arabern die Cultur und den Krieg der verschiedenen Völker studirt, sich zum Kaiser von Persien auffschwingt und mächtig herrscht. In Alfred, König der Angelfachsen (1773) zeichnet er eine durch den Adel gemässigte Monarchie. In Fabius und Cato, ein Stück der römischen Geschichte (1774), bilden die Vorzüge der Aristocratie sein Thema; wobei er in der Vorrede entschuldigend bemerkt, dass er in der Aristocratie geboren sei.*). Der bedeutende Mann verleugnet sich übrigens trotz Härten und Schwächen und Einseitigkeiten darin nicht. Manches könnte noch jetzt politischen Schriftstellern Ausbeute oder Anregung geben.

Haller's Gedichte waren für die Älteren noch weit in die Klopstock'sche Zeit hinein die Musterdichtungen der Anti-Gottschedischen Richtung, den Gottsedianern unangenehm, die über seine rauhe Gröfse klagten und denen das Vulcanische seiner Natur nicht

*) Mandeville's Lehre hat Haller in seinen philosophischen Gedichten in leidenschaftlichen Zweifeln ausgesprochen. Wie wenig er ihn überwunden hat, kann eine Kritik über des Herrn Car. de Chalotais *Essai d'éducation nationale* lehren (1764). Dieser klagt, dass der gemeinste Mann zu seinem und des Staats Schaden nur allzuviel Lesen und Schreiben lerne, der blos seine Hände brauchen sollte; in den Seehäfen finde man fast niemand mehr, der Schiffsjunge werden wolle. Haller setzt in Klammer hinzu: „Wir kennen ein Land, wo die unüberlegte Erhöhung des niedrigsten Standes noch viel schwerere Folgen hat“.... Bekanntlich wagt man noch heut zu Tage, solchen erbärmlichen Egoismus zu predigen, dessen Bemühungen immer schrecklichere Ausbrüche des Egoismus der dadurch Betroffenen zur Folge haben werden.

zufagte. Einem geistigen Ordnungshandwerker und pedantischen Logiker der Wolfischen Schule, einem gewöhnlichen, glatten Französischen musste Haller's unruhige, aufwühlende, im Stürmischen wie Zärtlichen übermäßig erscheinende Natur widrig, die Genialität seines Geistes ärgerlich-erschreckend fein. Nicht blos sprachliche Härten, nicht blos ein Lohensteinischer Zug, den man häufig witterte, nicht blos seine Malerei, die man ihm vorwarf, erweckten den kritischen Unmuth der nüchternen Richtung, sondern in innerster Seele war sein Wesen ihr antipathisch.

Directe Nachdichter hatte er in seiner Art nicht viele, weil sie zu schwer war und sich nicht behaglich in andere Verse umdichten ließ. Nur die gröfseren Geister konnten ihn recht verwerthen. Wer seinen Hauptfehler überwinden wollte, musste grofse dichterische Gestaltungskraft besitzen, um Ideen zu Fleisch und Bein zu bilden. Wenn wir von einer Fortleitung seines grofsen Stils sprechen können, so müssen wir Schiller nennen, der auf Haller's Wegen auszog und als Dichter vollendete, was Haller als dichterischer Denker begonnen hatte, der das Lehrgedicht zur Poesie hob, der in seinen Räubern die philosophischen Zweifel, die moralischen Schauder der Haller'schen Gedichte zu Gestalten verkörperte und in vielen Einzelheiten künstlerisch vollendet hinstellte, was bei Haller nur im Umriss angedeutet war.

5.

Die Halle'sche Schule. (Horaz und Anakreon).

Man sieht, dies ist ein neues Geschlecht, welches anders denkt und empfindet und Anderes erstrebt als das des vorigen Jahrhunderts. Die philosophische Bewegung hat durchgegriffen; die alten Ansichten, in denen man sich ängstlich beschränkte, haben neuen Speculationen oder Zweifeln in den an der Spitze stehenden und zum Fortschritt drängenden Kreisen Platz machen müssen. Man ist wieder wie in den entsprechenden antiken Zeiten auf der Suche nach dem sumnum bonum und der sogenannte gefunde Menschenverstand und die Logik werden als die einzigen Potenzen anerkannt, die drein zu reden haben.

Während die italienischen und niederländischen Einflüsse jetzt zurücktreten, beginnen die englischen Ansichten neben den französischen stärker hervzutreten und in mannigfachen Lebensbeziehungen die Führung an sich zu reissen.

Frankreichs Geist ist gegen die Mitte des Jahrhunderts persönlich geworden in Voltaire: verstandesmässige, scharfe Reflexion, einseitige Richtung, in welcher der Verstand über Gefühl und Character vorwieg, aber voll Begeisterung und Kühnheit, wie nur innerste Ueberzeugung sie giebt. Die sceptischen und eklektischen Philosophien des Alterthums geben das hauptsächliche Material für die neue, gern populäre, raisonnirende Philosophie dieser Richtung.

Stoicismus und Epicuräismus sind von jeher in zerfahrenen, kritisch nach der Weisheit für die Lebensordnung suchenden Zeiten die beliebten Philosopien gewesen. Wozu lebt man? Wodurch kann man dem Unglück des Lebens trotzen? Wie kann man im Leben glücklich sein? Die eine Antwort lautet: die Selbstführung und Moral ist das Höchste des Menschen. Sei tugendhaft! Lebe streng nach der Tugendnorm. Die andere: unfern Zweck wissen wir nicht; wir find

auf Erden; Schmerz ist ein Uebel; geniesen wir das Leben; das Weitere findet sich später, wenn es noch ein Weiteres giebt.

Eine närrische, ascetische Tugendsucht und eine laxe und frivole heitere Genussfucht bilden die Extreme, jene mit Vorliebe für den rauhen Ausdruck, für die geringsten, einfachsten Bedürfnisse, diese für den feineren, egoistisch sich alle übrigen Kräfte für den Genuss dienstbar machenden zusammengesetzten Culturzustand.

Wichtig ist dabei, dass in Frankreich die ganze Bewegung in dem Ideenreiche vor sich geht und dem realen Leben durchaus entrückt ist, bis die schreckliche Krisis gegen Ende des Jahrhunderts hereinbricht, wo die Theorien nun in's Leben geführt werden sollen. Vorher spinnt sich Alles in gesellschaftlichen Cirkeln und in Büchern ab; die kühnsten Grundsätze, welche Religion und Gesellschaft und Staat umstossen, ändern viele Decennien hindurch kein Jota an den bestehenden Ordnungen der Kirche, der Gesellschaft und des Staats in Frankreich.

Grundverschieden ist die grosse englische Bewegung, welche Mitte des Jahrhunderts zu dem Aufschwung führte, den der grosse ältere Pitt (Chatam) repräsentirt. Es ward schon früher darauf hingewiesen, wie der Revolution, welche England religiös und politisch siegreich gegen die reactionären Gewalten des 17. Jahrhunderts zeigte, zwar eine Reactionszeit unter Karl II. folgte, wie aber bald unter Wilhelm III. die Gegenbewegung wieder eintrat, in welcher die gemäfsigten liberalen Elemente die Herrschaft gewannen.

Die Mannigfaltigkeit der vereint wirkenden Gewalten machte England jetzt gros und nach den verschiedensten Seiten hin zum Muster. Man entbehrt nicht der neu französischen (französisch-römischen) Bewegung mit ihrem, wenn auch vielfach falschen Idealismus in der Kunst und ihrem Scepticismus in der Philosophie. Man behielt daneben einen characterisirenden Realismus in der Kunst und die echt englische von Bacon ausgehende sceptisch-realistiche, naturwissenschaftliche Methode in der Philosophie. Man theoretisirte, aber man hatte den realen Boden unter den Füssen, wo es Fragen des politischen und religiösen Lebens galt, in denen die grosse Revolution nachwirkte, während in Frankreich noch Alles Kämpfe waren, die ausgefochten wurden auf dem Papiere, Theorien, die erst von der Zukunft Aenderungen hofften und als blosse Theorien auch meistens radicaler auftraten, weil ihre Vertreter nicht durch Lebenserfahrungen sich

genirt fühlten. Neben der größten Freisinnigkeit Einzelner erhielt sich in den englischen Mittelschichten ein kräftiges religiöses Gefühl, welches sich in stets neuen Sectenbildungen Luft machte und der ausschließlichen französischen Verstandesherrschaft das Gegengewicht hielt, tief auf Gemüth und Character wirkend und moralischen Anstand, freilich auch Heuchelei begünstigend. Wo das Gefühl nach Aufhören der gewaltigen Ueberspannung der Revolutionszeiten der religiösen Kämpfe überdrüssig war und sich der neuen confessionslosen Moralströmung näherte, da kam es in neuen Gestaltungen zum Vorschein, die wir als die neue englische Sentimentalität zusammenfassen: Gefühlsvirtuosität im Seelenleben nach Schmerz, Trauer und Freude, in Moral und Naturempfindung. Thomson, Richardson, Young, die späteren Sentimentalisten und die Ossianbegeisterung hängen in dieser Beziehung mit einander zusammen.

Diese Gefühlsfreunde führten gegen die französische Verstandeschule und ihre raisonnirend-philosophirende Verstandesvirtuosität den erfolgreichsten Krieg.

Mit den englischen Wochenschriften hatte der directe englische Einfluss auf die deutsche Literatur begonnen. Er wurde seitdem immer nachhaltiger. Der deutsche Mittelstand nahm seine Anlehnung an das germanische Brudervolk, während die höhere und höchste Schicht im Ganzen dem französischen Geschmack getreu blieb.

Die nächsten Schulen wiederholen, in freilich ziemlich verschiedenen Formen, die schon in Gottsched und Bodmer, Hagedorn und Haller vorgezeichneten Bewegungen.

Es stellt sich natürlich in Deutschland Alles anders und ziemlich sonderbar dar. Wenn die deutschen silbernen Mittelmäfsigkeiten, welche nun vor den größeren Kräften auftraten, den französischen Gentilhomme oder Petit-maitre nachzubilden unternahmen, so gelang es durchgängig nicht brillant. Wenn sie den englischen Schriftstellern folgten, so hatten sie keine Anschauung von deren populären Lieblingen, von den derben, tüchtigen, vermögenden Land-Gentlemen voll Character und Jovialität, sondern höchstens von steifen, durch Hofwesen und Junkerstolz verschlimmerten Adligen, von dem nicht glänzend gestellten Beamtenthum und jetzt sehr zopfig gewordenen Bürgerstand und vor allen Dingen keine Ahnung von dem englischen Freiheitsgefühl und Stolz und der englischen daraus entspringenden Energie, die sich jetzt so glänzend bethätigte.

Der grosse Haller war auf der richtigen Spur gewesen. Dann hatte man bis Klopstock, Lessing's Minna von Barnhelm und Justus Möser zu warten, bis man aus kerndeutschem Holz bilden lernte.

Jene Mittelforte suchte am liebsten zu vereinen: Deutsches mit englischem und französischem Fortschritt. Von Allem das Moralische, Verständigste! Was dabei herauskam, lässt sich leicht denken.

Betrachten wir zuerst die französische Strömung der neueren, Hagedorn fortsetzenden Richtung mit ihren Vor- und Nebenmännern.

Das Eigenthümlichste ist, dass sie sich mit den Schweizern verbündet und gegen Gottsched wendet; die horazische und anakreontische Lyrik lehnt sich auf gegen den Schuhneister und seine Didactik, trotzdem sie selbst mit ihm sehr häufig aus denselben Quellen schöpft. Aber seine Pedanterie war zu arg gewesen. Und so wurde es ein Kampf des heiteren lyrischen Bluts gegen den Poeten von der Verstandeselle.

Doch noch ein andres Moment tritt hiebei in Wirksamkeit. Die deutschen Gelehrten, speciell die classischen Philologen haben sich gleichfalls über das blos Formale und Kritische vorwärts gearbeitet, und gehen auf den Geist ihrer geliebten Schriftsteller ein. Der französische auf das Feine und Elegante gerichtete Zug der Zeit wirkt hiebei mit. Die deutschen Gelehrten erfassen jetzt in neuem Renaissancegefühl archäologisch-ästhetisch das Alterthum, dessen Kunst eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die Lehre von der Schönheit wird somit wichtig; Aristoteles, Horaz, Quintilian liefern das Vorbild; die französischen und englischen Untersuchungen im Gebiet der schönen Literatur geben die Anregung; Wolf's Philosophie und Methode giebt die Stelle und die allgemeine Technik und so entsteht der Neubau der deutschen ästhetischen Wissenschaft.

Die philologisch-archäologische Gelehrsamkeit und die Aesthetik treten jetzt als zwei neue Mächte in der deutschen Literatur auf. Sie haben fogleich beim Beginn des Gottsched-Schweizer Streites ihre jugendlichen Vertreter.

Halle contra Leipzig lässt sich diese nächste Entwicklungsphase nennen. Der Universitätsgeist ward gewissermassen mitbetheiligt. Halle, die neue Universität mit ihrem Neuerungsgeist eines Thomasius, Wolf, Baumgarten und dessen Schüler Meyer stand gegen Leipzig und die Anhänger von dessen gefeiertem Gottsched. Es waren die Whigs und Tories im deutschen Hochschulwesen.

Studenten und junge Gelehrte sammeln sich zu poetischen Schullen, die sich nach Haller's und Hagedorn's Vorgang von den theoretischen Hauptkämpfern loslösen und sich selbstständig stellen. Eine Ahnung, ein Hauch eines künstlerischen Geistes erwacht.

Vom lebensvolleren antikisirenden Erfassen geht man hier aus; man steht mit der französischen Schule infoweit vielfach auf demselben Boden. Man hält sich deshalb auch weniger an den die englische populäre Richtung vertretenden Bodmer, als an den mehr französisch-classischen Breitinger. Gottsched's Pedanterie aber wird verworfen.

Zu den ersten von Gottsched sich losagenden deutschen Poeten gehörten Pyra und Lange. Jac. Imm. Pyra, der dann so schneidig gegen Gottsched vorging, veröffentlichte in seinem zweiundzwanzigsten Jahre (1737) das Gedicht: «Der Tempel der wahren Dichtkunst. Ein Gedicht in reimfreien Versen von einem Mitglied der deutschen Gesellschaft.» In reimfreien Versen! Alexandriner allerdings noch. Aber der Neuerer zeigte sich von vornherein. Es ist eine feltsame Dichtung, die überraschend anfängt, um im zweiten Gefang in's Mittelmäßige der Ausmalung zu sinken und dann immer tiefer zu fallen und so unsäglich kläglich zu enden, wie die Werke der genielosesten Zeitgenossen. Pyra hatte ein Gefühl von dem, was Noth that und dies Gefühl gab ihm Schwung für den Anfang. Aber er hatte noch nichts weiter, keine Einficht, keine Uebersicht. Die falsche Theorie der Schilderei führt ihn obendrein irre. Die ganze Anlage der Dichtung ist deshalb durch und durch verkehrt.

Der Dichter sitzt Nachts, Davids grofsartige Poesie singend. Da erscheint ihm die heilige Poesie; er erschauert; sie reicht ihm die Hand und er fühlt Muth. Er wandelt mit der Göttin fort. Die Hochzeitsdichter (die falschen Phrasen- und Gelegenheitsdichter) rufen ihn und suchen ihn zu verführen. Wenn er auch weifs, dass er oft eher weinen als dichten wird, er hört nicht auf sie. Da steht er vor einem Abgrund, grausenhaft, dass er in Ohnmacht fällt. So weit der erste Gesang. Die Poesie hat ihn in seiner Ohnmacht in ihr Phantasieland, in ein andres Paradies getragen! — Bis dahin ist Alles gedrängt, anschaulich, würdig, phantasievoll. Nun beginnt die ausführende Malerei und Alles im Gedicht wendet sich zum Schlimmen. Der Dichter beschreibt die Gegend, sieht die Schlösser, wo Homer und Virgil wohnen u. s. w.; kommt zum Strom der Vergessenheit, der

Kronen und Scepter rollt, kommt zum Tempel der Dichtkunst, wird allegorisch, sieht eine Art Erschaffung der Welt, Helden, die preussischen Fürsten, zählt Dichterromane auf, personificirt Ecloge, Ode, Tragödie, Epopöe u. s. w. Die Dichtung singt die Dichter von Amrams Sohn bis Grieph und Rist an, sie sollen nicht in klappern den Reimen, sondern aus inniger grosser Seele singen. All' dies ist aber ganz schwach und lehrhaft. Auf solchen Wegen war eben absolut Nichts zu erreichen.

Weiter lernen wir Pyra kennen aus seinen und seines Freundes Lange Gedichten, welche Bodmer 1745 als Thiris und Damons freundschaftliche Lieder herausgab. Lange als Damon zeigt hier fließende, für seine Zeit gute Mittelmässigkeit, ungeheuer viel Selbstbewusstsein und Selbstlob, dann aber auch eine ihn ehrende Freundschaft und Verehrung für den bedeutenderen, unglücklichen, armen Freund. Das Todtenlied um Pyra ehrt den Gestorbenen und den Dichter, der sich bei all' seiner Eitelkeit jenem so merkwürdig unterordnet. Du warst arm, sagt er, weise, fleissig, redlich, treu, Muster der Freundschaft, unerkannt von der Welt, treuester Sohn, der hungrig seine Eltern nährte —

Bei Dir war nicht einmal der Schein
Von Falschheit, Leichtfinn oder Wanken,
Ja nicht einmal nur in Gedanken.
Du haft Dein Spiel auf Erden nie entweihet,
Der Inhalt und die Art war stets erhaben!

Und grade in Gedichten, wie in der Einladung seines Thiris zu Tische: Die Stürme lagern sich, die Luft wird wärmer — oder im Lob:

Ich lobe deine Kunst, noch mehr dein Herze,
Rühm, was allein mich deiner würdig machtet,
Dafs ich dich schätze —

gewinnt man Lange, den man meistens nur durch Lessing's Vademecum kennt, ganz gern, indem durch allen äusseren Versumhang so viel wahres, tiefes Gefühl hindurchdringt, dass man mit ergriffen wird.

Im Ganzen zeigen diese Gedichte der Freunde den Anlauf zu steterem, classischem Geist, wenn auch noch nichts concentrirt und schön gefasst ist. Es ist aber derselbe Geist, der in Winckelmann sich erhebt und für die bildende Kunst durchbricht. Man will, aber kann noch nicht gros, naiv, classisch sein, wird vielfach gewöhnlich,

manchmal wohl kläglich. Aber besonders in Pyra bricht das Gute und Große oft wie ein heller Lichtstrahl hindurch.

Ein großer Geist, der Sternen Erb' und Sohn,
Genießt o Freund in ewig hellen Sphären
Weit von der blinden Nacht der tiefen Welt
Der heiligsten Tage.

Pyra hat wirkliche poetische Begabung (mehr als z. B. Kleist), eine künstlerische Richtung im ganzen Wesen. Auch in Lange war etwas davon, doch verwässchter. Kritiklosigkeit und Bequemlichkeit und Eitelkeit schädigten Lange dann immer mehr. Ungefucht kommt bei Pyra öfters poetische Anschauung und Wort; selbst die charakteristische Rauhheit verzeiht man ihm gegenüber der nichtsagenden Glätte seiner Gegner:

Des Unglücks Wolken ziehn noch über meinem Haupt,
Ich sitze traurig in dem Dunkeln.
Nichts tröstet mich als Gott und eure Kunst
In meiner arm' und frommen Mutter Armen,
Die mich durch ihren Schweiß ernährt. . . .
— — — vergeßt mich nimmer.
Was hab ich auf der Welt, als euch, das mich erfreut?
Und läfst mein Unstern mich euch hier nicht mehr umarmen,
So seufz ich nach der Ewigkeit,
Ach Freund mit welcher Lust werd ich euch dort umfangen!*)

Samuel Gotthold Lange, wohlbestallter Pastor in Laublingen, (1711—1781) genoss bis 1753 eines ungetrübten Ansehns Seitens der älteren Hallenser Richtung. Er war kein Sucher und Streber wie Pyra, sondern ein leichteres oberflächliches Talent, unter seinen Freunden und Genossen aber als einer der ersten deutschen Dichter bewundert. Er ward für sie der classische Poet, der neue Horaz, ein Mittelpunkt der Anti-Gottschedianer in Norddeutschland, Freund der Schweizer und der Hallischen Aesthetiker. Wie man ihn für einen Stern erster Gröfse hielt, ersehen wir sowohl aus den verschiedenen Stellen in Lessing's Vademecum, welches ihm nicht blos den Lorbeer zerplückte, sondern in den Kehricht warf, wie besonders aus G. F. Meyers Aesthetik (1748), worin Lange nach Haller am meisten

*) Pyra war schwindfütig. Nach der damaligen Sage hätte er sich über eine Satire Schwabe's gegen ihn zu Tode geärgert. Er starb neunundzwanzig Jahre alt als Conrector in Berlin 1744.

als Muster citirt wird. Auch Lange's Frau, Anna Dorothea geb. Gnügen stand in dichterischem Ansehn. Die Frau Pastorin hatte wenigstens einen richtigen Taet, wenn sie nach dem Grossen und Kraftvollen in der Hallerschen Dichtung strebte; sie machte Versuche grosser landschaftlicher Schilderungen, fühlte sich auch gleich ihrem Manne durch Friedrich's II. schlesische Kriege zur Heldenode angeregt. In der Ode auf die Rückkehr in sein Land, sang sie:

Natur, warum hast du mich weiblich gebildet?
O könnt ich doch mit stark und männlichen Kräften
Mein Blut für dich o Vater, Friedrich, versprützen —
Es thu' es mein Kind!

Hart versificirt, aber, wie man sieht, kräftig nach dem Gedanken, kurz im Ausdruck.

Lange's Bundesgenossenschaft mit Professor Meyer war ein Vorspiel zu jenem späteren Kreise von freien, ästhetisirenden, antikisirenden und poetisirenden Gelehrten, der wie Lange unter den Streichen Lessing's fiel.

War Gottsched der Pedant, so war Lange der Dilettant. Er rührte als solcher vielfach an Richtiges und poetisirte daran hin, brachte es aber nirgends zu Fertigem von bleibendem Werthe. Ge wirkt hat er deshalb nur als Anreger. In der lebensvolleren poetischen Erfassung der Antike und dem Versuch dieselbe getreuer wiederzugeben und in der Verherrlichung Friedrich's II. geht er voran und Götz, Gleim, Ramler, Klopstock u. A. haben ihm in einer oder der andern Hinsicht etwas zu danken. (Ein Gedicht Lange's an Friedrich's Heer mahnt an Schiller's Schlacht.)

Der Pastor von Laublingen stand auf einer Höhe des Ruhms, von 'der wir uns jetzt gemeinlich wenig träumen lassen. Lessing selbst schildert ihn uns im Beginn des Vademeums, durch welches er Lange's literarische Bedeutung vernichtete. Er sagt, er habe Lange's Horazübersetzung in die Hand genommen, um überschwängliche Schönheiten darin zu finden und jenen Poeten, der nach dem Urtheil der Zeit des Horaz Vorzüge «untrüglichen Geschmack und glücklich kühne Stärke des Ausdrucks» in bewunderungswürdigem Grade in sich aufgenommen habe, der «im Rufe eines grossen Dichters stand, dem es am ersten unter den Deutschen gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden und ihn glücklich genug zu betreten.»

Jener Kampf, in welchem der junge Lessing seine schreckliche Mata-dorschaft zum ersten Mal bewies, sei hier nur kurz angeführt. Lange hatte den jungen, dürftigen, in üblichen Verhältnissen sich abquälenden Magister Lessing mit sattem Hochmuth behandelt, und ihn mit ehrenrührigen Beschuldigungen niederzuschlagen gesucht, als dieser seine Horazübersetzung kritisirt hatte. Lange hielt sich für einen grossen satirischen Streiter; er hatte sein Licht früher gegen die Herrnhuter leuchten lassen und hohes Lob seiner Freunde geerntet; er wähnte nicht in dem als Federfuchs, Plagiarius und käuflichen Literaten behandelten Lessing einen gefährlichen Gegner gefunden zu haben. Dieser aber erhub sich in einer so überlegenen Meisterschaft, dass fortan die gelehrten Dichter und dichtenden Gelehrten ihres behaglichen Producirens nicht mehr froh werden sollten.

Das Vademecum (1754) schlug Lange's poetischem Rufe so unheilbare Wunden, dass er sich davon nicht wieder erholen konnte. Seine späteren Dichtungen hatten keine Bedeutung mehr. Andere waren ihm auf seinem bisherigen Hauptgebiete zuvorgekommen.

Lessing hatte streng kritisch Recht. Seine Schrift legte dem sich auch noch grossartig spreizenden dilettantisch-poetischen Uebersetzerwesen auf dem deutschen Parnass das Handwerk. Sein Unrecht bestand darin, dass er keine Gnade, keine Rücksicht auf sonstige Verdienste kannte, wie er nun gegen Lange focht. Das Verdienst Lange's lag anderswo, als in der philologischen Genauigkeit, und noch hundert schwere Schnitzer mehr hätten nichts daran geändert. Die Uebersetzung des Horaz war nach Inhalt und Form doch die beste deutsche jener Zeit, und keiner hatte wie Lange dem Publicum zu besserem Verständniß des Horazischen Geistes die Wege gebahnt. Aber unbarmherzig stieß Lessing den Gegner, ihn bei seinen Schwächen fassend, nieder. Lange hatte sich gegen ihn freilich schmählich benommen, und von diesem Gesichtspunkt aus war Lessing's vernichtende Abstrafung des eitlen Laublinger Pastors allerdings gerechtfertigt. Das damalige Publicum, welches Lange's Verdienste im Auge hatte und sich um die, ihm wenigstens so erscheinenden Bagatellen der philologischen Schnitzer, ob vertex mit Nacken oder Scheitel übersetzt sei u. s. w., wenig kümmerte, sah seitdem scheu auf Lessing als auf einen literarischen Raufer gefährlichster Art.

Beiläufig gesagt, war in Gottsched's Lager die Freude groß, als man zwei Parthei-Feinde sich gegenseitig angreifen sah; doch war sie

kurz. Der eine ging als ein so schrecklicher Sieger aus dem Kampfe hervor, dass der alte Gegner nun um so mehr von ihm zu fürchten hatte.

Lange, der Horazianer wurde schon seit Mitte des fünften Deceniums in Schatten gestellt durch die freien Anakreontiker, durch eine Schule, in welcher die deutsche Jugend gleich in den ersten Regierungsjahren Friedrichs II. dem neuen Geist einen heiteren Ausdruck verlieh. In dem durch die Kämpfe der Wolfischen Philosophen und der Pietisten aufgeregten Halle entwickelte sich diese Schule angeregt durch die ästhetische Doctrin und die Lange-Pyrasche Vorschule mit jugendlicher, frischer, kecker, lachender Opposition gegen den Pietismus. (Sam. Gotth. Lange war ein Sohn des berühmten Pietisten).

Vier Studenten, Gleim aus dem Magdeburgischen, Rudnik aus Danzig, Uz aus Ansbach und Götz aus Worms, schon nach ihrer Heimath genugsam zeigend, wie überall dieselbe Strömung wirkte, traten in Halle zusammen zu einem Kränzchen; alle von heiterem Temperament, leicht anzuregender Einbildungskraft und Lust und sprachlichem Geschick zum Versificiren, alle aufgeweckte und herzens-gute Menschen, Keiner freilich eine volle künstlerische Persönlichkeit.

Von der Schule brachten sie Kenntniß der Classiker mit; eine poetische Strömung ging jetzt über Horaz hinaus auf die griechische Lyrik, auf die Nachahmung von Anakreon und Pindar; die Franzosen standen auch hier voran; J. Bapt. Rousseau galt für den modernen unübertrefflichen Odendichter; er pflegte die heroische Ode; aber besonders war durch die Schule Chaulieu's Anakreon ein Liebling geworden; in feine heitere Poesie und Lebensanschauung hatten sich viele Geister in den letzten pfäffischen Zeiten Ludwigs XIV. geflüchtet; in den Zeiten der Regentschaft hatte man keck und schlüpfrig weiter gedichtet. Gegen deutsches Pfaffenwesen erschien Anakreon nicht minder werthvoll; die französischen Anakreontiker gewannen auch bei uns in den höheren Ständen Einfluss.

Bedarf es noch eines besonderen Anlasses, um jene Richtung der deutschen Studenten auf Anakreon zu erklären, so könnte man vermuthen, dass Gleim besonders in dem Haufe des Preufs. Geheimraths Reinhardt in Wernigerode von den französischen Anakreontikern beeinflußt worden sei. «Dieser machte den Knaben zu seinem Tisch-gäste und las mit ihm die Classiker der Griechen und Römer. Ein dem Knaben in die Hände gerathener Anakreon gab dazu Anlafs.»

Sicher haben hier die französischen Dichter mitgespielt, die unsere deutschen durch ihr ganzes Leben begleitet haben. Chapelle, Chaulieu, La Fare, Gresset u. A. sind z. B. für Gleim, nachdem er längst Tyrtaeus-Grenadier gewesen war, (1767 im Brief an J. G. Jacobi), noch immer: «das ganze Geschlecht der fröhlichen Musen, diese Gallischen Dichter, die nur allein Genie zu haben scheinen.»

Gleim selbst *) hat uns erzählt, wie er in einem Bücherladen als hallefischer Student mit Uz bekannt geworden, als dieser sein Interesse erregt, weil er Bodmers Gedanken über die Beredsamkeit verlangt habe. Mit Rudnik aus Danzig und Götz aus Worms bildeten dann beide ihr vierblättriges literärisches Kleeblatt.

«Eines Tages waren die vier Freunde zusammen. Ein alter Student, Namens Jacob Pyra, hatte die Absicht reimlose Verse in Aufnahme zu bringen. Gleim war der Meinung, am besten könne man durch Gedichte scherhaftem Inhalts diesen Zweck erreichen. Seine Freunde gaben ihm Beifall und dieser den Anlass zu seinem Versuch in scherhaftem Liedern. Auf dem deutschen Parnasse waren damals zwei Schulen, die Gottschedische zu Leipzig, die Bodmersche zu Zürich. Uz, Gleim, Rudnik und Götz hielten es mit der Letzteren. Ihr Lehrer Alexander Baumgarten, den sie ihren Xenophon nannten, erweckte mit feiner Dissertation de nonnullis ad poema pertinentibus die schlafenden Geister.»

Gleim dichtete anakreontische Lieder; die andern übersetzten Anakreon; jener trat 1744 mit seinen «scherhaftem Liedern» auf; die Uebersetzung erschien 1746. [Rudnik starb bald und kam nicht zu weiterer Geltung.]

Der Erfolg war außerordentlich. Seitdem begann für mehrere Decennien der anakreontische poetische Rausch und Schwindel in unserer Lyrik.

Es hatte dabei wenig zu besagen, dass die jungen Anfänger dieser Lyrik keine grossen Geister waren. Wie die Dinge lagen, half die Mittelmäßigkeit mehr, als sie schadete, zur Anerkennung. Keine tiefere Philosophie beschwerte die jungen Hallenser, bei denen eine tiefere, etwa sceptische Philosophie, wie in Friedrich's II. Poesie, sogleich ernstere Widersacher erweckt hätte. Heiter tändelten sie über die Wogen des Lebens. Ihre dichterische Kraft war und blieb selbst

*) Gleims Leben von Wilh. Körte.

bei späterer, gröserer Durchbildung beschränkt, aber sie war doch in ihrer Weise echt und beruhte auf einem klaren, wohlwollenden Wesen und einer naiven, stichhaltenden Ueberzeugung. Sie wollten nicht mehr vorstellen, als sie waren: heitere, lebensfrische Jünglinge. Wenn etwas falsch und angenommen, so war es ihre Ueppigkeit allein; sie, die so viel von Trinken und Küssem fingen, hatten an der Blume des Weins und am Schauen rother Lippen schon genug. Sie wollten Sänger der Grazie, keine plumpen Genusmenschen sein. Ihre Lehre ging leicht ein: es ist Freude auf der Welt! Geniesst die Freude! Lacht, trinkt und küfst! Seid weise und anmuthig im Genuss! Flieht Rohheit! Bekränzt das Haupt und glaubt an alles Schöne, Gute und Wahre! Kehrt euch nicht an die Dunkelmänner und Trübsalprediger, die euch Gott wie einen Tyrannen, der nur Zerknirschung will, und die Welt wie ein trübseliges Jammer- und Lausterthal schildern!

Das heiter, mit echter Jugendfrische gegen Bonzenwesen und Lebenshölzernheit ausgesprochen,*) in anmuthigen wohlklingenden Versen, im französisch-griechischen, artigen bon ton der Zeit — die grösste Wirkung war hervorgebracht!

Welch ein Vorbild für die ähnlich gesinnte Jugend! Ein reines Wunder lag vor Augen. Eine entzückende Poesie und so leicht zu machen! Wer nur etwas melodische Verse zu verfassen, nur zu scandiren verstand, konnte in dieser Weise schnell anakreontisiren lernen. Gedanken waren nicht nöthig; keine tiefe Leidenschaft brauchte durchempfunden zu werden; keine Handlung war künstlerisch zu runden; keine Ideale vorher heranzubilden. Die Stimmung sich wohl zu fühlen, mangelt Gottlob der Jugend meistens nicht; konnte man diese etwas harmonisch, französisch-classisch, massvoll-heiter halten, dann konnte die Poesie beginnen, denn alles andere nöthige Zugeräth war gegeben: Götter, Nymphen, Menschen, Decorationen, Amor, Venus, Chloe, Aegle, Becher, Wein, Weintrauben, Weinlauben, Bänder, Blumen, Schäfchen, Täubchen, der bekannte Sperling, oder Nachtigallen u. s. w.

Jetzt begann in der Masse die dilettantische Anakreontisirerei und damit gab es bald des Geschmacklosen, Läppischen, Faden und Unnützen so unendlich viel, dass doch glücklicher Weise auch Wider-

*) Unsere Zeit hatte im Auftreten der frischen Jugenddichter-Schule, in Waldmeisters Brautfahrt u. A. etwas Aehnliches; vor Allem in der Weisheit und den Liedern des Mirza-Schaffy (Fr. Bodenstedt's) dessen heitere Philosophie als Anti-Reaction wichtig ward.

sacher genug erstanden. Wichtig war diese ganze Richtung, so weit sie einen feinen und classisch-reineren Ton begünstigte, gegen den Schwulst und die Sentimentalität ging, durch anmuthige Sinnlichkeit die alte rohere verdrängte, für eine freiere Lebensanschauung stritt und Barbarei hafste, die Sprache durch ihre metrischen Versuche bildete, durch ihr Streben nach musicalischem Klang und leichtem Fluss verschönte und auf eine tiefere Kenntniß der Antike zuführte. Es ging mit den anakreontischen Gedichten in der Poesie, wie in der bildenden Kunst mit den geschnittenen Steinen, für welche damals Modeliebe herrschte; von dieser, von Lippert's Sammlung ging es zu Winckelmann's Kunstgeschichte; von jenen hinauf zu Göthe's Iphigenie. (Winckelmann studirte seit 1738, also zur selben Zeit mit Gleim, Uz, Götz in Halle.)

Die Stifter selbst suchten, jeder in seiner Art, nach ihren Halle-schen Anfängen weiter zu schreiten.

Der Getreueste in seiner Richtung war Götz*) (1721—81). Durch seinen Beruf als Prediger fühlte er sich veranlaßt seine dichterische Thätigkeit als Anakreontiker zu verheimlichen. Um so liebenvoller pflegte er für sich seine Idealwelt.

Bis auf Göthe hin hat Niemand wie Götz den Ton der griechischen, sonnigen Heiterkeit getroffen, Niemand sich so im Griechengeist eingelebt. Er ist allerdings zopfig-antik, französisch-classisch; er ist oft unendlich schwächlich, kleinlich-geschmacklos, läppisch; ihm fehlt alles Große, Charactervolle, auch alles Voll-Schöne, indem er über das Anmuthige und Reizende nirgends hinwegkommt. Aber ihn umgaukeln doch auch oft wirkliche Amoretten, trotz der kleinen Zöpfe niedlich genug; er sieht Nymphen und reizende Mägdlein; zwar mit den Formen, dem Fleisch und den Gewandungen der gleichzeitigen französischen antikifirenden Maler, aber sie sind lebendig. Sind seine poetischen Bilderchen wie zarte, blaße Aquarelle, fein gepinselt, so geben sie doch Anschauung. Hat er kein Mark, kein Knochengerüst,

*) Joh. Nicol. Götz, geb. 1721 in Worms, studirte seit 1739 in Halle Theologie und unter Alex. Baumgarten, Meyer und Wolf Weltweisheit, ward Hauslehrer in Emden, später Hofmeister und Schloßprediger in Forbach in Lothringen, dann Feldprediger beim Regiment Royal Allemand, machte als solcher 1748 die Märsche und Gefechte in den Niederlanden mit. Dann ward er Pfarrer zu Hornbach, 1754 Oberpfarrer in Meisenburg, dann in Winterburg und starb 1781 als Superintendent des Oberamts Kirchberg.

so hat er Zierlichkeit, Feinheit, Wohlklang in seiner Poesie. Der hübsche Einfall, das Getändel, das leichte Gedicht, worin er das Anmuthige überall, bei Marot, Chaulieu, Guarini u. A., auffucht, das ist sein Reich, was er mit klarem, melodischem und rhythmischem Ausdruck gut beherrscht, dafs er auch heute noch darin erfreulich ist.

Was er anstrebt, kann uns sein Gedicht auf Hagedorn's Tod gedrängt sagen, wenn wir eine wahrere Antikisirung noch hinzurechnen: Anmuth, Scherze, Phantasus, Harmonie, Empfindung und Natur, Geschmack und Ebenmaafs. Schwulst, Schulgelehrsamkeit und steife Kunst sind ihm, der seine besten Lebensjahre im Verkehr mit den höheren Ständen Frankreichs zubrachte und dessen Poesie uns im Allgemeinen ein Bild von deren feinerem Treiben geben kann, verhasst.

In der Verfification hat Götz ganz Bedeutendes geleistet; er erinnert an Göthe, sowohl im gereimten als metrischen Gedicht. Der in der feinen französischen Schule gebildete Dichter hielt sich fern vom majestätischen aber oft undeutlichen Schwung der Klopstock'schen Dichtweise, wie von Ramler's Aneinanderpacken tönender Worte. Mit weichem Flusse, zuweilen freilich seiner ganzen Anlage nach zu weich, fliesst seine Form.

Seine Gedichte wurden erst nach seinem Tode durch Ramler, dem er sie dazu übermacht, gesammelt herausgegeben (1785); sie waren vorher meist einzeln erschienen, hatten aber ihre Bewunderung gefunden und gewirkt. Das Gedicht: «die Mädcheninsel» hatte man Friedrich d. Gr. vorgelegt, und es soll das einzige deutsche Gedicht gewesen sein, welches ihm sehr gut gefallen. In dem Fall Schade, dass er kein besseres gesehen hat, denn der Inhalt — dafs ein Gescheiterter auf einer menschenleeren Insel Venus anfleht, aus seinen Steinen, gleich denen Deukalions und Pyrrha's, Mädchen von herrlichem Reize entstehen zu lassen, über welche er herrschen will — ist viel zu breit und schwächlich behandelt. Götz kommt überhaupt in breite Geschmacklosigkeit, wenn er eine längere, sich nacheinander abspinnende Handlung erzählen und über das poetische Bild und den scherzenden, anmuthigen Einfall hinaus will. So z. B. in seinem Epithalamium für den Herrn le Clerc. (Uebrigens nach Balde's 28. Ode gedichtet, wie Westermeyer bemerkte.)

Nach dem Erscheinen von Götzen's Gedichten in Ramler's Ausgabe folgte Göthe's volle Renaissance-Epoche. Göthe gab mit dem Grossen auch dem Kleinen, worin Götz sich auszeichnete, jene Voll-

endung, welche den ganzen Götz überflüssig machte und ihn in kurzer Zeit aus seiner Berühmtheit in die Vergessenheit bei den Lesern brachte.

«Den fünfsesten Dichter, den Sänger der Liebe!» nannte man ihn bei seinem Tode. Wenn wir die Worte eines Verehrers über den todten Uz citiren, so sehen wir gleich, wie dessen Wege von demselben Ausgang andere als die Götzen's geworden sind.

«Segen der deutschen Mitwelt und Nachwelt über den Sänger der Weisheit! — ruft Uzen's Biograph Schlichtegroll. — Ewiges Andenken und ewige Dankbarkeit sei mit seinem ehrwürdigen Namen! Auf seinem Grabe blüht eine unverwelkliche Blume, eine Lilie aus den Gefilden des Himmels in die unfrije verpflanzt, seine Theodicee. Sie allein kann schon Bürge der Unsterblichkeit seines Namens sein.»

Uz *) (1720—96) hatte neben Anakreon und Horaz schon auf der Universität Pindar zum Liebling erkoren. In Halle kam er mit seinen Freunden in die anakreontische und jene epicuräische Strömung, welche das Wesen der Glückseligkeit in ein maafsvolles Vergnügen setzt.

An den Gottsched-Schweizer Streitigkeiten nahm er nur indirect Antheil, indem auch er sich im rein metrischen Verse versuchte; nach dem ersten, ihm schwer gewordenen aber wohl gelungenen Versuche blieb er dem Reim getreu. Mit der Zeit wuchs seine Vorliebe für die Ode höheren Stils; ihr wandte er sich nach bitteren Erfahrungen hinsichtlich der Anakreontik von all' den Phantasie-Gelagen und Phantasie-Schönen und dem leichteren poetischen Getändel mit Vorliebe zu. Auch für die Uzische Ode liegt das französische Vorbild nahe genug. In Frankreich war durch J. Bapt. Rousseau die ähnliche Strömung aufgekommen. Rousseau hatte an Racine's grossartige dramatische Lyrik angeknüpft und die «inspirirte Lyrik» cultivirt, mit David, Pindar und Horaz als Mustern. Glänzende, sorgsam durchgefieilte, erhabene Sprache, hohe Ideen — dies Alles mit den Licht- und Schattenseiten einer Lyrik, die Inspiration absolut voraussetzt, lag als Muster vor.

Uz steht im französischen Ton seiner Zeit. Nur die französirt-

*) Johann Peter Uz, geb. 1720 zu Ansbach, ging 1739 nach Halle, wo er Jurisprudenz und nebenher sehr eifrig schöne Wissenschaften studirte. 1742 kehrte er nach Ansbach zurück und ward — lange als unbefoldeter Secretär — angestellt; langsam diente er auf. Er starb 1796.

Ueber Uz: Uz und Cronegk. Ein biographischer Versuch von Henriette Feuerbach. Leipzig 1866.

englische, nicht die specifisch-englische Poesie ließ er außerdem auf sich wirken, z. B. Pope, Addison als populären Philosophen. Hatte er auch wegen seiner freieren Anakreontik und seines metrischen Be mühens Anfangs für einen Gegner Gottsched's gegolten, so zeigte sich doch bald, daß er kein Anhänger der Schweizer war. Seinem französisch-classischen Geschmack, der im leichten Lied, im moralischen und im komischen Gedicht, in den poetischen Briefen und in den Oden überall hervortritt, allerdings in deutscher Verarbeitung eines kleinstädtischen Beamten und Büchergesellen der Zopfzeit, stand Bodmer's volksmäßiger Breitspurigkeit und Allerlei interesse sowie der Milton-Klopstockische Schwung ganz entgegen. Seine Aufklärungsphilosophie der vernünftig-heiteren Art hatte mit orthodoxer oder mystischer christlicher Eiferei keine Gemeinschaft; wegen seiner scherzenden, oft sinnlich-kecken Gedichte packte ihn deshalb auch der damals zelotische junge Schwärmer Wieland mit bösartigem Ueberfall und suchte den guten, im Leben Alles weniger als kecken, frivolen Uz mörderisch zu erwürgen. Uz, der doch damals schon seine Theodicee geschrieben hatte, wie er immer hervorhebt, bekam einen nachhaltigen Schrecken über diesen Angriff — Lampe der Hase und der fromme Reinecke Fuchs fallen Einem unwillkürlich ein. Ein Glück für Uz, daß es einen Magister Lessing mit seinem derben Knappen Nicolai gab, vor dem auch Seraphiker Wieland in der Schweiz heilsamen Respect hatte.

Uz nimmt als heiterer Dichter wie als philosophischer Poet eine sehr wichtige Stellung in der Dichtung seiner Zeit ein. Er gehört mit Hagedorn, Götz, Gleim u. A. zu den einflussreichsten Erziehern des deutschen Volks in Bezug auf Geschmack. Die Zeit der Güntherschen Rohheit lag noch, das darf man nicht vergessen, nahe. Das Derbe, Ungeschlachte wechselte schroff mit dem Frechen ab. Die Anakreontiker lehrten poetisch besseren Anstand: Zartheit, Grazie im Scherz und bei keckem, jugendlich-sinnlichen Gefühl. Uz, der sehr bald in allen seinen Gedichten über die blos lustige Jugendempfindung zu einer, aus seiner Freuden-Philosophie fliessenden Idealisirung fort schritt, gewann einen außerordentlichen Einfluß. Seine Zeit fühlte sich bei ihm idealisch gehoben, nie durch Gemeinheiten und Plumpheiten gestört; in seinen sinnlichen Gedichten war er etwas locker im Sinn der Malerei und verirrte sich vom Antlitz gar gern zum Busen seiner Schönen, doch ward er nie zum frechen Lüstling und wußte

durchgehends seinen Stoff wirklich reizend zu behandeln; in seinen ernsteren Gedichten zeigte er keine tiefe, aber eine aufrichtige und in ihrer Beschränktheit sichere Philosophie und sprach er bleibend-wahre schätzbare Ueberzeugungen mit Mannesmuth aus. So als deutscher Patriot; so als religiöser Mensch.

Auch ihn erregte Friedrichs II. Ruhm, und er sang für ihn und forgte, da ihm Untergang drohte; doch über den specifisch-preussischen Patriotismus, der in Gleim aufloderte, siegte bei Uz der deutsche Patriotismus: «Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germanien sein Eingeweide?» Strafend erhebt er sich gegen die Fürsten, die im Krieg ihren Ruhm suchen und ihre Völker verderben. Mit Schande, nicht mit Lorbeerkränzen, möge das Verhängniß dessen Haupt krönen, der den Frieden bräche. Hebt er im Todten-Lied für seinen Kleist hervor, dass derselbe den Tod für's Vaterland gestorben, so preist er auch die Freiheit, die den Bürger groß gemacht und göttlichen Gesang erweckt habe, während in dunkler Höhle feige Sclaverei liege und die kühnen Schwingen unserer Seele und alle Lust zum wahren Ruhm lähme. Er besingt den wahren Muth, den Weisen, der mit Gelassenheit sein ihm bestimmtes Leiden trage, nicht die erkaufte, so oft für lorbeerwerthen Heldenmuth gehaltene Wuth, die mit blindem Ungestüm in schauervollen Schlachten die drohende Gefahr verachte. Seine Philosophie der Freude preist jene Wollust, welche nicht der Pöbel kennt, sondern welche Natur und Weisheit ehrt, der Weisheit Kind, die Königin der Weisen, die mit heiterer Stirn, rosfengeschmückt, mit dem Blick voll reiner Lust selbst Lyäus bezähmt, um welche die Freude noch die güldenen Flügel schwingt, wenn auch das Glück entflieht.*) In seiner bewunderten Theodicee,

*) In seiner Ode an die Freude:

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt,
Dich mit güldner Leyer preisen
Ruhig, wann die Bosheit schnaubt —

singt er zum Schluss:

Hab ich meine kühne Saiten
Dein lautschallend Lob gelehrt,
Das vielleicht in späten Zeiten
Ungeborene Nachwelt hört,

wo er mit sonnenrothem An gesichte zur Gottheit fliegt und Leibnitz ihm das Thor öffnet, fand man erhabensten Schwung und tiefste Weisheit vereint. Es ist Lob der Weisheit Gottes: der kleinsten Fliege Glück, Roms Geschick und das Leben einer Sonne sind gleich vorher bestimmt — das Thema von der besten Welt wird gesungen.

Die religiösen Gedichte beherrscht gleichfalls der Gedanke an die Weisheit und Güte des Schöpfers. Sie sind dadurch characterisiert, dass der Dichter in Gott vertrauensvoll den «grossen Menschenfreund» sieht und so ihn nennt. Besonders musste es seiner Zeit zu Herzen gehn, wenn Uz nach dem schrecklichen Erdbeben von Lissabon, das die damalige Christenheit mitten in den Philosophemēn über die beste Welt und Gottes Güte so verzweiflungsvoll in Furcht und Zweifel aufstörte, ruhig die Leyen nahm und mit Ueberzeugung fang: Wenn auch die Erde bebe, müsse auf feiner Stirn der göttliche Gedanke schimmern, dass Tugend glücklich sei und seine Seele lebe auch unter ganzer Welten Trümmern. Da musste man einen deutschen Horaz bewundern, der das «impavidum ferient ruinae» mit dem christlichen Gottesglauben so schön zu vereinen musste. In der That keine kleine That des einsamen deutschen Poeten und Denkers! Es ist so schwer, in kleinlichen, einengenden Verhältnissen gross denken! Wenn wir in dieser Beziehung unsere damaligen deutschen Dichter gegen die Engländer und Franzosen abwägen, müssen wir unsre Talente wie auf der Decimalwage betrachten und danach multipliciren. Haller'sche Gröfse meinte man mit Gleim's Schalkhaftigkeit in dem

Hab ich den beblümten Pfaden,
Wo du wandelst, nachgespürst,
Und von stürmischen Gestaden
Einige zu dir geführt.

Göttin, o so sey, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Dass er schimmernd Glück verschmähe,
Reich in sich auch ohne Gold.
Dass sein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sclaverei,
Ohne Flecken, ohne Sorgen
Weisen Freunden theuer sei.

reiferen Uz vereint zu sehen. Die Correctheit und Eleganz seiner Sprache galt seiner Zeit für classisch.*)

Die nächstfolgende Zeit erkannte die Beschränkung seines Talentes. In der Schilderung heiteren, erlaubten Vergnügens und der Umsetzung desselben Themas in philosophische Betrachtung bewegte sich seine Dichtung. Von objectivem Erfassen der Menschheit und Welt hatte er keine Ahnung und eine eigenthümliche kräftige und reiche Persönlichkeit war er nicht. So blieb er schliefslich Lehrdichter mit der unausbleiblichen Eintönigkeit eines solchen, bei all' seinen, zwar nicht grossen, doch wirklichen Verdiensten.

Uz war mit seinen anakreontischen Genoffen von Nutzen gegen die platten Prosaiker, gegen die Schwärmer und gegen die sentimentalnen Moralisten; er behauptete sich gegen die Bodmer'sche Schule, neben Klopstock, gegen dessen Nachbeter und Nachäffer und neben der Gellert'schen späteren Weinerlichkeit. Er kam mit den ersten Richtungen in vorübergehenden, gegen Bodmer und Klopstock durch ihn selbst provocirten Streit, der seiner Natur aber durchaus entgegenging und nach Bodmer's, Duschen's und Wieland's Angriffen ihm schnell verleidet war.

Der scharfe Menschenverstand, Lessing, und der gesunde Menschenverstand, Nicolai, wollten ihm in der Gegenstellung gegen die Schwärmer wohl und nahmen deshalb für ihn Partei. Als mit Sturm und Drang geniale, weitschauende, das Gewaltigste dichterisch umfassende Dichter auftraten, welche die bisherige französische Erziehungsdichtung aus unserer Poesie hinauszuwerfen anfingen und das Recht der Individualität mit revolutionärer Hitze in Anspruch nahmen und

*) Uzen's Dichterruhm verbreitete sich über Deutschlands Grenzen. Der Fürst und die höheren Stände von Ansbach, wo Uz amtierte und sein kärgliches Junggesellenleben führte, wussten aber nichts von ihm. „Als Markgraf Alexander in den Jahren nach 1770 eine Reise nach Italien machte, wurde er ganz unvermuthet mit dem grossen deutschen Dichter bekannt, der schon so lange sein Staatsdiener war. Papst Ganganelli nämlich freute sich auch deshalb der Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil dieser das Glück habe, einen der ersten Dichter, den grossen Sänger Uz, den er selbst freilich nur in einer italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in seinem Lande zu besitzen. Erst hiedurch wurde der Markgraf aufmerksam auf ihn, so dass er nach seiner Zurückkunft diesen ihm merkwürdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ, ihm seine Achtung bezeigte und ihn von nun an so fehr als jeden seiner gebildeten Mitbürger verehrte.“ (Schlichtegroll.) Das waren die gebildeten Fürsten!

vertheidigten, da war es mit Uz vorbei. Mit dem Jahr 1767 hatte er seine eigentliche dichterische Thätigkeit geschlossen; die grossen Lessing'schen Händel und des jungen Herder's Auftreten beunruhigten ihn schon. Als es aber im nächsten Jahrzehnt immer wilder und genialischer herging, da verstand er seine Zeit nicht mehr und ihn nicht die junge Zeit. Lessing, Wieland, sie standen mit ihm auf demselben Boden. Seinem früheren Feinde Wieland konnte er, da derselbe auf das französisch-sinnlich-philosophische Feld vom seraphischen Gefild überging, mit herzlichem Antheil folgen, ihn für einen unserer grössten Genien, für lauter Einbildungskraft und unerschöpflich, für die vornehmste Stütze und Vormauer des guten Geschmacks in Deutschland halten; bei Herder ging ihm das Verständniß allmälig aus. Die Späteren existirten für ihn nicht mehr.^{*)} Vielen Männern seiner Zeit ging es nicht anders. Der Poet Friedrich II. urtheilte ebenso. Selbst Lessing wurde es sauer den neuen Richtungen zu folgen, und sein Geist setzte sich vielfach dawider. Uz sah das alte Chaos, die alte Plumpheit und Rohheit, die Zerfahreneheit der Empfindungen und trauriges Schwanken in der Auffassung des Lebens zurückkehren, sah die Nacht dunkeln, wo die Jugend in einem Götz und Werther das Morgenroth der Dichtung erblickte. Einen groben Bedienten auf die Bühne bringen, das war erlaubt und komisch, aber gleich mit angetrunkenen Bauern und Reitersknechten eine Tragödie beginnen und in der Reichssprache reden, die dem Frankfurter keine Mühe kostet, wie Weise über Götz von Berlichingen an Uz schreibt — wo blieb der Dichter der Lieder an Chloe bei den Reden des tapferen Götz und den Derbheiten der Knechte und der Bauern? Und der Dichter der Theodicee, der die Spötter niederschlagen will, was hatte er zu thun unter Menschen, die in dieser besten Welt die Zähne zum Himmel bleckten wie Karl Moor, und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhetzen und den Ocean vergiften möchten, daß die Menschheit den Tod aus allen Quellen saufe?

Die philosophische Dichtung von Uz erhielt sich, in ihrer weisheitsvollen Weihe bei den Freunden philosophischer Dichtung geachtet, bis Schiller die ganze ältere Gedankendichtung antiquirte.

^{*)} H. Feuerbach a. a. O.: „In den Briefen unseres Uz ist Wieland und Herder vielfach genannt. Der Name Göthe und der Name Schiller kommt nicht darin vor.“

Der Bekannteste und Populärste aus dem Hallenser Kleeblatt wurde aber sein Stifter Gleim^{*)}, 1718—1803 eins von jenen gutherzigen, leichtlebigen poetischen Gemüthern, die nie ganz das Kindliche, aber auch nicht das Kindische verlernen; als Dichter einem jener freudig singenden und beliebten Stubenvögel zu vergleichen, die uns oft peinigen, weil sie nie aufhören und bei jedem andren Ton um so lauter zu singen anheben.

Gleim eröffnete den Reigen der Anakreontiker 1744 mit feinen-scherhaften Liedern; das Publicum hat ihm diesen frischen, erfreuenden Ton nicht vergessen und ihm die Bereicherung und Fülle an Freude und behaglicher Lebenslust stets gedankt. Heiterkeit mit Anstand, fliessende Diction, leicht in Rhythmus und Vers und, was die Hauptfache, natürliche Empfindung war da gegeben. Die unerschöpflich scheinende Fülle der erfreuenden poetischen Klänge, welche seitdem Gleim zu singen nicht müde ward, war bei einem deutschen Poeten das Publicum nicht gewöhnt und es priess deshalb Gleim um so höher. Als seine Freunde mit einstimmten, kam man sich vor wie in einem poetischen Frühling. Sänger der Freude und Liebe allüberall. Dafs so viele Sperlinge zwischen den Finken, Lerchen und Nachtigallen zwitscherten, darauf kam es dem fröhlichen Publicum nicht an. Gleim's Poesie kam aus einem harmonisch angelegten, gehobenen Gemüthe; Heiterkeit des Lebens in erhöhter Empfindung, Freundschaft, Seelengüte waren und blieben ihm sein Lebenlang die Hauptgüter. Erfolg und Lebensstellung, besonders freilich die poetisch beschränkte Anlage ließen ihn nicht dazu gelangen, in die schöne Phantasiewelt frei sich zu erheben und über Gemüthlichkeit und Grazie zu Idealen vorzudringen, aber was sich mit einer Verschönerung der heiteren Tagesstimmungen und idealisirtem Ausdruck derselben thun ließ in seiner Zeit, that er. Er war keine Nachtigall in der Lyrik, aber auch kein Sperling, wie er sich im Vergleich zu der Lerche Anakreon

^{*)} Joh. Wilh. Ludwig Gleim, geb. zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt 1719, besuchte die Schule von Wernigerode, studirte seit 1738 in Halle Jurisprudenz, ward dann Hauslehrer in Potsdam, zog als Secretär des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt 1744 in den zweiten schlesischen Krieg. Kurze Zeit war er Stabssecretär bei dem alten Leopold von Dessaу; 1747 wurde er Secretär des Domcapitels zu Halberstadt und kam dadurch in die sorgenfreiste, behaglichste Lebensstellung. Blindheit trübte die letzten Paar Jahre seines Lebens. Er starb 1803.

selbst nennt, sondern ein guter Harzer Fink. Viele seiner leichten Lieder sind reizend, von echt poetischem Schmelz. Sie mussten hinreissend wirken in einer Zeit, wo das Empfundene bisher so oft rauh und ungeschickt in der Form war, die glatte Form so oft keine Empfindung hinter sich hatte. Sieht man auf die Mannigfaltigkeit in der Gleimschen Lyrik, so braucht er sich vor vielen unserer jetzigen Lyriker nicht zu scheuen.

Seine Fabeln — geschrieben für den kleinen Prinzen von Preussen — machten ihn weiter dem Publicum werth, welches, wie schon bei Hagedorn bemerkt wurde, damals, wo es an stoffhaltigen kleinen Dichtungen noch fehlte, schon stofflich an diesen lebendigen Bildern und geschilderten Vorgängen seine Freude hatte und obendrein die alte, noch immer gangbare Lehre vom Nutzen der Poesie darin bethägt fand. Wie unter allen Dichtungen Gleim's ist auch unter den Fabeln Vieles schwach, ja läppisch; aber eine Reihe derselben (z. B. der Löwe und der Fuchs, der Hengst und die Wespe, der gebährende Berg, Greis und Tod, Grille und Ameise, Pferd und Esel u. s. w.) leben erfreulicher Weise mit Liedern wie: Es lassen sich die todten Fürsten balsamiren, der Pabst lebt herrlich in der Welt u. A. noch heute.

Gleim hatte poetisch eine richtige, wenn auch oft dilettantisch-nachlässig gebrauchte Feinfühligkeit, wie er mehrfach bewies. Nicht genug, dass er zu der Anakreontik einen Hauptanstoß gegeben; seine Aufmerksamkeit wurde auch auf das volksmäßige Lied und die romanischen Romanzen gezogen, welche letztere er, sehr ungeschickt allerdings, nachzubilden unternahm. Aber der Einfall selbst hatte seinen Werth; die Ausführung konnten Andere übernehmen. Die Richtung auf das Volksmäßige, worin er sich an die Schweizer anlehnte und mit der populären Richtung der Neuen-Leipziger begegnete, führte ihn zu Beginn des siebenjährigen Krieges darauf, volksmäßige Lieder für seinen vergötterten Helden Friedrich II. zu singen. Er ward, im Stil der Zeit ausgedrückt, vom Anakreon zum Tyrtaeus.

Wie wir so häufig bei leichten Naturen sehen, dass sie das Bedürfniss nach einem Schwergewicht empfinden und sich wohl in der seltsamsten Weise darauf capriciren, Ernstes und Gewichtiges zu leisten und als einen Hauptzug ihres Wesens hinzustellen, so sehen wir auch bei dem guten Gleim, dass er den preussischen Patriotismus und Friedrich II., später eine philosophisch-religiöse Weltanschauung zum

Gegenstand nimmt für seine Dichtung und in diese dann sein Hauptverdienst setzt. In einer Fabel erzählt er von der Lerche und dem Adler. Der Adler, welcher gegen die Sonne fliegt, will die Lerche auf seinen Rücken nehmen, um sie höher zu tragen; sie antwortet ihm, dass sie hienieden an der Erde den Schöpfer aller Dinge singen will; er möge nur zur Ehre Gottes in höhere Sphären fliegen. In Wirklichkeit konnte er es nicht lassen, sich Friedrich II. und in Halladat später dem Mohammed (Koran) auf das Gefieder zu setzen, wobei Lerche doch Lerche blieb.

Gleim's «Preussische Kriegslieder von einem Grenadier» (seit 1758), die seiner Zeit hochbewunderten, von denen er hoffte, dass sie sein poetisches Andenken nicht würden untergehen lassen, sind eine seltsame Mischung von Wahrheit der Empfindung, zopfiger Trockenheit und Bombast. Man könnte sie ein versificirtes Gepolter zu Ehren Friedrich's II. nennen. Er poltert, wenn er lobt; er poltert, wo er tadelt. Lessing, welcher Gleim als Kritiker unter seine Flügel genommen hatte und fortwährend die Freundschaft erhielt, schrieb ihm eine Vorrede. Er sagt darin nicht, was er in den Briefen an Gleim sagt, dass ihm bei verschiedenen Stellen — freilich eines nicht aufgenommenen Gedichts — vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden hätten. Der gutmündige Gleim kannte, wie es gutmündigen Eiferern geht, weder im Verherrlichen noch im Räsonniren und Verwünschen Grenzen; die Zunge ging immer mit ihm durch. Die Gedichte geben meistens eine durch poetische Tiraden aufgestützte, trockene Erzählung im derben, nach Volksmäßigkeit haschenden Tone; man sieht, wie der Dichter sich selbst aufbläst und, um Groses zu sagen, grosse Worte macht. Waren die Grenadierlieder nicht durch ihren poetischen Kunstwerth, so waren sie doch stofflich von hoher Bedeutung^{*)}. Das politische Lied war darin aus dem Epigramm und dem blossen lyrischen Gedicht herausgewachsen. Hinter dem Poltern, Prahlen, Knärren und Wettern falscher Rauheit und einer unmöglichen Grenadier-Gestalt stand wirkliche Ueberzeugung und Begeisterung, und diese wirkte und zündete bei den Gleichgesinnten. Wie auch poetisch beschaffen, diese Lieder waren ein wirklicher Triumph für die Thaten Friedrichs. [Interessant ist, dieselben mit

^{*)} Man sehe Göthe in Wahrheit und Dichtung und Herder: Tyrtaeus und der Grenadier, wie zuvor sein: Anakreon und Gleim.

denen der Freiheitskriege zu vergleichen; so unendlich weit sie den letzteren auch nachstehen, in Einem hätten sie den meisten derselben zum Muster dienen können: im episch straffen Ton statt der übermäßigen Sentimentalität, welche denn auch bekanntlich den Männern der alten Schule in den Freiheitskriegen wenig behagte.]

Gleims Petrarchische Gedichte (1764), Gedichte nach den Minnesängern (1771), Walther von der Vogelweide u. s. w. sind Gedichte, die er sang, weil Andere angestimmt hatten und er nicht lassen konnte, immer in seiner Weise mit einzufallen; er musste einmal Verse machen, und wenn er nichts anders auf Händen hatte, brachte er die Prosa seiner Freunde (Lessing's Philotas, Klopstock's Tod Adams) in Verse. Er nebelte sich poetisch in die Stimmung hinein, hatte dabei freilich nicht einmal die Geduld und Ueberwindung, ein Werk ordentlich zu lesen, sondern durchstöberte Alles nur, nicht des Inhalts sondern der Anregung wegen. Die Verse flossen ihm immer. Seine angeregte Stimmung verwechselte er dann mit jenem leidenschaftlichen Drang des Künstlers, die Innenwelt seiner Phantasie in Formen gegenständlich zu machen, und brachte seine Anempfindungen freudig zu Papier. Was er leicht, enthusiastisch angeregt gab, wollte er dann, wie es allen wohlmeinenden dilettantischen Enthusiasten geht, ebenso aufgenommen wissen.

Ein merkwürdiges Beispiel ist sein rothes Buch oder Halladat (1774—81).

Er hatte den Koran gelesen, fühlte sich davon ergriffen und schrieb die theosophischen, nach dem orientalischen ruhigen Verzenken der Seele in Gott strebenden Gefänge, die, neben einer allgemeinen Güte und vielem Gefühlvollen und Richtigen, das Unglaubliche in Abgeschmacktheit, Prosa und Gefühlsdusel leisten.*). Da Gleim Halla-

*) Gott ist die höchste Güte (im dritten Theil; hier ohne Versabtheilung der fünfstufigen Jamben geschrieben) lautet: Gott, unser Gott ist gnädig! Seine Macht gebraucht er nicht, den Elephanten, der mit seinem Rüssel oder seinem Zahn, an einer Pfirsich oder Ananas, aus Leichtsinn oder auch aus einem Trieb, den wir nicht kennen, Schaden wirkte, stracks dafür zu züchtigen; du Mensch! Gott ist des Elephanten und der Ananas getreuer Vater, wie der Deinige; denn seine Macht ist Gnade; Menschen Macht und Gottes Macht ist, wie der leichte Wind, der keine Flöte tönen macht, und wie die Windesbraut, die Thürme niederwirft und Masten niederbriicht; vereint, in Gottes Macht, ist alle Macht der Könige der Erden, und der Menschen und der Elephanten, und des übrigen Erschaffenen; Mensch, o Mensch! Deswegen wenn du deines Gottes Macht, die, wenn er will, den Elephanten stracks

dat schreiben konnte, so ist es kein Wunder, dass es auch Leute gab, die Halladat schön fanden und Manche wirkliche Erbauung und Anregung daraus zogen.*.) Er selbst sah darin und in den Liedern des Grenadiers den Triumph seiner Poesie.

Ueber seine weiteren Dichtungen oder vielmehr Versificirungen bedarf es keines Worts. Munteres, Verständiges wechselt mit gereimten Einfällen aller Art, die leicht entstanden — als nächtliche Unterhaltung in schlaflosen Stunden oder als regelmäfsiges Morgenpensum — ebensoleicht wieder der Vergessenheit anheimfielen. Komisch ist oft,

in eine Milbe, dich zu einem Mächtigen der Erde, deinen grossen Edda-Strom,
der, unter tausend Brücken u. s. w.

*) Gleims junger Schützling Heinse schrieb nach Lefung der „ersten Sura des neuen Korans“: . . . der Sinn Gottes muss sogar bei denen im Herzen erwachen, die noch nicht mit ihm den süßen Schauer seiner Gegenwart empfunden haben, wenn sie diese erhabene Beschreibung lesen, die wohl schwerlich in irgend einem Koran der Welt so schön und stark zu finden sein wird. . . . Hat Klopstock mehr sagen können, mit seinem Bilde von tausend Sonnen, den Sinn Gottes im Herzen? Nein, Genius Gleim, nichts mehr! . . . In einem andern Brief: Rührender kann der Löwenzähmer Orpheus die Seeligkeit der guten Seelen nicht gefangen haben. . . . So lachend, so reizend, so anziehend hat noch kein Maler, vom Vater Homer an, das Gemälde der häuslichen Freuden gemalt u. s. w. Aehnlich die andern Freunde Gleim's.

Der Graf Wilh. zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg schrieb (Körte a. a. O.): Im rothen Buch ist zugleich Saamen und Frucht aller Wissenschaften zu finden. Die Gedichte „der Weg des Lebens“ und „die Tugend“ sollen den jungen Gemüthern sofort durch Auswendiglernen und Proben von Uebersetzungen eingedrückt werden. Das Gedicht „die Landschaft“ wird bei mir dem Geist der Landescultur einen neuen Schwung geben; vielleicht wird noch mancher öde District im Schaumburg-Lippeschen dem verehrungswürdigen Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu verdanken haben.

Das Gedicht „die Landschaft“ lautet (in seinem ersten Drittel): Ich steh auf dem Gebirge Nidalis und seh in lachende Gefilde; Gott! Wie schön ist deine Welt! Hier aber ist ein Theil von ihr durch Menschenhände schön! Hier hat der Pflug geschnitten, hier der Sech gegraben, dort das Rebenmesser viel der wilden Ranken weggenommen, hier sind Wiesen, dort sind Gärten, wie so schön ist diese Landschaft! Ueber einen Wald auf Heerden, Hügel, Bäche, weiterhin ein unabsehlich Waizenfeld und dann ein Kranz von bläulichem Gebüsch, in dem das Auge willig sich verliert. Der Mensch hat diesen Theil verschönert, hat gepflügt, gegraben, hat die Bäche künstlich so geleitet, dass die Wiesen wässern und dem Auge wohlgefallen! O, ihr thut, ihr Menschen, thut den Willen Gottes, wenn mit eures Geist's und eurer Hände Kraft aus unfruchtbaren Gegenden durch euch Gefilde werden, Geister Gottes sehn auf eure That und freuen sich.

wie der gute schwache Dichter sich an das Gröfste heranwagt — ähnlich der Maus in seiner Fabel, welche es dem Löwen nachmachen will und statt zu brüllen zu pfeifen beginnt. Ihm begegnete es, sich, den alten Grenadier, wie er sich gern nannte, mit Friedrich d. Gr. und der grofsen Zeit, darüber er seine Lieder angestimmt hatte, zu identificiren; so tritt er in seinen Zeitgedichten gegen Alles auf, was ihm nicht nach Sinn geht, so schreibt er Briefe und Verse, manchmal direct an Könige und Feldherrn und Staatsmänner und Congresse wie eine wirkliche grofse Dichtermacht — immer freilich der Ausdruck des wohlmeinenden, oft des gesunden Menschenverstandes neben allem Barocken und Komischen.*)

Aehnlich in «Kraft und Schnelle des alten Peleus», wo er Goethe und Schiller wegen ihrer Xenien abkanzelt. Schlagen, schimpfen, schelten, sagt er darin, könne er ertragen, nur necken nicht.**) Unter seinen Gegengeschoffen, welche die mangelnde spannende Kraft und Schnelle des achtundfiebzigjährigen Peleus beweisen, ist das fechsundzwanzigste interessant, worin er um die verschwundene Zeit klagt,

*) An den Fürsten Kaunitz, der an eine Rebellion in Preussen gedacht haben sollte, dichtet er (Jan. 1770):

Rebellion in unserm Lande?
Spart, rath ich euch, Herr Fürst! all' eure Müh und Geld!
Wir rebelliren nicht, wir Preussen! Bei Verstande
Sind wir Gottlob! Und wär's die ganze weite Welt,
Die ihn verlöre, wir Verständige, wir beten:
Erhalt ihn uns der liebe Gott,
Und mache, dass wir nicht zu Tolpatsch, Hottentott
Und Tartar wieder treten u. s. w.

Das dritte Gedicht auf Alexander heisst:

Als Alexander starb, da legte seine Mutter
Sich über seinen Sarg und sagte: lieber Sohn!
Erob'rer! wo das Eis im Ofen friert, die Butter
Im Keller schmilzt, o du! was hast du nun davon?
Nun liegst du da, bist nichts, o du, du grofser Held!
Und nichts ist dir die ganze Welt!

**) Die Xenien auf ihn lauteten:

Frage: Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich ließ?

Antwort: Ach ihm mangelt leider die spannende Kraft und Schnelle,
Die einst des G... herrliche Saiten belebt.

wo's so schön auf unserem Helikon gewesen sei, wo Klopstock Homer und Uz Anakreon gerufen wurden, wo noch nicht Faunen mit Wolfsgeheul und Tiger-Ungestüm der Musen Tänze störten, wo Apollo, nicht Priapus Gott gewesen sei, alle Sänger sich ihre Lieder vorsangen, alle wie Brüder sich liebten. — Gleim schloss in der Hauptfache poetisch mit dem von ihm vergötterten Herder ab. Die grosse, volle Poesie eines Goethe und Schiller war ihm nicht, wie seinem Freund Uz, ganz verschlossen, aber er fand sich doch nicht mehr darin gehörig zurecht. Er trippelte aufsen daran herum. Mit Uz, Kleist, dem geliebten und von ihm in den Himmel versetzten Freund, mit Lessing, mit Klopstock, dem gleich ihm jetzt greisen Dichter, der in der Ode «der Wein und das Wasser» sich und dem Freunde die Jugendzeiten so wehmüthig-heiter in's Gedächtniss rief — mit ihnen hatte er begonnen, gewirkt und Ruhm gehabt. Er, der noch in Gotsched's Herrschaft zurückreichte und an Opitzens Gedichten noch seine Freude gehabt hatte, hatte vermöge seiner weichen gefügigen, jedem Eindruck nachgebenden und enthusiastischen Individualität selbst Sturm und Drang überdauert und einzelne Richtungen mit seiner gewöhnlichen Begeisterung aufgenommen; auch der volleren Classik gegenüber fühlte er noch Verwandtschaft von seiner französischen Classicität her; er war einer von denen, die ängstlich bemüht sind, nicht alt zu werden und ihre Zeit gleich den Jüngeren zu verstehen, aber diese jüngeren Großen konnten doch sein Gemüth nicht mehr so voll erfüllen, wie seine Jugendfreunde, die in seinem Herzen alle späteren Größen, Goethe und Schiller und seine geliebten Jacobi und Heinse und Jean Paul in den Schatten stellten.

Bekannt ist die Thätigkeit Gleims als freundschaftlicher Förderer von Talenten. Es gilt dafür einfach Goethes Würdigung in Wahrheit und Dichtung. «Aber eben ein solches Förderniss junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemandem wird entgehen, dass hier Gleim gemeint sei. Im Besitz einer zwar dunklen, aber einträglichen Stelle, wohnhaft in einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militärische, bürgerliche, literarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer

großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne dass ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte; weswegen er sich einem andern, vielleicht mächtigeren Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, dass man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung seiner Gedichte.»*)

Die Scala der Freunde Gleim's war eine lange; die hauptfächlichsten kennen wir auch äußerlich aus seinem Freundestempel, in welchem er ihre Gemälde aufhing.

In seinen Wohlthaten war er unerschöpflich; seine Briefe sind des' Zeugniss, zugleich mit der modischen läppischen Freundschaftschwärmerei und oft gradezu verdrießlichen Kinderei. Er gab gern, reichlich und ward nicht müde zu helfen durch Geld, Verwendung und Bemühung jeder Art.

Oft wird Einem übel zu Muth, wenn man die Schmeicheleien liest, die er bekam und zum Leben nothwendig hatte, weil sie ihm siets eine neue Anregung waren und ihm den Wein geistig ersetzten, den er, der Weinfänger, selten und auch dann nur nippend trank; und doch, wenn man seine Gutmüthigkeit und Neidlosigkeit bedenkt, so versöhnt man sich noch eher mit den größten Schmeicheleien, als mit dem Tone, in welchem Ramler seines Freundes und gutmütigen Krittlers Kritik für immer zurückstieß.

Was diese Anakreontiker in Versen und besonders im kleinen Gedicht und Lied ausprachen, das bewegte im Ganzen auch Salomon Gefsner (1730—87), den jungen Züricher, der statt an Buchhandel an Dichten und Zeichnen dachte und (1749) in Berlin sich für die Kunst entschied. Gefsner ging von Brockes, den er als Knabe liebte

*) In späteren Jahren ließ er dieselben stets auf eigene Kosten drucken und hatte auch dann noch öfter tragikomische Scherereien mit den Buchhändlern.

und der feiner Richtung auf die Natur willkommen gewesen war, zu Anakreon über. Wegen der Härten seines Versbaues hatte Ramler ihm gerathen eine harmonische Prosa zu schreiben. Gefsner folgte dem Rath und begann nach dem noch für unumstößlich gehaltenen Grundsatz: Dichtung ist redende Malerei — seine poetischen Gemälde zu liefern. Anfangs war der Erfolg nicht groß; aber das Lob, welches durch eine Uebersetzung in's Französische aus Paris über den Idyllendichter ertönte, machte ihn schnell auch in Deutschland hochberühmt.

Gefsner giebt kleine Gemälde, Idyllen in der sanften, zärtlichen, affectirten französisch-griechischen Manier. Aber innerhalb seiner Richtung ist er ein wirklicher Poet, der in der Phantasie sieht und der wirklich zärtlich empfindet. Idealische Hirtenscenen, sentimentale Gemüther in schönen Gegenden, die wo möglich nach Claude Lorrain im Morgen- und Abendglanz gedacht sind, das Weiche, Zärtliche, die Kleinmalerei sind seine Stärke. Alles Scharfe, Characteristische, Individuelle ist sorgfältig vermieden, so wie das, was irgend gemeinnatürlich und niedrig im Stil der Zeit erachtet wurde, die deshalb in ihrer glatten und übertriebenen Affectation an den griechischen Idyllendichtern kein volles Gefallen fand. Alle Gefsnerschen Idyllen konnten ohne Weiteres fogleich schäferlich von Herrn und Damen in Schäfer-Phantasiecostümen nachgespielt werden, was glücklicher Weise bei Theokrit nicht der Fall sein kann. In Composition und Formgebung erstrebte Gefsner Einfachheit und Grazie und suchte durch wenige wohlgewählte Wörter viel zu sagen; dies und seine sanfte, zarte, zärtliche, das Liebreizende voranstellende Manier machte ihn zum Gegengewicht sowohl gegen die Gewaltfamkeit und die leidenschaftsstrebende Ueberladung der Seraphiker, als auch gegen die schärfere, herbere, der Anmuth und des lichten Colorits entbehrende Poesie der kritischen Schule. Wo Gefsner selber Leidenschaft erstrebte, wird er gefühlvoll überschwänglich, weinerlich bis zum Lächerlichen. Dies beweist sein Tod Abels, den er dichtete, um Bodmers Auspruch zu widerlegen, dafs er, Gefsner, sich wohl nicht über die Idylle hinaus an die Epopoe wagen würde.

Dadurch dafs er in Prosa schrieb, gab Gefsner den nachahmenden Dilettanten großen Vorschub, wie Göthe bemerkte. Die Art und Weise seiner landschaftlichen Schilderung, namentlich der poetischen Farbengebung wirkte übrigens noch auf lange hin nach.

6.

Die sogenannte preussische Schule.

Die Anakreontik in der deutschen Poesie war nur ein von den Franzosen herübergenommenes Seiten-Pfropfreis, welches aber so schnell ins Grün schoß, daß es eine Zeit lang die Aufmerksamkeit des erfreuten Publicums beinahe absorbierte und sie von dem noch immer als Hauptstamm der lyrischen und didactischen Dichtung geltenden Horaz-Wesen abzog. Noch merkte Niemand recht, was sich hier zweigte. Die Anakreontiker dichteten, wo sie pathetischer und gedankenschwerer sein wollten, horazisch. Die Horazverehrer tändelten auch wohl anakreontisch, oder es stellte sich das Verhältniss so dar, daß der jugendliche Dichter anakreontisirte, der gereiftere horazisirte, wie wir dies bei Uz sahen.

Angebahnt aber war die Trennung nach griechischen und römischen Mustern, von denen die ersten immer entschiedener zur Geltung gelangten, in der classischen Schule. Es hieß dies so viel, daß die dichterische Auffassung eine naivere und naturfrischere wurde; es bedeutete einen Umschwung in der ganzen Lebensanschauung, den Durchbruch einer reineren Schönheitsidee, neuen Idealismus, Einschränkung einer einseitigen Verstandesrichtung, die den esprit oder damals sogenannten Witz für den Schöpfer der Poesie und beziehungsweise der Kunst ansah.

Doch entwickelte sich diese Wandlung nur allmälig. Die römische Schule fand noch, wie es gewöhnlich geht, einige Hauptvertreter, als schon der Durchbruch zum neuen Geist begann.

Neben Hagedorn, den im französischen Horazstil am frischesten dichtenden Poeten, sahen wir Lange in der directeren antiken Nachahmung sich stellen.

In Berlin lebten zwei Geister, die in gewisser Aehnlichkeit das-

felbe wiederholten. Der Eine gehört freilich der französischen, nicht der deutschen Poesie an: Friedrich der Große.

Friedrich II. ist der echte Dichter der römisch-französischen Schule. Er schrieb französisch; seine Dichtungen, Oden, Briefe, didactischen Gedichte kamen längere Zeit nur vereinzelt zur Wirkung auf das grosse deutsche Publicum. Als man sie später gesammelt und in Uebersetzungen kennen lernte, war der Umschwung in den poetischen Anschauungen schon so groß, dass sie keine besondere Wirkung mehr machen konnten, ja verhältnismässig viel zu wenig beachtet wurden. Was die Franzosen auch über Friedrichs Stil sagen mögen — und er selbst kannte ihre Spötttereien sehr gut^{*)} — seine Gedichte sind Spiegel seines eminenten Geistes; in all' der allegorischen Rhetorik des französisch-horazischen Stils welche Grösse, Schärfe und Fülle! in den Satiren, welche durchdringende Satire, die der Mann erbarmungslos übt, der selbst die Herbheit des Lebens bis auf die Hufen kosten musste, der nur sich selbst, seiner unbeugsamen Energie und geistigen Wachsamkeit und seinem rastlosen Fleisse Alles verdankte und der mit bitterem Hohn auf die blickt, die es sich gern wohl fein lassen und den guten Ausgang ihrer Wünsche und Pläne vom Zufall oder der faulenzerisch erflehten Hilfe der Gottheit erwarten. Auch die Didactic, z. B. das Lehrgedicht vom Kriege, wird gehoben durch die gewaltige Persönlichkeit, welche darin spricht. Es ist nie abstrakte Lehre; der individuellen, bedeutenden Züge und Ausbrüche der ungewöhnlichsten Gesinnung giebt es so viele, dass wir jeden Augenblick bald die volle Anschauung vor

^{*)} „Deine Ergötzlichkeiten, o mein Geist, nehmen mich billig Wunder . . . Ich will dir noch mehr sagen, man spricht, dass du, die Thorheit voll zu machen, von der Reimsucht besessen bist. Ja trotz des Apollo bist du Poet. Kannst du das Scherzedicht verläugnen, worin du mit einem beissenden Stil die ganze Erde beleidigt? . . . Die Feinheiten der französischen Sprache sind dir unbekannt und du sündigst oft wider den Vaugelas und Olivet. O wenn Boileau noch lebte, vielleicht würde dein Name niemals den Cotin in seinen Versen ablösen. Erröthe wenigstens und schäme dich der Zeit, die eine solche Arbeit wegnimmt und lässt, ohne dir vergeblich den Kopf zu zerbrechen, die thörichte Belustigung eines witzigen Kopfes fahren. Aber du antwortest mir, „dass du als Freund der Harmonie und da dich wider deinen Willen der Gott des Genie fortreisst, frei deinem Vergnügen nachhängen kannst, wenn der ermüdeten König die Muse verstattet u. s. w.“ (Offizielle Uebersetzung von 1760, herausgegeben, um einer „gefälschten“ französischen Ausgabe entgegenzuwirken.)

uns haben, bald gleichsam den Sprecher selbst vor uns sehen, den unerschütterlichen, hochgeistigen, schwer nahbaren in seinem Stolz und seiner Ueberzeugung, in der Gluth und Eis zu wechseln scheint. Wir finden in den Gedichten den ganzen Mann wieder, seine Grösse, seine Schärfe und seine Ueberzeugungstreue, die in dem Aufklärungsgeiste keine Heuchelei kannte — die Meisten denken wenig daran in dieser Beziehung einen gleichen Massstab anzulegen, als ob das unerschütterliche Beharren in einer Ueberzeugung nicht so schwer wäre, wie in anderen.

In Friedrich sehen wir den geistigen Antipoden von Klopstock. Die Geschicke seiner Jugend trieben ihn in das entgegengesetzte Extrem des Gedankenkreises seines Vaters und wieder in den französischen Geist, gegen den König Friedrich Wilhelm in seiner Jugend die tiefste Erbitterung eingesogen hatte. Begeistert wendete er sich den grossen französischen Geistern der Epoche Ludwigs XIV. und der Gegenwart zu. An allem Bürgerlich-Religiösen der norddeutschen Art seines Vaters hatte er gründlich den Geschmack verloren. Dass er in seiner Jugendzeit lieber an die Quelle ging, als in Gottsched, Schwabe, Triller, Lange, Gellert, auch Gleim und Genossen sich vertieft, dass er Racine, Molière, Montesquieu und Voltaire, die französischen Erzähler, Fabeldichter, Anakreontiker den deutschen Nachhinkern vorzog, zumal ihm die Sprache jener von Kindheit an vertraut war, ist ihm nur vom patriotischen, nicht vom ästhetischen Standpunkt aus zu verargen. Wenn er dann von deutschen Kritikern hören musste, «dass Voltaire keinen Witz hat, aber dass Bähr jeden Leser entzücken muss, dass Euler's ganze Philosophie im Rechnen besthehe, dass Maupertuis von den Göttern als ein Ruchloser rede, und dass Sack angenehm und Montesquieu weitläufig sei, dass Gottsched den Scepter auf dem Parnasse führe», dann verkehrte sich ihm das Herz im Leibe, und der grosse, aber herbe Mann, der nicht lieben gelernt und sich angewöhnt hatte, mit den Menschen so unbarmherzig und schroff umzugehen, wie man mit ihm umgegangen war, der nicht durch Güte sondern durch Zwang und Schärfe Aenderungen anzubahnen liebte, der verachtete und verspottete ein Geschlecht, welches so urtheilte, statt sich mit ihm einzulassen, um es zu erziehen. Er sah es als ästhetischen und kritischen Pöbel tief unter seinen Füßen.

Nun kam die englische Sentimentalität und Individualitätshätschelei

in der deutschen Nachahmung. Friedrich fühlte nicht die geringste Neigung, den erhabenen Stil der römisch-französischen Anschauung gegen den bürgerlich, weinerlich, moralisch, zimperlich und kleinlich einsetzenden neuen Stil zu opfern. Er sah, wie so viele, wie fast alle Anhänger der französisch inspirirten Zeit die Neuerung für eine Verschlechterung, für einen Rückfall in die Philisterei und in füsstlichen Aberglauben an.

Klopstock's Schwächen in der Gröfse, dann seine religiöfe Richtung standen dem grossen König entgegen, der Schärfe und Klarheit liebte und die alten Anschauungen der Religion für Fesseln des Geistes und für den barsten Aberglauben ansah und als solche verwarf. Ihm musste der neue Geist der Klopstock'schen Poesie als das direkte Widerpiel dessen erscheinen, was er als höchste Wahrheit erkannt und wonach er sich die Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Vom Beginn des siebenjährigen Krieges an ging Friedrich seine kräftigsten Mannesjahre hindurch in der Thätigkeit als Soldat und Diplomat auf. Bei Beendigung des Krieges war sein Geist unter der übergroßen Anstrengung steifer, schroffer, einseitiger geworden, nicht mehr geneigt, sich neuen Anschauungen hinzugeben, die eine volle Umkehr verlangten. Wie sollte er, der Mann der streng regelnden Ideen, der dem Schematismus damit entgegenging, sich dem neuen Cultus der Individualität zuwenden, die in die Willkür von Sturm und Drang ausartete! Ganz analog seinem sonstigen Bestreben hatte er, wie die meisten grossen Aufklärer und Neuerer, sehr wenig Sinn für das organische Wachsen und Wachsen-lassen; er tröstete sich nicht damit, dass Raupe, Puppe und Schmetterling, dass Keim und entwickelte Pflanze sehr verschieden aussehen; er erblickte in der neuen Geistesbewegung nur Rückfall. Ging es doch den deutschen mit ihm geborenen Dichtern ebenso. Geht es doch allen entschieden nach einer Richtung wirkenden Geistern so, die wenn sie die Früchte ihrer langjährigen Arbeit zeitigen zu sehen hoffen, plötzlich neue Bewegungen gewahren, welche gewöhnlich im vollsten Gegensatz zu dem bisher Erstrebten einsetzen und ja meistens auch mit einer Benergelung oder heftigen Angriffen gegen die seitherigen Führer beginnen.

Für Friedrichs Stellung zur deutschen Poesie gilt kurz: in seiner Jugend hatte sein scharfer, hochfliegender Geist für die deutsche Literatur keine Achtung haben können. In seinem Mannesalter ging die neue Strömung seinem Wesen entgegen. Der bejahrtere, in schweren

Schicksalen früh manche Characterzüge des Alters annehmende König baute eine Mauer um sich, wie ähnlich ein Göthe sie um sich zu errichten für nöthig hielt.

Trösten wir uns, dass Friedrich II. die neue grosse deutsche Dichtung dadurch möglich machte, dass er die Welt mit Staunen über den Geist eines Deutschen und die Kraft und den Muth der Deutschen erfüllte und diese durch seine Preussen sich wieder selbst achten und würdigen lehrte. Seltsame Fügung, dass der geistig unpatriotische Mann der von ihm verehrten französischen Nation den Schlag beibringen musste, der den Umschwung im deutschen Geistesleben auch äußerlich feststellte. Auf dem Felde von Rössbach wurde der Respect vor den Franzosen dem deutschen Volk lächerlich gemacht. Müller's Kanonen und Seidlitz' Cürassiere und Dragoner predigten dort den Deutschen ein eigenthümliches neues Evangelium. Der alte Philosoph von Sanssouci verstand dann freilich die Geister nicht, die er durch Blut und Eisen erlöst und an's Tageslicht gebracht hatte.

Friedrich war ein römisch-französischer Poet seiner Anschauung nach. Das französische Element fiel fort und das classisch-römische trat voran bei seinem Professor an der Kadettenschule von Berlin, dem ihn verherrlichenden aber niemals von ihm beachteten Karl Wilhelm Ramler aus Colberg (1725—1798). Ramler gehört zu der Schule des Horaz, wie sie sich vor den Anakreontikern gebildet und in Lange ihren Hauptvertreter gefunden hatte. Er wurde im Waifenshaus zu Halle erzogen und studirte dann dafelbst. Mit seinen studentischen Zeitgenossen, den Anakreontikern, trat er damals in kein Verhältniss. Seine Oden, metrische Horaz-Uebersetzungen und Cantaten verschafften ihm poetischen Ruf, allgemein literarischen feine Ueberersetzung und Einleitung zu Batteux' Ästhetik und seine kritischen Leistungen hinsichtlich der formellen Verskunst, durch welche er sich einen in manchen Beziehungen eigenthümlichen Namen machte. Ramler schloss sich in seinen Oden möglichst genau an Horaz an, oft in direkter Nachdichtung geliebter Musteroden. Kürze, Schwergewicht, Schärfe und Eleganz des Ausdrucks war sein Absehen. Mit Kleist und Lessing nahm er dadurch, wie Göthe hervorhebt, gegen die breitspurige Diction der älteren Schulen und der meisten sächsischen Poeten den Kampf auf, den Haller und in seiner Art auch Hagedorn geführt hatten. Seine Oden sind zum Theil wirklich

poetisch; diejenigen von einfachem Inhalt gelungener als die nach Erhabenheit strebenden, wo der eherne Donner, das donnernde Feuer des offnen Aetnafchlundes (der Kanone) u. dergl. eine Hauptrolle zu spielen haben und der Dichter versucht, seinem gepriesenen Helden Friedrich II. das poetische Monumentum aere perennius zu setzen. Ramler ist ein Charakter in seiner Poesie, aber die Thaten Friedrichs in Oden zu fassen, fehlte es ihm weitaus an Geist, so dass er nur die grosse Phrase nach dem verstandesmäfsigen Gedanken zu giessen und zu feilen vermochte. Den grofsen Geisteszug der Friedrich-schen Thaten kann man so wenig aus ihm kennen lernen, wie man aus Horaz den grofsen Cæsar oder die staatsmännischen Ideen des Augustus zu würdigen vermag. Lieft man Ramler's Nanie an Naidens Wachtel oder sein Punschlied: Achelous, Bacchus und Vertumnus, so sieht man, dass er auf folchem Gebiete Besseres hätte leisten können.

Seine poetische Hauptliebhaberei war das Feilen der Gedichte, eine Kunst, die im Uebermaafs angewandt allen originellen Ausdruck zerstört, von ihm leidenschaftlich geübt, nicht blos an seinen eignen Dichtungen, sondern auch an denen seiner Freunde und sonstiger Dichter, berufen und unberufen. So viel er dabei formell nützte, so viel schadete er der Frische und Eigenthümlichkeit der von ihm verbesserten Poefien. Lessing allein vertraute bis zuletzt seinem Freunde gern seine Arbeiten zur Durchsicht an; er war dann sicher, dass bis zum unbedeutendsten Wörtchen Alles durch die kritische Sorgfamkeit Ramler's geprüft war, der wiederum zu viel Pietät hatte, um so ungenirt, wie bei Anderen, einzugreifen. Wie schon die Minna von Barnhelm, so musste auch noch den Nathan Ramler für Lessing durchsehen und seine Anmerkungen dazu machen; nur ausnahmsweise hat sich Lessing seinen Verbesserungen widersetzt. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dass es ein Andres ist, ein Drama auf Versfüsse und Unklarheiten der Diction u. dergl. durchsehen oder ein lyrisch-subjectives Gedicht kritisch behandeln und verändern, dessen Reiz im eigenthümlichsten originalen Schmelz und Duft besteht.

Ramler's sonstige poetische Leistungen verdienen nicht besonders hervorgehoben zu werden. Am bekanntesten ist von seinen Cantaten der von Graun componirte Tod Jesu. Ramler's direkte poetische Wirkfamkeit war keine grofse, weil er langsam producirte und seine Dichtungen vereinzelt herauskamen. Er stand in seiner besten Manneszeit verglichen mit Klopstock, Lessing und Wieland in den hinteren Reihen,

ohne Wirkung auf die Massen. Später wurde er noch mehr zurückgedrängt und nun auch sein großer mittelbarer durch die Uebersetzung des Batteux (1. Aufl. 1756) geübter Einfluss aufgehoben. Doch behielt er die hohe metrische Werthschätzung, in welcher ihn Joh. Heinr. Voss erst antiquirte.

Versuchte Ramler die horazische Ode direct zu verwerthen, so wagte Joh. Gottlieb Willamov aus Morungen (1736—77) sich an die Nachdichtung Pindar's. Warum nicht große Stoffe in Pindar's Stil besingen? Mit großem Schwung, hohen Worten, einem Pathos, der selten die Erde röhrt, um desto kraftvoller gleich dem Adler des Zeus zur Sonne und zum Himmelschen zu dringen! Und zwar nicht in einer Verarbeitung, wie sie Klopstock ügte, sondern im directen Anschluss in Form und Gefühlsweise! Willamov dichtete Dithyramben 1763. Die Kritik führte ihm zu Gemüth, dass der Inhalt von Dithyramben Bacchus und nicht Siege und Siegestaten seien. Darauf hat der Dichter für die zweite Auflage von 1766 «den Bacchus genauer in das Süjet gezogen und Alles auf ihn zurückgeführt, was sich nur hat wollen dahin bringen lassen». Mit unbefangener Kühnheit, die allerdings barock und nicht selten hochkomisch wird, bildet er sich einen allgemeinen Rahmen: Lob des begeisternden Gottes Bacchus, und besingt nun ihn, die Himmelsstürmer, Siciliens Trennung von Italien, Atlantis, Bacchus in Indien, dann aber auch den Herrmann, Sobiewski, Peter den Großen, Friedrich den Großen, Peter Feodorowitz und den Frieden. Die pedantische Kritik in den Literaturbriefen fesselte den Dichter, statt ihn zu befreien. Herder's Beurtheilung in den Fragmenten war ebenfalls eine ungerechte und wenig fördernd für den speciellen Landsmann und Concurrenten in Petersburg. Es verdient anerkannt zu werden, dass Willamov bei allen Schwächen wirklichen Geist zeigt, dass er eine poetische Nachempfindung des Pindarischen Schwungs und Rhythmus hat, wie er in jener Zeit doch nicht gewöhnlich war. Auch in ihm lebte etwas von dem Geist, der in Winckelmann so großartig wirkte.

Schon in der zweiten Auflage verspricht er keine Dithyramben mehr zu dichten. Noch in der zweiten Auflage von Sulzer's Theorie des Schönen (1786) kann man nachlefen, was Sulzer, das Prototyp der langstieligen Kritik seiner Zeit, als Urtheil über die Dithyramben im Allgemeinen und Willamov's im Besondern brachte, dieser Dichtart, die gesungen worden sei «wenn die Sänger gut betrunken waren».

daher leicht zu urtheilen ist, dass sowohl das Gedicht als die Musik etwas auschwefendes und wildes müsse gehabt haben». Es heisst da: «Wir wollen nicht in Abrede seyn, dass eine etwas ausgelassene Freude bisweilen gute Wirkung auf Leib und Gemüth haben könne (— auch eine Katharsis —) und also das Horazische «Dulce est desipere in loco» gern unterschreiben; aber dazu sind eben keine Dithyramben nothwendig». Mit der Anschauung solchen Stils aber hatte Willamov in den sechziger Jahren natürlich noch anders zu kämpfen und namentlich im nordöstlichen Deutschland.

Willamov's dialogische Fabeln (1765) sind recht nett und präcis. Was man später als Gnomen aus sprach, sprach man damals im Gewand einer sogenannten Fabel aus. Im Allgemeinen drang er schon seiner Stoffe wegen sehr wenig in die Menge.

Die ihrer Zeit viel genannte Naturdichterin Anna Louise Karschin, aus dem Schwibuser Kreise (1722—1791) mag hier zwischen diesen sogenannten preussischen Dichtern eingereiht werden. Sie war ein poetisches Talent; das Kirchenlied und die Naturschilderung des Brockes'schen Stils mögen hauptsächlich in ihrer traurigen Jugendzeit auf sie gewirkt haben. Nach einer zweimaligen Verheirathung, erst mit einem Geizhals, dann mit einem Trunkenbold, wurde sie durch einen Gönner nach Berlin gezogen, wo sie durch ihr Improvisor-Talent, ihre Reimfertigkeit und eine willige Inspiration die grösste Aufmerksamkeit erregte, nun aber auch durch Ramler und Sulzer u. A. an ihr gebildet wurde. Diese Art Bildung kam denn freilich viel zu spät und konnte nur schädigend auf ihr naturalistisches Talent wirken. Die Karsch hat Anschauung, Schwung der Phantasie und Feuer, aber es ist nichts bei ihr durchgebildet. Sie kann Verwunderung erwecken über ihr Talent; ihre Werke können aber keinen weiteren Anspruch machen unter den mächtigen Zeitgenossen, in deren Periode ihre Gedichte fielen (1764 herausgegeben durch Sulzer), die ihr zweitausend Thaler eintrugen. Gleim nahm sich ihrer mit seinem gewohnten liebenswürdigen Feuer eifrigst an, hatte dann freilich auch manche Unbequemlichkeit der Protection zu dulden. Sehr ungalant und die Dichterin verletzend benahm sich Friedrich II. gegen die Sängerin, die natürlich auch seinen Ruhm besang: auf die Bitte um ein Häuschen und forgenfreie Existenz schickte er ihr zwei Thaler, die sie entrüstet mit einem Gedicht zurück schickte. Friedrich Wilhelm II. gab ihr später ein kleines Haus.

Eine wichtige Stelle in der Vor-Klopstockischen Dichtung nimmt ein Ewald von Kleist; eine Vermittlung zwischen den Anakreontikern, Horazern, den Leipzigern und den Schweizern bahnt sich in ihm an, die freilich weit gegen die gröfseren, die alten Partheien übersehenden oder kräftiger zusammenfassenden Nachfolger zurücktritt.

Im Allgemeinen mag Kleist hier deshalb seine Stelle finden, weil er im Grunde die ältere Langeschule, gleich Ramler, nur in eigenthümlicher Weise fortsetzt. Auch Lange stand bekanntlich schon mit den Schweizern, die dann Kleist um so mehr für sich in Anspruch nahmen, als dieser nun neben einem römisch-neupreußisch zu nennenden Element die Engländer auf sich wirken ließ. Durch diese kam die Verbindung mit jenen Leipzigern, die sich von Gottsched trennten und nun dem sentimental Individualismus sich zuneigten, durch den die Verbindung mit Klopstock möglich ward.

Ewald von Kleist (1715—1759), in Pommern geboren, studirte in Königsberg Jurisprudenz und Mathematik. Er war frisch als Knabe und ein lustiger Student. Vermögensverhältnisse zwangen ihn des besseren Fortkommens wegen das Jus mit dem Degen zu vertauschen. Er trat 1736 in dänische, 1740 in preussische Dienste. Den Studien, seinen Clasifikern, besonders Virgil und Horaz blieb er getreu. Daneben wurden Milton, Pope, Thomson seine Lieblingsdichter. Durch Gleim erwachte seine Lust, dichterisch thätig zu werden.*)

*) Kleist wurde in einem Duell am Arm, man fürchtete tödtlich, verwundet. Der Oberst v. Schulz in Potsdam, bei dem Gleim damals Hauslehrer war, erzählte dies von Kleist als einem sehr braven Officier bei Tische. Gleim ging zu dem ihm unbekannten Leidenden; Kleist klagte über Langeweile und dass er keine Bücher lesen könne in seiner Lage mit der schweren Wunde. Gleim (so erzählt er selbst) merkte, dass der kranke Kriegsmann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherhaften Liedern und las ihm eins dieser Lieder vor:

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen,
Denn die sieht dir doch noch ähnlich.
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küsself!

Darüber lachte der Verwundete, dass ihm die Ader an der Hand aufsprang,

Er begann mit Anakreontik, doch konnte sie ihn nicht fesseln. Das Lachen und oberflächliche Tändeln verging ihm bald. Unglückliche Liebe, unglücklich wegen seiner Mittellosigkeit, machte den früher so heiter kecken Mann ernst und zur Schwermuth geneigt. Mit weichem Herzen, gefühlvoll, idealisch strebend, hatte er in rauhem Handwerk, wo Rauheit und Rohheit noch vielfach als Zeichen kriegerischer Tugend galt, doppelt schweren Stand.*). Da ihm mehrfach das Glück ungünstig war, indem Krankheit und Commando ihn von einigen Hauptschlachten fern hielten, und er aufser dem soldatischen und männlichen Ehrgeiz auch noch durch die Gedanken angestachelt wurde, dass er, der Dichter und sogenannte Schöngeist, ganz besonders durch rücksichtslose Tapferkeit sich auszuzeichnen und zu sichern habe gegen die Blicke rohen Muthes, so wurde seine ernste, wie Todes-fehnfütige Stimmung dadurch noch gefördert. Trost in der Bitterkeit war ihm die Natur; sein Halt inmitten der Zweifel, die ihn zu Haller stellen, hohes Tugendstreben. Weichheit und Festigkeit zeigt sich seltsam verschmolzen in ihm und seiner Dichtung. Während er durch weiche und melancholische Auffassung in

worauf der herzugeholte Arzt erklärte, dies habe ihm das Leben gerettet, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brände. Darauf gelobte der Kranke nun auch ein Dichter zu werden, „ward gesund und scherzhafte Lieder waren die ersten Versuche“. Diese Rettung und Anregung war Gleim's grösster Lebenstriumph; Kleist war sein Freundschaftsidol.

*) Im Gedicht Geburtslied: Weh dir, dass du geboren bist — sagt er:

Wenn du nicht, wie der Sturmwind, sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudel dreht:
Wenn kein Erdbeben dir den Leib
Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelt's dir an Heldenmuth.
Und tanzest du den Phrynen nicht
Von weitem einen Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht spielst und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielt, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Witz! so fehlt dir Witz! . . .
Nichts, nichts als Thorheit wirft du fehn
Und Unglück.

seinen landschaftlichen Schilderungen zu den Engländern hinübertritt, herrscht in andern Gedichten ein eigenthümlicher preussisch-römischer, damals auch spartanisch genannter, ernst nach prunkloser Gröfse, nach Lakonismus strebender Geist, der über das ethische Ziel die Poesie kümmert macht.

Es war Kleist nicht gegeben,^{*)} sich frei in die ideale Welt aufzuschwingen, und des Subjectiven so lange sich zu entäufern und es zu vergessen. Er arbeitete, sich selbst gegen sein Ideal hinanzuringen — eine furchtbare Arbeit in ungünstigen Verhältnissen, welche die poetischen Kräfte in mancher Beziehung lähmt und aufreibt. Es ist ein ewiges Suchen nach «der Harmonie und dem Frieden, den er in der moralischen Welt vermisst,» statt sich künstlerisch das Gesuchte zu schaffen. Diese Beschränktheit und Schwäche bewirkte, dass er dort, wo er die natürliche Anschauung verliert, matt wird und dass er keinen gröfseren Stoff künstlerisch zu beherrschen und zu beleben vermag. Schilderung eines gegenständlichen Bildes aus der Natur und ethische Absicht — das macht seine Stärke aus.

In seinem «Frühling» (1749), welcher durchschlagenden Erfolg hatte und ihn beim Publicum zu den besten damaligen Dichtern stellte, lieferte er ein beschreibendes Gedicht von wirklich reizenden Einzelheiten. Es ist eine Bilderreihe von landschaftlichen Frühlings-scenen, untermischt mit elegischen und moralischen Betrachtungen. Die Beobachtung ist scharf; die Auffassung poetisch, der Ausdruck treffend und schön, aber das Ganze bleibt eine mosaikartige Aneinandersetzung. Der Dichter gebrauchte selbst den Ausdruck: er gehe auf die Bilderjagd. Hier sehen wir, wie er das Einzelne gesammelt und auf einen Faden, den eines Spaziergangs, gesammelt hat. Das ist seine, natürlich nicht die künstlerische Einheit, nicht künstlerische Beherrschung des Stoffs, wie forsgsam auch die Bearbeitung ist. Als Form hatte er Hexameter mit einer Vorschlagsfilbe gewählt; sie zog ihn in den Ring des Gottsched-Schweizerischen Streites, und Gottsched schalt, die Schweizer, welche er als Werbeoffizier (1752) persönlich kennen lernen sollte, lobten ihn. Gottsched's Wort, dass Gedichte, in denen keine Fabel wäre, keine eigentlichen Gedichte genannt werden könnten — Lessing nahm das später in seiner Weise auf —

^{*)} Siehe Schiller: Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Doch würdigte Schiller nicht genug das Männliche in der Kleistischen Dichtung.

hätte belehrend für Kleist sein können. Schlimm fiel Kleistens Versuch eines epischen Gedichtes «Cissides und Paches» aus. Zwei makedonische Krieger und Freunde vertheidigen mit kleiner Schaar gegen das Heer der Athener eine Burg und fallen in der Vertheidigung, indem sie durch ihren Widerstand und Tod das Verderben des Vaterlandes abwenden. Dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig nennt Schiller das Gedicht und was die Poesie als solche betrifft hat er Recht. Anders freilich wird dessen Bedeutung vom allgemeinen Standpunkte aus zu würdigen sein. Es war äußerlich gleich einem Monument in Sandstein von harten, zopfig-steif antikisirenden Formen. Aber der Geist in Cissides und Paches, die stoische Gröfse und Pflichttreue, die Freundschaft, die Ehrliebe, freilich zur krankhaften Ehrfucht gesteigert, der unbeugsame Muth und die Aufopferung, Alles empfunden, Alles durch Leben und Tod des Dichters besiegt, machen das Gedicht wichtig als Dichtung der Zeit Friedrichs II. Kalt, ja frostig, wie Kleist meistens in seinen nach dem Erhabenen strebenden Gedichten blieb, war er und sein poetischer Ausdruck doch bedeutsam gegenüber den Tändeleien der Anakreontik und der breiten empfindungsfüchtigen Schwärmerei der Seraphiker. — In seinen kleineren Poesien treten die Schwächen weniger vor. Zuweilen gelingt ihm die Einfachheit ohne übermäßige Kälte, wenn auch in den besten Gedichten, z. B. in Irin, eine gewisse Steifheit und Oede nicht ganz besiegt ist und er in andern sene-caische Pompworte und Bilder zu seiner stoischen Strenge fügt — nüchternen Barockstil eben zeigend.

Sein Wunsch für's Vaterland zu sterben, den er oft, besonders schön noch in dem, im Todesjahr herausgegebenen «Cissides und Paches» ausgesprochen hatte, sollte leider nur zu früh und schrecklich erfüllt werden. Mit unübertrefflicher Bravour kämpfte er in der schauerlichen Schlacht von Kunersdorf, fiel wie ein Held und starb mit Ruhe eines qualvollen Todes. Durch Dichtung, Leben und Tod des preussischen Majors wurde die Dichtung und die preussische Armee in seiner Zeit erhöht.

Soldatisches wirkte bei ihm nur mittelbar. Eine Bereicherung der Poesie, wie man sie hätte durch den Offizier erwarten können, erfolgte nicht, weil Kleist nicht aus dem militärischen, sondern, gleich seinen gelehrteten Freunden, aus gelehrtem Geist heraus dichtete, die Objectivität nicht hatte, aus seinen Empfindungen herauszugehen und

noch obendrein in der Uniform eine Art Nessusgewand verspürte. Die Noblesse seines Gemüths hielt ihn peinlich im Idealischen fest; die grosse Kluft in jener Zeit zwischen dem gemeinen Soldaten und dem Officier zu überspringen und den Versuch zu machen, das Soldatenleben realistisch zu verwerthen, dazu war er poetisch zu schwach, auch durch seine Lebensstellung mehr gehindert als gefördert. Nichtsoldaten konnten eher idealisiren. Gleim versuchte es, wie wir gesehen, in den Grenadierliedern; Lessing, der beiderseitige Freund, führte es in der Minna von Barnhelm durch — eine unendlich wichtige That. Ein trauriges Schicksal wird es immer sein, wenn Geister für die Wirklichkeit sich zu idealistisch fühlen und für den Idealismus nicht genug Kraft und künstlerische Freiheit des Gemüthes besitzen.

Auch Kleist musste sich zu lange in peinlichen Verhältnissen und gedrückter Stellung abringen, als dass er einen Nutzen hätte schaffen können, deffen die deutsche Literatur so dringend bedürftig war bei dem Ueberwiegen des Gelehrtentums und des philiströsen Elements. Seine Lebensauffassung beschränkte noch mehr den freieren Schwung, den er durch Geburt und Stand hätte haben können. Wie vortheilhaft wäre es für die deutsche Poesie damals gewesen, wenn ein kühner Dichter aus vornehmerer Lebensstellung aufgetreten wäre; selbst übermüthiges Gebahren, ein rücksichtsloses Sichhinwegsetzen über das Gewöhnliche in Sitte und Gesinnung wäre nützlich gewesen inmitten der übermäßig von den Ideen des bürgerlichen Elements jener Tage beherrschten Literatur, dem man mancherlei Vorzüge nachrühmen, aber auch sehr viele Beschränktheiten nachsagen muss.

Aber Friedrich d. Gr. schrieb französisch. Die Paar Adlige, welche sich mit der deutschen Dichtung befassten, ließen sich in die allgemeine Strömung der Zeiltliteratur hineinziehen. Im Allgemeinen käute man in den oberen Ständen entweder mit halbem Verständniss die Franzosen wieder*) oder stand noch etwas unter dem Niveau des

*) Die Ansichten der Franzosen und ihrer Nachbeter über die deutschen Dichter characterisiert Joh. El. Schlegel's Citat in seiner Antwort auf Mauvillon's Urtheil, das leider bis in Klopstock's Zeit nicht so sehr unrichtig war:

„es fehlet euch an Witze!

Von zarter Jugend an verwöhnt sich der Verstand.
Das Scherzen ist euch fremd, das Lächeln unbekannt.
Ein ungesalznes Wort und grobes Lustigmachen
Erschüttert euren Bauch mit unermessnem Lachen.

gelehrten Bürgerthums. Alles in Allem hat kaum ein Volk eine schwerfälligeren Entwicklung in seiner Literatur durchgemacht, als das Deutsche von 1250 bis 1750 oder, wenn man will, bis 1787, dem Erscheinen von Göthe's edel klarer, voll schöner Iphigenie, der königlichen Dichtung, die an Adel des Geistes und der Sprache dann einzig in der Weltliteratur dastehen sollte. Aber Welch' ein Ringen noch bis dahin!

Dies hat der Dichter Geist mit einem Fehl befleckt,
Den des verwegnen Kiels geschwollne Pracht nicht deckt.
So fehr er sich auch schwingt, so sinkt er immer wieder
In den gewohnten Schlamm bekannter Sümpfe nieder.

Und stets hängt euch was an, was nach dem Pöbel schmecket.
Noch fürchtet kein Poet, dass ihn ein Kenner richtet.
Man fragt nur, ob er reimt? man fragt nicht, ob er dichtet?
Kein Land hab ich gesehn, das dicke Köpfe nährt,
Den Pindus so entweicht, die Musen so entehrt.

7.

Die Leipziger Schule.

Wir sahen in Halle die Aesthetiker, die Horazer und die Anakreon-tiker sich zu den Schweizern im Kampf gegen Gottsched neigen und sich, den Einfluss des Leipziger Dictators abschüttelnd, constituiren.

Es ward schon hervorgehoben, dass eine Reihe tüchtiger Kräfte um Gottsched sich gesammelt hatte und, hauptsächlich auf die wirklich bedeutenden Gottschedischen Verdienste um das Drama füssend, für Leipzig eine eigenthümliche Blütthezeit heraufführte.

In den Jahren 1740—44 entschied sich der Sieg für die Ideen der Schweizer, d. h. der Kritiker der freieren französischen und italienischen und besonders der neuen englischen Schule. Die Begabtesten unter den jungen Gottschedianern zogen sich von Gottsched und Schwabe mehr und mehr zurück, da jener sich in seinen Ansichten versteifte. Sie nahmen sich zum Theil Hagedorn und Haller infoweit zum Muster, dass sie lieber produciren als streiten wollten.

Ein Theil wurde von den Ansichten der englischen Wochenschriften ganz herumgebracht und ging auf das populär-gefühlvolle Gebiet mit Bewusstsein über.

1744 fassten mehrere bisherige Mitarbeiter Schwabe's den Entschluss, sich selbständig zu machen. Dies geschah durch Gründung eines eignen Blattes: *Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes*. Nach dem angegebenen Druckort: «Bremen und Leipzig» hieß man die Zeitschrift kurz «Bremer Beiträge».

Gärtner, Rabener, Cramer, Schmid, Ad. Schlegel, Ebert, Zachariae waren die Hauptarbeiter, die den engeren Kern bildeten, der sich republicanisch regierte und sich vor der Herausgabe gegenseitig kritisierte. Joh. El. Schlegel, Gellert lieferten Beiträge. Hinzu traten mit solchen Gleim, Kleist, Ramler u. A.

Die Zeitschrift stellte sich zwischen Gottsched und die Schweizer. Eine Versöhnung der gereinigten Ansichten Gottsched's und der englischen Wochenschriften wurde hier deutsch-bürgerlich versucht. Die englische Sentimentalität wirkte bald modifizierend ein.

Nicht alle früheren Freunde folgten der neuen Fahne. So schloss sich ihr Abr. Gotth. Kästner aus Leipzig (1719—1800) nicht an. Ein früh reifes Talent blieb er der Gottschedischen Schule und ihrer verstandesmässigen Bestimmtheit um so mehr getreu, als seine poetische Begabung durchaus von seinem Witz, d. h. von seiner verstandesmässigen Schärfe abhängig war und nur epigrammatisch Bedeutung hatte.

Kästner, mit dreizehn Jahren Student der Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie und Mathematik, wurde Hörer Gottsched's und lieferte Beiträge zu Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes, wofür er von den Schweizern angegriffen wurde, diese nun wieder verspottete und so mit in den Streit gezogen ward. Mit achtzehn Jahren ward er Magister und mit zwanzig Jahren Docent an der Universität. 1756 ging er als Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen, wo er hoch berühmt bis an sein Ende wirkte.

Ueber Haller, sagt er, habe er sich mit Gottsched veruneinigt. Er zog sich wie fast alle übrigen Leipziger Genossen der Jugendzeit von diesem zurück, ohne nun jedoch eine andere Geistesrichtung zu nehmen. Er blieb, was Gottsched gewesen war, durch und durch ein Wolfianer im geistigen Leben. Seine Poesien haben bis auf die Epigramme keinen weiteren Werth. Als Spötter war Kästner oft vortrefflich. Er hat die ganze Literaturentwicklung von den Schweizern, den Anakreontikern und Odendichtern bis Göthe's Werther*) und weiter

*) Z. B. Auf die Schweizer, Bodmer zu verspotten:

Seht die epischen Zeilen, frei vom Maafse der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meifsnische Reime; feht, der glyckliche Kynftler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen yy
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

Gegen die Ellipsen der Seraphiker:

Mein nur seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichen Sphären,
Mit Myriaden von Kyffen ästhetisch ätherisch umarmen.
So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen
Seh' ich für Verse nicht an, mir ist es rasende Prosa. (Nach Swift.)

mit feinen gesalzenen Witzen und Schnaken begleitet, ohne dass er jedoch irgend welche tiefere Geltung dadurch in der Poesie gewonnen hätte. Er zählte zu den Witzigen, welche die Schwächen Anderer vortrefflich bemäkeln, aber nichts besser machen können. Er blieb in der Vor-Klopstockischen Epoche stehen, hielt sich freilich für den Mann, der über einen Klopstock, Göthe und Kant in seinem Urtheil hinausrage. So selbstbewusst er poetisch in Vers und Urtheil auftrat, so war er doch mehr ein Spötter, als ein Dichter.

Zu den Vor-Vierzigern der Gottschedischen Schule zählt auch Christlob Mylius (1722—54), ein geistreich-lottriger, cynischer Poet und Gelehrter, der weder mit der Moral und Sentimentalität der Bremer Beiträger noch mit der Weise der Anakreontiker zu schaffen hatte und sich zwar von Gottsched löste, aber dann seine eignen Wege ging. Mylius, in seinem Fach als Naturwissenschaftler viel versprechend, als Dichter im alten Stil, auch um's Brod schreibend, ein Trabant des Bayle'schen Geistes, als Freigeist verrufen, machte sich besonders durch seine Wochenschrift «der Freigeist» (1745) den Namen, der an ihm kleben blieb. Er ward später Bekannter des jungen Lessing, der in einer ähnlichen Strömung stand und nach Mylius Tode dessen Werke herausgab, aber mit einer Vorrede, in welcher des Verstor-

Dir Gott der Dichtung muss ichs klagen
Sprach Hermann: Schönaich darf es wagen
Und singt ein schlüpfrig Lied von mir.
Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Bardenton, Knittelvers, Minneklingklang,
Both'ng'stamm'l, Mordgeschicht, Hexengesang,
Hat man in jetzigen Zeiten so gern:
Bibel und Glauben verlangt man modern.

Ueber Lessings Abhandlung:

Der Griechen Tod, das war ein Genius
Doch der die Zähne bleckt, mit feiner Sense droht,
Das Mordgeripp ist unsrer Dichter Tod,
Ein böser Criticus.

Wenn Grandison eine Marionette ist, so ist Werther nichts als ein Speiteufel, der prasselt, dampft und zerplatzt mit Gestank, ohne was andres gethan zu haben, als dass er etliche Jungen ergötzt.

benen literarisches und poetisches Wirken so scharf, ja vernichtend beurtheilt wurde, als ob Lessing sich durch diese Kritik einen übeln Einfluß des Freundes für immer vom Halse zu schaffen gesucht habe. (Mylius starb in London, von wo er auf Kosten wissenschaftlicher Freunde eine Reise nach America unternehmen wollte.)

Der Grösste der Gottschedischen Schule, der auch nur äußerlich dem neuen Leipziger Kreise angehört, war Johann Elias Schlegel^{*)}, (1718—49) ein bedeutendes, energisches Talent, der unter günstigeren Auspicien und bei längerem Leben unserer Literatur grösseren und dauernden Nutzen hätte bringen können.

Schlegel war mit den Kästner, Zachariae u. A. eines der Jugend-Genies jener Zeit, der Stolz der Gottschedianer, auf dessen frühzeitigen Verlust seine Freunde und die Anhänger seiner Richtung noch mit Wehklagen blickten, als längst Lessing dem deutschen Schauspiel eine andere Richtung gegeben hatte.

An sich haben seine Werke so gut wie keinen Werth mehr. Faßt man dagegen die Zeit in's Auge, in welcher er schrieb, die Schranken, durch welche er sich Bahn zu machen suchte und Bahn machte, und sieht man mehr auf das, was er wollte und von Schritt zu Schritt auch mehr erlangte, als auf das, was er bei seinem frühen Tode schon erreicht hatte, dann mußt man ihn zu den hochbedeutenden Talenten stellen.

Schlegel, der junge Zachariae, der junge Gellert, Rabener sind die Glanzpunkte des Gottschedischen Leipzig.

Schlegel hatte zum Führer Gottsched's Poetik, als er, entzündet von den griechischen Dramen, als Schüler in Pforta Trauerspiele zu dichten begann. Charactergröfse war es, was er wie nirgends in den neueren französischen Tragödien bei den Alten fand. Und mit dem Durchdrungensein von dieser bedeutenden Einsicht, mit dieser ihn begeisternden und tragenden Idee setzte er an, und sie hielt er auch fest.

1737 dichtete er nach Euripides' Iphigenie in Tauris seine Iphigenie, genannt Orest und Pylades (früher: die Geschwister in Taurien. Das Stück ward in Leipzig 1739 aufgeführt, während er noch Schüler

^{*)} Joh. Elias Schlegel aus Meissen, geb. 1718, ein berühmter Schüler zu Schulpforta, dichtete dort schon durch Euripides angeregt Tragödien. Seit 1739 studirte er in Leipzig. 1743 ging er als Secretär eines Bekannten nach Kopenhagen, erhielt 1748 durch Holbergs Verwendung eine Professur in Soroe, die ihn eilder der Sorgen und übermäßigen Arbeiten nicht überhob; er starb 1749.

in Pforta war). Im selben Jahr «Dido»*). Daneben dichtete er an der mehrfach umgearbeiteten, nach Euripides und Seneca behandelten Tragödie «die Trojanerinnen». Wie er die Alten auffasste, zeigt folgende, zur Belehrung seiner Brüder geschriebene Stelle, wahrscheinlich aus der Zeit, wo er am Arminius arbeitete:

«Der grösste Vorzug derselben (der Alten) besteht in der Einrichtung der Fabel. Die französischen Romanverwirrungen herrschen auch in ihren Tragödien, und diese letzteren scheinen ein Zusammenhang von lauter Liebeserklärungen zu sein, welches die Zuflucht einer ziemlich nüchternen Einbildungskraft ist. Denn nichts ist leichter, als eine Schöne vom Anfange bis zum Ende grausam sein zu lassen oder den zärtlichen Herzen sonst ein Hinderniss in den Weg zu legen. Hierüber wird der Character ganz vergeffen und die Helden haben fast keinen andern, als diesen das sie verliebt sind und eine Scene um die andere den Zuschauern etwas vorwurfen. Auf dem französischen Theater ist dies nunmehr zur Nothwendigkeit geworden. Aber wir thun den Deutschen einen schlechten Dienst, wenn wir sie zu Weibern machen und ihnen Leute als Muster der Helden vorstellen wollen, deren Leben an dem Blicke ihrer Geliebten als an einem Faden hängt.» — —

Gegen das Uebermaß der Intrigue sagt er, die Alten preifend:

«In unsern neuen Stücken aber findet man oft nichts als Intrigen wider einander angesponnen, und das darum, weil wir glauben, dass es die Staatsklugheit grosser Herrn so erfordere. In der That ist unsere Schaubühne noch zur Zeit eine schlechte Schule guter Sitten, wie sie doch eigentlich sein soll. Denn das ist nicht genug, dass Unflätherien daraus verbannt sind; Liebesverwirrungen, Intrigen der Helden und die Sprüche der Opernmoral, wovon auch die Tragödien voll sind, sind eben so gefährlich.

«Noch einen Vorzug haben die Alten, der aber zu unseren Zeiten nicht nachzuahmen steht. Die Griechen waren ein freies Volk. Sie hatten die hohen Gedanken von den Königen nicht, die wir haben. Es ist uns heut zu Tage unerträglich, einen Helden reden zu hören,

*) Die Stücke wurden später überarbeitet. Man muss bei Schlegel eine doppelte Wirkung annehmen, die erste als die unmittelbare; die zweite, wohl nicht ganz unbedeutende folgte zwölf Jahre nach seinem Tode, als sein Bruder J. H. Schlegel seit 1761 die gesammelten Werke herausgab.

wie die andern Leute reden. Er muss aufserordentlich reden und erzählen. Daher haben wir diese Einfalt im Erzählen nicht beibehalten; sondern wir lassen unsere Helden fast nicht, wie Menschen, reden, weil wir unsere Könige selten sehen, und also nichts von ihnen denken, als was aufserordentlich ist.»

In diesem Geist begann er 1740 das Drama Arminius. Er wich von der ästhetischen Schablone ab und entschloss sich, nach den Worten seines Bruders Johann Heinrich, «aus seinem Gefühl und aus der Erfahrung bemerkend, dass diejenigen Trauerspiele mehr interessiren und stärker auf die Gemüther wirken, deren Stoff in der Geschichte des Volkes liegt, für welches man dichtet», zu einem heroischen Drama aus der vaterländischen Geschichte.

So trat Armin oder «Herrmann» aus dem Roman auf die Bühne. Leider missglückte Schlegel's Versuch. Die Characteranlage seiner Personen hat Gröfse. Thusnelda, Armin und seine Mutter Adelheid sind Personen mit Gefinnungen wirklich hohen Stils. Thusnelda erklärt gegen den römerfreundlichen, sie gleichfalls liebenden Bruder Armin's Flavius, dass sie den Mann verachten müsse, der nur durch Liebe zu ihr zur Pflicht gegen sein Vaterland getrieben würde. Aehnlich spricht Adelheid, da es sich um Vaterlands- und Mutterliebe handelt. Armin stellt über die Liebe noch die Ehre des Vaterlandes und Volkes, worüber Thusnelda jaucht: man werde nach ihm einst ihre Tugend messen und sie groß nennen, da sie ein solches Herz besessen habe. Von der Characterbehandlung aus konnte das Stück hohes Lob beanspruchen. Aber durch die fehlerhafte Composition gingen alle Vorzüge verloren und das Werk konnte nicht durchgreifen.

Schlegel hält noch die französischen Ordnungen fest. Dazu muss nun das Stück in dem heiligen Hain spielen, in dessen Nähe die Teutoburger Schlacht ausgefochten wird. Der Dichter versucht, dadurch gebunden, nun zwar ganz richtig, wie ihn Corneille lehren konnte, den feelischen Conflict zur Hauptfache zu machen, aber die Aufgabe zur Befriedigung durchzuführen vermochte er natürlich nicht. Die Handlung kommt nirgend in Fluss; die Erzählung der Schlacht, die Thatsachen, die hineingebracht werden sollen, sprengen das Drama, dessen Rahmen dafür viel zu klein war. Die Bewunderung der Freunde, die das Gute sahen und das Fehlerhafte übersahen oder nicht einsahen, war groß. Gottsched selbst nahm sich gegen die übermäßige Bewunderung des Herrmann der früheren Stücke

Schlegel's an, was Schlegel, dessen Liebling sein Herrmann war, ärgerte und zu den Worten bewog: Aller Vorzug, den es (das Drama die Trojanerinnen und Dido, welches Gottsched zuhöchst stellte) vor dem Herrmann hat, steckt in der Materie des Stücks. Ich will außerdem eher sechs Trojanerinnen als einen Herrmann verfertigen.»

Er hatte darin Recht. Die classischen Stücke lagen dramatisch zugerichtet vor. Für neue Dramen war dies erst zu schaffen, und Schlegel suchte nach den dramatischen Gesetzen der Entwicklung dafür. Unfre heutigen dramatischen Autoren können den Beweis liefern, dass ein solches Suchen ein sehr mühseliges sein kann.

Interessant ist Schlegel's noch in Leipzig gedichteter Entwurf: Lucretia. Er wollte gegen eine Lucretia von Koppe, dem Tasso-Uebersetzer beweisen, dass dieser Stoff sich bühnengerecht und würdig behandeln liesse. Der Entwurf ist in durchgängig gedrungener Prosa geschrieben, zum Theil in schlagender Kürze. Sextus Tarquinius ist shakespeareisch kühn entworfen.* (Seit 1741 begann die Shakespeare-Frage auch für Deutschland wichtiger zu werden.)

In der prosaischen Fassung lag ein grosses Moment der Entwicklung. Schlegel selbst hielt freilich den Vers fest und vertheidigte ihn auch für das Lustspiel, trotzdem er seine bekanntesten Lustspiele in Prosa schrieb. Die künstlerische Form zog den Künstler an.

*) Wie Sextus fürstlich-frech und zuversichtlich der entehrten Lucretia sich naht und sie auffordert, in dem Jammer und der Strenge über ein Unglück nachzulassen, welches Taufende sich wünschen würden, zumal doch keine Klage nütze, sagt sein Bruder Lucius:

Sextus, ich bitte dich, verschone sie. Du wirst sie tödten, wo du ihr noch ein Wort sagst.

Sextus: Aber siehst du nicht, dass sie unleidlich ist?

Lucius: Ihr Schmerz ist allzu neu, als dass sie sich anders bezeigen könnte.

Sextus: Ich habe ihre Liebe zwingen können, sollte ich nicht auch ihren Schmerz bändigen?

Vorher ist seine Entschuldigung gewesen: „Ich liebte, ich sehnte mich, darum musste ich geniesen.“

Wie er die Mutter der Lucretia kommen sieht, sagt er:

Ich schwöre, dass Lucretia ihre ganze Verwandtschaft versammeln lässt, meine That bekannt zu machen. Glaube mir Lucius, so betrübt sie scheint, so macht sie sich eine Ehre daraus. Sie wird doppelte Gelegenheit finden, sich zu rühmen; erstlich dass ich sie geliebt habe und für's andere, dass sie mir widerstanden hat.

Das kurze Lustspiel: «die stumme Schönheit»^{*)} für die Kopenhagener Bühne und: «die drei Philosophen» (höheres Lustspiel, Entwurf geblieben; Personen: Dionys von Syracus, Arete, seine Gemahlin, Cleone seine Gebieterin, Phryne und die drei Philosophen Plato, Aristipp und Diogenes!) sind in Versen und zwar in gereimten Alexandrinern gedichtet.

Aber schon in Leipzig hatte er einen Versuch gemacht, sich vom gereimten Alexandriner zu lösen. Die «entführte Dose», ein Stück, welches er als Student schrieb, aber später verwarf, obwohl es großen Erfolg bei der Aufführung gehabt hatte, hat zum Versmaß den sechsfüßigen Jambus mit der Cäfur nach der fünften Silbe. Das gleiche Versmaß war einer projectirten Tragikomödie: «Abdolonimus» bestimmt. In einem späteren Vorspiel: die «Langeweile», ließ er den Alexandriner mit kürzeren Jamben wechseln. Dass er in der Form weiterarbeitete, zeigt sein letztes, nach dem «Canut» unternommenes Werk.

«Canut» (1746) galt mit Recht für Schlegel's bestes Drama. Jugendversuche störten ihn dabei nicht. Der Aufenthalt in Kopenhagen hatte ihn auf nordische Stoffe gewiesen. Eine Characterbehandlung und Leidenschaft geht durch das Stück, dass man an den Cid von Corneille erinnert wird. Der ruhigen, milden Gröfse des Canut ist die ungebändigte und nicht zu bändigende Kraft und der wilde Trotz, Freiheits Sinn und Ehrgeiz des nordischen Reckenthums in Ulfo entgegengestellt. Estrithe, Canut's Schwester, ist durch List und Lüge Ulfo's von Canut ihrem Geliebten entrissen und zur Heirath mit Ulfo gezwungen. Wie sie jetzt für den ihr aufgedrungenen wilden Gatten einsteht und zwischen ihrem königlichen Bruder, ihrem nach der Königsherrschaft strebenden Mann und ihrem früheren Geliebten sich abringt, ist hoch dramatisch. In Ulfo dringt der Dichter bis zu einem, an Hagen von Tronje erinnernden Character hinan.

In dem prosaischen, unvollendeten Entwurf «Gothrica» ist derselbe hochstrebende Zug zu preisen: ein edler Frauencharakter kämpft in königlicher Weise mit der brutalen Kriegerwillkür des Hothar und der in Runhilde gegen sie gerichteten pfäffischen (heidnischen) Lüge und Gewalt.

Schlegel bietet in diesem Streben und in der Anlage für das

^{*)} Lessing: Hamburgische Dramaturgie Nr. 13.

Große die Parallele zu Hallers Dichtung. Hart an der Grenze der Sentimentalitätsepoke stellt er im Drama bedeutende, von keiner Blässe der Gedanken angekränkelte Charaktere auf, fest, starrmüthig oder von sicherem Ernst.

Wie Lessing in seinen späteren Jahren über Göthe's Werther wegen der schädlichen Sentimentalität murkte, ähnlich hätte Schlegel, falls er es erlebt, über Lessing's Miss Sara Sampson und das bürgerlich-sentimentale Rührstück murren können.

Unsere Literatur war ein schwacher Ausdruck ihrer Zeit, aber wie Haller, so ist doch auch Schlegel ein Zeugniß jenes Geistes und jenes Geschlechtes, welches z. B. unter Friedrich d. Gr. im steifen Dressurmarsch Heldenthaten in Sieg und Misgeschick vollbrachte, wie sie allen je geschehenen Thaten an die Seite gestellt werden können; der große Zug in den Geistern, der damals durch ganz Europa so bedeutende Herrschergeister erzeugte, geht auch durch Johann Elias Schlegel's Dramen. Schlegel hat freilich einen Gottsched zum Lehrer, zur Bühne die damalige sich erst entwickelnde Leipziger Bühne gehabt! Sein Leben ist kurz gewesen, seine Begabung durch Sorge und Ueberanstrengung noch verkümmert worden. Aber Großes steckte in ihm.

Dafs er bei der Art seiner literarischen Erziehung gleich an Shakespeare so herantreten konnte, wie er dies (1741) in seiner Schrift that: Vergleichung Shakespeare's und Andreas Gryph's, bei Gelegenheit des Streites, der sich wegen der Uebersetzung von Shakespeare's Julius Cäsar durch Herrn v. Borck entspann, zeigt seine merkwürdige Empfänglichkeit und Selbständigkeit bei aller jugendlichen Unfertigkeit und Verwegenheit, in welcher er, der Jüngling, sich an den großen Shakespeare als Beurtheiler heranmachte. Hierin liefs er sich von Gottsched und den Franzosen verführen. Sehen wir aber die Vergleichung, deren Titel so albern-geschmacklos erscheint, näher an, so zeigt sich, dafs er Shakespeare's Gröfse nach mehreren und wichtigen Beziehungen wenn nicht ganz verstanden, so doch ahnend erfaßt hat. Kein Schimpfen, wie Gottsched kurz vorher bei eben dieser Arbeit von Borck in demselben Blatt gethan. Nirgends alernes Raisonnement. Wohl bringt er die alten Vorwürfe, dem Engländer fehle die Regelmäßigkeit und er gebe gleich seinen Landsleuten mehr Nachahmungen von Personen als Nachahmungen einer gewissen (d. h. einzigen bestimmten) Handlung, aber er erkennt Shakespeare's

Stärke der Characteristik, namentlich den hohen Vorzug in den «verwegenen Zügen», dadurch er die Charactere, und zwar meistens so fein durch die Aus sagen Anderer zeichne, dass fast nichts hinzuzusetzen sei. Ueberdies habe Shakespeare noch den geschichtlichen Charakter seiner Personen treu bewahrt, was man so selten bei Andern finde. Er erkennt die tiefe Menschenkenntniss; nur über die Einmischung des Niedern kann er sich, der Aristotelischen Lehre getreu, nicht beruhigen. Schwulst stört ihn zuweilen bei Shakespeare, wie bei Gryph. Letzterer ist in der kurzen, abgerissenen Beurtheilung nur ein Anhängsel; nirgends stellte er ihn ernstlich neben Shakespeare. Jugendlicher Patriotismus, auch einen deutschen Dramatiker zu nennen, hat ihn augenscheinlich geleitet. Durch bessere Uebersetzung suchte er sich an Shakespeare heranzuarbeiten, den er auch nicht mehr außer Augen gelassen und von welchem er sichtlich in der Characteristik zu lernen sich bestrebt hat.

Auch im Lustspiel schuf Schlegel wie in der Tragödie das Beste unter seinen Zeitgenossen, innerhalb seiner Sphäre.

Mit Recht ward «der Triumph der guten Frauen» als das beste deutsche Original-Lustspiel jener Tage gerühmt.*)

Hätte der Dichter den letzten Act gut zu überwinden vermocht, so müfste man das Stück höchlichst anerkennen. Die Personen sind durchgängig ausgezeichnet characterisiert: der frivole allerdings gewöhnliche Don Juanismus im Mann der Hilaria mit seiner Maxime: doch wer frech ist und verwegen —, der kleinlich-tyrannische Mann der Juliane, besonders Hilaria und Juliane. Wie Hilaria, als Mann verkleidet, ihren untreuen Gatten in der Courmacherei bei Juliane durch weiblich-zartere und doch in ihrer Art so keckere Nebenbuhlerschaft ausflieht, ist ergötzlich. Juliane selbst ist so edel aufgefäßt und ihr Bild tritt so aus den angegebenen Zügen hervor, dass sie zu Schlegel's gelungensten Figuren gehört: eine wirkliche Dame, die mit ihrem getreuen Kammerkätzchen in ihrer Art eine Vorläuferin für zwei unserer besten deutschen Lustspielfiguren war. Leider ist der Schluss des Stükkes ganz verfehlt. Die nothwendige Sühnung bleibt aus; die beiden Männer erscheinen, da sie nicht durch rechte Läuterung gehoben werden, als ganz gewöhnliche, ja gemeine Gefellen

*) Lessing: Hamburgische Dramaturgie Nr. 52

— bemerkenswerth genug für die schlimme, äusserliche Moral der Zeit, dass ein solcher Schluss möglich war.

Ueber Schlegel's Lustspiel «der geschäftige Müssiggänger» war schon die nächstfolgende Zeit einig, dass es zu breit sei und sich zu sehr im Gewöhnlichen bewege.

Schlegel arbeitete neben seiner journalistischen Thätigkeit als Herausgeber des «Fremden» in Kopenhagen eifrig für das Drama weiter und zwar in den letzten Jahren nach Grundsätzen, die ihn weit von den Gottschedischen Wegen und den Absichten seiner Jugendzeit abführten und grosse Fortschritte für unser Drama hoffen ließen.

Aus dem Schreiben von Errichtung eines Theaters in Kopenhagen, und «Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters» *) (1747) sehen wir seine Fortschritte in der Auffassung. Jede Nation soll sich ihrem Character gemäfs ihr Drama bilden. Beispiel sind die Engländer und Franzosen, deren Theater, jedes in seiner Art, schön ist und doch dem Andern nicht gefällt. Ergötzen und lehren soll das Drama. Dann aber gewährt es einem Volke dieselben Dienste, die ein Spiegel einem Frauenzimmer gewährt. Besonders folle auch das feinere Lustspiel gepflegt werden. Die Sitten der Nation haben besonders die Wahl der Charactere zu bestimmen, doch folle man auch fremde Nationen zuweilen wählen «um die Charactere, bei denen man sonst zu eingeschränkt sein würde, mit desto grösserer Freiheit auszubilden.» Ueber die Characterschilderung u. f. w. spricht er vortrefflich. Ueber die Einheit von Ort und Zeit sagt er jetzt: «Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Ortes rühmen, dieselbe grossentheils viel besser als die Franzosen, die sich damit viel wissen, dass sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten. Darauf kommt gerade am allerwenigsten an, dass das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Am besten würde oft der französische Verfasser gethan haben, an Statt der Worte: der Schauplatz ist ein Saal in Climenens Haufe, unter das Verzeichniſſ seiner Personen zu setzen: der Schauplatz ist auf dem Theater. Oder

*) Schlegel's Werke III. Band. Doch ist hervorzuheben, dass diese beiden Auffsätze von dem Herausgeber aus der Handschrift gedruckt worden sind „und scheinen nicht sowohl dem Druck bestimmt gewesen zu sein, als in einer bloßen Abschrift einigen Beförderern und Liebhabern der dänischen Schaubühne mitgetheilt zu werden.“

im Ernste zu reden, es würde weit besser gewesen sein, wenn der Verfasser, nach dem Gebrauche der Engländer, die Scene aus dem Hause des Einen in das Haus eines Andern verlegt und also den Zuschauer seinem Helden nachgeführt hätte; als dass er seinem Helden die Mühe macht, den Zuschauern zu gefallen, an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat.»

Eben so interessant für das wachsende Verständniß in dieser Zeit ist Schlegel's mit grösster Sorgfalt begonnene Bearbeitung oder vielmehr gekürzte Uebersetzung von Congreve's «Braut in Trauer». Leider hat Schlegel das Stück nur fragmentarisch bis in den 2. Act gebracht. Das Wichtigste dabei war, dass er es in fünffüßigen freieren Jamben (d. h. nicht durchaus mit strenger Beobachtung der Cäsur nach der zweiten Hebung) übersetzte. Wie Schade, dass ihn der Tod an der Vollendung und Herausgabe dieser Arbeit hinderte und wir nicht schon 1749 ein Drama in guten, freien, reimlosen fünffüßigen Jamben bekamen.*)

In der Lyrik dichtete Schlegel in schmiegamer Form manches ganz Hübsche, doch ward er darin nicht von Bedeutung.

Interessant ist sein epischer Versuch: «Heinrich der Löwe.»

Er zeigt uns den Unterschied zwischen einem Talent und einem, allerdings durch die Zeit geförderten Genie, wenn wir ihn mit Klopstock's drei ersten Gesängen der Messiaade vergleichen.

Schlegel hatte Glover, Klopstock hatte Milton vor Augen, der Große den Großen.

*) Wie ihm die Form gelang, mag der Anfang zeigen:

Almeria: Wo ist denn nun der Saiten Zauberkraft?

Man sagt, Musik röhrt auch die wild'sten Herzen,
Macht Eichen biegsam und die Felsen weich,
Und wirkt Gefühl in Dingen, die nicht fühlen.
Was bin denn ich? Bin ich denn tauber noch
Als Holz und Stein, dass mein zu mächtig Leid
Kein füsser Klang in Schlummer wiegen kann.

Leonora: Kann denn dein Schmerz nicht eine Stunde schweigen?

Da im Triumph dein Vater wiederkommt,
Da hinter ihm die Königin der Mohren
Gefesselt folgt, da alles sich erfreut?

Almeria: Was ist um mich, das mich nicht weinen hiefse?

Ist nicht dies Schloss ein Kerker? Dies Gemach,
Wo ich der Sieger stolzen Zug erwarte,
Und meines Vaters Knie umfassen soll — u. s. w.

Klopstock, allerdings durch die Zeit begünstigt, indem seine, wenn auch nur wenige Jahre später fallende Entwicklung in den Sieg der Schweizer und den Triumph Milton's über Gottsched's Lehren fiel, Klopstock findet gleich den richtigen Ausgangspunkt. Seine Meissiade setzt durch und durch dichterisch frei und grossartig ein. Vor seinen geistigen Blicken sieht er die Welt, die er schildert.

Schlegel arbeitet sich in seinem Löwen an der poetisirten und nach der alten Theorie des Epos aufgestützten Geschichte ab. Er erhitzt seine Phantasie; er führt die Allegorie ein: er lässt Schaaren des Himmels auftreten: Grofsmuth, Huld, Frömmigkeit, Treue, Gelassenheit, Muth u. s. w. Auf dem Thron sitzt der hohe Geist der Majestät. Klugheit, Rachgier, Blutdurst, Hochmuth u. s. w. stehen den Tugenden gegenüber. Beide Partheien streiten sich erst am Thron der Majestät und wirken dann auf die handelnden Personen. Statt Götter Gliederpuppen-Actus. Jede poetisch-sinnliche Anschauung wird damit todt geschlagen, Geist und Handlung auseinandergerissen und den Personen alle wahre Leidenschaft geraubt. Der Dichter quält sich nun ab, den Stoff zu beleben: Ritt nach Goslar, Ueberredungsversuch Friedrich Barbarossa's u. s. w. Alles natürlich umsonst.

Er fühlte das selbst. Mit aller Mühe brachte er das Werk nicht vorwärts. Er hatte zwei Bücher fertig, als die drei ersten Gefänge Klopstock's erschienen. Unmuthig über sich selbst brach er mit poetischem Zorn die Arbeit ab.*)

In der Blüthe der Jahre, aus rastlosem Streben raffte den Dichter der Tod hinweg. Mehrere Talente folgten noch seinen Bahnen, aber weder Cronegk, noch Weifse, noch Brawe vermochten, wie es zu einem gedeihlichen Fortschritte nothwendig gewesen wäre, dort zu beginnen, wo Schlegel seine letzten, allerdings nicht einmal bekannten und erst 1761 durch den Druck veröffentlichten Versuche hatte liegen lassen müssen.

*) Er schloß den zweiten Gesang, schildernd, wie Heinrich der Löwe seine Entschlüsse hin und her wälzt:

Wie theils aus Eifersucht, theils Schätze zu erjagen,
Ein Maler sich erhitzt, ein Meisterstück zu wagen,
Den Strich oft selbst zerstört, den er mit Kunst gethan,
Und neue Wege sucht, sich der Natur zu nah'n;
Und zornig, daß er sich so lang umsonst befleisset,
Zuletzt den feuchten Schwamm in sein Gemälde schmeisset.

Aller Kampf für das hohe Drama in der Kunstform der alten Weise war umsonst. Ein radicaler Umschwung trat ein. Das bürgerliche, realistische Drama in Prosa siegte, siegte besonders durch Lessing seit dessen Miss Sara Sampson, allerdings auch wieder nur auf den Anstoß der Nationen hin, von denen die Deutschen damals in ihrem Geistesleben abhängig waren.

Jahrzehnte sollten noch vergehen, bis man gegen den jetzt siegenden Realismus wieder zu dem Idealismus und dessen Formen seine Zuflucht nahm und bis jene Renaissance gelang, welche dem Dichter der Zopfzeit vorgeschwobt hatte, als er auf der Schule seine Iphigenie dichtete und über die Nationalbühne mit Bezug auf das höhere englische Drama nachfann. Den fünffüßigen Jambus seiner letzten Arbeit aber sollte vor Allen Lessing später durch den Nathan einbürgern.

Von Bedeutung wurden Herrmann, Canut und Gothrica für die vaterländische, nordisch-germanische Richtung in der deutschen Poesie. Es war noch immer die seit Opitz bestehende Strömung, jetzt wieder im Herrmann, wie in früherer Zeit und anderen Formen in Lohenstein's Arminius, wie einige Decennien später in Klopstock's Hermannsschlacht auftauchend. Sie hatte das Verdienst der Mahnung. Canut gab einen besonderen Impuls; er ging über die classische Schulleier hinaus in die Geschichte des nordischen Mittelalters, ein Versuch sich an altnordische Charactere wieder hinanzufühlen. Kopenhagen hatte das Verdienst, dem Dichter diese und die Anregung zu «Gothrica» gegeben zu haben, wobei dem Dramatiker noch Hamlet und Macbeth vorschweben konnte. In Kopenhagen war das Interesse für die alt-nordische Vergangenheit schon lebendig. Seit dem populären Geschmack für das vaterländische Alterthum, der mit den englischen Wochenschriftstellern Kraft und Nachdruck erhalten, hatte in der bedeutenden dänischen Hauptstadt, dem Mittelpunkt eines Volks oder vielmehr zweier Volksstämme, der Dänen und Norweger, sich ein kräftig patriotischer Geist in der Literatur geregt, ein erfreulicher, anderer Art als in den Residenzen und Hauptstädten der deutschen Fürsten. In Kopenhagen war es, wo, Schlegel folgend, Gerstenberg und Klopstock Anregungen gefunden haben, die wichtig werden sollten. Dort, wo Holberg ihm als Dramatiker vorgearbeitet, hatte Schlegel auch den ersten Gedanken zu einer Nationalbühne fassen und über die bloße Phrase hinaus heben können. Dort war Nationaleifer und Glaube an sich und Freude am eignen Wesen. Eine tüchtige dänische

Bühne ist daraus entstanden, und nicht aus blindem Zufall haben sich später in Kopenhagen zwei bahnbrechende Genien der bildenden Kunst entfaltet.

Bei seinen geschichtlichen Arbeiten und Plänen mannigfacher Art, auf welche ihn seine Stellung als Professor wies, hatte Schlegel sich Ziele gesteckt, die auch nach dieser Seite hin den richtigen Blick und den Fortschritt bekunden.

Er wollte, wie er an Bodmer schreibt, zur Förderung des Geschmacks eine gute und lebhafte Schreibart in die Wissenschaften bringen, welche beide nirgends öfter als in Deutschland getrennt wären und doch niemals getrennt sein sollten. Guter Stil, besserer als der des Herrn von Bünau, tieferes Eindringen in die Charactere und in die Ursachen der Dinge, und Einblicke in die Culturgeschichte sollten das Interesse für Geschichte beim deutschen Publicum erwecken.

Was ihm vorgeschwobt, was er gewollt hat, Grofses grofs zu fassen, das stellt Johann Elias Schlegel so hoch und macht ihn so werth. Er ist unter seinen Genossen der Falk, ein Hochflieger von edler Art. Er kann uns, wenn wir auf sein Wollen eingehen, erklären, wie eine Reihe tüchtiger Männer an den Ideen, deren Vorkämpfer er war, festhielten, auf die anakreontischen Verfeleien mit Achselzucken sahen und den Sieg des Gefühls über die Willensrichtung im Drama, des Genre-Drama's über die Tragödien hohen Stils, überhaupt der gefühlsüberschwänglichen, sentimental Dichtweise über die möglichst klar gezeichnete, ideal-heroische als ein Sinken echter Poefie betrachteten.

Wenden wir uns zu der Schaar junger Männer zurück, die mit Schlegel zu Anfang des fünften Jahrzehnts in Leipzig wirkten, anfänglich als Gottscheds Knappen und zum Stolz seiner Schule, die dann aber gleich Schlegel sich von dem einseitigen, halsstarrigen Lehrmeister loslösten. ■

Leipzig brüstete sich damals ein Klein-Paris zu sein. Es war stolz auf seine Führung in der deutschen Literatur. Und in seiner Weise nicht mit Unrecht. Keine Frage: bei Gottsched war Energie und selbst zopfige Begeisterung, die leider, wie stets in solchen Köpfen, zur einseitigen Starrheit und Bornirtheit führte. Der Kreis, der sich um ihn in Leipzig sammelte, beweist es.

Es war ein literarisches Leben und Treiben, welches für die

damaligen Verhältnisse Respect einflößt, ein Zopf-Sturm und Drang, eine allerdings — gegen die grosse folgende — noch geringe, flache, nicht gewaltig sich brechende Flutwelle.

Man nehme Gottsched, in so weit seine Arbeiten werthvoll waren, seine heitere, gewandte, den damaligen Geisteskreis ziemlich beherrschende Frau, die Leipziger Bühne in ihrem lebendigen Zusammenhang mit der Wissenschaft und mit Dichtern, die sich als Bahnbrecher des neuen Stils ansehen. Frühreife Geister treten auf; Kästner in feiner Art ein Wunderknabe im Wissen. Die Dramen des Schulpforta-Gymnasiaisten Schlegel werden mit Beifall aufgeführt; dann kommt der Dichter-Jüngling um als Student die Universität zu beziehen, studirt fleissig und schreibt hochgeschätzte Bühnenstücke, glühend für sein poetisches Wirken, sich fast verzehrend, als der Vater bittet, wegen der Studien vom Poetisiren abzustehen. Der junge Rabener tritt als Satiriker auf, er, den man heute noch als einen der besten feiert, scharf die Schäden und Gebrechen der Zeit angreifend. Der anmuthig humoristische Gellert, damals noch das Gegentheil eines Hypochondrer in seinen Werken, findet neben seiner Arbeit an Bayle und als Erzieher Zeit, durch Schäfer- und Lustspiele, Gedichte und humoristische Erzählungen und Fabeln das Publicum zu entzücken. Zachariae schreibt mit achtzehn Jahren ein komisches Heldengedicht, welches man für das beste deutsche erklärt. Vorher und daneben Gestalten wie die der Mylius und Rost, die regfamen Umitriebler nach Art Schwabe's. Die Mittelgruppe der Cramer, Gärtner, Ad. Schlegel und Genossen tritt hinzu. Zu ihnen gesellt sich der junge Klopstock; es kommen stud. Lessing und Weifse, um mit den Schauspielern zu kneipen und Bühnenstücke zu schreiben, statt auf den Collegienbänken zu sitzen — Alles dies innerhalb des einen Decenniums, indessen der Kampf mit den Schweizern und mit Pyra die Gemüther erregt und in Halle sich eine selbständige Schule frei und fröhlich zu gestalten sucht.

Ohne Zweifel eine Reihe bedeutender Kräfte. Nehmen wir aber Klopstock und Lessing aus, wie wenig ist von dem erfüllt worden, was man zu Anfang hatte hoffen können!

Nur Klopstock, der überdies nur äußerlich dem Leipziger Kreise angehört, und Lessing haben sich durchgerungen; Letzterer hatte sich von Anfang an in mancherlei Gegensatz gestellt, wenngleich er der Grundrichtung nach seine poetische Lehrzeit nie ganz zu überwinden vermochte.

Es ist eigentlich ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie durch Noth und Mühsal hindurch ein Lessing und Winckelmann, letzterer durch Hunger, Dienstbarkeit und Schlimmeres, ihren Genius retten — der unausbleiblichen Schädigung, die auch sie in mancher Beziehung dabei leiden mussten, nicht zu gedenken, wie diejenigen aber, welche solche Leiden der Selbständigkeit wie Lessing oder solche moralische Wagnisse wie Winckelmann nicht auf sich nehmen, zwar äußerlich weniger leiden, aber dafür innerlich mehr und mehr stocken und, statt sich zu entfalten, in der Blüthe vertrocknen: dieselben Männer, die mit ihrer Begabung etwa in die literarischen Kreise von Paris und London gestellt, andere Erfolge, anderen Nutzen gebracht hätten. Man kann mit Recht über die deutschen Dichter dieser Zeit ein Wehe rufen, wie sie sich abringen. Falsche Principien auf Schritt und Tritt. Ein kleinliches Leben um sie herum. Die wackersten Talente dadurch von vornherein halb lahm gelegt. Jünglingsmuth und Begabung führen sie zur poetischen Kunst; nach Paar Jahren des Studentenlebens die Wahl des Berufs: hier ein freies, in den Augen der Zeit nach den Güntherschen Antecedentien betrachtetes unseliges Leben, welches nicht einmal äußerlich sicher stellt, sondern ein Kummerbrod giebt und den Mattgewordenen schliefslich doch zu Kreuz kriechen und unter's Joch sich ducken lehrt, denn es ist keine Stadt vorhanden, wo ein Schriftsteller als solcher sich entsprechend vorwärts bringen könnte; auf der andern Seite der gewöhnliche Train: ein Amt, meistens auf Jahre hinaus zum halben Verhungern, wie bei Uz, Gellert u. A., äußerlich und innerlich hemmend, Zeit raubend, die Kräfte abnutzend, den Schwung lähmend und die Freiheit des Gedankens und der Persönlichkeit durch stete Rücksicht auf das Decorum der Stellung fesselnd — es war durchgehends eine Hölle. Geister, die in England und Frankreich kühn vorgedrungen wären, wurden in solchen miserablen Verhältnissen mürbe oder stockig, lahm und zahm.)

Neben Schlegel waren Rabener und Gellert die bedeutendsten dieses älteren Leipziger Kreises. Beide gingen aus Gottsched's Schule hervor, schrieben Anfangs für Schwabe's Belustigungen und gingen

*) Auch das Rein-Aeußerliche des Verdienstes der Dichter kommt hiebei in Betracht. Gellert's Verleger wurde durch Gellert ein reicher Mann; der Dichter kam nicht über die mittelmäfsigsten Verhältnisse. Die Spitzbüberei des Nachdrucks war nicht blos erlaubt, sondern noch lange an manchen Orten begünstigt. Die Schriftsteller wurden dadurch natürlich am schwersten getroffen.

dann zu den Bremer Beiträgen, welche Rabener mit gründen half. Sie waren die populärsten Schriftsteller der ganzen Schule und wurden es für ganz Deutschland.

Rabener^{*)} (1714—71) erwarb sich den Ruf, der beste deutsche Satiriker, der Satiriker als solcher zu sein. Mit Vorliebe hat Göthe ihn gerühmt ^{**)} , wobei er gegen Liscow, den persönlichen Satiriker, nicht gerecht ist. «Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehäffiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Absichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, dass die Besserung der Thoren durch's Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei. »

Die Satire steckte dieser Zeit, wie früher schon bemerkt, im Blut. Die Uebergangszeit zu neuen Stufen gebärt sie. Gegen das Alte oder gegen das Neue wird sie gerichtet, oft so, dass der junge Satiriker das Alte bekämpft, der neuen Entwicklung dann aber eben so feindlich entgegen tritt.

Rabener war ein geborener Satiriker. Mit scharfem Blick für das practische Leben, mit kräftigem Rechtsgefühl und tüchtiger Bildung hob er sich über seine Zeit; seine Menschenkenntniß ließ ihn die Schwächen der Menschen bald erschauen. — Die Menschenkenntniß dieser ganzen Leipziger Schule ist nicht gering; Gottsched's Bemühungen für das Drama, der Anteil am Lustspiel und an der Satire haben dabei eingewirkt; in eigentlich lyrischen Schulen pflegt dieselbe immer schwach zu sein. — Mit treffendem Witze griff er die Gebrechen und Laster in jenen Sphären an, welche er durch Studium und Praxis genau kannte.

Was dem Ernst noch bei schwerster Strafe und Lebensgefahr verboten war, das vermochte der Scherz, indem er fortwährend schrie,

^{*)} Gottl. Wilh. Rabener, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, auf der Schule zu Meissen mit Gärtner und Gellert zusammen, studirte seit 1734 Jurisprudenz in Leipzig. Seit 1741 war er Steuerrevisor in Leipzig; 1753 kam er nach Dresden, wo er Steuerrath ward. Seit 1767 kränkelte er und starb 1771.

^{**)} Wahrheit und Dichtung. 7. Buch; und: Ueber deutsche Literatur: Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

es sei ja nur Spass, und jeder Scherz sei halb närrisch und somit vor dem Gesetz nicht zurechnungsfähig. Zu allen Zeiten finden wir die entsprechenden Erzählungen, dass Reformatoren sich närrisch gestellt haben, um ihre Besserungen nur erst unter die Menge bringen zu dürfen.

Rabener gewann durch seine Satire einen außerordentlichen Einfluss. Einer Verhöhnung und Geißelung, wie er sie den gelehrten Pedanten, dummen, brutalen Landjunkern, bestechbaren Richtern, erbärmlichen Geistlichen, elenden Reimern, Kleider- und Mode- und allen möglichen sonstigen Narren angedeihen ließ, konnte auch ein siebenhäutiger Schild der Dummheit und des schlechten Schlendrians nicht widerstehen; die Satire schlug hindurch. Seine Anleitung zur Bestechung oder die Briefe wegen Besetzung einer Informator- und Pfarrstelle haben, wohin sie drangen, einen Einfluss geübt, wie kaum in anderer Form möglich gewesen wäre. Ein Satz von Rabener wirkte oft mehr als hundert gelehrte Abhandlungen*) oder Predigten. Und immer konnte der Eine über den Andern lachen: der Mann über die wegen ihrer weiblichen Schwächen verspottete Frau, der Pedantische über den Dummen, der Dumme über den Schurken, der Schurke über den Groben und so fort. Als ein lachender Philosoph der Aufklärung, ohne Groll und Gift und andere revoltirende Bitterkeit leuchtete Rabener mit feiner Laterne überall hin in die dunklen Winkel, wo der Kehricht des bürgerlichen Lebens angefammelt lag, hob an hundert Ecken die alten schmutzigen Autoritätsvorhänge auf und zeigte, was dahinter steckte, meistens in nicht feiner, nämlich in derselben wiederkehrenden directen Ironie, die aber, da sie auch nicht für ein feines Publicum berechnet war, bessere Wirkung für den Augenblick that, als wenn sie feiner gewesen wäre.

Nach diesen Richtungen hin ist Rabener als nützlicher Aufklärer des deutschen Mittelstandes durch den Witz nicht hoch genug zu

*) Z. B. aus seinem Beitrag zum deutschen Wörterbuch: *Fabel*: eine Fabel ist ordentlicher Weise und besonders nach dem Begriff einiger Neueren ein solches Gedicht, über welchem der Name eines Thiers oder sonst eines Dings steht, das noch etwas dümmer ist als der Verfasser. *Deutsch*: ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: Er hat den Fehler, dass er ein Deutscher ist. *Deutsche Redlichkeit*: ist ein verbum obsoletum oder höchstens nur ein Provinzialwort. Siehe lievon mit mehrern des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bei uns verloren gegangen sind u. s. w.

preisen und in so weit ist sein Verdienst ein unvergessliches in der deutschen Literatur durch Talent, wie durch Wirkung.

Es klebten ihm aber dafür auch die Fehler seiner Zeit und seiner Schule an. Was ihn als spöttenden Erzieher seines Geschlechts so wichtig macht, schädigte ihn als Poeten für die Dauer. Er hat nicht die freie dichterische Wahrheit zum Ziel, sondern sein Wirken ist durch die Tendenz der Lehre und Besserung bestimmt. Durch sie ist er gebunden; aus ihr folgen seine Beschränkungen.

Ein Geist wie Rabener accordirte mit seinem Talent, wie weit er gehen könne, um zu wirken und doch nicht die Linie zu überschreiten, wo man ihn persönlich zur Rechenschaft ziehen konnte. Das ängstliche Moralgefühl waltete in ihm, dass er ja nicht kränken wolle. Er war als Poet doch wieder ein Mann ohne Leidenschaft einer feurigen Idee und somit ein Mann der Vorsicht und der Furchtfamkeit. Persönlicher Muth aber ist ein Hauptforderniss des grofsen Satirikers. Furcht, Bequemlichkeit, Verständigkeit, mangelnder Leichtfinn, oder was nun Alles zusammen kam, machten Rabener zum Philister; sie trieben ihn an, «die Thoren aus den Palästen und Anti-chambren als zu gefährlich zu scheuen».

Er vermied aus Ueberzeugung und Gutmüthigkeit die persönliche Satire. Ein unperfönlch getroffener Narr oder Lasterhafter könne in sich gehn und sich bessern; ein durch die persönliche Satire vernichteter Gegner habe keine Möglichkeit, sich der Brandmarkung wieder zu entziehen. Richtig! Der Satiriker ist ein erbärmlicher Ehr-Todschläger, der einen harmlosen Schwachen anfällt; aber jene Narren, Schufte und Lasterhaften, welche sich kein Gewissen daraus machen, Andere zu kränken und niederzudrücken oder tödtlich zu schädigen, gegen sie soll der wahre Satiriker als ein Retter der geschädigten Menschheit auftreten und sie mit seinen Waffen auch als ein Ritter ohne Furcht und Tadel bekämpfen.

Wer da sich feig zeigt, kann nie auf volle Gröfse Anspruch machen. Rabener beschränkt sich darauf, die Thorheiten und Fehler der mittleren Stände unperfönlch zu geisseln.

Wenn man seine Argumente dafür hört, verliert man an Achtung für ihn. Er steckt sich hinter die Nützlichkeit, dass er die hohen Tröpfe und Lasterhaften nicht angriffe. Und doch florirten damals die Drücker und Blutsauger, die ihre Albernheiten auch noch vergöttern ließen.

«Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfordert, dass man nicht alle tadle; ich werde sonst durch meine Ueberzeugung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an die Thore der Fürsten dringen und die Aufführung der Obern verhasst oder gar lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, dass sie in ihrem Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben, so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen lässt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu sein; wie können wir von ihnen erwarten, dass sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen.»

Rabener hat nach diesen seinen Worten, ob mit Lust oder Unlust, gehandelt und hat das Gute und Ueble, was daraus folgte, geärrnet. Er ist unbehelligter Staatsbeamter im Leben geblieben und hat seinen Nachruhm gekürzt und sich von den Grossen seines Fachs ausgeschlossen.

Er ist ein echter Zögling seiner Schule darin, wie er in der Mittelmässigkeit des Lebens, damit denn auch schliesslich in der des Dichtens bleibt. Wie im Stoff, so in der Auffassung. Nirgends reist Rabener uns mit sich hinauf zu den Höhen, hinab in die Tiefen des Lebens. So vortrefflich, ja unübertrefflich er oft in seinen Kreisen ist, so wird der Gesammeindruck schliesslich philiströs und ermüdend, weil er uns zu viel in der baren gemeinen Philistersphäre und der schalen Alltäglichkeit umtreibt. Wenn, mit Schiller zu reden, die Satire soweit in die Poesie gehört, als sie den Widerspruch zwischen dem Verpotteten und dem Ideal klar macht, so muss man Rabener zwar zugestehen, dass er den Abstand des Schlechten und Guten sehr deutlich zeigt, aber bekennen, dass sein eignes Ideal nur zu häufig ein sehr gewöhnliches ist.

Sehen wir seinen augenblicklichen Einfluss durch seine Nützlichkeitstheorie und seine lehrhafte Tendenz gesteigert, so denselben dadurch für die Folge geschädigt. Rabener hätte der deutsche Fielding werden können hinsichtlich seiner poetischen Kraft, Gestalten zu schaffen. Mit wie wenigen Strichen und doch wie characteristisch entwirft er z. B. den Gutsherrn, den Obristen, den Professor und die Bewerberschaar, das Kammermädchen, die Pfarrerwittwe, den ver-

soffenen Feldkaplan der Kriegszeit und den versoffenen Küster. Alle diese Personen leben. Er hätte versuchen können, bei richtiger Entwicklung versuchen müssen, einen deutlichen komischen Roman zu schaffen; er kam nicht dazu; sicherlich, weil die Rücksicht auf den unmittelbaren Nutzen seiner Satire ihn hinderte, indem er sich damit zufrieden gab. Aus feiner lehrhaften Absicht, die das freie Spiel der Phantasie ihn für unnützer halten ließ, stammt auch jene oft so unerquickliche Breite und die Gleichgültigkeit gegen feinere Gefühle; oft lässt er den erfreuenden Witz und Humor ganz einfach bei Seite, um nur mit der nackten und häfslichen Wirklichkeit zu wirken.

Wenn in Liscow mehr der freie Geist und Lebemann spottet, so sehen wir in Rabener den Juristen und bürgerlich tüchtigen Geschäftsmann bei der Satire vorwalten, der, durch Erfahrung mit allen Gebrechen und Schäden der von ihm gezeichneten Schichten genau bekannt, dieselben aufdeckt, um abzuschrecken, wobei denn das ideale, das poetische Element häufig zu kurz kommt.

Mensch und Schriftsteller waren übrigens bei ihm eins; es ist das poetisch freilich noch kein Lob an sich, weil es oft nur ausagt, dass der Dichter nicht die Füsse vom Boden der Wirklichkeit bringen und sich nicht recht erheben konnte oder dass er seine Persönlichkeit in irgend einer Weise: fromm, moralisch, genialisch etc., seiner Dichtung gleich zu machen sucht, wie dies z. B. Gellert, Klopstock nach der Jugendzeit, Stürmer und Dränger, Romantiker, Jungdeutsche u. A. thaten. Interessant sind dafür von Rabener zwei Briefe: der mit Recht berühmte über das Bombardement von Dresden an Ferber und sein Brief an Weifse, der den ersten Schlaganfall meldet. In jenem zeigt Rabener mitten unter den größten Schrecken in trefflicher Darstellung die gleiche humoristisch-satirische Laune, wie in der Wohlbehäbigkeit. Zur Kennzeichnung der Zeit gehört, dass der durch Abschrift verbreitete Bericht alsbald das Geschrei der Heulfrommen und pedantischen Biedermänner erregte, die dem Satiriker nachschrien, dass nur ein hartes, unempfindliches Herz bei einer so traurigen Gelegenheit noch das Lächerliche bemerkten und darüber spotten könne. Der Krankenbericht zeigt noch mehr den Philosophen: als ihn der Schlag auf der einen Seite gelähmt hat, findet Rabener doch den Scherz über sich selbst, sobald er sich nur wieder etwas regen kann *).

*) Brief an Weifse 1767: „Kurz es war eine Hemiplegie, Ich habe noch Stubenarrest, befindet mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kommt —

In stilistischer Hinsicht wirkte Rabener durch seinen oft ganz vortrefflichen Stil ungemein.

So nimmt er für seine Zeit eine fehr bedeutende Stellung ein als Aufklärer, ist in unferer Literatur immer wichtig wegen seines Witzes, hat aber aus den angegebenen Gründen zu einer dauernden Geltung es nicht gebracht. Er hat nicht gewagt! nicht die Kraft gehabt zu wagen! Und die Gottschedische Lehre konnte er nicht abschütteln.

Ihm ähnlich sein Freund, der als Erzieher seiner Zeit und als Moralist noch einen weit höheren Ruf gewann: bei aller Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Nützlichkeit u. s. w. ein rechter Beweis für die poetische Mittelmäsigkeit der Schule und wie die Zeit geneigt war, das dichterische Element zu ersticken. Auch er mit Rabener zum Vergleich gegen Engländer und Franzosen dienlich, um die deutschen Verhältnisse zu kennzeichnen. Halten wir Rabener gegen einen Addison, Swift oder Voltaire; Gellert etwa gegen einen Fenelon! Die Kleinlichkeit und Schulmeisterei in Deutschland bedarf keines weiteren Wortes.

Gellert*) (1715—69) hatte in seiner Jugend durch langweiligen Schulunterricht eine derartige Anregung bekommen, dass er — auch heutigen Tages noch nicht selten — Horaz, Virgil und Homer keinen sonderlichen Geschmack abgewann und Günther, Neukirch und ähnliche Dichter zu seinen Mustern wählte. Seine Jugendfreunde Gärtner und Rabener wirkten dann befreiender auf ihn. Später kam mit besserem Verständniss der Klassiker das Studium der französischen und englischen

Adieu, mein Herzens-Weisse, ich empfele mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will“ u. s. w.

*) Christ. Fürchtegott Gellert, geb. 1715 (1716 oder 1717 ?) zu Hainichen im sächsischen Erzgebirge, kam 1729 auf die Fürstenschule zu Meissen, ging 1734 nach Leipzig, wo er Theologie studirte. 1738 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Schwächlichkeit und unsicheres Gedächtniss schreckten ihn von der Laufbahn eines Predigers ab; 1739 nahm er eine Stelle als Erzieher an; 1741 ging er als Privatgelehrter wieder nach Leipzig, wo er zu Gottsched und Schwabe in nähere Beziehung trat und z. B. an Gottscheds Uebersetzung des Bayle mitarbeitete und in Schwabe's Belustigungen seine bald so gern gesesehenen Aufsätze lieferte. Später hielt er sich zu den Bremer Beiträgen, deren beliebtester Schriftsteller er ward. 1744 habilitierte er sich und las mit außerordentlichem Beifall über Moral und schöne Wissenschaften. 1751 ward er außerordentlicher Professor. Hypochondrie nahm leider gegen Ende seines Lebens immer mehr zu. Er starb 1769.

Sprache und Literatur hinzu, um ihm einen Blick für jene Natürlichkeit der Darstellung und jene mittelmäßige, aber feste Einficht in die sogenannte schöne Literatur zu geben, die ihn so auszeichneten und einen Hauptruhm für ihn ausmachten.

Wir haben bei Gellert streng den jüngeren und älteren Mann zu scheiden.

Der jüngere war der Mitarbeiter an Gottsched's Uebersetzung des Bayle und nicht der Moralprediger, war der Lehrer des Küffens und Tändelns und nicht der weinerliche Praeceptor der Ehrbarkeit und Frömmigkeit, war der Vertheidiger von Musik und Dichtkunst, Liebe und Wein und nicht der fromme Sänger frommer Kirchenlieder, war der Spötter, dessen Witz die Kirchengläubigen fürchteten, und nicht die hochgeehrte hypochondre Frömmigkeit. Wie heiter waren die ersten Dichtungen Gellert's, den sich sein von ihm bewunderter Freund Elias Schlegel zum Muster nahm für den Frohsinn der Lyrik*).

*) Ode an Gellert (1740 ?). Schlegel fragt klagend, ob das dramatische Streben die Lyra verstimme und wendet sich dann an seinen Freund Gellert:

Enge Zeilen, bange Reime,
Sagt, wo sind die edlen Träume,
Die vorhin den Geist erfüllt?
Von Entzücken ohne Schranken,
Von lebendigen Gedanken
Seid ihr ein erstorbnes Bild.

Gellert sprich, was dich entreisset,
Wenn dein Geist dich singen heiset,
Und den kühnen Flug erhöht.
Stets bereit, dass sie dich leite,
Steht die Dichtkunst dir zur Seite,
Wie man bei Geliebten steht.

Wie in Rom zu Vestens Ehren
Ewig Feuer zu ernähren,
Flaccus Zeit bemühet war;
So ernährt in dir die Liebe
Unverlöschlich heisse Triebe
Auf der Dichtkunst Brandaltar.

Nie vergängliches Entzücken
Lässt dein Geist im Singen blicken;
Deine Gluth verzehrt sich nicht!
Wird sie schwächer, brennt sie nieder,
So entflammt und stärkt sie wieder
Deiner Schönen Strahl und Licht.

Mit zwölf Liedertexten auf Menuette und Polonaisen, für Freundinnen gedichtet, trat er 1743 auf, die frei und fröhlich Freundschaft, Liebe, Wein, freien Sinn und Freiheit preisen. Schäfer Spiele folgten, in denen er mit grosser Frische und herzgewinnender Anmuth diese Stimmung fortsetzte. Zärtlichkeit, leichte Schmerzen und leichte Tücken der Liebe wusste Niemand besser als er zu schildern — zu manchem Kopfschütteln und Selbstvorwurf des älteren Mannes, der bei nothwendigen Auflagen mit abkühlender Pedanterie im Vorwort diese Erzeugnisse seiner Jugendzeit herauszugeben pflegte. Küsse «ach mehr, als tausendmal!», Zanken, Tändeln^{*)}) lehrte er seine ungewandten Zeitgenossen noch besser als Hagedorn, der sein Muster war.

Von leichten fröhlichen Liedern und Schäferdramen ging er, den Anregungen der Gottschedischen Dramatik folgend, zum Lustspiel über. In der «Betschwester» (1745) geisselte er die lieblose Frömmeli und Heuchelei mit einer Schärfe, dass geistliche Genossen sich unangenehm berührt fühlten, und eine Recension ihm vorwarf, «der gemeine Mann würde nicht wissen, ob man die Betschwester oder den König David lächerlich machen wolle». So dumm die Recension war, so war die Befürchtung nicht ganz ungereimt, dass Gellert seinen Humor und seine witzige Beobachtung noch ganz anders gegen das so vielfach wunde oder hohle Wesen des damaligen religiösen Lebens richten könne. Noch konnte Niemand die weitere Entwicklung des Dichters ahnen, die das umgekehrte Verhältnis von Wieland zeigen sollte. Gellert, der Vernünftig-Gläubige der Aufklärungszeit, humoristisch, zum Scherz und Spott geneigt, stand noch längere Zeit auf dem Scheidepfade, bis er, in gewisser Hinsicht Haller's ähnlich, sich fest an den Glauben klammerte, um so fester, weil ihm die Zweifel keine Ruhe ließsen. Zwei Geister wohnten auch in seiner Brust. Wer weiss, ob nicht Gellert unser damaliger Molière geworden wäre, wenn ihn sein Schicksal statt auf den Leipziger Universitätskatheder etwa neben seinen Freund Joh. El. Schlegel an eine gröfsere Bühne geführt hätte;

*) Doris: Das Tändeln? Was ist das?

Dies hab ich nie gehört.

Galathee: Es ist nun so etwas,

Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,

Man schüttelt sich am Kinn und klopft sich in den Nacken —

Doris: Dies habt ihr auch gethan?

Galathee: Ja, das versteht sich schon.

(Das Band. 1744.)

seine Lustspiele zählen zu den besten jener Zeit; die Sicherheit und Schärfe darin, die Geisselung schwächer und unwürdiger Charactere ist höchst beachtenswerth.

Neben seinen dramatischen Stücken, die ihn von der heiteren Seite beim Publicum eingeführt hatten und an denen er in dieser ersten Periode rüstig fortschaffte, gewannen seine Fabeln und Erzählungen (seit 1746 gesammelt; einzeln in den Blättern Schwabe's und den Bremer Beiträgen vorher schon erschienen) ihm das Herz des Volkes *). Sie wurden bald die Lieblingslectüre der Deutschen. Es braucht auf früher Gesagtes nur hingewiesen zu werden, wie diese kleinen Erzählungen, kurz, bündig, mit Witz und Laune behandelt, obendrein noch mit dem moralischen Zopf dran ausstaffirt, eine Zeit vergnügten, in der das Stoffbedürfniss mit Zunahme der Lectüre ein außerordentliches war und welche neben den Gefangbüchern und Lehrgedichten nach dem Greifbaren des Lebens mit Recht sich sehnte. Wie kamen die Gellertschen Fabeln und Erzählungen dem Bedürfniss entgegen! Und wie trefflich — dies muß man anerkennen — hatte der Dichter diese Lafontainische Art zu verarbeiten und eigenartig zu machen gewußt! Wie konnte man lachen und lernen! Wie verständlich Alles! Wie drollig **), wie farcastisch und für die vernünftige Aufklärung einstehend!

Das langweilige Lehren und Moraliren der späteren Periode tritt hier noch zurück. Die Moral für die Poesie, die wir in der Fabel von der Spinne und der Henne und Biene finden, steht noch

*) 1746 gab er eine Abhandlung heraus: Nachricht und Exempeln von alten deutschen Fabeln. Im Stil der Zeit sieht er dieselben im Ganzen als ungefchliffene Demanten an. Er ergänzt Morhof und lobt besonders auch Burkhard Waldis.

**) Z. B. die Art wie der Dichter das „parturiunt montes“ nachahmt, im: Greis, der schließt:

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Oder im Selbstmord: O Jüngling, lern aus der Geschichte u. s. w. mit dem Schluss:

Er reifst den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner sein?
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide
Und steckt ihn langsam wieder ein.

nicht so absolut voran, sondern Frau Nachtigall zeigt (Nachtigall und Lerche), wie man singen soll, so lang man feurig ist und wie man mit Meisterstücken sich den Eingang in die Ewigkeit öffnen soll. Auch im «Band» und in «Silvia» hatte Gellert die Frage, was die Poesie nütze und lehre, noch nicht so viel gekümmert; in Erzählungen, wie in der Geschichte vom Hut und andern herrscht die Freude an der Sache selbst vor. Es war kein Wunder, dass Gellert ein so grosses Glück mit diesen Erzählungen hatte und dass dieselben bis in die niederen Stände hineindrangen und auch diese durch ihren Humor, ihre Lebenswahrheit und ihre Moral entzückten*). Was diese Moral selbst anbelangt, so ist sie für uns oft verwundersam genug und nach jetzigen Begriffen durchaus nicht immer fein. Gellert zeigt darin kein tieferes Gefühl, als der ganzen Zeit, besonders der theologischen Moral eigen war. Um eins herauszuheben, so sind die Späfse über die Frauen, besonders über die Wittwen drafatisch genug, wie denn die Stellung zum weiblichen Geschlecht überhaupt eine für uns sonderbare und der wahren Liebe nur zu oft entbehrende war: das Verständige verdrängt das Herkömmlich-Buchstabenmässige auch in der Ehe, aber wie zopfig nüchtern! Man sehe nur, wie Gellert den Herrn

*) Ein Bauer fuhr einen Wagen Brennholz vor seine Thür mit der Bitte dasselbe als Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches ihm die Fabeln gemacht hätten, anzunehmen. — Eine andere Scene mag Gellert selbst erzählen (Brief an Kersten vom 25. Oct. 1748): „Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Käse und Brod war, meine Fabeln ungebunden hervor. Da fing er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? — Wo wer ich's hergekreit han, ich ha mir's gekoft. Unser Schulmeester und der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spafhaft Zeug drinn, mer möcht närrisch dreber weren. Ich ha en klen Jungen, der schun schmuck lesen kann, dem will ich's gähn, er full mir Abends bei der Pfeife Tuback, wenn ich vom Feld komm, draus vorlesen, so geh ich kaum mih in die Schenk. Er war noch jung der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er fate, es wäre nich angers, als 20 Groschen, die ha ich ihm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben müsm recht von der Hand gehn. — Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat's nicht geschrieben, er handelt nur damit.“ — Der Buchbinder sagt dann dem Bauern, dass der danebenstehende Mann der Verfasser sei, worauf der Bauer Gellert freundlich auf die Achsel klopft und ihn ermahnt, mehr solch schnackiges Zeug zu schreiben.

Simon, den contractlichen Bräutigam von Christianchen sich Lorchen zur Frau wählen lässt, um dann doch wieder von Lorchen sich Christianchen zuführen zu lassen. Das Non plus ultra liefert Gellert dann in dem Roman^{*)}: Leben der Schwedischen Gräfin von G...

--

^{*)} Diese Erzählung von der schwedischen Gräfin gehört zu den merkwürdigsten Büchern für die Sittenauffassung jener Zeit. Im zweiten Bande derselben ist die Auffassung der englischen Moralisten schon vorwiegend, aber auch er hat des Interessanten und Verwunderlichen genug. Die Erzählung behandelt die Conflicte einer unbewussten Bigamie. Die Helden heirathet einen Schwedischen Grafen. Ein Prinz stellt ihr nach und bewirkt, dass der Graf in dem Feldzug gegen Russland an einen gefährlichen Posten commandirt wird, wobei er schwer verwundet und hinterrein vom Kriegsgericht wegen angeblicher Feigheit zum Tode verurtheilt wird. Die Russen überfallen das Lager und schleppen den Grafen in die Gefangenschaft und nach Sibirien. Man hält ihn in seiner Heimath für todt. Er ist von seinem Vater ganz nach den Grundsätzen des jeune père in Eugen Sue erzogen; um ihn vor Auschweifungen zu bewahren, hatte sein Vater dem Jüngling gestattet, eine Geliebte, Caroline, auf seiner Reise mitzunehmen, die er auch geheirathet hätte, wenn der Hof ihm erlaubt hätte, die Bürgerliche zu heirathen. Die Gräfin trifft diese frühere Geliebte, nimmt deren Sohn vom Grafen zu sich und erzieht ihn. Sie verheirathet sich, da sie ihren Mann für todt hält, mit dessen treuem Freunde R. und geht mit demselben nach Holland. In Holland entführt der herangewachsene Sohn des Grafen ein Mädchen, Mariane aus dem Kloster, und heirathet sie. Seine Mutter Caroline kommt zu ihm. Jetzt aber stellt sich heraus, dass der Jüngling in Blutschande lebt, indem seine angebetete Mariane seine Schwester ist. Er geht zur Armee, und wird hier von einem Freund, der sich in die reizende Frau verliebt hatte, vergiftet. Dieser mörderische Freund kommt, bewirbt sich um Mariane und heirathet sie, wird dann aber krank und gemüthsleidend und gesteht sein Verbrechen. Alle meinen, er würde sterben. „Wir kamen zu ihm. Wir mussten ihn als einen Mörder haffen, doch die allgemeine Menschenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tausend Thränen um Vergebung. Er versicherte uns, wenn er leben bliebe, dass er uns nicht zum Entsetzen vor den Augen herumgehen, sondern sich den entlegensten Ort zu seinem Aufenthalte und der Reue über seine Schandthat ausuchen wolle.“ (!) Er reist ab, um wieder in den Krieg zu gehen. Mariane ist zur Ader gelassen, lockert die Binden und stirbt. Die Gräfin lebt mit ihrem Mann R. zusammen, als plötzlich ihr todt geglaubter erster Mann erscheint und seine Frau verheirathet findet. R. muss zurückstehen und steht ruhig und freundlich zurück. Der Graf wird wieder der Gemahl. R. (worin Gellert augenscheinlich eigene Züge schildert) muss bei ihnen bleiben. Caroline, des Grafen frühere Geliebte, lebt auch mit ihnen — alle in grösster Eintracht.

Im zweiten Theil wird hauptsächlich eine Schilderung von dem Leben des Grafen in Sibirien gegeben. In ihm beginnt die Angloomanie mit der Charactistik des edlen Steeley. Bemerkenswerth ist, dass ein Jude der Hauptwohlthäter

(seit 1746, der, namentlich im ersten Theil, noch voll in die Zeit fällt, welche wir bei Gellert die schriftstellerische nennen können, wo er durch Collegarbeit und Kränklichkeit und seinen gewonnenen Ruhm noch nicht so lehrhaft und moralisch sauerfüßlich geworden war, wo er scherzend im Anfang des letzten citirten Briefes) schreibt, dass ein rechter deutscher Autor keine Oster- oder Michaelismesse vorbeilassen müsse, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Romanchen oder ein übersetzter Katechismus wäre.

Der Spectator bestimmt bis gegen 1748 Gellert's erzählende Weise und Auffassung. Saurin's, des berühmten Kanzelredners Werke haben daneben den grössten Einfluss. Dann aber kommt die Wirkung der Richardson'schen Romane über ihn mit der ganzen breiten, weichen, moralisirenden Schönseligkeit. Stete Kränklichkeit drückte außerdem den mit Arbeit überladenen Docenten und Dichter, dem für seine dichterischen Bestrebungen das Schlimmste begegnete: dass er der moralische Lehrer und Erzieher in den Augen der Welt und seinen eignen geworden war und jetzt die Poesie besonders als Dienerin des moralischen Gefühls betrachtete. Jetzt sank er mehr und mehr in die alte Auffassung von der Poesie zurück, «dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.» In manchem religiösen Lied gelang ihm zwar noch mehr, als seine Theorie versprach, aber seine dichterische Entwicklung war abgeschnitten; der Dichter, der für Scherhaftes und Anmuthiges, auch für Satire so manche Begabung gehabt hatte, ging in dem Moralisten und Professor und hypochondren Gläubigen verloren. Das Gestalten ließ nach. Lehren galt ihm fortan mehr. «Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen und dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken oder

ist und die Juden alle als getreu geschildert werden. In der Liebe eines wilden Kofackenmädchen nimmt die Geschichte einen ganz hübschen Anlauf, auch in die Characterisirung eines alten lustigen englischen Biedermanns, des Vaters von Steeley mit dem Wahlspruch: fromm und vergnügt. Sie schliesst damit, dass der Graf stirbt und die Gräfin dem Prinzen, der ihr früher nachgestellt, einen Korb giebt; aber bekennt, dass sie R. wieder geheirathet hätte, wenn er nicht auch gestorben wäre.

zu unterhalten: so ist es unstreitig eine grosse Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdies der Gesang eine grosse Gewalt über unsere Herzen hat und von gewissen Empfindungen ein ebenso natürlicher Ausdruck ist, als es die Mienen und Geberden des Gesichts sind: so sollte man der Religion besonders diejenige Art der Poesie heiligen, die gesungen werden kann. Ich habe in den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht. Habe ich sie mit dem gehörigen Fleisse und zugleich mit Glücke ausgeübt; sind diese Gefänge, oder doch nur einige derselben, geschickt, die Erbauung der Lefer zu befördern, den Geschmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen, so soll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des grössten Heldendichters, des beredetsten Weltweisen aller Nationen, ersiegt hätte. Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz, dass er lieber der Verfasser derselben als König in Arragonien sein möchte. Ich weiss alte Kirchengefänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar's und Horaz.»^{*)} Der Stil, welchen Gellert für das geistliche Lied sucht, ist bezeichnend: «allgemeine Deutlichkeit, die den Verstand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muss eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gefängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und der Schmuck der Poesie als die Sprache der Empfindung und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln lässt. Die Einbildungskraft wird oft so fehr davon erfüllt, dass das Herz nichts empfängt.» Hier sieht man einfach die Stellung Gellert's gegen die Klopstockische gewaltige Poesie. Bei dem Heldendichter, dem Weltweisen, Horaz und Pindar kann man getrost an damalige deutsche Dichter denken, etwa an Klopstock, Lessing, Gleim, Kleist u. f. w. — Männer, welche Gellert so wenig wie Wieland, Gerstenberg, Gesner, wenigstens zu Göthe's Zeit, niemals in seinen Vorlesungen

^{*)} Vorrede zu den geistlichen Oden und Liedern, 1757.

weder im Guten noch im Bösen nannte.* Den Zögling der alten Leipziger Schule konnte er nicht verleugnen.

Die geistlichen Oden und Lieder stellten Gellert's Ruhm bei den frommen Gemüthern noch höher und stempelten ihn zu dem frommen Dichter, als welcher er neben dem Moralisten bis auf den heutigen Tag seine Geltung und in mehreren Liedern seine kirchliche Wirkung hat.

Darin ist und bleibt er ein echter Sohn der Aufklärung, dass die Moral in ihnen dem Dogma vorgeht; alle christlichen Confessionen konnten sie deshalb mit Erbauung lesen und preisen; die Katholiken priesen sie wie die Protestant.

Mehrere sind auch poetisch anzuerkennen, als gefühlt und innig, voll Wärme und Zuversicht. Durchgängig ist freilich nicht viel anderes darüber zu sagen, als dass sie bei fliessendem Ausdruck und frommem, aus redlichem Herzen kommendem Inhalt gewöhnlich sind. Oft verflacht der Dichter in der frommen Güte, docirt moralisch, anstatt poetisch zu sein, prüft und ermahnt sich selbst als Examinator, anstatt tief quellende religiöse Innigkeit und Erhebung durch die Poesie zu offenbaren. Es waltet, mit einem Wort, die der Zeit so wohlgefällige nüchterne Erbaulichkeit darin. Neues bringt er nicht. Diese geistlichen Dichtungen hoben bei den Massen seinen Ruhm auf den Höhepunkt.**) Seine moralischen Lehr-Gedichte dagegen (1754) waren wirkungslos geblieben.

In stilistischer Beziehung hatte Gellert durch das Beispiel seines klaren, fliessenden Stils in den Gedichten und Lustspielen gewirkt. Lehrend griff er seit 1751 ein durch seine Abhandlung von dem Geschmack in Briefen mit Anhang eigener Briefe.

Seine Wirksamkeit durch eine weitverbreitete Correspondenz, worin

*) Göthe: Ueber den Werth einiger deutscher Dichter. 1771. Recension.

**) Hoch und Niedrig schätzte und ehrte oder verehrte den frommen Professor. Leider ist eine solche Verehrung, wie Gellert sie vielfach, vor Allen bei Frauen fand, mehr wohlthuend als förderlich, und nur zu oft dem Künstler schädlich. Die Hochachtung, welche Gellert erwarb, sprach sich in der verschiedensten, damals bei einem Dichter noch besonders auffälligen Weise aus. Bekannt ist Friedrichs II. Unterredung mit Gellert. Prinz Heinrich von Preussen schenkte dem Dichter ein ruhiges Reitpferd, seine Schecke. Der Kurfürst schickte ihm später ein Reitpferd mit Sammsattel und golddurchwirkter Schabracke. Der berühmte Laudon ließ dem Gestorbenen ein Denkmal auf seinem Gute errichten u. s. w.

er der deutsche Gewissensrath ward, dann durch seine zahlreich besuchten moralisch-ästhetischen Vorlesungen ist hier nicht näher darzuthun.

Gellert hat einen grofsen moralischen Einfluss, besonders auf die gebildeten Mittelstände ausgeübt, dessen Werth hier nicht verkümmert werden soll. Das aber darf nicht übergangen werden, dass sein späterer Einfluss auch schweren Schaden brachte. Der hysterische Mann, der er etwa seit 1750 durch seine Kränklichkeit, seine Lebensart u. s. w. immer mehr ward,^{*)} brachte wie kein Anderer in Deutschland die marklose Schönseligkeit, die moralische Rührungsempfindelei und weinerlich fromme Selbstbetrachtung und Demuth zur Geltung, die bis auf den heutigen Tag in unseren Mittelklassen steckt. Die moralische Empfindelei Richardson's, in der Art ihrer Tugendhaftigkeit oft so schrecklich philiströs, kam, nicht zum wenigsten durch Gellert, bei uns Deutschen zu noch gröserer Wirkung, als in England selbst. Der Charakter unserer Mittelklassen erhielt damals, Extrem gegen Extrem, diesen Stich in's Sentimentale, der heut wohl für urdeutsch gilt, es in der Form aber durchaus nicht ist.

Gellert war, wie gesagt, dazu angelegt, unser Lustspieldichter zu werden, der Nebenmann seines nach dem Lorbeer des hohen Dramas strebenden Freundes Joh. El. Schlegel. Ihn wie den Freund haben die Sorgen und Arbeiten des Docenten erfasst. Das academische Leben zog ihn mehr und mehr in sich hinein. Den Ehrgeiz, von der Bühne aus der poetische Lehrmeister der Nation zu werden, löste der Ehrgeiz des Katheders ab. Vorlesungen, Stunden, Uebungen, Correkturen, empfindfame und lehrhafte Correspondenzen nahmen seine Zeit und Arbeitskraft in Anspruch. Seine Thätigkeit dieser Art machte ihn berühmt; er ward ein Wunder der Moral und Frömmigkeit, und nun hatte jener Ruhm für ihn keinen Reiz mehr, den er einst in neckischer Annuth, in Humor und in drafischen Gestaltungen

^{*)} Lessing fühlte sich durch den weinerlichen Mann wenig angezogen. Als er ihn einst besuchte „und in einem christlichen Tröster lesen fand, gab er ihm auf das Freundschaftlichste zu verstehen, dass solche Lectüre für ihn nicht sei und er sich mit ganz andern Dingen aufheitem sollte. Gellert fuhr wider seine Gewohnheit darüber auf, mit den Worten: Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, dem einzigen Trost in meiner Krankheit. Lessing empfahl sich darauf mit guter Manier und wünschte in seinem Herzen, dass die Aerzte mit ihm glücklicher sein möchten.“

der Jugendzeiten gesucht hatte. War der Tausch für die Nation wirklich ein so guter? Hätte er auf den früheren Wegen, falls er die Kraft gehabt hätte, auf ihnen weiterzuschreiten, wie er angefangen, nicht noch mehr für sein Volk erreichen können, als er später mit all' seiner Moral und Frömmigkeit vermocht hat?

Joh. El. Schlegel, Rabener und Gellert waren die Häupter unter den jüngeren Gottschedianern. Zu ihnen stellte sich durch sein erstes Gedicht ruhmvoll Fr. Wilh. Zachariae aus Frankenhausen (1726—77), eins der fröhreifsten poetischen Talente, welche wir besitzen. Mit 18 Jahren veröffentlichte Zachariae in Schwabe's Belustigungen das komische Heldengedicht: «der Renommiste.» Das deutsche Studentenleben und der Widerstreit zwischen dem Bier vertilgenden, Nachtwächter prügelnden, Degen wetzenden Raufbold von Jena und dem petit-maitre-Studenten von Leipzig giebt den Stoff, der mit einer für die Jugend des Dichters ganz erstaunlichen Schärfe der Beobachtung, Lebhaftigkeit und Keckheit, mit herrlichstem Humor und großer Fertigkeit behandelt wird. Selbst die burleske Götter-Maschinerie thut oftmals ihre beabsichtigte burleske Wirkung. Pope's «Lockenraub» hatte das Vorbild gegeben.

Zachariae ließ dem Renommisten mehrere ähnliche komische Dichtungen folgen, die alle des Anmuthigen und Scherhaftens genug haben, aber nicht an das Jugendwerk reichen, auch nicht den gleichen Erfolg hatten. Es war doch ein poetischer Glückfall, der ihn bei jenem geführt hatte: Zachariae fand einen ähnlichen Stoff nicht wieder und wußte sich keinen zurecht zu legen. Im Renommisten ist die Composition gut. Eine geschlossene Handlung, zwei scharfe Gegensätze, wie sie das studentische Leben und das der Universitätsstädte bewegen, dargestellt in drafischer Weise in Raufbold und Sylvan und ihren Genossen, ein größerer Hintergrund, realistisch-lebendig durch die Schilderung des Lebens und der Sitten in Leipzig und Jena; das Ganze sehr scherhaft, und dabei nicht blos ein Spass, eine komische Ausgeburt des Augenblicks, sondern eine naturwahre Charakteristik und Poetisirung sehr wichtiger Verhältnisse. In den späteren Dichtungen: Verwandlungen, Schnupftuch, Phaeton, Lagosiade, Murner in der Hölle — fehlen diese Vorzüge der Composition; es sind Erzählungen in Versen. Die Verwandlungen und das Schnupftuch (in Alexandrinern gedichtet) haben im Einzelnen manches Drollige. Der Phaeton ist schon in Hexametern gedichtet. Er beginnt

fehr hübsch; es ist eine Schilderung eines vornehmen deutschen Gutsbesitzer-Lebens, wie wir sie in der Weise kaum wieder besitzen. Der Pferdestall wird jeden Pferdeliebhaber entzücken. Die junge muthige Gräfin Diana will fahren und die beiden feurigen Hengste selbst sich auswählen und zügeln. Ihr Liebhaber, Baron Fritz, darf endlich wenigstens neben ihr sitzen. Bis dahin ist die Behandlung trefflich. Die Hauptscene dagegen, wo die Pferde, durch eine Sirene am Wasser erschreckt, durchgehen, Diana sie nicht mehr halten kann, Fritz die Zügel ergreift, aber ein Rad abläuft, Diana in's Wasser fällt und von Fritz gerettet wird, ist schwächer. Trotz der vortrefflichen poetischen Züge ist der Phaeton viel zu leicht nach Idee und Ausführung, um dem Renommisten die Wage halten zu können. So geht es auch mit dem gleichfalls hübschen Murner in der Hölle (gleichfalls in Hexametern). Die parodische Lagosiade (in Prosa, ähnlich wie die Schlacht in Tom Jones), die Winter-Jagd des aufgestöberten Hasen, der in den Bach fällt und vom Wurf des Knittels getroffen wird, ist fehr hübsch und drollig, aber eben auch nur eine hübsche Skizze.

Das Unglück dabei war, dass der Dichter, der gerne Gröfseres wieder mit seinem trefflichen Talent geleistet hätte, nicht wusste, wie er es anfangen sollte. Man sieht das mit wahrem Jammer auch an seinen weiteren poetischen Unternehmungen. Es geht ihm, wie Joh. El. Schlegel mit seinem Epos. Es fehlt die künstlerische Einsicht in die Gesetze des Epos, in dessen Anlage und Aufbau! Als ob jede Begebenheit, falls sie hübsch oder bedeutend ist, ohne Weiteres durch ihre Einkleidung in Verse nun auch ein poetisches Kunstwerk ergeben müfste!

Zachariae hat sich abgequält, Klopstock nachzukommen, das ideale Gebiet zu betreten und ein ernstes und grosses Epos zu liefern. In den vier Stufen des weiblichen Alters, «den Tageszeiten», «der Schöpfung der Hölle» sehen wir ihn Milton und den Engländern nachdichten, so poetisch beschränkt wie seine Genossen der Gottschedischen Schule, die meinen, dass man sich' grosse Dichtung einfach ausdenken könne, ohne grosse Ideale vor der Seele zu haben. 1766 versuchte er, der Zeit darin in mancher Beziehung vorgreifend, ein grosses geschichtliches Epos: «Cortes», zu liefern. Es ist versificirte, willkürlich gezierte Erzählung, kein Epos. Das Interessante an Cortes, wie auch noch an einigen späteren Versuchen ist, dass Zachariae

seine Phantasie in die fernen Länder zu richten begann und deutlich das Bewusstsein wieder zeigt, daß man aus den Schranken, in die man sich gesperrt, hinausbrechen müsse. Was im Innern nicht möglich ist, wird gewöhnlich im Aeußeren versucht; Unruhe, die in der eignen Brust und Phantasie keine Befriedigung findet, sehnt sich hinaus in die Zeit oder den Raum, in die Weite und Ferne. Neues, Anderes wenigstens wird begehrts. Es zeigt der Cortes jetzt schon, was der bekanntere Nützlichkeits-Campe in seinem Robinson und seiner Entdeckung von Amerika so vortrefflich darthut. Irgendwo will die Phantasie hinaus und, wenn Robinson zum echten Vertreter der nüchternen Aufklärungstheorie werden muß, so wird er dies doch auf einer fernen Insel, wo Lama's und Papageien heimisch sind und Cannibalen anlanden. In der Entdeckung von Amerika hat Campe denselben Stoff wie Zachariae aufgenommen, aus dessen Braunschweigschem Kreis er hervorging.

Zachariae gehört mit Rabener, Gärtner, Cramer, Ad. Schlegel, Schmid und Ebert zu den Gründern der Bremer Beiträge. Johann Elias Schlegel, Gellert, Kleist, Gleim, Ramler u. A. beteiligten sich. Giseke und Klopstock traten hinzu. Durch den grossen Klopstock und die neuen Ideen und Richtungen, welche er brachte, wurde dieser Bund der Uebergangszeit und der Vermittlung zwischen dem französischen und englischen, dem alten und neuen Wesen antiquirt und von innen heraus gesprengt.

Gärtner, Cramer, Ad. Schlegel, Arnold Schmid, Ebert, Giseke^{*)}

^{*)} Zachariae, geb. 1726, wurde 1748 Lehrer am Carolinum in Braunschweig, 1761 Professor daselbst, starb 1777.

Gärtner aus Freiberg, geb. 1712, studirt in Leipzig, 1748 Professor am Carolinum in Braunschweig, † 1791. Er war so zu sagen der technische Leiter der Bremer Beiträge.

Joh. Andr. Cramer aus dem Erzgebirge, geb. 1723, studirt Theologie in Leipzig, 1748 Dorfsprediger, 1750 Hosprediger in Quedlinburg, 1754 in Kopenhagen, 1765 Professor theolog. an der dortigen Universität, 1771 Superintendent in Lübeck, 1774 Professor in Kiel, 1784 Kanzler und Curator der dortigen Universität, † 1788.

Joh. Ad. Schlegel, Bruder von Johann Elias, aus Meissen, geb. 1721, Zögling von Schulpforta, studirte seit 1741 Theologie in Leipzig, ward 1751 Lehrer in Schulpforta, 1754 Prediger in Zerbst, 1759 Pfarrer in Hannover. Er starb 1793. Er ist der Vater von Aug. Wilh. und Friedrich Schlegel.

Arnold Schmid aus Lüneburg, 1716—89, studirte Theologie, ward 1746 Rector in Lüneburg, 1760 Professor am Carolinum in Braunschweig.

u. s. w. sind alle tüchtige, würdige und in ihrer Art verdienstvolle Männer, die sich als Lehrer, Prediger, Schriftsteller u. s. w. hervorthatten.

Keiner von ihnen ist ein Dichter im tieferen Sinne des Worts, wenn sie auch alle Gedichte geliefert haben. Es ist das bravste bürgerliche Mittelmaß der Aufklärungszeit, wie es so nach Licht und Schatten nur Deutschland zeigen konnte. Befangene Tugend deutscher Art, und poetisch die alte sächsische Schule ist die Grundlage. Sie sind zurechtgestutzt nach dem Gottschedisch-Französischen Stil; als solche helfen sie nach besten Kräften in Poesie und Prosa das deutsche Publicum ergötzen und erziehen. Mit Fleiss, Verstand, Gemüth und Witz und Biederkeit arbeiten sie redlich in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Dann kommt der Principienstreit über das Wesen der Dichtung und die Erkenntniß, daß die Schweizer und deren Lehrmeister, die Engländer, nicht unrecht haben. Das bürgerlich-populäre Element der neuen englischen Schriftsteller übt auf die wackeren, deutsch - bürgerlichen Geister seine unwiderstehliche Anziehungskraft und siegt immer entschiedener über das gelehrt-höfische und den französischen Stil der Gottsched-Schule. Sie trennen sich von Gottsched und Schwabe und schriftstellern als ein rechtes Centrum innerhalb der Parteien weiter, im Ganzen der Prosa und der Religion zugewandt, allen Extremen abhold, schöne Verständigkeit für das Höchste erachtend. So vermitteln sie zwischen Gottsedianern und Bodmerianern, altfächsicher Schule und Anakreontikern, Franzosen- und Engländerfreunden. Joh. Elias Schlegel, Gellert und Rabener sind ihre Größen, doch reichen sie Gleim, Kleist und Ramler die Hand.

Die Mitglieder der Bremer Beiträge führten in dieser Geistesweise ein wenn nicht glorreiches, so doch gemüthlich verdienstvolles literärisches Leben, als sie die Mitgliedschaft des studiosus Klopstock gewannen. Cramer hatte, durch die Mefszeit aus seinem gewöhnlichen Zimmer verdrängt, ein Zimmer bezogen, in dem er die im Nachbarzimmer gepflogenen Gespräche überhören konnte, die ihn interessirten,

Joh. Arnold Ebert aus Hamburg, 1723—95, seit 1748 Lehrer, 1753 Professor am Carolinum in Braunschweig.

Nic. Ditr. Giseke aus Günz in Ungarn, 1724—65, verlebte seine Kindheit in Hamburg, studirte seit 1745 in Leipzig, 1748 Hauslehrer in Hannover und Erzieher des jungen Jerusalem, 1753 Prediger, 1754 Hofprediger in Quedlinburg, 1764 Superintendent in Sondershausen.

weil dieselben sich so häufig um Poesie drehten. Er hatte erfahren, dass daselbst zwei Studenten, Schmidt und Klopstock, wohnten. Er macht mit ihnen Bekanntschaft. Schmidt ist mit den bisherigen poetischen Leistungen der Deutschen nicht zufrieden und preist die Grösse der englischen Dichter. Auf Cramer's Einwürfe erklärt er, Deutschland besitze schon den Dichter, der es herheben würde, eilt, da Cramer natürlich darüber erstaunt ist, an den Waschkoffer und nimmt triumphirend daraus ein Manuscript; sein Stubenbursche Klopstock will es ihm wegnehmen, aber Schmidt beginnt zu lesen, jedoch so ungenügend, dass Klopstock es ihm nun wirklich entreisst, um es dem erstaunten Cramer selbst vorzutragen. Es ist ein Epos in Hexametern, die Messiaade!

Klopstock wurde Mitglied der Bremer Beiträge. 1748 erschienen in dem Blatte die drei ersten Gesänge des Messias.

Die alte Leyer war damit abgethan.

Gärtner und Arnold Schmid machten sich weiterhin in der Poesie nicht sonderlich bemerklich. Ad. Schlegel fand besonders durch seine Geistlichen Gesänge (1766) in entsprechenden Kreisen hohe Anerkennung. Seine Uebersetzung des Batteux (1752) mit Anmerkungen hatte seinen Ruf als Aesthetiker begründet. Cramer trat in seinen geistlichen Oden und Liedern in Klopstock's Fufstapfen. Er strebte nach Auffschwung und Würde, wurde aber von dem jüngeren Dichter und Freund in Schatten gestellt. (Wie Lessing bei Gelegenheit mit ihm umsprang und seinen Oberhofprediger-Hochmuth dämpfte, ist in den Lessing'schen Recensionen über den Nordischen Auffseher und bei der Besprechung der Klopstock'schen Genialität zu lesen.) Ebert wurde einflussreich durch seine Uebersetzung von Young's Nachtgedanken (1754). Giseke's gesammelte Gedichte wurden nach seinem Tode von Gärtner herausgegeben.

So interessant es nun auch ist, die Entwicklungen solcher Männer innerhalb ihrer beschränkten Kreise der poetischen Auffassung zu verfolgen, so gehört dieses doch nur in eine speciellere Untersuchung. Für die grossen Entwicklungen der deutschen Poesie kommen sie neben Klopstock, Lessing und Wieland nur noch beiläufig in Betracht.

Noch ein Geist der älteren Leipziger Schule, der sich übrigens von allem Coterie-Wesen fern hielt, sei schon hier genannt: Magnus Gottfried Lichtwer aus Wurzen (1719—1783). Lichtwer (seit 1747

Docent der Jurisprudenz in Wittenberg, später ohne Umgang mit Gleim in Halberstadt lebend, wo er als Regierungsrath starb) schrieb 1748 seine Fabeln und Erzählungen in Gellert'scher Manier. Diefelben wurden erst durch Gottsched's Lob allmälig beachtet, dann sehr beliebt. (Ramler machte sich zum großen und gerechten Aerger des Verfassers daran, eine dritte nach seinem Geschmack gebesserte und geänderte Ausgabe davon zu veranstalten.) Hier sei nur angeführt, dass der ewig junge «kleine Töffel» dazu gehört. In ihm sind die Vorzüge und ist die Art Lichtwer's characteristisch erkennbar. Weitere Bedeutung bekam Lichtwer nicht; sein Lehrgedicht «das Recht der Vernunft» (1758) verhallte wirkungslos wie die Lehrgedichte noch so mancher Zeitgenossen.

Es trat zu diesen Männern ein Anderer, ein großer Genius: Klopstock. Die Anhänger deutscher Dichtung hatten seit 1740 frohlockt; welche Geister hatten sich geregt, wie viel Neues war begonnen! Die neuen Theorien der Schweizer, Hagedorn, die Hallenser, die Leipziger Dramatiker, die Mitglieder der Bremer Beiträge, sie gehören nach ihren bleibenden Entwicklungen den wenigen Jahren von 1740—1748 an. 1748 erschienen in den Bremer Beiträgen die ersten Gefänge des Meffias.

Damit begann eine neue Zeit.

Neben Klopstock erhoben sich Lessing und Wieland!

Das deutsche Volk trat mit ihnen ein in die große Periode seiner Dichtung.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

POPULÄRE AESTHETIK

von

DR. CARL LEMCKE,

A. O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU HEIDELBERG.

MIT ILLUSTRATIONEN.

DRITTE STARK VERMEHRTE UND VERBESSERTE AUFLAGE.

Leipzig 1870.

VERLAG VON E. A. SEEMANN.

Preis broch. 2 Thlr. 21 Sgr.; eleg. gebunden 3 Thlr. 3 Sgr.

Im Jahre 1865 zum ersten Male erschienen, hat dies Werk durch seinen Erfolg das Urtheil eines Kritikers in den «Recensionen über bildende Kunst» bestätigt, der schon bei dem Erscheinen der ersten Lieferungen ausrief: «kurz, wenn uns nicht Alles trügt, so ist Herrn Lemcke der schon von so Manchem versuchte Wurf gelungen, uns eine populäre Aesthetik im vollen Sinne des Wortes zu verschaffen.» Jede Auflage hat den Werth des Werkes gesteigert, welches nach grossen Vorbildern des Alterthums und unserer grossen deutschen Literaturepoche anstrebt, die Ergebnisse der ästhetischen Forschungen und Anschauungen in klarer und kräftiger, anregender Weise allen Gebildeten zugänglich zu machen. Einer der jüngsten Kritiker sagt darüber:

„Dass es heute bereits in 3. Auflage vorliegt, beweist einerseits, dass es einem Bedürfniss des Publikums entsprach, andererseits, dass der Verfasser seine Aufgabe mit Geschick zu lösen verstanden; und ein Vergleich dieser dritten mit der ersten

Auflage (die zweite liegt uns nicht vor) zeigt, dass er nicht müssig gewesen, sondern im Bewusstsein des Ernstes seiner Aufgabe weiter gearbeitet und die Ergebnisse seinem Werke einverleibt hat. Das Buch ist ein populäres Werk im besten Sinne des Wortes. Es fesselt durch die Frische und den lebendigen Schwung seiner Darstellungsweise; aber es opfert an keiner Stelle der Popularität die wissenschaftliche Gründlichkeit auf.“

Auch andere Nationen haben es zu würdigen verstanden, indem sie es übersetzten, wie durch O. W. Ålund 1868 in der schwedischen Literatur geschehen, oder es ausschrieben, wie z. B. Herr J. van Vloten in seiner holländischen «Aesthetika of leer van den kunstsmaak» gethan.

Lieder und Gedichte

von

Carl Lemcke.

1861.

Hamburg, Höffmann & Campe, Preis 1½ Thlr.

Jugendgedichte, frisch, frei und fröhlich, in denen sich der Dichter mit Vorliebe auf den Boden der volksthümlichen Lyrik stellte. Singvogelweisen nannte sie ein Kritiker. Componisten wie Abt, Brahms, Rubinstein u. A., besonders aber R. von Hornstein haben viele der Lieder componirt, ein Beweis, dass sie das sind, wofür sie sich geben.

E. A. S.



Berkeley
RETURN
TO →

CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1	2	3
HOME USE		
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

1-month loans may be renewed by calling 642-3405

1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

AUG 20 1983

AUTO-DISC MAY 22 1987

RECEIVED BY

AUG 11 1983

CIRCULATION DEPT.

DEC 12 1984

RECEIVED BY

NOV 28 1984

CIRCULATION DEPT.

MAY 27 1987 ==

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY

FORM NO. DD6, 60m, 1/83

BERKELEY, CA 94720

LD9-30m-12, '76 (T2555s8) 4185—S-87

141

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY



8800721884

